Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

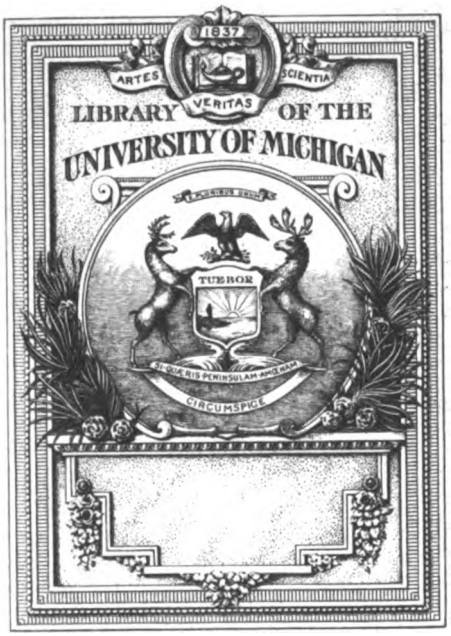
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 3 9015 00240 800 6
University of Michigan – BUHR

Digitized by Google



Digitized by Google

GN
700
.M25

Digitized by Google

Digitized by Google

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und für die Gesellschaft
für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von
Prof. Dr. Gustaf Kossinna

VII. Band

WÜRZBURG
Verlag von Curt Kabitzsch
Kgl. Universitäts-Verlagsbuchhändler
1915.

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg

Digitized by Google

Anthropology
Harr.
4-14-25
11414

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Aus Museen und Vereinen (Einzelheiten im Sachregister) 147
Bücherbesprechungen 198, 354
Nachrichten (Einzelheiten im Sachregister) 204, 356

Almgren, Oscar: Nachruf für Gabriel Gustafson (mit Bild, Tafel XXXIV) . 205
Arnd, Wolfg.: Zur Formenkenntnis der Kjökkenmöddinger-Flintgeräte (mit 3 Tafeln, XVII—XIX) 79
Bayer, Josef: Die Bedeutung der Moustérien-Station Markkleeberg bei Leipzig für die quartärchronologische Frage 315
Bing, Just: Das Kivikdenkmal (mit 11 Abb.) 61
Bing, Just: Götterzeichen (mit 14 Abb.) 263
Blume, Erich: Aus der Provinz Posen. Erwerbungen des Kaiser-Friedrich-Museums zu Posen im Jahre 1910 (mit 30 Abb. und 2 Tafeln, XXVII, XXVIII) . . 147
Hagen, Joachim Otto v. d.: Neuere Funde von Steinzeitgräbern in der Uckermark (mit 16 Tafeln, I—XVI) 33
Hahne, Hans: Hermann Klaatsch zum Gedächtnis (mit Bild, Tafel XLV) . . . 366
Hörter, Peter: Ein Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit bei Gering, Kreis Mayen, Rheinland; Schluß (mit 3 Abb.) 326
Hörter, Peter: Gräber der jüngsten Hallstattzeit bei Mayen, Rheinland (mit 2 Abb. und Tafel XXXVI) 331
Kossinna, Gustaf: Die illyrische, die germanische und die keltische Kultur der frühesten Eisenzeit im Verhältnis zu dem Eisenfunde von Wahren bei Leipzig (mit 44 Abb. und 1 Karte auf Tafel XXI) 87
Kossinna, Gustaf: Zu den vorgeschichtlichen Eisenbarren 339
Kossinna, Gustaf: Sitzungsberichte 1915 der Zweiggesellschaft Berlin . . . 183, 187
Kossinna, Gustaf: Nachrichten 204, 356
darin:
Robert Dorr, zum 80. Geburtstag (mit Bild) 360
Nachruf für Eduard Brenner 211
„ „ Hugo Jentsch 375
„ „ Johannes Ranke 387
„ „ Alfred Schliz (mit Bild, Tafel XLIV) 207, 364
„ „ Gustav Stimming 209
„ „ Heinrich Willers 209

Digitized by Google

Seite

Kriegsnachrichten 210, 376
Niedermendiger Basaltgeräte in Vorpommern 356
Der Sonnentempel Stonehenge verschachert 357
Das Oseberg-Schiff 357
Der Goldfund von Kommerau Kr. Schwetz in Westpreußen 359
Einsturz des Museums zu Leitmeritz in Nordböhmen 359
Von deutscher Art und Kunst 382

Lienau, M. M., Grabungen für das Lüneburger Museum 1912/13 (mit 5 Abb. und 5 Tafeln XXIX—XXXIII) 169
Mehlis, C.: Zu den vorgeschichtlichen Eisenbarren (mit 2 Abb.) 338
Montelius, Oscar: Das lateinische Kreuz (mit 60 Abb.) 281
Näbe, F., Max: Ein eisenzeitlicher Depotfund von Wahren bei Leipzig (mit 1 Abb. und Tafel XX) 83
Plettke, Alfred: Ursprung und Ausbreitung der Angelsachsen 347
Rohr, A. v.: Nachruf für Paul Quente (mit Bild, Tafel XLVI) 380
Stephan, Paul: Vorgeschichtliche Sternkunde und Zeiteinteilung (mit 13 Abb. und 1 Karte auf Tafel XXXV) 213
Stimming, R.: Die wendische Zeit in der Mark Brandenburg und ihrer Umgebung (mit 7 Abb. und 5 Tafeln, XXII—XXVI) 127
Stimming, R.: Frührömische Funde aus der Mark Brandenburg und ihrer Umgebung (mit 7 Tafeln, XXXVII—XLIII und 1 Karte) 342
Strauch, Karl: Skelettreste aus Steinzeitgräbern in der Uckermark 249
Wilke, Georg: Weitere Beiträge zur Heilkunde in der Indoeuropäischen Vorzeit (mit 39 Abb.) 1
Wilser, Ludwig: Nachruf für Otto Ammon 364
Wolff, Karl Felix: Wer waren die Altslawen? 135

Sachregister (von Ernst Snethlage) 389
Verzeichnis der Abbildungen im Text und auf den Tafeln (von Ernst Snethlage) 409

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Weitere Beiträge zur Heilkunde in der Indoeuropäischen Vorzeit.

Von Georg Wilke, Leipzig.

Mit 39 Textabbildungen.

Schon in meinem Buche: Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa[1]) und dann wieder in mehreren in Berlin[2]), Köln[3]) und Leipzig gehaltenen Vorträgen habe ich darauf hingewiesen, daß für die Erörterung des Indogermanenproblems auch die Feststellung des Ursprungsgebietes bestimmter gemeinindogermanischer Vorstellungen, die sich in Gestalt zahlreicher Bräuche und namentlich in der Volksheilkunde bis heute fortgeerbt haben, nicht unwichtig sei, und es ist mir, denke ich, auch gelungen, für eine ganze Reihe derartiger Vorstellungen an der Hand von archäologischen Tatsachen die europäische, in letzter Linie westeuropäische Herkunft zu erweisen. Auch die folgenden Ausführungen sollen diesem für den Archäologen, Folkloristen und Mediziner gleich wichtigen Kapitel gewidmet sein, und ich hoffe, daß sie als weitere Belege für die von mir bereits früher ausgesprochenen Auffassung dienen können.

Eine besonders wichtige Rolle im Volksaberglauben spielen die Füße und Fußspuren, an deren Stelle sehr häufig auch der Schuh erscheint. In Indien hat jemand, der zur Essenszeit mit ungewaschenen Füßen in ein Haus eintritt, den bösen Blick, und er bewirkt, daß der, der gerade ißt, krank wird oder das Genossene erbricht und so lange nichts genießen kann, bis die Wirkung des bösen Auges aufgehoben ist. Campbell und ihm folgend Seligmann erklären dies so, daß sich ein böser Geist unterwegs an einem Kreuzwege an die Sohlen der betreffenden Person anheftet und sie begleitet. Wäscht

[1]) Mannus-Bibliothek Nr. 10.
[2]) Med. Klinik 1913, Nr. 38—40.
[3]) Mannus VI. 15 ff.

Digitized by Google

sich nun diese Person vor Betreten des Hauses die Füße, so weicht der Geist zurück. Unterläßt der Betreffende aber das Waschen, so dringt der Geist mit ihm in das Haus ein und befällt den Essenden [1]). Ich meine, eine viel einfachere Erklärung liefert uns der Emanismus: An den Füßen haften eben ganz besonders wirksame Körperemanationen — man denke nur an das Verfolgen der Fußspuren durch Hunde — und mit dem Waschen werden auch die Emanationen entfernt, so daß diese nun nichts mehr schaden können.

Verwandte Anschauungen liegen vor, wenn man in den apenninischen Grenzländern bei Verhexung einer Kuh eine Handvoll Erde oder Staub von der Stelle, wo der vermeintliche Zauberer gestanden hat, aufhebt und der behexten Kuh auf ihren Rücken wirft [2]). In ganz ähnlicher Weise schützt man in Steiermark kleine Kinder durch Abreiben mit Fußbodenstaub aus Kirchen [4]) und auf Ceylon heilt man einen Kranken, indem man dreimal um ihn mit einem Gefäß herumgeht, das neben etwas Salz (ein sehr wirksames, auch sonst oft wiederkehrendes Zaubermittel; vgl. S. 19) und einigen Gewürznelken den Staub einer Stelle enthält, wo der krankheitbringende Zauberer seine Füße hingesetzt hatte [5]). In Esthland schüttet man heiße Asche in die Fußspuren, offenbar in der Absicht, die Spuren nicht nur zu verdecken, sondern zugleich auch die darin haftenden Emanationen zu vernichten, oder, modern medizinisch ausgedrückt, die betreffende Stelle zu sterilisieren. In Rußland endlich wird die Fährte dessen, den man behexen will, ausgegraben und dem Kaldun (Zauberer) überbracht, der darüber seine Zaubersprüche liest; wünscht man dem zu Behexenden nur Gram an, so versteckt der Kaldun den Fußsohlenabdruck unter dem großen Dachbalken oder einer Oberschwelle; wird jedoch tödliche Rache gefordert, so verbrennt der Kaldun um Mitternacht die Fährte im Badehause und der Behexte muß alsbald sterben [6]).

Dieselbe emanistische Wirkung wie den menschlichen Fußspuren kommt natürlich auch den Fußspuren von Tieren zu. So schützt man in vielen Gegenden Deutschlands ein auf dem Markte gekauftes Tier gegen Hexerei, indem man ein wenig Erde von der Fußspur des ersten Schrittes, den es nach dem Kaufe gemacht hat, aufhebt und hinter sich jenseits der Marktgrenzen wirft [7]). Und bei den Wanderzigeunern Siebenbürgens wird zum Schutze eines neu erworbenen Tieres eine Fußspur von ihm aus dem Fußboden ausgeschnitten und, nachdem sie mit dem Blute des neuen Eigentümers bespritzt ist, mit

[1]) Seligmann, Der böse Blick und Verwandtes.
[2]) A. a. O.
[3]) A. a. O.
[4]) A. a. O.
[5]) A. a. O.
[6]) Mitt. d. Wien. Anth. G. 1901 (134).
[7]) Seligmann, a. a. O.

Digitized by Google

neun Haselnußzweigen und einigen Haaren in der Nähe des Lagerfeuers in ein Loch vergraben, das dann sorgfältig mit Erde zugestopft wird.

Ganz besonders kräftig mußten natürlich die emanistischen Wirkungen solcher Fußspuren sein, die man hervorragenden Menschen, Heroen oder Halbgöttern oder auch bestimmten mythischen Tieren zuschrieb. Daher der weitgehende Kult, den man mit der Fußspur Buddhas trieb, ebenso die Verehrung der angeblichen Fußspuren des Griechischen Herakles, des Nordischen Roland, der Sonnenrinder in Sizilien usw.[1]).

Wie den Fußspuren, so schreibt man auch den Schuhen, die ja gewissermaßen ein Reservoir der Fußemanationen bilden, eine große Zauberwirkung zu. Fast überall herrscht der Glaube, daß Schuhe an die Türe mit den Spitzen nach auswärts gestellt, den Hexen und sonstigen bösen Geistern den Eintritt verwehren[2]). In Bayern wird empfohlen: „Wenn sich jemand wider seinen Willen an eine Person des anderen Geschlechtes mit Liebe gefesselt sieht, so ziehe derselbe ein Paar neue Schuhe an, gehe eine Meile weit sehr rasch darin, daß die Füße in Schweiß geraten, ziehe nachher den rechten Schuh aus, gieße Bier oder Wein hinein und tue daraus einen Trunk, so wird er von Stund an geheilt sein[3])." In Klein-Rußland suchen die Mädchen, um die Liebe ihres Auserwählten zu erregen, etwas von dessen Sohle abzuschaben, das sie dann in einem Getränk zu sich nehmen[4]). Und in der Normandie läßt der Liebhaber durch einen Schuhmacher ein Goldstück zwischen die Sohlen der Schuhe seiner Braut einfügen[5]). In Bengalen stellt man neben einem neugebauten Haus zu dessen Schutz einen schwarzen Topf, einen Strohwisch und einen alten Schuh auf[6]). Die Serben räuchern gegen den bösen Blick das Bettzeug des Neugeborenen mit alten Stiefeln[7]), und bei den Hindus und Parsen in Bombay und Koban befestigt man alte Schuhe an die Fruchtbäume, damit diese nicht vom bösen Blick verdorben werden und gute Früchte bringen. Endlich findet sich der Schuh auch noch vielfach als Amulett, so vor allem in Italien, Oberbayern und Steiermark, wo er neben der Kröte, dem Hund, dem Beil, der Leiter usw. an den oft sehr wertvollen silbernen Amulettketten erscheint[8]) (Abb. 1).

---

[1]) Wilke, südwesteuropäische Megalithkultur u. ihre Bez. zum Orient; Mannus-bibl. Nr. 7.

[2]) Seligmann, a. a. O. II, 17. Allerdings kommt hierbei wohl auch noch die apotropäische Wirkung der Spitzen in Betracht; vgl. unten S. 15.

[3]) Lammert, Volksmed. u. medizin. Abergl. in Bayern I. 154.

[4]) Mitt. d. Wien. A. G. 1901, S. (134).

[5]) Seligmann II, 19.

[6]) Ebenda 41.

[7]) A. a. O. 228.

[8]) Mus. d. Österr. Ver. f. Volksk. in Wien.

Einen kleinen als Amulett dienenden goldenen Schuh erwarb ich jüngst auch neben verschiedenen anderen Amuletten in der Gegend von Lille.

Digitized by Google

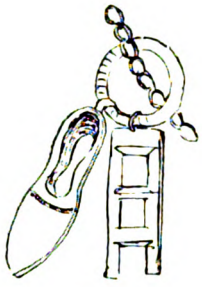


Abb. 1.
Anhängsel eines goldenen Halsbandes aus Siebenbürgen. J. Arneth, Gold- und Silbermonumente. Wien 1850.

Abb. 2.
Siegel oder Amulett von Barenrah, Hamipur-Distr. Journ. As. Soc. XLVI pl. XIV.

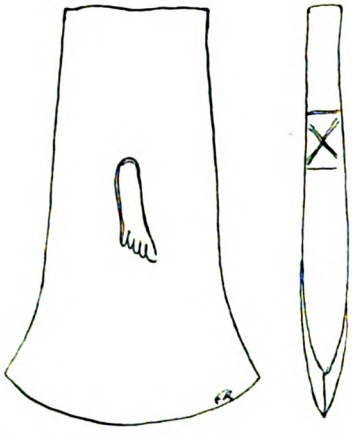


Abb. 3.
Bronzeflachbeil aus dem Depotfund von Mersina, Klein-Asien. v. Luschan, Prähist. Bronzen aus Klein-Asien; Globus Jg. 1902, S. 198 Fig. 14.

Abb. 4.
Fußsohle mit kammartigem Zeichen auf einem Felsen v. Gebel-Hetemar, Morgan, a. a. O. 1896 Fig. 490, 25.

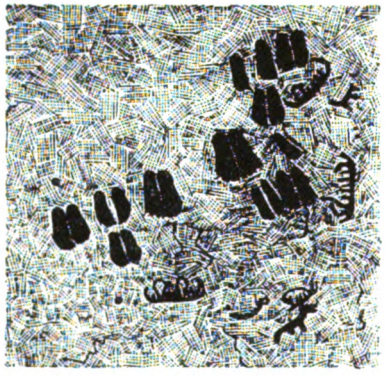


Abb. 5.
Fußdarstellungen auf einem Felsenbilde bei Lökeberg in Bohuslän.

Abb. 6. Fußdarstellung auf dem Tragstein des Megalithgrabes Petit-Mont bei Arzon: Mortillet, Musée préhist. pl. LXV Fig. 699.

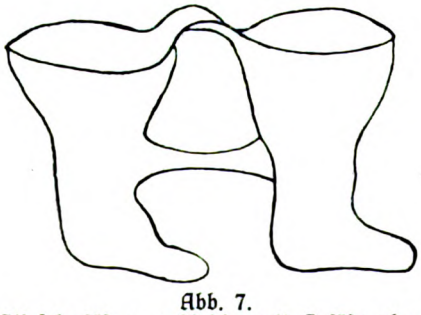


Abb. 7.
Stiefelgefäß a. e. Siedlg. mit Gefäßmalerei v. Schipenitz, Ger.-Bez. Kolzmann, Bukowina; K. K. Hist. Hof-Mus. Wien.

Abb. 8. Miniaturgefäß a. e. Siedlg. m. Spiral-Mäanderker. in Mähren; etwa 1/1. Sammlg. Palliardi.

Digitized by Google

Dem menschlichen Schuh entspricht beim Pferd und Maultier das Hufeisen, das also nicht nur wie man gewöhnlich annimmt, seiner mondhornförmigen Gestalt seine Kräfte verdankt, sondern die dem Pferde selbst zugeschriebenen Kräfte in sich aufgespeichert enthält und daher selbst noch in Teilstücken, bei denen von einem an die Mondgestalt anknüpfenden Analogiezauber nicht mehr die Rede sein kann, seine Wirkung entfaltet. So sah ich kürzlich bei einer jungen Buchhalterin in der Gegend von Lille einen aus einem gefundenen Hufeisen hergestellten versilberten Fingerring, den sie ständig als glückbringendes und unheilabwehrendes Amulett am Finger trug und von dem sie sich weder auf mein Bitten noch gegen Versprechungen trennen mochte (Zusatz während der Korrektur).

Archäologisch belegbar ist dieser Glaube schon für sehr frühe Zeiten. Abgesehen von den zahllosen kultischen und talismanischen indischen Darstellungen (Abb. 2), begegnen wir Fußabdrücken wiederholt auf Bronze- und Kupfergeräten (Abb. 3), und in neolithischer Zeit ebensowohl unter den ägyptischen (Abb. 4) wie den skandinavischen (Abb. 5) Felsenzeichnungen, namentlich aber an den Wänden der französischen Ganggräber und Dolmen (Abb. 6), wo sich nicht nur menschliche, sondern auch tierische Fußabdrücke öfter dargestellt finden. Auch die im Lausitzer Formenkreise ab und zu vorkommenden Stiefelgefäße dürfen wir wohl auf diese Vorstellungen beziehen, ebenso wie einige Gefäße aus dem Formenkreise mit bemalter Keramik (Abb. 7) und einige noch nicht veröffentlichte Miniaturgefäße in Form eines Fußes aus neolithischen Siedlungen mit Spiral-Mäander-Keramik Mährens, die ich in der höchst sehenswerten und vorzüglich geordneten Sammlung des Herrn Palliardi in Mährisch-Budwitz gesehen habe (Abb. 8).

Endlich findet sich eine Darstellung von zwei Fußsohlen auch schon in der paläolithischen Pasiegahöhle in Nordspanien (Abb. 9). Allerdings fassen sowohl Breuil wie Weule namentlich mit Rücksicht auf die örtlichen Verhältnisse — die Darstellung ist am Eingange der Höhle angebracht — diese Zeichen lediglich als eine primitive Bilderschrift auf und sie deuten die Fußsohlenabdrücke als ein Verbot, die Höhle zu betreten, wobei die Füße, wie bei vielen Bilderschriften lebender Naturvölker, nur den Akt des Gehens andeuten und auf den Nichtzutrittberechtigten zu beziehen sein würden. Diese Auffassung wird gewiß insoweit zutreffend sein, als es sich um ein Zutrittsverbot handelt. Nur möchte ich die Fußabdrücke nicht auf den abzuwehrenden Fremden, sondern auf die Person des Eigentümers der Höhle beziehen, dessen Seele in emanistischem Sinne gewissermaßen den Abdrücken einverleibt ist und am Eingange der Höhle die Wacht hält. Dieser Darstellung liegt also nach meiner Auffassung der gleiche Gedanke zugrunde, wie dem noch heute vielfach herrschenden Brauche eine Person dadurch zu schädigen, daß man in seine Fußspur einen Nagel einschlägt oder den ganzen Fußabdruck

Digitized by Google

ausschneidet und verbrennt. Auch hier steckt eben in den Fußabdrücken die Seele des Betreffenden und mit der Schädigung oder Vernichtung der Abdrücke wird auch seine Seele und damit zugleich auch er selbst geschädigt oder vernichtet[1]).

Mit den Vorstellungen von der Zauberwirkung der Füße, Fußabdrücke und Schuhe steht auch noch der Glaube an die Bedeutung des „Tretens" und „Überschreitens" in Verbindung. Denn auch hierbei werden die spezifischen Kräfte des Schreitenden durch die Füße auf die unter ihnen liegenden Wesen oder Gegenstände übertragen, um bald eine schädigende, bald eine gedeihliche Wirkung auszuüben. Unter den Tritten von Geistern oder

Abb. 9. Pasiegahöhle.

Zauberern, von Engeln oder Teufeln sprossen die mannigfachsten Zauberpflanzen auf[2]). „Wenn man über ein Kind hinwegschreitet / so wächst es nicht mehr; hat es aber einer doch getan / da schreien sie mit vollem Hals / man

[1]) Diesen Glauben habe ich auch in Nordfrankreich wiedergefunden, das überhaupt eine wahre Fundgrube für volksmedizinische Bräuche und Vorstellungen bildet. So zeigte mir jüngst eine sonst sehr feingebildete und geistig sehr gut veranlagte, aber stark zu Mystizismus neigende Französin die Photographie eines Mannes, auf der sie in die Augen und die Herzgegend Stecknadeln eingestochen hatte. Sie war fest überzeugt, durch diesen — früher auch in Deutschland weit verbreiteten — Analogiezauber die betreffende Person, an der sie sich rächen wollte, verderben zu können. Von verwandten, gleichfalls in Lille herrschenden Bräuchen, wußte mir auch Herr Dr. Rigault im Museum in Lille zu berichten.

[2]) R. Meringer, Einige primäre Gefühle des Menschen, ihr mimischer und sprachlicher Ausdruck; Wörter und Sachen V.

Digitized by Google

solle wieder zurück über solch Kind schreiten[1])." Im fränkischen Ries überschreitet der böse Mann das Vieh und macht es krank, daß es verwirft. Das Götterroß, das den Wagen des Asklepios zog, heilte mit seinem Tritte einen kraftlos gewordenen Kranken[2]) und bei Plutarch bitten die Frauen von Elis den Gott Dionysos, mit seinem wütenden Stierfuß zu erscheinen: „*ἐλθεῖν ἥρω Διόννσε, Ἀλείων ἐς ναὸν ἅγνον σὺν Χαρίτεσσιν ἐς ναὸν τῷ βοέῳ ποδὶ θύων*". Diesen Gesang wiederholten die Frauen zweimal und schlossen: „*ἄξιε ταῦρε!*" (= schätzbarer Stier)[3]).

H. v. Prott hat diesen Stierfuß als Stierphallus aufgefaßt[4]), doch ist diese Auslegung schon von Höfler, wie ich glaube mit vollem Rechte, abgelehnt worden. Der Stierfuß ist vielmehr, wie auch aus dem Schlusse des Hymnus erhellt, als wirklicher Fuß des gottgleichen Stieres aufzufassen, der mit seinem Fußtritte durch Überschreiten auf die Frauen Gebärkraft emanieren sollte. Diese Auslegung erscheint mir um so beachtlicher, als gerade beim Gebärakt das Treten und Überschreiten als Zauberhandlung besonders häufig vorkommt. In Mittelfranken darf man nicht über eine kreißende Frau steigen, sonst gebärt sie schwer und das Kind wird ein „Büttling"[5]). Im südslawischen Gußlarenliede tritt der verzauberte Drache seiner von ihm geschwängerten Frau mit dem Fuße auf den Leib, damit diese von ihrer neun Jahre bewahrten Leibesfrucht entbunden werde[6]), und bei den Esthen steigt der Ehemann über den Leib seiner Frau hinweg, wenn die Entbindung nicht vorwärts gehen will[7]).

In etwas abgeschwächter Form kommt die gleiche Vorstellung zum Ausdruck, wenn man in Mittelfranken bei schweren Geburten die Sprungbeine eines Hasen anwendet, die entweder als Pulver innerlich genommen oder auf der Brust getragen werden[8]). In Armenien[9]), in Syrien[10]), in der

---

[1]) Höfler, ein alter Heilritus; Arch. f. Gesch. d. Med. VII, 392.

[2]) *Δίαιτος Κύρνιος. Οὗτος ἀκρατὴ ἐὼν ἐτύγχανε τῶν γονάτων ..... ἐπεὶ δὲ αὐτὸν οὗτοι ἔξω ἤνεγκαν, ἅρμα ζεύξαντα τὸν θεὸν ἵππων περιλαύνειν περὶ αὐτὸν κύκλωι καὶ καταπαθεῖν νιν τοῖς ἵπποις καὶ οὐ τὰ γόνατα ἰσχυρὰ γένεσθαι εὐθύς. ἀμέρας δὲ γενομένας ὑγιὴς ἐξῆλθε* (Inscr. Gr. IV, 952, 110ff.).

[3]) Höfler, a. a. O. 393.

[4]) Arch. f. Rel.-Wiss. IX, 88.

[5]) v. Hovorka und Kronfeld, Vgl. Volksmedizin. II, 562.

[6]) Höfler, a. a. O. 393. Hinsichtlich der Entstehung der Vorstellung von solchen fabelhaften Spätgeburten vgl. meine Ausführungen in meiner Arbeit: Einfluß des Sexuallebens auf die Mythologie und Kunst der Indoeuropäischen Völker; Mitt. d. Wiener Anthr. Ges. 1912 H. 1.

[7]) J. Grimm, Deutsche Myth. III, 488, 21.

[8]) v. Hovorka und Kronfeld, II, 562.

[9]) A. a. O. 574.

[10]) Ebenda.

Digitized by Google

Herzegowina [1]), bei den Ruthenen [2]), den Slowaken und anderwärts läßt man die Frau zur Beförderung der Entbindung Wasser aus den Schuhen ihres Mannes trinken und in Serbien kriecht die Frau bei Wehenschwäche zwischen den Beinen ihres Mannes durch, während dieser gleichzeitig sie mit ihrem Hochzeitskleide auf die Kreuzgegend schlägt [3]). Endlich sei hier noch eines in Armenien herrschenden sehr eigentümlichen Brauches gedacht, wo ein Schimmel als Geburtshelfer auftritt. Bei schwerer Geburt legt man nämlich auf den Busen einer Frau einen Haufen Gerste und läßt diese von einem ungesattelten Schimmel von der Brust der Frau wegfressen [4]). Wenn hierbei auch nicht mehr ein Überschreiten der Kreißenden stattfindet, so ist dabei doch bemerkenswert, daß es, wie bei den vorhin erwähnten griechischen Bräuchen, die Kraftemanationen eines größeren Tieres sind, die man zur Förderung der Wehen verwendet. Dieser Brauch erinnert übrigens noch sehr an eine bei den Esthen herrschende Hochzeitssitte: Sieht man den Bräutigam kommen, so beeilt man sich, ihm den Sattelgurt zu lösen, denn das soll bei seiner künftigen Frau eine leichte Entbindung bewirken [5]).

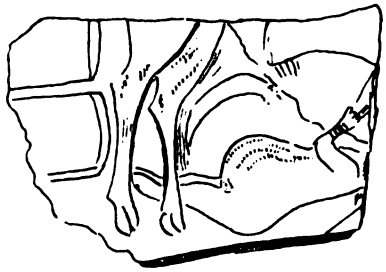


Abb. 10.
La femme au renne. Zeichnung auf einem Renngeweih; Laugerie-Basse.

Auch diese Vorstellungen lassen sich nun bis in die paläolithische Zeit zurückverfolgen, aus der die oft genannte „femme au renne“ ein typisches Beispiel dafür bildet (Abb. 10). Die Szene, die auf einem Renntierknochen sehr realistisch dargestellt ist, führt uns eine hochschwangere, also im Gebärakt befindliche, mit Halsperlen und Armreifen geschmückte Frau vor Augen, die flach auf dem Rücken liegt und sich mit der linken Hand an einigen längsgestreckten Fasern (Seil?) anzuhalten scheint. Über dem Bauch der Frau findet sich eine hornförmige Einritzung, die entweder als wirkliches Horn aufzufassen ist und als solches eine apotropäische Bedeutung haben muß (s. u. S. 15 ff.), vielleicht aber auch nur den bogenförmigen Oberteil der Hüttentür andeuten soll, als deren Seitenpfosten man gewöhnlich die links befindlichen Striche auffaßt. Über die Frau schreitet ein männliches Renn hinweg, das im Verhältnis zu der am Boden liegenden Frau ganz übernatürlich groß erscheint und dadurch jedenfalls als Träger einer ganz besonders großen Kraft gekennzeichnet werden soll. Im übrigen ist die ganze Darstellung

[1]) A. a. O. 571.
[2]) A. a. O. 569.
[3]) A. a. O. 571.
[4]) A. a. O. 574.
[5]) J. Grimm III, 487, 6.

Digitized by Google

jedoch, wie gesagt, außerordentlich realistisch und es kann daher kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Künstler hier einen ganz bestimmten Geburtsritus hat darstellen wollen.

In diesem Sinne ist die Darstellung auch schon von R. Meringer gedeutet worden [1]), nur erblickt er in der Handlung des Hinüberschreitens ein Abstreifen des auf dem Weibe sitzenden und die Geburt hindernden Dämons, also den gleichen Vorgang, wie wir ihn beim Durchkriechen oder Durchziehen durch gabelförmige Äste oder Wurzeln, durch Baumlöcher, durch die Sprossen einer Leiter usw. und namentlich beim Wälzen vor uns haben. Indessen ist diese Erklärung wohl kaum zutreffend. Denn einmal wird von primitiven Völkern, wie schon Höfler [2]) mit vollem Recht gegen die Deutung Meringers eingewendet hat, das Geburtshindernis immer nur im drinnensitzenden Fötus gesucht, und sogar zu einer elbischen Gestalt dämonisiert. Vor allem aber ergibt sich dies aus den vorhin angeführten mannigfachen Bräuchen, bei denen überall die unmittelbare Kraftübertragung durch den Fuß klar hervortritt. In diesem Sinne haben wir also auch die Darstellung von der Laugerie-Basse aufzufassen, die gewiß nur eine talismanische Bedeutung hatte und bestimmt war, die in ihr inkorporierten Geburtskräfte zu emanieren.

Ein anderer als Zauberritus wie zu bloßen apotropäischen Zwecken viel angewendeter Brauch bildet die Verhüllung des Körpers oder einzelner Körperteile und namentlich die Verhüllung des Gesichtes, die den Betreffenden dem Anblick der Dämonen entziehen soll.

Die Verhüllung kann entweder erfolgen durch Bestreuen oder Bedecken des Körpers oder erkrankter Körperteile mit Staub, Erde, Gips, Farbe, Schmutz usw. So erhalten die Mädchen bei den Badagos im Nilgerrigebirge, wenn sie das 12. Jahr erreichen, eine dichte Kruste von Rußschlamm an die Stirn geschmiert [3]). In den schottischen Hochlanden bringt man gegen den bösen Blick an den Ohren, auf der Nase und zwischen den Hörnern des Viehes einen Teerfleck an. In Serbien wird dem Kind, wenn es hübsch und kräftig, und deshalb dem bösen Blick ausgesetzt ist, die Nase mit Kohle beschmiert. In Griechenland macht man hinter das Ohr des Kindes einen Fleck mit dem Ruße eines durch Rauch geschwärzten Kessels oder einer Bratpfanne [4]). Und im alten Rom und Griechenland steckten die Wärterinnen und Mägde einen Finger in den Schlamm, der sich auf dem Boden der öffentlichen Bäder befand, und salbten damit die Stirne des Kindes, um „das schädliche Auge,

[1]) R. Meringer, Einige primäre Gefühle des Menschen, ihr mimischer und sprachlicher Ausdruck; Wörter und Sachen Bd. V, 165.
[2]) A. a. O. 391.
[3]) Seligmann, a. a. O. II, 39.
[4]) Ebenda 244.

Digitized by Google

die Bezauberung und den Neid" abzuhalten, wie Joh. Chrysostomus erzählt. Ähnliche Bräuche, die sich heute noch bei den Griechen, Rumänen und anderen Völkern finden, herrschten früher auch in Deutschland, so daß der Verfasser der gestriegelten Rockenphilosophie entrüstet ausruft:

Welch unvernünftig Wesen erdenkt das Weiber-Hirn,
Daß sie mit Dreck und Koth der armen Kinder Stirn
Besudeln und beschmieren für Neid und Zauberey?
Ich kann gar nicht begreifen, daß das vernünftig sey.

In vorgeschichtlicher Zeit gehört zu dieser Form der Verhüllung — die übrigens außer zu apotropäischen Zwecken auch noch beim Totenzeremoniell verwendet wird — meines Erachtens die bisher noch nicht genügend erklärte Bestreuung der Toten mit Ocker, wie wir sie nicht nur in zahlreichen äneolithischen und neolithischen Gräbern Südrußlands[1]), Siziliens, Mittel- und Oberitaliens[2]) antreffen, sondern selbst schon aus paläolithischer Zeit kennen[3]). Man hat lange Zeit gemeint, daß es sich dabei um eine bloße Färbung der durch ein besonderes Mazerationsverfahren von ihren Weichteilen befreiten Knochen gehandelt habe, oder wohl gar die Rotfärbung nur als eine rein zufällige, durch die in der Graberde befindlichen Farbstoffe hervorgerufene Erscheinung erklären wollen. Das letzte halte ich mit Rücksicht auf die Stärke der Färbung bei den meisten Knochen für völlig ausgeschlossen, doch erscheint auch die erste Deutung heute kaum mehr annehmbar. Denn wenn auch die zweistufige Bestattung in vorgeschichtlicher Zeit ohne Zweifel vielfach geübt worden ist, so kann man sich doch nur schwer vorstellen, daß hierbei die Knochenreste noch nachträglich künstlich gefärbt worden sein sollten. Die einfachste Erklärung bleibt vielmehr die, daß man den ganzen Körper, oder nur den Kopf oder sonstige Teile mit Ockerpuder verhüllte, der dann später nach dem Wegfaulen der Weichteile die Rotfärbung der Knochen bewirkte. Das Bestreuen kann dann aber nur eine apotropäische Bedeutung gehabt haben. Man wollte eben den Toten durch die Verhüllung unkenntlich machen, so daß er den Blicken rachsüchtiger Dämonen entzogen war und ungefährdet seine Reise nach dem Jenseits ausführen konnte. Daß bei der Verwendung gerade von Ocker auch noch das Rot eine wichtige Rolle mitgespielt hat, brauche ich nach meinen früheren Ausführungen wohl nicht erst besonders zu betonen[4]).

Eine zweite Form der Verhüllung bildet das Einwickeln des Körpers oder einzelner Körperteile in tierische Häute. Diesen Brauch habe

[1]) Graf A. Bobrinskoy, Notes d'archéol. russe; Rev. archéol. 1904 I, p. 2.

[2]) Pigorini, Silex et ossements humains peints en rouge trouvés dans une sépulture dans la province de Rome; Congr. intern. d'anthr. et d'archéol. préh. Lisbonne 1880, p. 312.

[3]) Piette, Les galets color. de Mas d'Azil; l'Anthr. 1896, 386.

[4]) Wilke, Mannus VI, 40.

Digitized by Google

ich namentlich bei meiner Reise im nördlichen Persien kennen gelernt, wo man sich sowohl bei Verletzungen als auch bei mancherlei inneren Erkrankungen in die Haut eines frischgeschlachteten Hammels oder Rindes einwickelt. Doch finden sich verwandte Bräuche auch noch in vielen europäischen Ländern[1]) und ebenso lassen sie sich für das Altertum nachweisen. Der griechische Herakles trägt die Löwenhaut, Dionysos ein Fuchsgewand, der gallische Despeter eine Wolfshaut. Zur Verhütung von Krämpfen empfiehlt Plinius das Einhüllen der Kinder in eine Eselshaut[2]) und die keltischen Iren opferten zu Heilzwecken ein Schaf, in dessen noch warmes Fell sie den Kranken einhüllten[3]).

Allerdings treten bei der therapeutischen Verhüllung in Tierfelle zur apotropäischen Wirkung der Verhüllung selbst noch zwei weitere Momente hinzu, nämlich einmal die unter der umhüllenden frischen und noch blutigwarmen Haut sich entwickelnde feuchte Wärme. Die Haut wirkt also hier als eine Art Prießnitzumschlag und es ist daher höchstwahrscheinlich, daß bei diesem Heilritus empirische Beobachtungen eine wesentliche Rolle mitgespielt haben. Ein zweites noch wichtigeres Moment liegt in der magischen Kraft des Tierfelles an sich, die eben durch das Tragen auf den Träger emaniert und so in dessen Körper zur Wirkung gelangt.

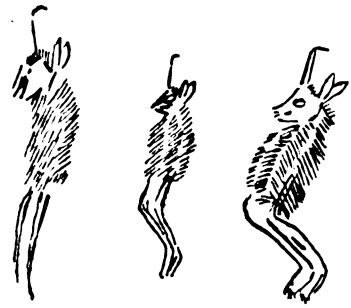


Abb. 11.
Darstellungen von Tiermasken auf einem Kommandostabe vom Abri Mège, Dordogne.

Darstellungen, die sich auf diese Vorstellungen beziehen, besitzen wir sowohl aus dem klassischen Altertum, wie auch aus vorgeschichtlichen Perioden in hinreichender Zahl. Ich beschränke mich hier darauf, eine Zeichnung auf einem Kommandostabe vom Abri mège in der Dordogne wiederzugeben, die offenbar einen Zaubertanz darstellen soll, wie wir ihn ja in ganz ähnlicher Weise auch noch bei zahlreichen Naturvölkern antreffen (Abb. 11).

Eine dritte Form der Verhüllung haben wir in den Gesichtsmasken vor uns, die nicht nur bei bestimmten Festen und Kulttänzen zur Vertreibung des Winters, von Krankheiten, von allerhand Dämonen usw. getragen wurden und diese Bedeutung, freilich stark abgeblaßt, noch heute in den Mohrentänzen Englands, dem Perchtenlaufen Tirols und verschiedenen anderen Volksbräuchen aufweisen, sondern die auch sonst noch vielfach zu apotropäischen Zwecken verwendet werden. Schreck- und Satyrmasken als Apotropaien

[1]) So nach mündlicher Mitteilung des Oberstabsarzt Bischoff in der Sächsischen Oberlausitz.

[2]) Plin. nat. hist. XXVIII, 19, 258.

[3]) Mac Culloch, The religion of ancient Cetls 259.

Digitized by Google

findet man auf Schildern, Harnischen, am Kopfschmuck von Pferd und Menschen, auf Stirnziegeln und mancherlei anderen Gegenständen. Man befestigt

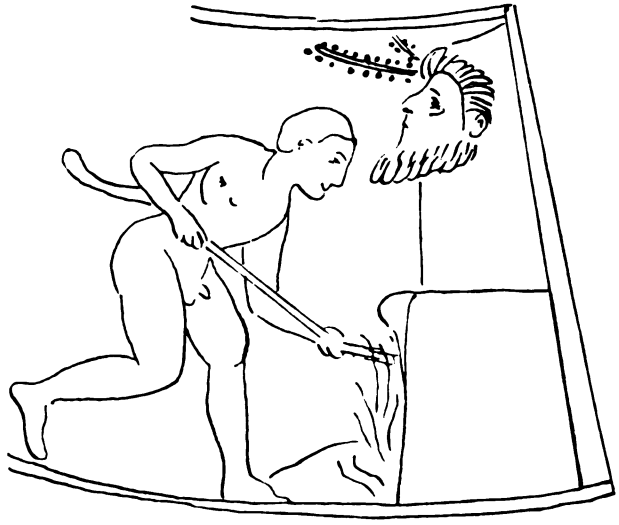


Abb. 12.
Ofen mit Maske. Verhandlg. d. Ges. d. Wiss. z. Leipzig 1854 Taf. I u. Seligmann II S. 431 Fig. 224.

Abb. 13.
Goldmaske von Mykenä.

sie an Bäumen und Weinstöcken. Die Töpfer hängten sie an die Öfen (Abb. 12), ebensowie die Schmiede nach dem Zeugnisse des Pollux allerlei „beachtens-

Digitized by Google

werte Dinge" zur Abwehr des Neides vor ihren Feuereſſen anhängten oder abbildeten [1]).

Eine ganz ähnliche apotropäiſche Bedeutung kommt zweifellos auch den ehedem ſehr weitverbreiteten Totenmasken zu, wie den Goldmasken von Kujundſchik und Kertſch in Südrußland, den polychromen Tonmasken in den Gräbern Karthagos, den etruskiſchen und ägyptiſchen Grabmasken, den Goldmasken von Mykenä (Abb. 13), den Gipsmasken in den ſibiriſchen Tſchudengräbern, den Kupfer- und Holzmasken Perus uſw. Sie alle haben, wie es auch von den Bewohnern der Aleuten ausdrücklich berichtet wird, den Toten vor den Dämonen zu bergen, teilweiſe wohl auch dieſe ſelbſt durch ihre Scheußlichkeit abzuſchrecken.

Abb. 14.
Figuren mit „ſchnauzenförmigen" Geſichtern von Altamira.

Als Zeugnis für die Verwendung derartiger Masken in vorgeſchichtlicher Zeit können wir gewiß manche der ebenſowohl in der Hallſtatt- und Bronze- [2]), wie auch ſchon in neolithiſcher Zeit [3]) öfter vorkommenden vogelköpfigen Menſchenfiguren auffaſſen, wenn es ſich auch im Einzelfalle meiſt nur ſchwer entſcheiden läßt, ob wir es hierbei wirklich mit maskierten Menſchen oder mit einer Darſtellung von Miſchweſen zu tun haben [4]). Auch bei manchen paläolithiſchen Menſchenfiguren, die bei einem ſonſt gut dargeſtellten Körper ein fratzenhaft verunſtaltetes affenartiges Geſicht zeigen und von manchen deshalb geradezu als Darſtellungen damals lebender pithekoider Menſchen aufgefaßt worden ſind, dürften wir es wohl mit einfachen Maskendarſtellungen zu tun haben, die gleichfalls nur eine apotropäiſche oder wenigſtens Zauber-Bedeutung gehabt haben können (Abb. 14).

Eine vierte Form der Verhüllung endlich bildet die den Kopf und das Geſicht bedeckende Haube. Sie findet ſich gegenwärtig beſonders als ſog. Chryſamhäubchen, mit dem in den Nordalpen das Köpfchen des Neugeborenen beim Taufgange umhüllt wird, und als Wöchnerinhäuberl, das einen Schutz gegen Eklampſie und Kindbettfieber bilden ſoll, früher aber auch noch bei mancherlei anderen Krankheiten, bei Epilepſie, bei Kopfweh, bei Variola uſw. verwendet wurde und noch heute an manchen Heilorten (mit und ohne Quellenkult) verkauft wird [5]).

Auch dieſe Form der Geſichtsverhüllung läßt ſich, wie zuerſt R. Meringer

[1]) Seligmann II, 308.
[2]) Hörnes, Urg. d. Kunſt.
[3]) Ebenda.
[4]) Wilke, Kulturbez. zwiſchen Indien, Orient u. Europa.
[5]) Höfler.

Digitized by Google

gezeigt hat[1]), bis in das Spätpaläolithikum zurückverfolgen, wo wir ihr bei der oft genannten Venus von Willendorf, den beiden Frauenfiguren von Laussel

Abb. 15.
Frauengestalt mit Gesichtshaube in der Grotte von Laussel.
Gaston Lalanne, Bas-Reliefs à figuration humaine de l'abri sous roche de Laussel. L'Anthropologie 1912. Bd. XXIII S. 143 Fig. 6; etwa 1/3 n. Gr.

(Abb. 15 u. 21) und wahrscheinlich auch einer Statuette von Mentone begegnen. Ebenso scheinen auch die weiblichen Schädel und wohl auch Kinderschädel

[1]) R. Meringer, a. a. O., S. 157 ff.

Digitized by Google

in der Ofnethöhle einen haubenartigen Schmuck getragen zu haben. Bei einzelnen dieser Schädel lagen bis zu 69 Stück durchbohrter Hirschzähne und daneben noch zahlreiche Schnecken, die „kollierartig fast um den ganzen Schädel gelegt, teils zusammengekittet waren“ [1]). Endlich fanden sich ganz gleichartige Erscheinungen auch noch in dem Doppelgrabe der „Kindergrotte“ von Mentone und ebenso in der östlich davon gelegenen Grotte du Cavillon. Hier lagen um den Schädel des dort bestatteten Mannes „zahlreiche durchbohrte Nassamuscheln und 22 desgleichen angeöhrte Augenzähne vom Edelhirsch, die sich zumeist auf die Schläfen verteilten [2]). Sie waren wohl einstmals in ein Kopfnetz eingeflochten, wie es heute noch in Italien getragen wird“. Ihre Parallele haben diese paläolithischen Muschelhauben in den gleichfalls aus Muschelschalen gefertigten Masken der nordamerikanischen Mounds, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß zwischen beiden räumlich und zeitlich so weit auseinanderliegenden Erscheinungen ein unmittelbarer genetischer Zusammenhang bestehen soll.

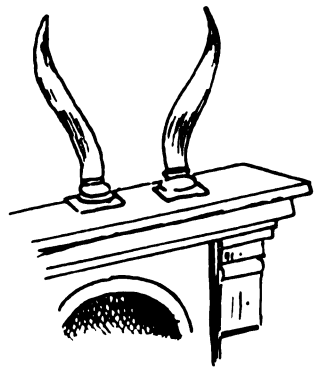


Abb. 16.
Kamin mit Hörnern. Nach Seligmann I S. 377 Fig. 69.

Ein weiteres sehr weitverbreitetes Abwehrmittel gegen allen möglichen Zauber bilden die verschiedenartigen Hörner, deren apotropäische Wirkung wohl ursprünglich wie bei den ihnen ähnelnden Mondvierteln in der wundenerzeugenden Kraft der Spitzen liegt. In Portugal errichtet man in den Melonenbeeten Stangen mit einem Ochsenhorn an der Spitze. In Italien hängt man an den Häusern riesige Büffelhörner gegen die Jettatura auf. In Afghanistan und Belutschistan setzt man Steinbockhörner auf die Mauern der Moscheen und Befestigungen. In Schlesien befestigt man in der Walpurgisnacht zum Schutz gegen die Hexen ein viergabeliges Ziegenbockgehörn über der Tür. Große Hörner, wie sie die silberweißen Stiere Siziliens und der römischen Campagna liefern oder Büffelhörner schmücken die Schränke, Spiegeltische und Kamingehäuse (Abb. 16). Ja selbst am Körper werden in manchen Ländern, wie in Bosnien, Bulgarien, Albanien, Andalusien, Kleinasien usw., gegen den bösen Blick Hörner von Gemsen oder Böcken getragen. Meist aber ersetzt man sie durch die horngestaltigen Eberhauer oder durch Hörnchen aus Gold, Silber, Elfenbein, Perlmutter und anderen Stoffen, die von Kindern und Frauen meist um den Hals, von Männern an der Uhrkette getragen werden. Auch bei den in Oberbayern, Steiermark, Kärnthen, Bosnien

[1]) R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands, 1912, 1. Lief. S. 36 ff.
[2]) Obermayer, Der Mensch aller Zeiten, S. 187.

Digitized by Google

und anderen Ländern noch häufig zu Schutzzwecken getragenen Adlerklauen, Bärenklauen usw. spielt neben der dem betreffenden Tiere besonders eigenen Kraft auch die Hornform eine Rolle, und selbst die von mir früher behandelte, schon in der Höhle von Gargas nachweisbare mano cornuta verdankt, wie schon der Name besagt, ihre Wirkung in der Hauptsache wohl der hornförmigen Gestalt [1]).

Aus den verschiedenen geschichtlichen (Abb. 17) und vorgeschichtlichen Perioden sind wirkliche Hörner oder sie vertretende Gebilde wie Eber-

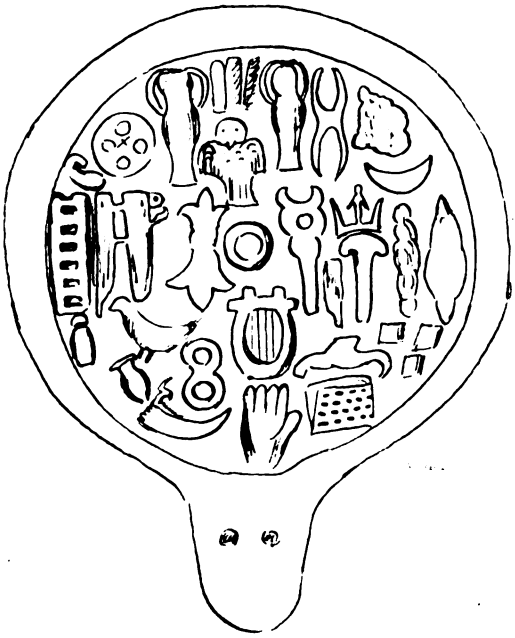


Abb. 17.
Terrakottaplatte von Neapel. Bull. Archéol. Napolit. N. 120. 1857.

hauer und andere Zähne, hornförmig geschnitzte Knochen- oder Elfenbeinanhängsel, bronzene Tutuli von Hörnchengestalt und mancherlei andere hornförmige Gegenstände von zweifellos apotropäischer Bedeutung in großer Zahl bekannt geworden, und selbst schon in paläolithischer Zeit finden sich sowohl wirkliche apotropäische Hörner — natürlich spielt hierbei auch die besondere Kraft des betreffenden Tieres mit — wie sie nachbildende und vertretende Stücke (Abb. 18—20). Außerdem aber besitzen wir aus dieser Zeit auch noch mehrere zeichnerische Darstellungen von Hörnern, die wohl gleichfalls nur als Abwehrmittel gedeutet werden können. Neben der bereits

[1]) Wilke, Mannus VI, 20f.

Digitized by Google

oben angeführten hornartigen Figur über dem Leibe der femme au renne, die freilich nicht sehr deutlich ist und daher hier beiseite bleiben mag (Abb. 10), findet sich dieses Motiv vor allem bei einer der schon vorhin erwähnten Reliefskulpturen von Laussel (Abb. 21), die uns eine nackte Frauenfigur mit einem sehr gut ausgeführten Horn in der rechten Hand vorführt. Daß es sich bei dieser Darstellung um ein Trinkhorn handelt, ist wohl mit Sicherheit auszuschließen. Was sollte die Frau wohl auch aus ihrem Horn getrunken haben? Irgend ein Rauschgetränk? Gewiß nicht, denn es ist kaum denkbar, daß man diese schon in der Aurignacienzeit gekannt habe, und selbst wenn dies der Fall war, so würde das Trinkhorn wohl kaum als Beigabe einer Frau auftreten. Und noch viel weniger kann man es sich als einfaches Wassergefäß vorstellen. Denn primitive Menschen pflegen ihren Durst unmittelbar an der Quelle oder am Bache zu stillen und sich als Gefäß dabei höchstens der schalenartig aneinandergelegten Hohlhände zu bedienen. Vor allem aber würde der Akt des bloßen Wassertrinkens wohl kaum dem Künstler als Motiv für die Betätigung seines Kunstsinnes gedient haben.

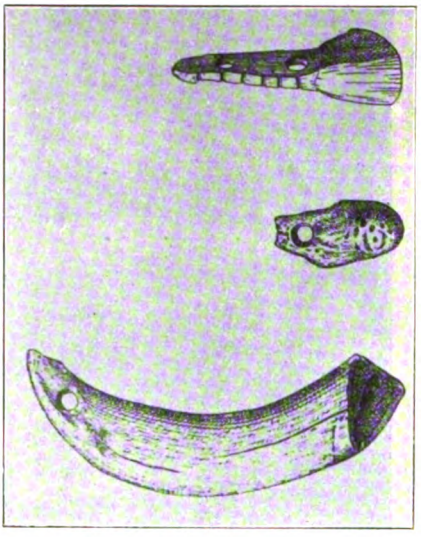


Abb. 18.

Ebensowenig wie als Trinkhorn kann das Horn zum Blasen gedient haben. Denn dann würde die Spitze nicht nach außen, sondern dem Mund zugekehrt sein. Auch sind Blashörner aus paläolithischer Zeit bisher noch nicht bekannt geworden; obschon wir aus dieser Periode eine große Zahl von Knochenpfeifen und -flöten besitzen.

Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß das Horn irgendwelche sakrale oder apotropäische Bedeutung hat. Für diese Deutung spricht noch ganz besonders der Umstand, daß der Künstler gerade auf seine Darstellung eine besondere Sorgfalt verwendet hat, ein Beweis dafür, daß er gerade darauf die Augen des Beschauers lenken wollte.

Ein höchst merkwürdiges apotropäisches Mittel ist ferner der Kamm. Im Gouvernement Kiew legt man die Nabelschnur auf einen Kamm, der dann später das Mädchen vor dem bösen Blick schützt [1]). In Franken muß man dem Leichnam eines Mannes einen Kamm, dem eines Weibes einen Faden in den Sarg legen; unterläßt man dies, so stirbt einer der nächsten

[1]) v. Hovorka und Kronfeld II, 590.

Digitized by Google

Verwandten [1]). Wird bei den Magyaren durch dämonische Milchzehrer einer stillenden Frau die Milch „weggetragen", so legt man ihr einen in warmes Badewasser eingetauchten Staubkamm auf die Brust [2]). Eine ähnliche Kur empfiehlt Gerstenbergk gegen böse Brüste und das „Milchstechen": Die Frau „stecke einen Kamm von Horn zwischen die Brüste, so verzehrt er die Milch; man muß ihn aber wieder abnehmen, sobald die Stiche in der Brust aufhören, weil derselbe die Brüste, wenn er zu lange liegen bleibt, ganz

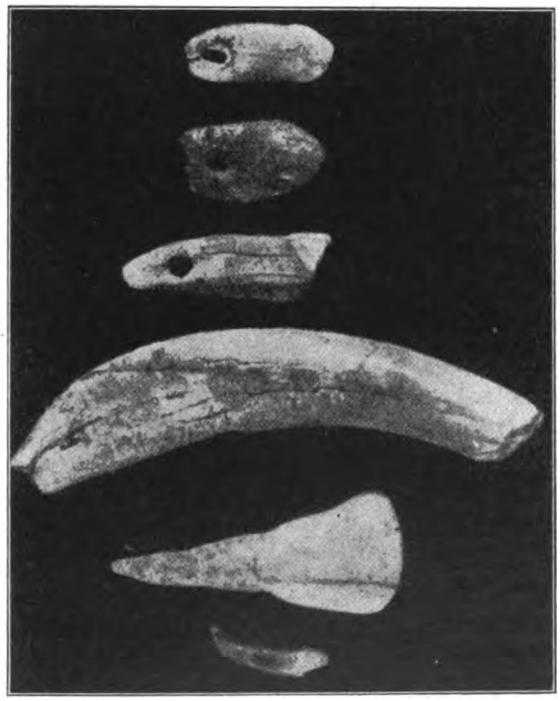


Abb. 19.

Abb. 20.

verzehren würde" [3]). Und in München muß die Wöchnerin einen Elfenbeinkamm an einer Schnur um den Nacken tragen [4]). In Ostpreußen und im Vogtlande legt man zum Schutz gegen den bösen Blick unter das Butterfaß einen Lausekamm, je schmutziger, um so besser [5]). In Schlesien muß

[1]) Lammert, Volksmed. und mediz. Abergl. in Bayern 106.

[2]) v. Hovorka und Kronfeld II, 603.

[3]) J. v. Gerstenbergk, Die Wunder der Sympathie und des Magnetismus, 7. Aufl. Weimar.

[4]) Lammert, a. a. O. 176.

[5]) Seligmann II, 286.

Digitized by Google

man einer Kuh, die gekalbt hat, in ihre ersten Tränke eine Handvoll Salz, drei Zwiebelköpfe und einen Kamm tun [1]). Bei den Juden in der Türkei

Abb. 21.
Frauenfigur von Laussel mit Horn. Nach G. Lalanne a. a. O. S. 131 Fig. 1; etwa 1/4.

[1]) A. a. O. II, 34.

Digitized by Google

legt der Beschwörer auf den Kopf des Kranken ein Messer ohne Griff oder einen Kamm, und nennt dabei die Namen von Abraham, Isaak, Jakob und Moses[1]). Und bei den preußischen Wenden legt man einem mit Krämpfen behafteten Kinde den Kamm eines Gestorbenen unter den Kopf; hat man das getan, so hört sofort der Krampf auf[2]).

Am bekanntesten sind wohl die schönen glänzenden Messingkämme, die einst neben den schon in meinem ersten Berliner Vortrage behandelten Natterköpfen, dem roten Fuchsschwanze, den durch ihre Spiegelung wirkenden glänzenden Metallscheiben, dem breiten roten Bande und noch manchen anderen apotropäischen Mitteln die breiten Kummete der schweren Pferde unserer Botenfuhrwerke schmückten, und die ursprünglich gleichfalls eine rein apotropäische Bedeutung hatten.

Außer in Europa findet man den Kamm als Zaubergerät auch noch im malayischen Kulturkreise und vereinzelt wohl auch in Nordafrika. Doch scheint er hierhin erst von den Arabern gebracht worden zu sein, da die

Abb. 22—24.
Miniaturkämme von Bronze. 1/2 n. Gr. a Wollishofen, Züricher See; b u. c Vallamand, Lac de Morat. Munro, Les stat. lac. pl. 3, 16 u. Fig. 8, 11 u. 12.

Negerfetischkämme meist astrale Symbole und sonstige Zeichen tragen, die mit Sicherheit auf arabische Einflüsse hinweisen. Im allgemeinen kann man daher wohl sagen, daß der Kamm als Zaubergerät nur bei den indogermanischen und solchen Völkern vorkommt, die von jenen auch sonst noch kulturell beeinflußt worden sind.

Aus vorgeschichtlichen Perioden liegen uns zunächst eine Reihe kaiser- und hallstattzeitlicher Miniaturkämme von Bronze vor, die mit einer Öse zum Aufhängen versehen und viel zu klein sind, als daß sie zu einem praktischen Gebrauch oder als Einsteckkämme zum bloßen Haarschmuck hätten dienen können (Abb. 22—24). Auch haben wir mehrere Gefäße mit solchen Anhängekämmen; so ein paar hallstattzeitliche Exemplare aus Franken und einige pomerellische Gesichtsurnen, bei denen der Kamm genau so, wie wir es oben aus Bayern und anderen Ländern kennen gelernt haben, über der Brust getragen wird (Abb. 25—26).

Außerdem erscheint ein Kamm als Hängeschmuck auch noch auf einer im Louvre befindlichen Dipylonfigur aus einem Grabe von Tanagra in Böotien,

---

[1]) A. a. O. I, 377.
[2]) v. Hovorka und Kronfeld II, 228.

Digitized by Google

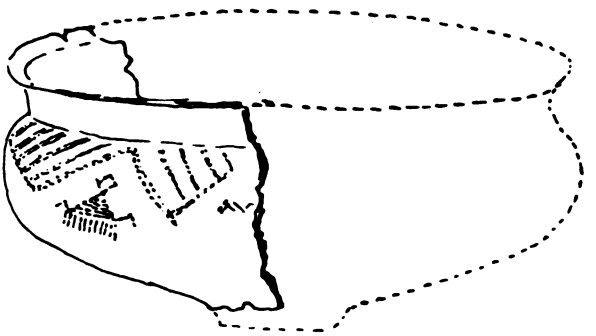


Abb. 25.
Kamm auf einem hallstattzeitlichen Gefäß aus Franken. Mus. zu Nürnberg.

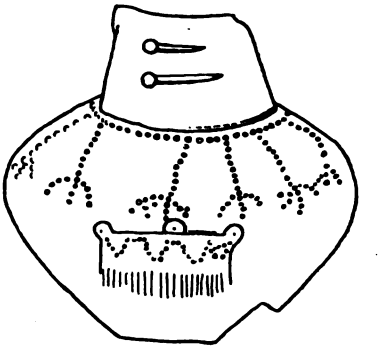


Abb. 26.
Gesichtsurne von Peterfitz, Kr. Kolberg. Z. f. E. 1899 S. 152.

und zwar hier in Verbindung mit dem Hakenkreuze, mit Vögeln, mit dem Doppelbeile und mit anderen symbolischen Figuren, so daß wir schon aus dieser Verbindung allein auf eine sakrale Bestimmung des Kammes schließen dürfen (Abb. 27).

Noch weiter zurück liegt ein Miniaturkamm aus Ton aus einem Schachtgrabe von Mykenä, der schon wegen des Materiales, aus dem er hergestellt ist, eine praktische Bedeutung nicht gehabt haben kann. Kleinere Miniaturkämme aus Knochen oder Elfenbein, meist ebenfalls mit Vogel- und anderen symbolischen Figuren verziert, erscheinen ferner in altägyptischen Gräbern und dann wiederum in den ihnen zeitlich parallel laufenden Gräbern von Los Millares in Spanien[1]).

Noch älter ist ein Knochenkamm aus einer steinzeitlichen Siedlung von Gullrum in Schweden. Auch bei ihm legt die Verzierung mit einem Menschen- und Tierkopfe die Vermutung nahe, daß er irgend welche sakrale Bestimmung gehabt habe (Abb. 28). Gleichfalls aus neolithischer Zeit sind einige Miniatur-

Abb. 27.
Tonfigur aus einem Grabe von Tanagra in Böotien; Louvre.

[1]) Wilke: Südwesteurop. Megalithkultur u. ihre Beziehungen zum Orient.

Digitized by Google

kämme aus Knochen, die wohl ebenfalls nicht für den praktischen Gebrauch bestimmt waren.

Endlich finden sich aus der frühen Bronze- und der jüngeren Steinzeit auch noch öfter eigentümliche piktographische Zeichen, die — wenigstens teilweise — sicher als Nachbildungen eines Kammes aufzufassen sind, und die ebensowohl im Balkangebiete, im ägäischen Kulturkreise und in Ägypten, wie im nord- und westeuropäischen Megalithgebiete vorkommen (Abb. 29). Ja diese kammförmigen Zeichen erscheinen sogar schon öfter in den paläolithischen Höhlen des Pyrenäengebietes (Abb. 30 und 32), und zwar hier, was noch besonders bemerkenswert ist, nicht selten in Verbindung mit Tierfiguren und namentlich Tierschwänzen, wie wir dies dann in viel späterer Zeit unter anderem bei einem cyprischen Gefäße ganz genau so wiederkehren sehen (Abb. 31).

Abb. 28.
Nach Kossinna, Mannus I Taf. X Nr. 1.

Abb. 29.
Kammartige Verzierungen auf einem Gefäß der älteren Elbmegalithkeramik von Walternienburg, Kr. Jerichow I; 1/3 n. Gr. Nach G. Kossinna: Die deutsche Vorgesch. eine hervorragend nat. Wissensch. 2. Aufl. S. 26 Abb. 26.

Wie ist nun der Kamm zu seiner apotropäischen Bedeutung gelangt? Verschiedene Forscher, die allerdings die vorgeschichtlichen Sakralkämme und die pektinoformen Marken nicht berücksichtigen, haben gemeint, daß der

Digitized by Google

Kamm diese Bedeutung lediglich seiner Eigenschaft als Schmuckstück des Kopfes verdanke, der ja immer für ein besonders wichtiges Organ gegolten habe. Emanistisch ausgedrückt würde das also heißen, daß die spezifischen Eigenschaften des Schädels und des in ihm eingeschlossenen Gehirns in den Kamm emanieren, von dem sie dann weiter auf den jeweiligen Träger ausstrahlen.

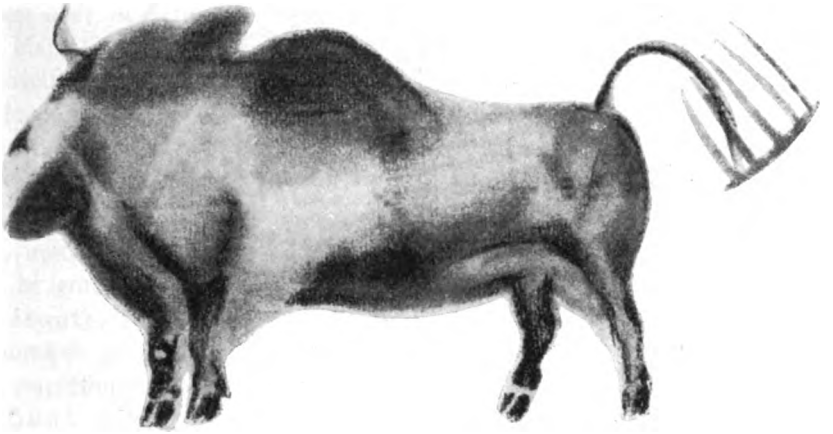


Abb. 30.
Stierfigur mit kammförmigem Zeichen am Schwanze; Altamira, Spanien.

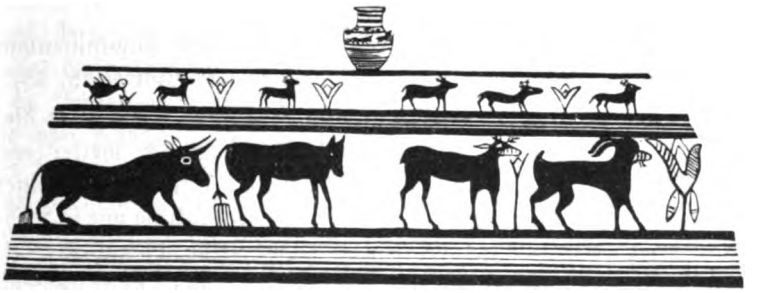


Abb. 31.
Haustiere mit Kamm am Schwanz auf einem cypriſchen Gefäße; nach Cesnola-Stern.

Diese Deutung hat gewiß sehr viel für sich. Nur ist dabei zu bemerken, daß der Schädel zu einem Seelensitzorgan — und darin liegt ja gerade seine eigentliche Bedeutung — erst verhältnismäßig spät geworden ist, und daß ferner aus paläolithischer Zeit zwar zahlreiche kammförmige Zeichen, jedoch noch keine wirklichen Kämme bekannt geworden sind. Betrachten wir uns indessen die paläolithischen kammförmigen Zeichen etwas näher, so sehen wir, daß sie fast durchweg fünf Querstreifen aufweisen, so daß wir schon dadurch lebhaft an eine Hand erinnert werden (Abb. 30—32). Noch schärfer tritt

Digitized by Google

dies bei einer pektinoformen Marke von Altamira hervor, wo sich der Daumen deutlich von den übrigen Fingern abhebt, und auch noch bei manchen jüngeren Darstellungen gehen das Kamm- und das Handmotiv so

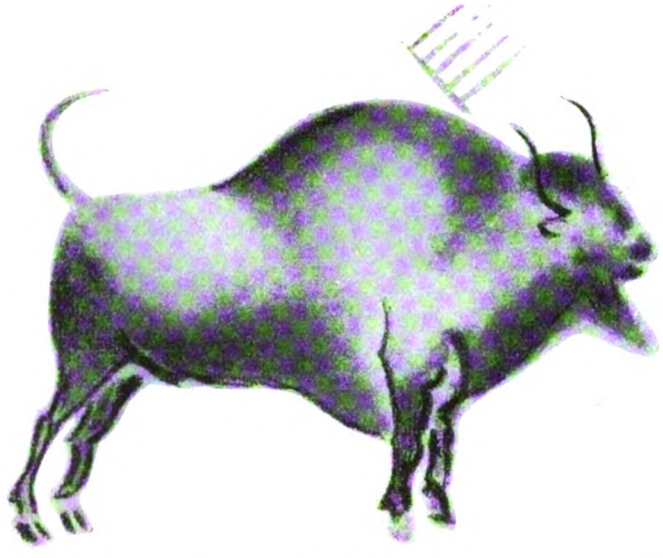


Abb. 32.
Stierfigur mit kammförmigem Zeichen am Schwanze; Altamira, Spanien.

ineinander über, daß man bisweilen nur aus dem Zusammenhange mit anderen Figuren die wirkliche Bedeutung erkennen kann (Abb. 33).

Abb. 33.
Siegel von Barenrah, Hamipur-Distr. Journ. of the As. Soc. of Bengal. Vol. XLVI pl. XIV.

Ich möchte daher annehmen, daß die kammförmigen Marken ursprünglich weiter nichts bedeuteten, als abgekürzte Darstellungen einer Hand, deren große magische Bedeutung wir ja früher schon kennen gelernt haben (Abb. 17 und 34). Als dann später der Haar- und vielleicht auch Webekamm erfunden war, erblickte man in den aus der Urzeit überkommenen kammartigen symbolischen Zeichen, deren Ursprung natürlich längst in Vergessenheit geraten war, Darstellungen von Kämmen, so daß nunmehr auch diesen die magische Bedeutung der ihnen ähnelnden Zeichen zugeschrieben wurden.

Als unterstützendes Moment mögen bei diesem Bedeutungswechsel auch noch die genetischen Beziehungen, die zwischen Hand und Kamm bestehen, mitgewirkt haben. Denn die Hand ist ja die älteste Form des Kammes. Es ist daher begreiflich, daß man beim Ersatz der Hand durch ein besonderes

Digitized by Google

Gerät diesem zunächst nicht nur die Gestalt von jener gab, sondern ihm zugleich auch deren magische Kräfte zuschrieb.

Schließlich mag auch noch die dem Kamme zukommende Fähigkeit, die Läuse zu beseitigen, den Glauben an seine magische Kraft gefördert haben. Wie ich schon früher ausgeführt habe, stellt man sich vielfach die krankheiterregenden Dämonen in Gestalt von Mücken, Fliegen, Flöhen, Wanzen und Läusen vor. Alles, was geeignet ist, diese Krankheitsdämonen zu vertreiben oder zu vernichten, muß naturgemäß eine besondere Kraft besitzen, und diese Kraft kommt nach emanistischen Vorstellungen nicht nur durch unmittelbare Berührung, sondern auch durch Fernwirkung zur Geltung, und ebenso kann sie auf den Träger des betreffenden Gerätes, hier also des Kammes, übergehen, so daß die betreffende Person nun gleichfalls die Fähigkeit erhält, die Dämonen von sich abzuwehren.

Da ich hier gerade nochmals von der Bedeutung der Hand gesprochen habe, möchte ich diese Gelegenheit benutzen, meine früheren Darstellungen noch in einer Richtung zu ergänzen. Schon Gubernatis[1]) hat darauf hingewiesen, daß in manchen russischen und indischen Märchen eine eigentümliche Beziehung zwischen Hand und Hund besteht, und ich habe dieser Verbindung, die übrigens auch in der Römischen Sage wiederkehrt, dann gleichfalls in meinem Buche „Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa[2]) gedacht. Ich bin nun in der Lage, diese Beziehungen zwischen Hand und Hund auch archäologisch belegen zu können. Es ist dies ein Bronzeanhängsel aus der bekannten Nekropole von Koban im Kaukasus, eine Hand mit Arm darstellend, auf dem zwei bellende Hunde stehen (Abb. 34). Es ist mir nicht zweifelhaft, daß dieser Darstellung ein ganz bestimmter, wenn auch gegenwärtig noch nicht sicher erkennbarer mythischer Sinn zugrunde liegt. Ebenso scheint sich diese Verbindung auch in den nordischen Felsenzeichnungen zu wiederholen. So besonders bei einer freilich sehr verworrenen Figurengruppe an einem Felsen von Backa, Kirchspiel Brastad (Abb. 35), bei der die Arme eines Mannes in eigentümliche Tierfiguren auslaufen. Allerdings werden diese Tiere gewöhnlich als Pferde aufgefaßt und sowohl von Bing wie neuerdings auch von Kossinna auf einen Pferdegott bezogen. Doch scheint mir zum wenigsten die eine, über dem Kopfe des Mannes befindliche kleinere Figur in Anbetracht des nach rückwärts konkaven Schwanzes und ihrer Größe wohl sicher einen Hund darstellen zu sollen, da das Pferd nie in

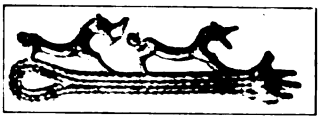


Abb. 34.
Bronzehand mit zwei Hunden aus einem Grabe von Koban, Kaukasus.

[1]) Gubernatis, Die Tiere in der indog. Myth., S. 361 ff.
[2]) A. a. O. S. 229.

Digitized by Google

Abb. 35.
Felsenzeichnung von Bada, Bohuslän; aus G. Kossinna: Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft 2. Aufl. S. 93 Abb. 209.

Digitized by Google

dieser völlig naturwidrigen Form gezeichnet erscheint. Ebenso möchte ich die rechts von dem Manne ausgehende größere Figur mit dem nach vorn konkaven Vorderfuß eher als Hund, denn als Pferd auffassen, und auch die beiden Spiralen, besonders die am weitesten links, scheinen einen aufgeringelten Hundeschwanz darstellen zu sollen. Endlich findet sich ein m. E. nicht zu verkennender Hund noch links oben, und zwar unmittelbar vor der erhobenen Hand einer kleinen Menschenfigur, die Bing als einarmigen Tyr, eine spätere Entwicklungsform der ursprünglichen Mondgottheit, auffaßt.

Wie diese höchst seltsame Verbindung von Hund und Hand entstanden ist, erscheint freilich zurzeit noch recht rätselhaft. Da der Hund, wie ich in dem oben erwähnten Buche ausführlich dargetan habe, überall ein ganz ausgesprochenes Unterweltstier ist und als solches zur Mondgottheit in

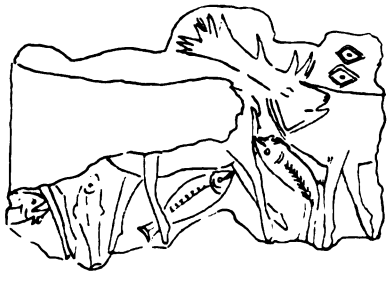


Abb. 36.
Darstellung auf einem Renntierknochen von Lorthet.

Abb. 37.
Gefäßscherben von Tiryns.

naher Beziehung steht, so ist vielleicht auch diese Verquickung auf die Verehrung des Mondes zu beziehen, der wohl ursprünglich überall als weibliche Gottheit aufgefaßt wurde. Die Felsenzeichnung von Backa kann diese Auffassung nur unterstützen. Denn die dort in Verbindung mit Tieren dargestellten menschlichen Figuren sollen offenbar eine weibliche, nicht aber eine männliche Gottheit bedeuten, da sie in diesem Falle durch einen Phallus als solche gekennzeichnet worden wären, wie wir dies bei den meisten übrigen Figuren dieser Felsenzeichnung bemerken.

Eine bei allen indogermanischen Völkern häufig wiederkehrende Vorstellung ist die von elbischen „Milchzehrern", die den stillenden Frauen die Milch wegsaugen oder „wegtragen", und ebenso die Milch des Mutterviehes wegnehmen. Diese Vorstellung liegt vielleicht — worauf mich Herr Höfler in Tölz bei meinem Besuche aufmerksam machte — einer von mir schon mehrfach behandelten höchst seltsamen Kombination von Tierfiguren

Digitized by Google

zugrunde, für die ich bisher noch keine befriedigende Erklärung habe finden können. Sowohl auf tiryntischen Vasen und auf Gemmen von Olympia, wie schon bei einer paläolithischen Darstellung auf einem Renntierknochen von Lorthet, finden sich nämlich größere Säugetiere dargestellt, nach deren Euter Fische zu schnappen scheinen (Abb. 36—37). Daß sowohl die paläolithische wie die räumlich und zeitlich soweit davon entfernten altgriechischen Darstellungen den gleichen Gedanken ausdrücken sollen und daß ihnen ein ganz bestimmter mystischer Sinn zugrunde liegen muß, steht für mich außer allem Zweifel. Ich halte es daher für sehr wahrscheinlich, daß wir es hier tatsächlich mit elbischen Milchzehrern zu tun haben.

Zum Schlusse noch einige Worte über den heute gleichfalls noch weitverbreiteten Knotenzauber. In Dänemark knüpft man bei Skrofulose und Rhachitis in den zum „Messen" des Kindes dienenden Faden — ebenfalls eine Sympathiekur — neun Knoten und hängt ihn dann dem Kinde neun- oder dreimal 24 Stunden um, worauf er verbrannt wird [1]). Bei uns in Sachsen, ebensowie in Böhmen und anderwärts macht man zur Vertreibung der Warzen soviel Knoten in einen Faden, als man Warzen hat und vergräbt ihn dann in der Erde oder unter der Dachtraufe. Und ähnliche Bräuche finden sich auch in Rußland und südslawischen Ländern, doch erscheinen sie auch außerhalb Europas sehr häufig. So heilt man in Rußland einen Trunksüchtigen, indem man ihm eine zwölfmal geknotete Schnur umhängt. Die Finnen und Lappen kennen Knoten, mit denen Wind erzeugt wird, und Spuren von diesen Bräuchen berichtet Hein auch aus den österreichischen Alpenländern. Bei den Zuñi werden Zauberknoten aus vier Yukkablättern, die den Zuñi als Jagdfetisch dienen, auf die Fährte des verfolgten Wildes gelegt. Nach Rolfs knotete einer seiner Kameltreiber seine Rückenschmerzen mit einem Halfahalme mit Erfolg fest, und die Kamtschadalen machen Knoten in einen Riemen oder Faden, um die Schwangerschaft zu verhindern.

Aus dem Altertum liegen uns Zeugnisse über gleichartige Bräuche besonders aus Babylonien und Ägypten vor, wo sich dank der der Konservierung so günstigen Bodenverhältnisse auch wirkliche Zauberknotenschnüre in größerer Zahl erhalten haben [2]).

Aus dem vorgeschichtlichen Mitteleuropa fehlen allerdings — abgesehen von einigen ihrer Bedeutung nach nicht sicheren Knotenschnüren aus Pfahlbauten — unmittelbare Zeugnisse, doch dürfen wir vielleicht gewisse Gefäßornamente, wie wir sie besonders in der schlesischen und böhmischen Gruppe der Spiralmäanderkeramik antreffen, hierzu in Beziehung bringen (Abb. 38).

Man hat dieses Motiv schon immer als Nachbildung von Knotenschnüren aufgefaßt und daher geradezu als Knotenornament bezeichnet,

[1]) v. Hovorka und Kronfeld, II, 693.
[2]) London, Britisches Museum.

Digitized by Google

ohne jedoch über seine Herkunft und Bedeutung ins reine zu kommen. Liegt es da nicht nahe genug, diesem Muster und den ihm zugrunde liegenden Knotenschnüren einen mystischen Sinn unterzulegen.

Diese Vermutung findet noch dadurch eine gewisse Stütze, daß in manchen Gegenden der Knotenzauber gern in Verbindung mit Gefäßen angewendet wird, um die die Knotenschnur herumgelegt oder in die sie hineingetan wird. So knüpft man in der Moldau zur Vertreibung des Hexenschusses unter Hersagung einer bestimmten Formel neun Knoten und legt dann die Schnur in eine Schüssel mit reinem Wasser, wobei man wiederum eine bestimmte Formel spricht. In Irland legt man bei Verhexung der Milchkuh einen neunmal geknoteten Faden, den man zuvor um ein erwärmtes, aber nicht erhitztes Hufeisen gewickelt hat, unter das Butterfaß [1]). Und in Pommern läßt man vom Faßbinder eine Nadel mit geknotetem Garn unter einem Reifen des Butterfasses und parallel dazu anbringen; der Faden mit dem Knoten ist

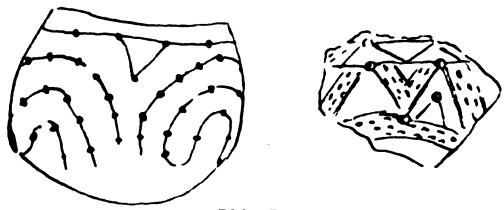


Abb. 38.
Gefäße mit Knotenornament aus Böhmen
a. Třeboul, b. Kamenmost bei Welwarn.

dann für die Hexe unsichtbar und diese kann das Butterfaß nicht behexen [2]). Es wäre also recht wohl möglich, daß auch die neolithischen Nachbildungen von den das Gefäß umziehenden Knotenschnüren ursprünglich eine gleiche apotropäische Bedeutung hatten.

Die Entstehung des Knotenzaubers hat Pfarrer Jeremias in seinem schönen Werke über altbabylonische Kultur [3]) aus einer Knotenschrift, die der Sumerischen Bilderschrift noch vorausgegangen sein soll, erklären wollen. Doch ist dem entgegenzuhalten, daß echte schriftartige Zeichen, die ihrerseits wieder Abkömmlinge einer noch älteren Bilderschrift sind, bereits im westeuropäischen Paläolithikum erscheinen und daß es daher wenig wahrscheinlich ist, daß diesen an sich schon sehr frühen Schriftsystemen noch eine Knotenschrift vorausgegangen sei [4]). Auch weisen gerade Keilschrifttexte auf eine andere Entstehung des Knotenzaubers hin. In der Bibliothek Assurbanipals

[1]) Seligmann.
[2]) A. a. O. II, 95.
[3]) A. Jeremias, Handbuch d. altorient. Geisteskultur 299.
[4]) Näheres hierüber in meinem Buche: Südwesteurop. Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient; Mannusbibliothek 7.

Digitized by Google

haben sich nämlich Inschrifttafeln mit sumerisch-assyrischem Text gefunden, auf denen berichtet wird, daß man einen Kranken behufs Heilung binden und dann wieder entfesseln solle. Wie bei diesem Vorgange der Kranke aus der Unfreiheit der Bindung befreit werde, so solle er auch aus den Banden der Krankheit, die ja seinen Körper und Geist gleichfalls fesselten, befreit werden[1]). Es handelt sich also hierbei um einen einfachen Analogiezauber, der uns vom Standpunkte des Emanismus aus ohne weiteres begreiflich erscheint.

Abb. 39.
Schnurkeramisches Gefäß mit netzartigem Schulterornament aus der Gegend von Eisleben.

Mit dem Knotenzauber hängt auch noch die apotropäische Bedeutung des Netzes zusammen, dessen Wirksamkeit auf der großen Zahl der darin befindlichen Knoten beruht. In China läßt man die Kinder als Schutzmittel gegen böse Einflüsse Gürtel aus zerschnittenen Fischernetzen tragen, oder verfertigt daraus sogar ganze Kleidungsstücke. Ebenso schützt man schwangere Frauen, indem man ihre Sänfte mit einem Netz umgibt. Und ähnliche Bräuche finden sich in Rußland, wo man über das Hochzeitskleid der Braut ein Fisch-

[1]) v. Hovorka u. Kronfeld II, 878.

Digitized by Google

netz wirft, und der Bräutigam und seine Freunde Stücke davon am Gürtel tragen [1]).

Aus vorgeschichtlicher Zeit kennen wir außer wirklichen, zu Gebrauchszwecken bestimmten Fisch- und Haarnetzen Gefäßverzierungen in Netzform (Abb. 39). Und zwar finden sie sich nur bei solchen Gefäßtypen, bei denen ein Tragen im Netz niemals in Frage gekommen sein kann, nämlich bei Schnuramphoren mit Standfläche, nicht aber bei Kugelamphoren oder sonstigen Gefäßen mit kugelförmigem Boden. Auch betrifft das Ornament immer nur den Hals- und Schulterteil, niemals den Bauch des Gefäßes, wie man es bei seiner Entstehung aus einem Tragnetz erwarten müßte. Technische Momente können also, wenigstens in der neolithischen Keramik Mitteleuropas, keinesfalls den Ausgangspunkt des Netzornamentes gebildet haben, sondern dieses muß entweder ein reines, wenn auch dem Netze nachgebildetes Verzierungsmotiv darstellen, oder zugleich eben einen tieferen mystischen Sinn haben. Dabei ist noch zu bedenken, daß gerade bei primitiven Völkern Ornament und Symbol so häufig ineinander übergehen.

---

[1]) Seligmann II, 229.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neuere Funde von Steinzeitgräbern in der Uckermark.

Von J. O. v. d. Hagen, Schmiedeberg.

Mit Tafel I—XVI.

Seit dem Erscheinen des von Hugo Schumann im Jahre 1904 herausgegebenen Werkes „Die Steinzeitgräber der Uckermark" sind bei der seitens des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins angestellten Erforschung vorgeschichtlicher Grabstätten und auch sonst, zufällig bei Bodenkulturarbeiten, einige neolithische Gräberfunde gemacht worden. Diese vervollständigen das bisher in der Uckermark nachgewiesene und veröffentlichte Material zur Erkenntnis der Megalithgräberkultur und der aus ihr hervorgegangenen selbständigen Gruppen, vorgefunden in den großen, freistehenden, nur wenig in den Erdboden eingelassenen Steinkammern, in den bis auf die Deckplatte in der Erde liegenden Steinblockkisten und in den kleinen, zuweilen auffallend schmalen, 30—50 cm unter dem Hügelniveau erscheinenden, von Rollsteinen umsetzten Steinplattenkisten, sowie in den sogenannten Flachgräbern, teils mit Skelettbestattung, in nur geringer Tiefe, frei im Erdboden, zuweilen auch mit wenigen Steinen besetzt, oder in muldenförmigen Vertiefungen, pflasterförmig überdeckt, oder ganz von starker Steinpackung umgeben, teils mit Leichenbrand, in grubenförmigen Vertiefungen, überdeckt von starker, pflasterförmiger Steinsetzung.

Soweit sich die Bestattungsart noch ermitteln ließ, enthielten die Steinblock- und Plattenkisten unverbrannte Skelette, liegende, vereinzelt auch sitzende Hocker, die Flachgräber unverbrannte Skelette, liegende Hocker, oder gebrannte, zerkleinerte menschliche Knochen in schwärzlicher, aschiger Erde, Leichenbrand.

Eine ausführliche Beschreibung und Beurteilung der wenigen erhalten gebliebenen und noch bestimmbaren Skelettreste hat Professor Dr. Strauch in Berlin bereitwillig übernommen und geliefert. Das Ergebnis wird im nächsten Hefte des Mannus veröffentlicht werden.

Digitized by Google

Die Grabbeigaben bestehen aus Tongefäßen und Steinwerkzeugen, auch Bernsteinschmuck kam einmal vor. Die Keramik ist größtenteils vertreten durch Kugelamphoren und große Töpfe in den Steinblockkisten, kleine einhenkelige Töpfe und einen Trichterrandbecher in den Steinplattenkisten, Becher mit geschweiftem Wandungsprofil, mit Henkelösen oder Griffzapfen, mit Furchenstichverzierung, Zickzackbändern oder Schnurlinien in den Flachgräbern mit Skelettbestattung, kugelamphoren- und vasenförmige Gefäße mit reicher Winkelstich- und Schnittverzierung neben ganz schlichten, ornamentlosen Näpfen in den Flachgräbern mit Leichenbrand. Von den als Beigaben verwendeten Steinwerkzeugen sind in den Steinblockkisten nur einige dicknackige Feuersteinäxte und Axthämmer aus verschiedenen Gesteinsarten gefunden worden, in den kleinen Plattenkisten konnten bearbeitete Steinwerkzeuge bisher nicht nachgewiesen werden, die Flachgräber mit Skelettbestattung enthielten gewöhnlich kleine sorgfältig bearbeitete Axthämmer oder Lanzen- und Pfeilspitzen aus Feuerstein, die mit Leichenbrand dicknackige Äxte, Meißel und Messer aus Feuerstein, sowie Äxte, Keile und Hämmer aus anderen Gesteinsarten, sie sind infolge des Leichenbrandes mehr oder weniger zersprungen, mit Rissen durchsetzt und durch Absprengungen deformiert.

Die Ausbeute der im folgenden beschriebenen Steinzeitgräber befindet sich größtenteils im Uckermärkischen Museum in Prenzlau; die Fundstücke von Suckow sind in der Sammlung des Majoratsherrn von Arnim auf Suckow, die von Trampe, Heinrichshof und Brussow in der Sammlung des Zimmermeisters Koosch in Brüssow.

Steinkammern.

Suckow (Kr. Templin).

Ungefähr 300 m von dem Eingang des öffentlichen Verbindungswegs von Steinhöfel nach Stegelitz in die Suckower Forst (Jagen 12) liegt in nordöstlicher Richtung in der Nähe des ausgedehnten Falkenbruches auf einer geringen Bodenerhebung eine schon seit langer Zeit abgedeckte Steinkammer aus hellgrauen Granitblöcken, umgeben von einer bis zu 8 m Durchmesser ausgedehnten und noch jetzt bis 75 cm starken Steinpackung. Die noch in ihrer ursprünglichen Ausdehnung erhalten gebliebene Grabkammer bildet ein von Nordosten nach Südwesten gerichtetes Rechteck. Im Lichten gemessen ist sie etwa 2,5 m lang, an der offenen, südwestlichen Seite 1,5 m, an der geschlossenen, nordöstlichen Seite 1,25 m breit. Die nordwestliche und südöstliche Wand besteht aus je zwei aufrecht gestellten Steinblöcken, die nordöstliche Wand bildet nur ein so gestellter Stein, an der offenen südwestlichen Seite steht ein abgerückter, schräg zum Inneren der Grabkammer geneigter Stein von geringerer Stärke als die anderen fünf Tragsteine. Die beiden länglichen Decksteine sind noch vorhanden; der eine liegt der Länge nach

Digitized by Google

zwischen den Tragsteinen, der andere liegt mit dem schmalen Ende noch auf den beiden, die östliche Ecke der Kammer bildenden Steinblöcken, mit dem breiten Ende auf der Steinpackung (Taf. I, Abb. 1 u. 2, Taf. II, Abb. 3 u. 4).

Alle fünf Tragsteine stehen aufrecht auf dem gewachsenen Lehmboden, sie sind ziemlich gleich hoch, etwa 1,25 m, und so gesetzt worden, daß die Kammer möglichst dicht schließende, ebene Innenwände hatte und nach oben gleichmäßig abschloß, aus der Steinpackung ragen sie jetzt 50 cm hervor.

Der die nordöstliche Schmalseite der Grabkammer bildende Tragstein ist im Querschnitt rechteckig, 1,35 m breit, 60 cm dick, oben sattelförmig, der sich anschließende nordwestliche, im Querschnitt rechteckig, 1,2 m breit, 60 cm dick, oben flach, der daneben stehende, nach vorne geneigte, ebenfalls rechteckig, 1,3 m breit, 60 cm dick, oben etwas gewölbt. Der vorn, an der offenen Seite der Grabkammer schräg abstehende Stein ist 90 cm breit und bis 35 cm dick, seine der Kammer zugewendete Seite bildet eine Ebene, sonst ist er unregelmäßig gewölbt. Der vordere Tragstein der südöstlichen Wand, von annähernd rechteckiger Form, ist an der Innenseite 1 m, an der Außenseite 1,1 m breit, 65 cm dick, oben flach gewölbt, der daneben stehende, von unregelmäßiger Form, 1 m breit, unten 1 m, oben 60 cm dick, außen gewölbt, oben flach.

Der zwischen den Tragsteinen liegende Deckstein hat eine glatte Unter- und eine gewölbte Oberseite, seine Länge beträgt 2 m, die größte Breite und Dicke 1 m. Der zweite Deckstein, im oberen Teil gewölbt, im unteren abgeflacht, ist 1,8 m lang, bis 1,2 m breit und 75 cm dick.

Die ganze Kammer hat außen mit dem an der offenen Seite abgerückten Stein eine Länge von 3,45 m und eine Breite von 2,8 m, ihre Höhe beträgt von der Sohle an, einschließlich der Decksteine 2,25 m.

Das Innere der Kammer war bei der im September 1910 angestellten Untersuchung von der Sohle an etwa 50 cm hoch mit loser Dammerde, Faserwurzeln und einigen Rollsteinen angefüllt. Von einem etwa ursprünglich vorhandenen Bodenpflaster war nichts zu bemerken, auch wurden weder Skelettreste noch Tongefäßscherben oder Spuren von irgendwelchen Grabbeigaben gefunden.

Das Suckower Steinkammergrab gehört nach Schumann (Steinzeitgräben der Uckermark S. 64) zu denjenigen megalithischen Rundhügelgräbern der Uckermark, die eine Übergangsform von den über Hügelniveau angelegten Dolmen zu den unter Hügelniveau liegenden großen Steinblockkisten darstellen. Bei dieser Übergangsform, die in dem benachbarten Mecklenburg und Pommern und schon einmal in der Uckermark, bei Dedelow, vorkommt, liegt die Kammer halbvertieft in dem Hügel.

Melzow (Kr. Angermünde).

In dem zur Kgl. Oberförsterei Gramzow gehörenden Revier Melzow befindet sich im Jagen 11, etwa 200 m östlich von dem das Dorf Melzow

Digitized by Google

mit dem zu diesem gehörigen Ausbau verbindenden, an der Forstgrenze entlang führenden öffentlichen Weg, auf einer bis zu 15 m ansteigenden lehmigen Bodenerhebung eine durch drei große, von der ursprünglich vorhandenen Anlage übrig gebliebene Steinblöcke kenntliche, von Südwesten nach Nordosten gerichtete, rechteckige Grabstätte. Von der südöstlichen Wand der ursprünglich etwa 2 m langen, 1 m breiten Steinkammer steht noch ein der Länge nach aufgesetzter Granitblock, 1,5 m lang, 1 m breit, 60 cm dick, aus der Hügeloberfläche noch 70 cm hervorragend, an der südwestlichen Schmalseite, schräg nach außen gerichtet, eine dreieckige Granitplatte, an der Basis 1 m lang, 85 cm hoch, bis 30 cm dick. Etwa 2 m nordöstlich von dem Steinblock der südöstlichen Wand liegt der Länge nach auf der Oberfläche eine 1,8 m lange, bis 1 m breite, bis 50 cm dicke Granitplatte, wahrscheinlich ein Deckstein. Von dem einstigen Grabinhalt wurde nichts mehr aufgefunden (Taf. I, Abb. 5).

Steinblockkisten.

Melzow (Kr. A.), Kgl. Forst, Jagen 5.

In dem zur Kgl. Oberförsterei Gramzow gehörenden Revier Melzow liegt im Jagen 5, etwa 16 m südöstlich von dem Schnittpunkt zweier Holzabfuhrwege, auf einer bis zu 2 m ansteigenden aus lehmigem Sand bestehenden Bodenerhebung von annähernd 7 m Durchmesser ein rechteckiges, von Norden nach Süden gerichtetes, an drei Seiten aus Granitblöcken, an der vierten Seite aus Quarzitplatten und Rollsteinen zusammengesetztes, 2 m langes, 1,5 m breites, von einer Steinplatte überdecktes und bis zu dieser von Steinpackung umgebenes Kistengrab. Die Wände bestehen aus je einem hellgrauen Granitblock; der westliche ist 1,5 m lang, 65 cm breit, bis 50 cm dick, der östliche, etwas nach innen geneigt, 1,45 cm lang, 60 cm breit, bis 40 cm dick, der südliche 90 cm lang, 60 cm breit, bis 30 cm dick. An der nördlichen Schmalseite, dem Zugang zum inneren Raum, stehen aufrecht zwei bis zu 10 cm dicke Platten aus rötlichem Quarzit, die größere westliche ist der kleineren östlichen vorgesetzt, beide Platten reichen nicht ganz hinauf bis zum Rande der Kiste, der Zwischenraum ist mit kleinen Rollsteinen ausgesetzt. Der Deckstein, hellgrauer Gneis, oval geformt, oben etwas gewölbt, unten flach, ist 2,3 m lang, bis 1,15 m breit und bis 50 cm dick (Taf. I, Abb. 6, Taf. II, Abb. 7 u. 8).

Der innere Raum der Kiste ist an der Westseite 1,45 m, an der Ostseite 1,4 m lang, an der Südseite 63 cm, an der Nordseite 55 cm breit und hat eine Höhe von 60—65 cm. Der Boden besteht aus einer aufgetragenen Lehmschicht. Die in ihrer äußeren Gestalt bis auf den südlichen, etwas abgerückten, schräg nach außen gerichteten Block unversehrt gebliebene Steinkiste steht schon seit langer Zeit ausgeräumt. Bei der im Herbst 1906 vorgenommenen Untersuchung lag über dem festen lehmigen Bodenbelag Sand

Digitized by Google

und vergangenes Laub, dazwischen fanden sich nur geringe Reste von unverzierten Scherben eines dickwandigen, gelblich-grauen Tongefäßes.

Melzow (Kr. A.), Kgl. Forst, Jagen 4.

Etwa 17 m südöstlich von dem das Jagen 4 von dem Jagen 8 trennenden Gestell befindet sich auf einer 3—4 m ansteigenden lehmigen Bodenerhebung ein Steinpackungshügel von 7—8 m Durchmesser, am Rande liegen mehrere große Steinblöcke, in der Mitte liegt ein der Länge nach von Osten nach Westen gesetzter 1,25 m langer, 85 cm breiter, bis 50 cm dicker grauer Granitblock, vermutlich die südliche Wand einer Steinkiste, da dicht an der Nordseite desselben entlang, etwa 50 cm von der oberen Kante des Blocks im lehmigen Sand drei graue Steinplatten horizontal nebeneinander liegen, sie können den Bodenbelag der ursprünglichen Steinkiste gebildet haben (Taf. I, Abb. 9). Als die nächste Umgebung der mutmaßlichen Grabstätte im Herbst 1906 genau untersucht wurde, kamen folgende, vermutlich zu dem einstigen Grabinventar gehörende, bei der Zerstörung der Grabstätte ausgeworfene, unbeachtet gebliebene Gegenstände zum Vorschein:

Ein rötlich-gelbes Tongefäß mit etwas eingezogenem Hals, gerader Standfläche und einem horizontal abstehenden Zapfen als Henkel, Höhe 8,5 cm, gr. Durchmesser 8 cm, Mündungsdurchmesser 7,5 cm, Durchmesser der Standfläche 5 cm. Das nur wenig beschädigte Gefäß lag 80 cm südöstlich von dem Bodenbelag der Steinkiste, 20 cm tief in dem Abraum, und war mit hellgelbem Sand gefüllt (Taf. I, Abb. 10 a).

Ein gelblich-grauer Axthammer aus feinkörnigem Gestein, sehr glatt geschliffen, mit kurzem Schneidenteil und stark verjüngtem, abgerundeten Bahnende, in der Mitte eine zylindrische Durchbohrung, die Breitseiten gewölbt, die Schmalseiten, von der etwas gebogenen Schneide bis 1 cm über dem oberen Rand des Schaftlochs, bilden eine scharf abgesetzte, ebene Fläche. Länge 10,5 cm, gr. Breite an der Schneide 4,7 cm, Dicke am Schaftloch 4,5 cm, Durchmesser des Schaftlochs 2 cm (Taf. I, Abb. 10 b). Der am Bahnende etwas beschädigte Hammer lag ungefähr 1 m nordöstlich von dem Tongefäß im Sand.

Eine dicknackige Geradaxt aus dunkelgrauem, weißgefleckten Feuerstein, am Bahnende etwas beschädigt, die Breitseiten geschliffen, wenig gemuschelt, etwas gewölbt, die Schmalseiten nur gemuschelt. Länge 10 cm, gr. Breite an der etwas gewölbten Schneide 4,5 cm, die größte Dicke liegt fast in der Mitte und beträgt 22 mm. Die Feuersteinaxt lag 75 cm nördlich von dem Axthammer (Taf. I, Abb. 10 c).

In der Nähe der Südseite der erhalten gebliebenen Wand der Steinkiste lagen noch mehrere rötliche und gelblich-graue Tongefäßscherben, Feuersteinspäne und eine flache Scheibe aus hellgrauem, quarzitartigen Gestein, am Rand unregelmäßig abgerundet, gr. Durchmesser 6 cm, Stärke 7 mm, vielleicht diente sie als Deckel eines kleinen Tongefäßes (Taf. I, Abb. 10 d).

Skelettreste wurden nicht bemerkt.

Schmiedeberg (Kr. Angermünde).

In der zum Rittergut gehörenden Forst liegt auf einem in der Nähe des nach Stegelitz führenden öffentlichen Weges befindlichen, bis zu 5 m ansteigenden lehmigen Hügel „der Eichberg" genannt, eine in den Erdboden eingelassene, von Nordosten nach Südwesten gerichtete, rechteckige Kiste aus Geschiebeblöcken, Platten und Rollsteinen. Sie ist schon vor längerer Zeit

Digitized by Google

abgedeckt und durchsucht worden. Die Längsseiten bestehen aus je einem der Länge nach aufgesetzten Granitblock, der südöstliche ist 1,3 m lang, 70 cm breit, bis 40 cm dick, der nordwestliche 1,15 m lang, 70 cm breit, bis 25 cm dick; die südwestliche und nordöstliche Schmalseite ist mit Rollsteinen ausgesetzt. An der südöstlichen Seite des Hügels liegt eine unregelmäßig gestaltete, über 1 m im Geviert messende, bis 30 cm dicke Platte aus rötlichem Quarzit, die als Deckstein gedient haben kann.

Als die Grabstätte im Jahre 1905 untersucht wurde, war der 1,3 m lange, 45 cm breite, 50 cm tiefe innere Raum mit Erde und kleinen Steinen ausgefüllt, dazwischen lagen geringe Reste von einem unverbrannten, menschlichen Skelett, ein kleines Messer aus Feuerstein und ein Scherben von einem verzierten Tongefäß. Ein Bodenbelag aus Steinplatten war nicht vorhanden. An der nordöstlichen Schmalseite war die Kiste noch durch einen fast quadratischen Anbau, dessen Umfassungswände aus kleinen Granitplatten und Rollsteinen bestanden, gleichsam verlängert. Diese kleine, bis auf die abgewälzte, daneben liegende Deckplatte unberührt gebliebene Kiste, im Lichten gemessen, 50 cm lang, 45 cm breit, 50 cm tief, war bis zum Rande mit lehmiger Erde angefüllt. Sie enthielt nur Beigaben: zwei zusammengedrückte Tongefäße, zwei Feuersteinäxte und eine durchlochte Bernsteinscheibe. Von den beiden Tongefäßen stand das größere etwa in der Mitte der nordwestlichen, aus einem 65 cm langen, bis 30 cm breiten Granit bestehenden Wand, das kleinere diesem gegenüber an der südöstlichen, aus einer 45 cm langen, 25 cm breiten Granitplatte und kleinen Feldsteinen aufgesetzten Wand. Neben jedem Gefäß steckte senkrecht eine Feuersteinaxt. Die Bernsteinscheibe lag in mehrere Stücke zerbrochen in der Nähe des an der norwestlichen Wand befindlichen Gefäßes. Die kleine Kiste hatte keinen Bodenbelag aus Steinplatten.

Die ganze Grabanlage ist 2,5 m lang und bis 1,15 m breit. Einige in der Nähe liegende größere Feldsteine können zu einem ursprünglich vorhandenen Rand der Steinpackung gehört haben (Taf. III, Abb. 11).

Die Beigaben:

Tongefäß von lehmgelber Farbe mit dunkelbraunen Flecken, im oberen Teil rötlich-gelb, schwach gebrannt, Höhe 24 cm, gr. Durchmesser 20 cm, Mündungsdurchmesser 8 cm, Stärke der geglätteten, mit einem Überzug von feingeschlemmten Ton versehenen Wandung am Boden 5 mm, in der Mitte 4 mm, am Hals 3 mm. Kugelamphore älterer Form. Am Übergang in den scharf abgesetzten, geraden Hals zwei Henkelösen, deren Außenseite flach eingefurcht ist (Taf. III, Abb. 12 a).

Feuersteinaxt, dicknackig, Querschnitt länglich-viereckig, die Breitseiten gewölbt, geschliffen, wenig gemuschelt, die Schmalseiten größtenteils gemuschelt, wenig geschliffen. Der Nacken nur gemuschelt, im oberen Teil dunkelgrau, hellgelb gefleckt, im unteren Teil fast ganz hellgrau. Länge 155 mm, gr. Breite an der Schneide 57 mm, Breite am Nacken 28 mm, gr. Dicke nahe dem Bahnende 20 mm. Die Axt steckte in einer Entfernung von 5 cm senkrecht, mit der Schneide nach unten, neben dem größeren Tongefäß (Taf. III, Abb. 12 b).

Digitized by Google

Tongefäß von rötlich-gelber Farbe, schwach gebrannt, zerdrückt und sehr mürbe, teilweise ganz aufgelöst, nach den wenigen, erhalten gebliebenen Scherben eine Kugelamphore mit zwei Henkelösen, etwa 15 cm hoch, auf dem Hals und unterhalb der Henkel Gruppen von halbkreisförmigen Einstichen, zu übereinanderliegenden Dreiecken angeordnet, auf der Schulter, unterhalb einer schwachen, anscheinend ringsumlaufenden Leiste Gruppen vertikal verlaufender, tief eingedruckter Furchenstichlinien, die oben und unten durch halbkreisförmige Einstiche abgeschlossen sind (Taf. III, Abb. 12 c). Gleichartige Ornamente befinden sich auf einigen in der Nähe von Dessau gefundenen Scherben und größeren Bruchstücken von Kugelamphoren (Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1903, S. 90 u. f.).

Feuersteinaxt, dicknackig, mit starker Verjüngung nach dem Bahnende, Querschnitt länglich-viereckig, Breitseiten wenig gewölbt, größtenteils geschliffen, wenig gemuschelt, Schmalseiten nur gemuschelt, hellgrau. Länge 85 mm, gr. Breite an der Schneide 40 mm, gr. Dicke, nahe am Bahnende, 8 mm. Die Axt steckte dicht neben dem an der südöstlichen Wand befindlichen Gefäß ebenfalls senkrecht mit der Schneide nach unten (Taf. III, Abb. 12 d).

Bernsteinscheibe, Querschnitt länglich spitzoval, in der Mitte durchlocht, Durchmesser 70 mm, gr. Dicke 10 mm, Durchmesser der Durchbohrung 17 mm, vor der Beisetzung in zwei Stücke, ein größeres und ein kleineres, zerbrochen; beide lagen 5 cm voneinander entfernt in der Lehmpackung zwischen den beiden Gefäßen und den Feuersteinäxten. Bei der Freilegung und Aufnahme der Stücke brach der größere Teil zweimal, der kleinere einmal durch, auch bröckelten einige kleine Stücke der von dem feuchten Lehm angegriffenen mit Rissen durchsetzten Oberfläche der Scheibe an mehreren Stellen, besonders an den Kanten ab. An den frischen Bruchstellen ist der Bernstein in der Mitte hellgelb, an den Rändern rötlich gefärbt (Taf. III, Abb. 12 e).

Messer aus dunkelgrauem, fast schwarzen Feuerstein, Querschnitt dreieckig, an der Spitze und an beiden Seitenkanten gedengelt, 53 mm lang, bis 12 mm breit, bis 5 mm stark (Taf. III, Abb. 12 f).

Scherben von einem lederfarbigen Tongefäß mit zwei übereinander angeordneten Reihen tief eingedrückter, vertikal gerichteter Rechtecke (Taf. III, Abb. 12 g).

Schmiedeberg (Kr. Angermünde). Etwa 220 m von der vorbezeichneten Grabstätte auf dem Eichberg in nordöstlicher Richtung entfernt, liegt im Kiefernbestand am „Aalgast" eine im Herbst 1905 aufgefundene, schon früher geöffnete, teilweise noch erhalten gebliebene Steinblockkiste. Die nordwestliche Wand bildet ein 1,25 m langer, 50 cm breiter, die südöstliche ein 1 m langer, 40 cm breiter, die südwestliche ein 70 cm langer, 25 cm breiter Granitblock. Die nordöstliche Wand fehlt, ebenso der Deckstein und ein Bodenpflaster. Der innere Raum ist etwa 1 m lang, 30—40 cm breit und 40 cm tief. Der obere Rand der Kiste liegt nur wenig unter der Erdoberfläche. Von der ursprünglich wohl vorhandenen Steinpackung ist nichts mehr übrig geblieben, wahrscheinlich ist das Material bei der Anlage des ganz in der Nähe befindlichen Gräberfeldes aus der vorrömischen Eisenzeit verwendet worden (Taf. III, Abb. 13).

Bestattungsreste wurden in und neben der mit Erde und vergangenem Laub angefüllten Steinblockkiste nicht beobachtet.

Digitized by Google

Steinplattenkisten.

Stolzenhagen (Kr. Angermünde).

Ungefähr 750 m südöstlich von der Gabelung des öffentlichen Weges von Lüdersdorf nach Stolzenhagen und Gelmersdorf liegt auf der zum Rittergut Stolzenhagen gehörenden Feldmark, auf Schlag 7, eine von der Ackerbestellung seit langer Zeit ausgeschlossene, mit Strauchwerk bestandene und als Ablagerungsstelle von Feldsteinen dienende, lehmige Anhöhe. Etwa in der Mitte derselben stießen einige, im Frühjahr 1910 mit Auswerfen von Pflanzlöchern beschäftigte Arbeiter auf eine unter aufgeschütteten Steinen befindliche Steinplattenkiste und räumten sie aus. Nach der glaubhaften Aussage der Arbeiter war die annähernd von Norden nach Süden gerichtete, rechteckige Kiste mit mehreren Steinplatten bedeckt, im oberen Teil mit Lehm, im unteren mit Sand gefüllt, in der Sandschicht lagen auf dem aus dünnen Steinplatten bestehenden Bodenbelag die Skelette von zwei ausgewachsenen Personen nebeneinander auf der rechten Körperseite mit stark angezogenen Beinen und gebeugten Armen, das Gesicht nach Osten gewendet, die Schädel lagen dicht an der Südwand. Irgendwelche Beigaben sind angeblich nicht gefunden worden, auch bei der nachträglich angestellten genauen Untersuchung der Grabstätte und deren Umgebung wurde davon nichts bemerkt.

Die Wandung der an ihrer ursprünglichen Stelle belassenen Kiste ist aus sechs senkrecht aufgestellten in den lehmigen Boden eingelassenen Platten aus gespaltenem Quarzit errichtet. Die östliche Breitseite bilden zwei übereinander greifende Platten von 90 und 77 cm Länge, 60 cm Höhe, 6—7 cm Dicke; die westliche zwei etwas weniger übereinander greifende Platten von 60 und 58 cm Länge, 60 und 70 cm Höhe, 5—8 cm Dicke. Die beiden Schmalseiten bestehen aus je einer Platte, die nördliche ist 60 cm lang, 65 cm hoch, 5 cm dick, die südliche 70 cm lang, 60 cm hoch, bis 10 cm dick. Im Lichten gemessen ist die Kiste bis 1,3 m lang, 60 cm breit, 40 cm tief, der in gleicher Höhe verlaufende obere Rand liegt 40 cm unter der Erdoberfläche. Die Wände der Kiste sind nicht wie bei den meisten Steinplattenkisten an der Außenseite durch Steinpackung gestützt worden, die Platten steckten noch 20—30 cm unter dem Niveau des Bodenbelags in dem festen Lehm (Taf. III, Abb. 14).

Melzow (Kr. Angermünde), Kgl. Forst, Jagen 5.

Etwa 100 m südwestlich von dem Schnittpunkt der beiden Holzabführwege im Jagen 5 liegen auf einer bis zu 8 m aus der Niederung ansteigenden länglichen, von Osten nach Westen verlaufenden, aus lehmigem Sand bestehenden Bodenerhebung, deren Nordabhang mit vereinzelt liegenden umfangreichen Geschiebeblöcken besetzt ist, mehrere Steinplattenkisten. Bei

Digitized by Google

der im Herbst 1906 erfolgten Untersuchung waren von den neun erkennbaren Gräbern vier mehr oder weniger zerstört, die übrigen noch unberührt. Die Steinplattenkisten liegen in einer von Osten nach Westen sich hinziehenden nicht geradlinigen Reihe in einem Abstand von 1—3 m, mit Ausnahme der westlichsten, die von der zunächstliegenden 5 m entfernt ist, sie sind verschieden orientiert und vertieft, die Deckplatten liegen etwa 30—60 cm unter der Hügeloberfläche. Die Steinplatten bestehen größtenteils aus rötlichem Quarzit und sind nur ziemlich schwach, die stärksten haben einen Durchmesser von 20—25 cm. Die Wände der Steinkisten sind außen durch mehr oder weniger starke Steinpackung gestützt. Die mit lehmigem Sand angefüllten Kisten enthielten Skelettbestattung, liegende Hocker, als Beigaben unverzierte kleine Töpfe oder Scherben von großen, dickwandigen Tongefäßen (Taf. III, Abb. 15).

Grab 1. Unter der Humusschicht verschobene Quarzitplatten und Rollsteine, zwischen diesem geringe Reste von dem Skelett eines ausgewachsenen Menschen, einige Feuersteinspäne und Scherben von einem dickwandigen gelblichgrauen Tongefäß.

Grab 2. An der Oberfläche Reste von einer Steinpackung und einige Quarzitplatten, die zu einer zerstörten Steinkiste gehört haben können. Bestattungsreste wurden nicht bemerkt.

Grab 3. Etwa 20 cm unter der Erdoberfläche der obere Rand von zwei aufrecht und rechtwinklig zueinander gesetzten Quarzitplatten, umgeben von Steinpackung. Neben den beiden Platten ein Teil des aus kleinen dünnen Platten bestehenden Bodenbelags der in früherer Zeit bereits aufgedeckten und durchsuchten Kiste. Bestattungsreste fanden sich nicht.

Grab 4. Eine von Steinpackung umgebene, länglich-viereckige, von Osten nach Westen gerichtete Kiste aus Quarzitplatten. Die beiden Decksteine lagen 50 cm unter der Oberfläche, die westliche 40 cm lang, 20 cm breit, bis 7 cm dick, die östliche 50 cm lang und breit, bis 7 cm dick. Von den vier Wandplatten sind die nördliche und südliche bis 60 cm lang und breit, bis 7 cm dick, die westliche bis 40 cm lang und bis 5 cm dick, die östliche Schmalseite besteht aus einer 25 cm langen, bis 7 cm dicken Platte und aus einer kleineren und dünneren Platte. Der Bodenbelag ist aus mehreren dünnen Platten zusammengesetzt. Innenraum 60 cm lang, 20 cm an der Westseite, 30 cm an der Ostseite breit, 40 cm tief (Taf. VI, Abb. 21). Auf dem Bodenbelag der mit Sand angefüllten Kiste befand sich ein sehr mürbes, brüchiges, auf der rechten Seite liegendes, nach Süden gewendetes Skelett eines Kindes, liegender Hocker, zu dessen Füßen in der südöstlichen Ecke der Kiste auf dem Bodenpflaster ein auf der Seitenwandung liegendes, mit der Mündung dicht an der südlichen Platte gerichtetes, eingedrücktes Tongefäß, in dem sich rötlicher grobkörniger und feiner gelblicher Sand befand (Taf. IV, Abb. 16 a).

Das wieder hergestellte, innen und außen hellbraune Tongefäß ist ein Trichterrandbecher, ähnlich den beiden bei Neuenfeld (Kr. Prenzlau) in einer Sandgrube gefundenen Gefäßen (Schumann, Steinzeitgräber, S. 42 u. 43), Höhe 12 cm, gr. Mündungsdurchmesser 14 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 23 mm, am Ansatz des geraden, stark ausgelegten Halses in gleichen Abständen vier kleine warzenförmige Vorsprünge, Stärke der im Bruch schwarzgrauen, mit Steingrus durchsetzten Wandung in der Mitte 6 mm; nach dem Boden zu verläuft die Wandung spitzrund (Taf. IV, Abb. 16 b).

Grab 5. Eine von Steinpackung umgebene länglich-viereckige, von Osten nach Westen gerichtete Kiste aus vier Seiten- und drei Deckplatten, mit einem Bodenbelag aus

Digitized by Google

mehreren kleinen Platten. Die aus Granit und Quarzit bestehenden Deckplatten lagen 50 cm unter der Erdoberfläche, die mittelste aus Granit überdeckte die beiden anderen beiderseits um 10 cm, sie sind 65—70 cm lang, 45—50 cm breit, 10—20 cm dick, über denselben lagen noch mehrere kleine Steinplatten und Rollsteine aufgeschichtet. Die südliche und nördliche Seitenplatte, beide aus hellgrauem Granit, sind etwa 1 m lang, 50 cm breit, bis 20 cm dick. Die östliche Schmalseite aus Quarzit ist 40 cm lang, ebenso breit, 8 cm dick, die westliche, aus hellgrauem Granit, ist 45 cm lang, 40 cm breit, 12 cm dick. Die vier Wände der Kiste waren außen von großen, bis zu einem Zentner schweren, und kleineren Steinen umpackt (Taf. VI, Abb. 22). Auf dem Bodenbelag der bis zum Rand mit hellgelbem Sand angefüllten, im Lichten gemessen, bis 90 cm langen, 35—40 cm breiten, 40—45 cm tiefen Kiste befand sich ein schon stark vergangenes, auf der rechten Seite liegendes, nach Süden gewendetes Skelett von einem ausgewachsenen Menschen, ein liegender Hocker. In der südöstlichen Ecke stand umgestülpt ein mit Sand gefülltes, einhenkliges Tongefäß, dessen Rand gegen Norden auf den Fußknochen des Skeletts, gegen Südwesten auf einem länglichen flachen Stein ruhte, der Henkel berührte die südliche Wand (Taf. IV, Abb. 17 a).

Das innen und außen hellbraune, etwas beschädigte Tongefäß, dessen geglätteter Tonauftrag an einigen Stellen des oberen Teils durch kalkhaltige Bestandteile des Bodens hellgrau inkrustiert erscheint, ist ein einhenkliger Topf mit weiter Mündung. Von der verhältnismäßig kleinen, geraden Standfläche baucht sich die Wandung stark aus, etwa bis zu zwei Drittel der Gefäßhöhe und verjüngt sich dann wenig bis zu dem scharf abgesetzten kurzen geraden Hals, der breite bandförmige Henkel reicht von dem Rand bis unterhalb des Halsansatzes. Höhe 12 cm, gr. Durchmesser 16 cm, Mündungsdurchmesser 13,5 cm, Durchmesser der Standfläche 6 cm, Breite des Henkels 3,5 cm (Taf. IV, Abb. 17 b).

Der als Stützplatte für den Rand des umgestülpten Henkeltopfes dienende flache, länglich geformte Stein, hellgrauer Quarzit, Länge 7 cm, Breite 3,5 cm, Dicke bis zu 13 mm, kann auch irgend eine Beigabe bedeutet haben (Taf. IV, Abb. 17 c).

Grab 6. Eine von Steinpackung umgebene, länglich-viereckige, von Osten nach Westen gerichtete Kiste aus vier Seitenplatten, einer Deckplatte und einem aus mehreren dünnen Steinplatten, meistens Quarzit, zusammengesetzten Bodenbelag. Die aus rötlichem Granit bestehende, bis 90 cm lange, 50 cm breite, 10 cm dicke Deckplatte lag 30 cm unter der Erdoberfläche. Die nördliche und südliche Längswand bilden Platten aus einem hellgrauen, geschichteten Stein, 74 bzw. 73 cm lang, ungefähr 40 cm breit, 20—15 cm dick. Die östliche und westliche Schmalwand bilden Platten aus rötlichem Quarzit, 65 bzw. 68 cm lang, 40 cm (Taf. VI, Abb. 24, unten). Der Innenraum der mit Sand gefüllten Kiste ist bis 74 cm lang, 28 cm an der Ostseite, 20 cm an der Westseite breit, 27 cm tief. Auf den Bodenplatten befand sich ein auf der rechten Seite liegendes, nach Süden gewendetes Skelett eines noch nicht ausgewachsenen Menschen, ein liegender Hocker. Beigaben wurden nicht bemerkt (Taf. V, Abb. 18).

Grab 7. Von geringer Steinpackung umgeben, eine fast quadratisch angelegte Kiste aus vier Seitenplatten, einer Deckplatte und einem Bodenpflaster. Die Deckplatte aus grauem Granit, bis 60 cm lang, 50 cm breit, 25 cm dick, lag mit der ebenen Fläche auf dem etwa 60 cm unter der Erdoberfläche befindlichen Rand der Kiste. Von den vier Wandplatten ist die östliche aus rötlichem Quarzit, 55 cm lang, 40 cm breit, 5 cm dick, die westliche ebenfalls aus rötlichem Quarzit, 35 cm lang und breit, 8 cm dick, die nördliche aus hellgrauem Granit, 35 cm lang und breit, 15 cm dick, die südliche wieder aus rötlichem Quarzit, 35 cm lang, 33 cm breit, 8 cm dick (Taf. VI, Abb. 23). Der Innenraum der mit gelblichem Sand gefüllten Kiste ist 35 cm lang, 25 cm an der Ostseite, 28 cm an der Westseite breit, 30—33 cm tief. Auf dem aus mehreren dünnen Quarzitplatten bestehenden Bodenbelag wurden Überreste eines auf der Seite liegenden, nach Süden ge-

Digitized by Google

wendeten Skeletts eines Kindes als liegender Hocker beigesetzt, und auf den Fußknochen desselben ein einhenkliges, mit Sand und kleinen Steinen gefülltes Tongefäß gefunden (Taf. V, Abb. 19 a).

Das innen und außen gelblich-braune, hellgrau überkrustete Gefäß stand in der südöstlichen Ecke der Kiste, dicht an beiden Steinplatten, schräg nach der nordöstlichen Ecke geneigt, der Henkel ruhte auf den Fußknochen. Das Gefäß hat eine ähnliche Form wie das in dem Kistengrab 5 (Taf. IV, Abb. 17 b), doch ist der breite, bandförmige Henkel weiter ausgezogen. Höhe 8,5 cm, gr. Durchmesser 10 cm, Mündungsdurchmesser 8 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 5 cm, Henkelbreite 3 cm (Taf. V, Abb. 19 b).

Grab 8. Von mäßiger Steinpackung umgeben, eine von Nordosten nach Südwesten gerichtete, länglich-viereckige Kiste aus vier Seitenplatten, zwei Deckplatten und einem teilweise vorhandenen Bodenbelag aus kleinen Steinplatten. Der Rand der Kiste liegt 30 cm unter der Erdoberfläche. Die südwestliche Deckplatte, anscheinend Quarzit, ist bis 70 cm lang, 37 cm breit, 12 cm dick, die nordöstliche bis 60 cm lang, 45 cm breit, 15 cm dick. Die beiden Längsplatten, hellgrauer Granit, sind etwa 1 m lang, 70 cm breit, 15 cm dick. Die Platte der südwestlichen Schmalseite ist 78 cm lang, 60 cm breit, 10 cm dick, die der nordöstlichen 60 cm lang, 65 cm breit, 8 cm dick. Der Innenraum hat eine Länge von 1 m, eine Breite von 33 cm, eine Tiefe von 60 cm (Taf. VI, Abb. 24, oben). Auf dem Boden der mit Sand gefüllten Kiste lagen die Reste von einem nach Südosten gewendeten, sehr mürben und teilweise vergangenen Skelett einer ausgewachsenen Person, liegender Hocker (Taf. V, Abb. 20).

Grab 9. Von Steinpackung überdeckt und besonders am Abhang des Hügels durch starke Steinsetzung gestützt, zeigten sich mehrere Quarzitplatten schräg gegeneinander, dachförmig gestellt, unter zwei größeren Platten, 74 und 55 cm lang, 53 und 40 cm breit, befanden sich im Sand auf einer 57 cm langen, 30 cm breiten Quarzitplatte, 65 cm unter der Erdoberfläche, die Reste von einem zusammengesunkenen Skelett eines Kindes. Die Schädelstücke lagen oben. Der ganze Knochenhaufen erstreckte sich auf etwa 25 cm im Geviert, neben demselben lagen Scherben von einem braungrauen, unverzierten Tongefäß, dessen Form nicht mehr sicher erkennbar war.

Suckow (Kr. Templin).

In der Suckower Forst, Jagen 11, wurden im Jahre 1907 bei dem Ausgraben von Steinen Bruchstücke von einem unverbrannten Skelett eines ausgewachsenen Menschen und ein bei diesem vorhandenes Tongefäß gefunden und abgeliefert. Wahrscheinlich sind diese Fundstücke einer Steinplattenkiste entnommen.

Der einhenklige, hellbraune, gut erhalten gebliebene Topf ist 9 cm hoch, Mündungsdurchmesser 8 cm, gr. Durchmesser der Ausbauchung 10 cm, Durchmesser der etwas eingewölbten Standfläche 5 cm. Der bandförmige, vom Gefäßrand bis zum Umbruch reichende, in der Mitte fast rechtwinklig umgebogene Henkel ist 4 cm breit. Das Gefäß hat im wesentlichen dieselbe Form wie die in den Quarzitplattenkisten bei Bröllin und Wollschow (Kr. Prenzlau) gefundenen einhenkligen Töpfe (Schumann, Steinzeitgräber, S. 10 u. 59). (Taf. V, Abb. 25.)

Papendorf (Kr. Prenzlau).

Auf der Feldmark des Bauernhofbesitzers Jahnke wurde im Juni 1911 bei der Ackerbestellung eine Steinplattenkiste berührt und aufgenommen. Die länglich-viereckige, von Nordosten nach Südwesten gerichtete Kiste bestand aus vier Seitenplatten, einer Deckplatte und einem Bodenbelag aus

Digitized by Google

kleinen dünnen Steinscherben. Die Deckplatte aus rötlichem Quarzit ist bis 70 cm lang, 38 cm breit, 5 cm dick. Von den Wandplatten ist die nordwestliche, rötlicher Quarzit, bis 73 cm lang, 54 cm breit, 10 cm dick, die südöstliche, ebenfalls rötlicher Quarzit, von der ein größeres Stück abgespalten, aber bei dem Aufbau der Kiste wieder mitverwendet worden ist, bis 73 cm lang, 58 cm breit, 12 cm dick, die nordöstliche aus hellgrauem Kalkstein bis 50 cm lang, 38 cm breit, 5 cm dick, die südwestliche, rötlicher Quarzit, bis 52 cm lang, 40 cm breit, 12 cm dick. Innenraum 65—68 cm lang, 35—40 cm breit, 40—50 cm tief (Taf. V, Abb. 26 a).

In der mit Erde angefüllten Kiste befanden sich die Überreste von einem sehr mürben Skelett einer noch jugendlichen Person, in der Nähe des Schädels, von dem ein Stück abgeliefert worden ist, zwei aufeinander gestellte, mit Sand gefüllte Tongefäße. Von diesen ist das eine bis auf geringe Beschädigungen am Rande vollständig, von dem anderen ist nur das Stück von der Wandung mit dem Henkel abgeliefert worden. Beide Gefäße, außen rötlich-gelb mit schwarz-grauen Flecken, innen braun-grau, sind anscheinend von gleicher Form und Größe, es sind einhenklige Töpfe in Form einer Tasse mit breitem, den Mündungsrand überragenden Henkel. Die Wandung ist in der Mitte stark ausgebaucht, die Standfläche etwas eingewölbt. Höhe der erhalten gebliebenen Tasse bis zum Mündungsrand 6,5 cm, bis zum obersten Rand des Henkels 8 cm, gr. Durchmesser in der Mitte 11 cm, Durchmesser der Mündung 9 cm, der Standfläche 5 cm (Taf. V, Abb. 26 b u. c).

Die Steinplattenkiste ist auf dem Hof des Uckermärkischen Museums in Prenzlau wieder aufgesetzt worden.

Menkin (Kr. Prenzlau).

Mit dem Vermerk „aus einem Steinkistengrab auf dem Sandfelde in der Randow bei Menkin" ist ein in dem vorgeschichtlichen Nachlaß des im Jahre 1909 verstorbenen Sanitätsrats Hugo Schumann in Löcknitz vorgefundenes, im Museum in Stettin befindliches Tongefäß bezeichnet. Der innen graue, außen gelblich-graue, nur am Rand etwas beschädigte einhenklige Topf hat fast dieselbe Form und Größe wie das in einer Quarzitplattenkiste des Gräberfeldes bei Hammelstall (Kr. Prenzlau) gefundene Gefäß (Schumann, Steinzeitgräber, S. 30, Steinkiste II) Höhe, 7 cm, Durchmesser der Ausbauchung 8 cm, der Mündung 7 cm, der etwas eingewölbten Standfläche 4 cm, Breite des Henkels 2,5 cm (Taf. VII, Abb. 27).

Flachgräber mit Skelettbestattung.

Melzow (Kr. Angermünde).

Auf der Kuppe eines etwa 500 m westlich von dem Ausgang des Dorfes Melzow gelegenen, bis 40 m von dem Wasserspiegel des Ober-Uckersees sich erhebenden, von alters her unter dem Namen „Galgenberg" bekannten Hügels wurde im August 1907 an mehreren Stellen das Vorhandensein gleichförmiger Steinsetzung festgestellt und eine eingehende Untersuchung der ganzen, ovalgeformten Hügelkuppe vorgenommen. Während auf der nördlichen Hälfte derselben nur vereinzelt Überreste von früher abgeräumten Steinpackungen zum Vorschein kamen, konnten auf der südlichen Hälfte 6

Digitized by Google

unberührt gebliebene Flachgräber mit Skelettbestattung, liegende Hocker, aufgenommen werden. Die Gräber lagen in zwei Reihen, in jeder drei, von Osten nach Westen, in einem Abstand von 3—8 m ausgerichtet (Taf. VII, Abb. 28).

Grab 1. Ungefähr 50 cm unter der Erdoberfläche lagen auf dem natürlichen, mit Kies durchsetzten Lehmboden, von Randsteinen umgeben und von einer Schicht kleiner Rollsteine pflasterartig überwölbt drei Skelette, gleichweit, etwa 75 cm voneinander entfernt. Durchmesser der kreisförmigen Grabanlage 4 m (Taf. VII, Abb. 29).

A. Das Skelett einer ausgewachsenen Person lag auf der rechten Seite mit angezogenen Beinen und gebeugten Armen, das Gesicht nach Osten gewendet, auf dem Schädel ein zentnerschwerer Stein, auf der Brust eine Feuersteinpfeilspitze, 75 cm östlich von dem Skelett wurden ein Axthammer und in dessen nächster Umgebung Scherben von mehreren Tongefäßen, sowie Feuersteinspäne noch innerhalb der Randsteine gefunden.

Die Beigaben:

Mehrere Scherben von einem becherförmigen, innen und außen rötlich-gelben Tongefäß, im Bruch hellgrau, auf dem oberen Teil ein flüchtig eingezogenes Ornament aus zickzack- oder bogenförmigen Streifen zwischen horizontal verlaufenden Streifen von je drei parallelen Linien gebildet. Die Gefäßwandung erhebt sich von einer kleinen geraden Standfläche, baucht sich nach der Mitte zu aus und geht dann allmählich in den etwas eingezogenen Hals über. Höhe etwa 18 cm, gr. Durchmesser 14 cm, Mündungsdurchmesser 11 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 6 cm (Taf. VII, Abb. 30 a—d).

Randscherben von einem innen und außen hellgelbem Tongefäß, dessen oberer Teil mit Streifen aus je vier tief eingezogenen Linien, zickzackförmigen zwischen horizontalen, versehen ist (Taf. VII, Abb. 30 e).

Randscherben von einem vermutlich becherförmigen, innen und außen dunkelbraunen Tongefäß, auf dem etwas eingezogenen Halse desselben mehrere übereinander angeordnete, horizontal verlaufende Streifen vertikaler Einkerbungen (Taf. VII, Abb. 30 f).

Randscherben von einem innen und außen dunkelbraunen Tongefäß, dessen oberer Teil mit einem Ornament in Schnurtechnik, hängende Dreiecksgruppen zwischen horizontal verlaufenden Streifen aus je vier Linien, verziert ist (Taf. VII, Abb. 30 g).

Pfeilspitze aus gelblich-grauem Feuerstein, triangulär, mit bogenförmigem Ausschnitt an der Basis, gemuschelt, Länge 25 mm, gr. Breite 19 mm, Dicke bis 3 mm (Taf. VII, Abb. 30 h).

Axthammer aus gelblich-grauem, serpentinartigen Gestein, im Querschnitt viereckig, mit abgerundeten Kanten, Bahnende verjüngt, unregelmäßig abgerundet, Schaftloch konisch. Länge 9,5 cm, gr. Breite am Schaftloch 3,5 cm, gr. Dicke 2,5 cm (Taf. VII, Abb. 30 i).

B. Das Skelett einer ausgewachsenen Person, in derselben Haltung wie das vorige (A.), aber auf der linken Seite liegend, nach Westen gewendet, auf der Brust sechs Feuersteinpfeilspitzen zusammengelegt, in der Nähe des Schädels ein zerdrücktes Tongefäß.

Die Beigaben:

Tongefäß, innen und außen gelblich-grau, mehr topf- als becherförmig, ähnlich den Gefäßen in einigen Flachgräbern von Hammelstall (Schumann, Steinzeitgräber, S. 31).

Digitized by Google

Vier symmetrisch gestellte, horizontal durchbohrte Henkel reichen vom oberen Bauch bis in den Hals hinauf. Am Oberbauch und Hals ein flüchtig eingestrichenes Linienornament: unten ein Streifen aus vier parallelen Linien, an den vier Henkeln unterbrochen, unter dem Gefäßrand ein Streifen aus zwei parallelen Linien, zwischen beiden Streifen ein aus vier Linien bestehendes Zickzackband. Höhe 11 cm, gr. Durchmesser 12,5 cm, Mündungsdurchmesser 10 cm, Durchmesser der abgesetzten Standfläche 6 cm (Taf. VII, Abb. 31 a).

Sechs Pfeilspitzen aus gelblich-grauem Feuerstein, triangulär, von denen fünf mit bogenförmigem Ausschnitt an der Basis versehen sind, gemuschelt. Länge 25—33 mm, Breite 16—20 mm, Dicke 2—3 mm (Taf. VII, Abb. 31 b—g).

C. Skelett eines Kindes, nur in einigen Bruchstücken erhalten, der Körper lag mit gebeugten Beinen auf der rechten Seite, das Gesicht nach Osten gewendet. In der Umgebung des Schädels lagen eine Feuersteinpfeilspitze und Bruchstücke von zwei Tongefäßen.

Die Beigaben:

Tongefäß, innen und außen gelblichgrau, ein Teil des Oberbauches und Randes fehlt, in der Form ähnlich dem Becher aus Flachgrab 8 von Hammelstall (Schumann, Steinzeitgräber, S. 33). Auf dem etwas eingezogenen Hals ein ringsumlaufendes Ornament in Furchenstich: ein aus sechs Linien bestehendes Zickzackband, oben und unten eingefaßt von je drei Linien. Der Becher konnte bis auf ein Drittel des oberen Teils wieder hergestellt werden, vielleicht befand sich an der Fehlstelle ursprünglich ein Zapfen. Höhe 12,5 cm, Durchmesser der Ausbauchung 15 cm, Mündungsdurchmesser 15 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 6,5 cm (Taf. VIII, Abb. 32 a).

Bodenstück mit einem Teil der Wandung eines kleinen Tongefäßes, innen und außen braungrau, gr. Durchmesser der Ausbauchung etwa 9 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 5 cm (Taf. VIII, Abb. 32 b).

Pfeilspitze aus gelblich-grauem Feuerstein, triangulär, mit bogenförmigem Ausschnitt an der Basis, gemuschelt, Länge 30 mm, Breite 16 mm, Dicke bis 5 mm (Taf. VIII, Abb. 32 c).

Grab 2. Unter einem leicht gewölbten Pflaster aus Rollsteinen lagen in einer, von Norden nach Süden gerichteten, ovalen Vertiefung im gewachsenen Boden von 1,5 m Länge und 1 m Breite, in Sand gebettet, etwa 50 cm unter der Erdoberfläche, Bruchstücke von einem Skelett, dessen Lage nicht mehr deutlich erkennbar war, vermutlich ein liegender Hocker, bei demselben ein im oberen Teil zerdrücktes Tongefäß, drei verschiedene Tongefäßscherben und eine Steinaxt.

Die Beigaben:

Tongefäß, innen und außen braungrau, becherförmig, der obere Teil fehlt. Von der abgesetzten, geraden Standfläche baucht sich die Gefäßwandung etwas nach der Mitte zu aus, um dann steil anzusteigen. Vom Umbruch an nach oben ist es mit ringsumlaufenden, übereinander angeordneten, horizontalen Punktreihen, von denen noch drei Reihen erkennbar sind, versehen. Gr. Durchmesser 9 cm, Durchmesser der Standfläche 6 cm (Taf. VIII, Abb 33 a).

Randscherben von einem innen und außen hellgelben kleinen Tongefäß mit Schnurverzierung (Taf. VIII, Abb. 33 b).

Randscherben von einem innen und außen gelblich-grauen Tongefäß mit Furchenstichverzierung (Taf. VIII, Abb. 33 c).

Digitized by Google

Randscherben von einem kleinen, innen und außen hellbraunem Tongefäß mit Furchenstichverzierung (Taf. VIII, Abb. 33 d).

Axthammer aus hellgelbem, feinkörnigen Gestein, in der Form ähnlich dem bei Skelett A (Grab 1). Länge 11 cm, gr. Breite am Schaftloch 4 cm, gr. Dicke 2,3 cm (Taf. VIII, Abb. 33 e).

Grab 3. Ungefähr 60 cm unter der Erdoberfläche in einer von starken, bis zentnerschweren Randsteinen eingefaßten, von Norden nach Süden gerichteten, ovalen Vertiefung von 1,75 m Länge und 1,20 m Breite auf einem Bodenpflaster aus kleinen Steinen ein auf der rechten Seite liegendes, mit dem Gesicht nach Osten gewendetes Skelett (Hocker). Das Skelett, dessen Schädel von kleinen Steinen unterstützt war, lag in Sand und Kies gebettet, überdeckt von einer Schicht kleiner Rollsteine (Taf. VIII, Abb. 34). An der Ostseite des Skeletts, etwa in der Mitte, fanden sich wenige Scherben von einem kleinen, ornamentlosen, gelblich-grauen Tongefäß von unbestimmbarer Form.

Grab 4. In einer ovalen, von Norden nach Süden gerichteten, muldenförmigen Bodenvertiefung lagen auf dem gewachsenen Boden, von Sand und einem Pflaster aus Rollsteinen überdeckt, 50 cm unter der Erdoberfläche, geringe Überreste von einem mürben Skelett (liegenden Hocker). Beigaben wurden nicht bemerkt.

Grab 5. Ähnliche Grabanlage wie 4 mit einem auf der rechten Seite liegenden, mit dem Gesicht nach Osten gewendeten Skelett (liegender Hocker) (Taf. VIII, Abb. 35). In der Nähe des Schädels lag ein zerdrücktes, sehr mürbes, großes und dickwandiges Tongefäß, innen und außen rötlichgelb, im Bruch schwarzgrau, von dem nur einige Scherben aus der Mitte der Wandung erhalten geblieben sind.

Grab 6. Ähnliche Grabanlage wie vorher mit geringen Überresten von einem Skelett in hockender Lage. Beigaben fanden sich nicht.

Melzow (Kr. Angermünde).

Im Jagen 4 der Kgl. Forst, etwa 30 m südlich von der in diesem Jagen befindlichen, nur teilweise erhalten gebliebenen Steinblockkiste (Taf. I, Abb. 2) liegt auf einer mäßig ansteigenden Bodenerhebung eine schon vor langer Zeit aufgenommene Grabstätte, wahrscheinlich ein steinzeitliches Flachgrab. Bei der im Jahre 1906 vorgenommenen Untersuchung konnte nur noch eine von Norden nach Süden gerichtete, längliche, muldenförmige Vertiefung, etwa 2 m lang, 1,25 m breit, von Randsteinen eingefaßt und anscheinend von den im Sande aufgehäuften und umherliegenden Rollsteinen pflasterartig überdeckt, festgestellt werden. Skelettreste wurden nicht gefunden, aber einige, außen gelblich-graue, innen dunkelgraue Tongefäßscherben und ein kleiner Axthammer aus blaugrauem Gestein mit breitem, unregelmäßig abgerundetem Bahnende, konischer Durchbohrung und etwas verbreitertem, stark abgenutzten Schneidenteil. Auf beiden Breitseiten befinden

Digitized by Google

sich Einritzungen, sie sind auf der einen Seite sparrenförmig angeordnet. Länge (ursprünglich) 6,5 cm, gr. Breite (oberhalb des Schaftloches) 3 cm, gr. Dicke (am Schneidenteil) 2,7 cm (Taf. VIII, Abb. 36).

Im Jagen 11, ungefähr 100 m östlich von den Überresten eines Steinkammergrabes (Taf. I, Abb. 5) wurde im Jahre 1906 auf einer länglichen, natürlichen Bodenerhebung ein schon früher aufgenommenes Flachgrab untersucht. Zwischen den regellos aufgehäuften Steinen lagen zerstreut geringe Überreste von ungebrannten Menschenknochen, eine Feuersteinaxt, Feuersteinspäne, ein zerdrücktes Tongefäß mit Schnurornament und Scherben mehrerer Tongefäße von ähnlicher Form und Verzierungsart wie die in den Flachgräbern bei Hammelstall (Kr. Prenzlau), (Schumann, Steinzeitgräber, S. 30 u. f.).

Die Beigaben:

Becherförmiges, innen und außen gelblich-graues Tongefäß. Auf dem etwas eingezogenen Hals zwei in Abständen ringsumlaufende Bänder, ein breites oben, ein schmales unten, beide von je zwei Schnurlinien eingefaßt und durch Schnurlinien schräg schraffiert, auf der Schulter ringsumlaufend aneinander gereihte, von einer Schnurlinie eingefaßte und ebenso durch Schnurlinien schräg schraffierte Dreiecke. Höhe 15 cm, gr. Durchmesser 15 cm, Mündungsweite 12 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 6 cm (Taf. VIII, Abb. 37 a).

Scherben von einem Zapfenbecher, innen und außen gelblich-grau, der obere Teil des Bechers ist mit folgendem Ornament versehen: unterhalb des Randes drei horizontal verlaufende, eng aneinander gereihte, parallele Linien, unter diesen zwei ebensolche, nur etwas weiter voneinander abstehende Linien, deren Zwischenraum mit Schrägstrichen ausgefüllt ist, am Zapfenansatz unterbrochen, dann folgt ein aus vier Linien bestehendes Zickzackband, unterhalb des Zapfenansatzes unterbrochen, an dieses schließen sich wieder zwei Horizontallinien, deren Zwischenraum durch Schrägstriche ausgefüllt ist, dann folgen zwei eng aneinander gereihte Horizontallinien und als Abschluß wieder zwei Horizontallinien, deren Zwischenraum durch Schrägstriche, in entgegengesetzter Richtung wie die vorigen verlaufend, ausgefüllt ist (Taf. VIII, Abb. 37 b).

Randscherben von einem kleinen Zapfenbecher, gelblich-grau, unterhalb des Randes drei Horizontallinien, unter diesen ein aus vier Linien bestehendes Zickzackband, unterhalb des Zapfens ausgesetzt, dann eine Zone von Schrägstrichen, oben und unten von je zwei Linien eingefaßt (Taf. VIII, Abb. 37 c).

Randscherben von einem becherförmigen Gefäß, außen hellgelb, innen hellgrau, unterhalb des Randes vier Horizontallinien, in der Mitte des Halses ein aus fünf Linien bestehendes Zickzackband (Taf. VIII, Abb. 37 d).

Scherben von der dem Boden eines Tongefäßes anliegenden Wandung, außen gelblich-grau, innen dunkelgrau, mit einem aus sechs Linien bestehenden, horizontal verlaufenden Zickzackband, oben und unten eingefaßt von anscheinend drei Horizontallinien (Taf. VIII, Abb. 37 e).

Randscherben von einem rötlich-gelbem Tongefäß, auf dessen Hals zwischen je drei Horizontallinien ein aus drei Reihen sparrenförmig angeordneter Einstriche bestehendes Zickzackband läuft (Taf. VIII, Abb. 37 f).

Feuersteinaxt, dicknackig, Querschnitt länglich-viereckig, Breitseiten etwas gewölbt, geschliffen und gemuschelt, Schmalseiten größtenteils gemuschelt, Nacken gemuschelt und geschliffen, an der einen Schmalseite und am Schneidenteil beschädigt, hellgrau, weiß-

Digitized by Google

gefleckt. Länge 93 mm, gr. Breite am leicht gewölbten Schneidenteil ursprünglich etwa 50 mm, Breite am Nacken 17 mm, gr. Dicke nahe am Bahnende 19 mm (Taf. VIII, Abb. 37 g).

Im Jagen 14 der Kgl. Forst wurden im Jahre 1907 auf der Kuppe einer Bodenwelle Überreste eines zerstörten Flachgrabes gefunden. Unter der Steinpackung fanden sich Scherben von einem Tongefäß und ein Axthammer.

Das wieder hergestellte Gefäß ist ein innen und außen gelblich-grauer Becher. Von der geraden Standfläche baucht sich die Wandung stark aus und geht allmählich in den etwas eingezogenen Hals über. Auf dem oberen Teil des Gefäßes befindet sich ein ringsumlaufendes, aus sieben Reihen von Schrägstrichen tannenzweig- oder fischgrätenartig angeordnetes Ornament. Höhe 17 cm, gr. Durchmesser 13 cm, Mündungsweite 11 cm, Durchmesser der Standfläche 6 cm (Taf. IX, Abb. 38 a).

Der Axthammer ist gelblich-grau, weißgefleckt, vierkantig, Breitseiten gewölbt, Schmalseiten plan, Bahnende unregelmäßig abgerundet, Schaftloch konisch. Länge 12 cm, gr. Breite an der Schneide 5,5 cm, gr. Dicke am Schaftloch 5,3 cm (Taf. IX, Abb. 38 b).

Im Jagen 19 der Kgl. Forst liegt etwa 40 m nordwestlich von dem nach der Schmiedeberg-Melzower Straße führenden Holzabfuhrweg eine Sandgrube, in der beim Abfahren von Sand im August 1908 zwischen kleinen Steinen ein etwa 50 cm unter der Erdoberfläche liegendes Tongefäß, sowie ein Stück von dem unteren Teil eines zweiten Tongefäßes zum Vorschein kamen und abgeliefert wurden. In der Nähe der Gefäße sollen auch Überreste von menschlichen Knochen gelegen haben, aber mit dem Sand auf den Wagen geladen und mit abgefahren worden sein. Demgemäß kann hier ein Flachgrab mit Skelettbestattung vorhanden gewesen sein.

Das bis auf einen Teil des Randes erhalten gebliebene, innen und außen gelblich-graue Tongefäß hat die Form einer im unteren Teil stark ausgebauchten Vase mit zwei horizontal durchbohrten, bandförmigen, an den Außenseiten eingewölbten Henkeln, ähnlich dem in einem Flachgrab mit Leichenbrand von Dedelow (Kr. Prenzlau) gefundenen Gefäß (Schumann, Steinzeitgräber, S. 16). Als Ornament befinden sich auf dem hohen, etwas geschweiften Halse unmittelbar unter dem Rand vier ringsumlaufende Reihen von halbkreisförmigen Einstichen, auf der Schulter, unterhalb der oberen Henkelansätze, eine Horizontallinie, dann zwei Reihen von halbkreisförmigen Einstichen und unterhalb derselben Gruppen von vertikal verlaufenden, breiten Furchenstichlinien. Höhe 11 cm, gr. Durchmesser 13 cm, Mündungsweite 7 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 5,5 cm (Taf. IX, Abb. 39 a).

Der untere Teil des zweiten Tongefäßes ist das Bodenstück eines innen und außen rötlich-gelben, ausgebauchten Gefäßes mit einer geraden Standfläche von 5 cm Durchmesser (Taf. IX, Abb. 39 b).

Im Jagen 30 der Kgl. Forst waren die Fundumstände ähnlich wie im Jagen 14. Zwischen und unter den Rollsteinen lagen Scherben von verschiedenen Tongefäßen und Bruchstücke von Steinwerkzeugen:

Tongefäß, wieder hergestellt, amphorenförmig, innen gelblich, außen rötlich-gelb, der Tonauftrag an einigen Stellen inkrustiert. Von einer kleinen geraden Standfläche baucht sich die Gefäßwandung bis zur halben Höhe des Gefäßes stark aus und verjüngt sich dann bis zu dem scharf abgesetzten, steil ansteigenden, nur wenig eingezogenen, kurzen

Digitized by Google

Hals. In dem Winkel zwischen Hals und Bauch befinden sich zwei bandförmige, an der Außenseite etwas eingewölbte, horizontal durchbohrte Henkel, jeder mit zwei, bis zur Mitte des Bauches schräg verlaufenden, plastischen Fortsätzen. Höhe 17,5 cm, gr. Durchmesser 17 cm, Mündungsweite 8 cm, Durchmesser der Standfläche 5 cm (Taf. IX, Abb. 40 a). Ähnliche Gefäßformen bei einer Hockerbestattung von Gr. Tschernosek in Nordböhmen und unter den spätneolithischen Grabgefäßen von Teplitz-Schönau, sowie Hundisburg (Kr. Neuhaldensleben). (Mannus I, S. 193, Fig. 5 u. 199, Fig. 16, II, S. 71 u. 72, Abb. 42).

Randscherben, gelblich-grau, dicht unter dem Rande eine Reihe von Vertiefungen, kreisförmigen Einstichen (Taf. IX, Abb. 40 b).

Randscherben mit ähnlichem Ornament, die Vertiefungen haben die Form von Dreiecken (Taf. IX, Abb. 40 c).

Randscherben mit einem aus kurzen, gewellten Vertikalstrichen bestehenden Streifen, dicht unter dem Rand (Taf. IX, Abb. 40 d).

Oberer Teil eines Axthammers mit abgesetztem, flach gewölbten Kopf, dunkelgrau, Breitseiten flach eingewölbt, Schmalseiten gewölbt, Schaftloch zylindrisch. Länge des Bruchstücks 5 cm, gr. Breite am Schaftloch 5,5 cm, Durchmesser der Kopfplatte 3,5 cm (Taf. IX, Abb. 40 e).

Bahnende einer Axt aus hellgrauem Gestein. Länge des Bruchstücks 5 cm, gr. Breite an der Bruchstelle 3,5 cm, gr. Dicke 2,5 cm (Taf. IX, Abb. 40 f).

Schmiedeberg (Kr. Angermünde). Forstgrundstück.

Grab 1. Ungefähr 25 m südlich von der Einmündung des von Schmiedeberg nach Stegelitz führenden Wegs in die zum Rittergut Schmiedeberg gehörende Forst liegt am Rande eines 80 jährigen Kiefernbestandes auf einer mäßigen Bodenerhebung eine durch die an dem östlichen und südlichen Abhang noch vorhandenen, halbkreisförmig liegenden 2—4 Zentner schweren Steinblöcke kenntliche Grabstätte. Diese ist vermutlich schon bei der Aufforstung vor 80 Jahren durchsucht worden. Bei der im Jahre 1906 angestellten Nachforschung war die Mitte der Anhöhe mit regellos aufgehäuften Rollsteinen bedeckt, unter den Steinen, etwa 50 cm tief, lagen auf dem natürlichen Lehmboden Überreste von unverbrannten Menschenknochen, einige Feuersteinspäne und Scherben von mehreren Tongefäßen. Dem Befund nach waren diese Reste des Grabinventars nach erfolgter Aufnahme der Grabstätte auf einen Haufen geworfen und mit Erde und Steinen bedeckt worden.

Tongefäßreste:

Mehrere Scherben von einem, innen und außen dunkelgrauen mit zwei Henkeln versehenen, ausgebauchten Gefäß, dessen größter Durchmesser 12—15 cm betragen haben kann, anscheinend eine Kugelamphore mit Schnurornament. Das Ornament besteht aus zwei unterhalb des Halsansatzes laufenden horizontalen Schnurlinien, von denen Gruppen vertikaler, in Punkten endigender Schnurlinien nach unten abgehen. Unterhalb der Henkelansätze befinden sich mehrere halbkreisförmig angeordnete Schnurlinien (Taf. IX, Abb 41 a u. b).

Scherben von einem dickwandigen, innen gelblich-, außen braun-grauen Tongefäß mit mehreren, in Abständen übereinander angeordneten horizontalen Streifen aus je zwei Reihen halbkreisförmiger Einstiche (Taf. IX, Abb. 41 c).

Scherben von einem innen und außen gelblich-grauen Tongefäß mit mehreren in Abständen übereinander angeordneten horizontal verlaufenden Streifen aus je drei Reihen, im Verband gesetzter, kreuzförmiger Eindrücke (Taf. IX, Abb. 41 d).

Digitized by Google

Scherben von einem innen und außen gelblich-grauen Tongefäß mit vertikalen, tief eingezogenen, breiten Furchenstichlinien (Taf. IX, Abb. 41 e).

Scherben von einem innen gelblich-grauen, außen rötlich-gelben Tongefäß mit einer anscheinend horizontalen Leiste, auf der sich in Abständen nebeneinander halbschräge Eindrücke befinden (Taf. IX, Abb. 41 f).

Grab 2. Auf einer 40 m südlich von Grab 1 gelegenen, bis 1 m ansteigenden, sandigen Bodenwelle von ursprünglich 36 m Umfang — der nordwestliche Teil derselben war vor der im Jahre 1906 erfolgten Untersuchung dieser Stelle zu wirtschaftlichen Zwecken abgefahren worden — lagerte eine starke Steinpackung. Etwa 2 m westlich von der Mitte derselben fanden sich, überdeckt von einer Schicht Rollsteine, im Sand Überreste von einem sehr mürben, bröckeligen Skelett eines ausgewachsenen Menschen, anscheinend ein liegender Hocker. In der Nähe der Oberschenkel stand etwas schräg ein mit Sand gefülltes, einhenkliges Tongefäß, auf demselben und daneben lagen Knochen und Zähne vom Elch und Wildschwein. In der Nähe des Schädels befand sich ein zu Scherben zerdrücktes zweihenkliges Tongefäß. Bei der Aufnahme der Steinpackung kamen noch mehrere Scherben von verschiedenen, ornamentierten Tongefäßen zum Vorschein.

Das einhenklige, innen und außen gleichmäßig dunkelgraue, an der einen Seite der oberen Hälfte und am Rande beschädigte Tongefäß hat die Form eines ausgebauchten, niedrigen, im unteren Teil halbkugeligen, mit einer schwach eingedrückten Bodendelle versehenen Topfes. Der breite, bandförmige Henkel reicht von der Ausbauchungsmitte bis zu dem Rand des kurzen, scharf abgesetzten, steil ansteigenden Halses. Die Tonmasse ist reichlich mit zerkleinerten Granitbrocken durchsetzt. Höhe 9 cm, Durchmesser der Ausbauchung 15 cm, der Mündung 13 cm (Taf. X, Abb. 42 a).

Das zweihenklige, innen und außen hellgraue, aus den Scherben wieder hergestellte Tongefäß hat die Form einer Terrine mit hohem, etwas eingezogenen Hals, unterhalb des Halsansatzes zwei in einer Entfernung von 8 cm nebeneinander angebrachte, schräg aufwärts gerichtete, vertikal durchbohrte Zapfen, deren oberer Rand halbrund ausgeschnitten ist. Als Ornament befinden sich auf dem Halse drei, oberhalb der Zapfen unterbrochene, horizontal laufende Bänder im Rautenstichmuster, das unterste ist etwas breiter als die beiden höher liegenden, auf der Schulter läuft, nur zwischen den beiden Zapfen, ein ebenso ausgeführtes Horizontalband in derselben Breite wie die der beiden oberen Halsbänder. Höhe 14 cm, Bauchdurchmesser 20,5 cm, Mündungsweite 18 und 19 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 8 cm (Taf. X, Abb. 42 b).

Scherben von einem dickwandigen, innen hellgrauen, außen hellbraunen Tongefäß mit einer schwachen Horizontalleiste (Taf. X, Abb. 42 c u. d).

Scherben von einem innen und außen rötlich-gelben, dickwandigen Tongefäß mit tief eingezogenen horizontalen Furchenstichlinien (Taf. X, Abb. 42 e).

Scherben von einem innen und außen hellgrauen Tongefäß mit Gruppen vertikaler Furchenstichlinien, unterhalb derselben eine horizontale Reihe von Dreiecken, deren jedes aus drei Winkelstichen gebildet ist (Taf. X, Abb. 42 f).

Scherben eines innen hellgelben, außen hellgrauen Tongefäßes mit dicht aneinander gesetzten horizontalen Winkelstichreihen, unterbrochen von zwei horizontalen Reihen, im Verband gesetzter Dreiecksgruppen, jedes aus drei Winkelstichen gebildet (Taf. X, Abb. 42 g).

Digitized by Google

Scherben von einem innen und außen ledergelben Tongefäß mit vertikalen breiten, flachen Furchenstichlinien und horizontalen Winkelstichreihen (Taf. X, Abb. 42 h).

Grab 3. Auf einer Anhöhe, 50 m nördlich von Grab 1, wurde im Jahre 1906 ein zerstörtes Flachgrab gefunden. Zwischen der Steinpackung lagen einige Scherben von einem grauen Tongefäß und eine Lanzenspitze aus Feuerstein. Skelettreste fanden sich nicht.

Das Tongefäß war, wie sich aus einem Randscherben ersehen läßt, mit Bändern aus rautenförmig gestellten Winkelstichreihen verziert (Taf. X, Abb. 43 a).

Die Lanzenspitze ist im ganzen hellgrau, an der Spitze und an der Schaftlage dunkler, gemuschelt und gedengelt, 12,5 cm lang, 37 mm breit und bis 5 mm dick (Taf. X, Abb. 43 b).

Grab 4. Auf einer sandigen Bodenerhebung, etwa 60 m nordwestlich von Grab 3, liegt der Rest einer Steinpackung, die vermutlich einem zerstörten Flachgrabe angehört hat.

Es fanden sich Scherben von einem innen grauen, außen gelblich-grauen Tongefäß von der Form eines geschweiften Bechers mit abgesetzter, unten eingewölbter Standfläche, am oberen Teil ein von dem Übergang der Ausbauchung in den Hals bis zum Mündungsrand reichendes Ornament, bestehend aus 9 oder 10 ringsumlaufenden, dicht aneinander gesetzten, horizontalen Strichreihen nach Art von Fichtennadeln oder Fischgräten, abwechselnd schrägrechts und schräglinks gerichtet. Höhe des zusammengesetzten Bechers ungefähr 24 cm, gr. Durchmesser 16 cm, Mündungsweite 15 cm, Durchmesser der Standfläche 8 cm (Taf. X, Abb. 44).

Grab 5. Ungefähr 30 m nordwestlich von Grab 4 lagen unter und neben dem Rest einer Steinpackung

Scherben von einer innen und außen rotbraunen, graugefleckten Kugelamphore, die zu einem vermutlich hier angelegten, zerstörten Flachgrab gehört haben kann. Am Übergang des steil ansteigenden Halses zur Laibung befinden sich zwei bandförmige, 20 bis 25 mm breite Henkel, auf dem Hals drei, oberhalb der Henkelansätze unterbrochene horizontalbänder im Rautenstichmuster. Das oberste Band ist schmaler als das mittelste; das unterste, in derselben Breite wie das mittelste, läuft nach dem Halsansatz zu noch in gleichseitige, hängende, ebenso gemusterte Dreiecke aus. Eine Horizontalreihe von solchen, eng aneinandergesetzten Dreiecken ziert die Gefäßschulter. Höhe der wieder hergestellten Amphore 29 cm, gr. Durchmesser der Laibung 25 cm, Mündungsweite 9 cm (Taf. X, Abb. 45).

Schmiedeberg (Kr. Angermünde). Sandgrube.

In der zum Rittergut Schmiedeberg gehörenden Sandgrube, westlich von dem an der Forst entlang führenden Wege von Schmiedeberg nach Wilmersdorf, fanden sich beim Abgraben und Abfahren von Sand wiederholt steinzeitliche Tongefäßreste, von einigen Rollsteinen umgeben, durchschnittlich 50 cm unter der Humusdecke, vermutlich Bestandteile von Flachgräbern. Skelettreste sind angeblich nicht bemerkt worden. Aus den an drei verschiedenen, etwa 2—3 m voneinander entfernt gelegenen Stellen gefundenen und abgelieferten Scherben ließen sich folgende drei Tongefäße zusammensetzen.

Becherförmiges Tongefäß, innen und außen rötlich-gelb, schwach gebrannt, die im Bruch graue Wandung 4—5 cm stark. Auf dem etwas eingezogenen Hals befindet

Digitized by Google

sich zwischen zwei, aus mehreren horizontalen, kammstrichartig, schwach eingezogenen Linien bestehenden Streifen ein in derselben Art hergestelltes Zickzackband, ein gleiches läuft auf der Schulter des Gefäßes. Höhe 12 cm, gr. Durchmesser der Ausbauchung 10,5 cm, Mündungsweite 9,5 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 6,5 cm (Taf. XI, Abb. 46).

Becherförmiges Tongefäß, innen und außen gelblich-grau, auf dem nach der Mündung zu etwas ausladenden Halse sieben Horizontallinien in Schnurtechnik. Höhe 12 cm, gr. Durchmesser der Laibung 8 cm, Mündungsweite 8,5 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 5 cm (Taf. XI, Abb. 47).

Amphorenförmiges Tongefäß, innen und außen rötlich-gelb, graugefleckt. Von einer kleinen, geraden Standfläche baucht sich die Laibung bis zur Mitte des Gefäßes stark aus, biegt dann ziemlich schroff um und verjüngt sich bis zu dem gerade aufgesetzten, nach der Mündung zu etwas ausladenden Halse. In dem Winkel zwischen Hals und Bauch sitzen zwei kleine, horizontal durchbohrte Henkel, jeder mit zwei schwachen, schräg nach unten verlaufenden plastischen Fortsätzen, wie auf dem amphorenförmigen Tongefäß aus dem Flachgrabe im Jagen 30 der Kgl. Forst bei Melzow (Taf. IX, Abb. 40 a), Höhe 17 cm, gr. Durchmesser 17 cm, Mündungsweite 9 cm, Durchmesser der Standfläche 7,5 cm, Stärke der Wandung in der Gefäßmitte 5—6 mm, im Boden 10 mm (Taf. XI, Abb. 48).

Suckow (Kr. Templin). Forstgrundstück.

Grab 1. Im Jagen 4 der Suckower Forst liegt 15 m östlich von dem die Ortschaften Wilmersdorf und Melzow verbindenden Wege in der Nähe des Schnittpunktes dieses Weges mit der Grenzlinie zwischen der Kgl. Gramzower Forst und der Suckower Forst der Rest einer Steinpackung, vermutlich zu einem zerstörten Flachgrab gehörend.

Bei der im September 1910 angestellten Untersuchung dieser Stelle lagen zwischen den Steinen Scherben von einem kleinen, innen und außen hellgrauen, 8—10 cm hohen Tongefäß, auf dessen etwas eingezogenen Hals zwischen oben drei, unten vier Horizontallinien ein aus zwei Linien gebildetes Zickzackband läuft. Die Linien sind furchenstichartig tief eingezogen (Taf. XI, Abb. 49 a).

Innerhalb derselben Steinpackung lag noch ein Scherben von einem, innen und außen rötlich-gelben Tongefäß mit mehreren Winkelstichreihen (Taf. XI, Abb. 49 b).

Grab 2. Ungefähr 175 m südlich von Grab 1 liegt 7 m westlich von demselben Verbindungsweg Wilmersdorf-Melzow ein von Norden nach Süden gerichteter, länglicher Steinpackungshügel, bis 16 m lang, 8 m breit, 1 m hoch, von starken, 1—2 Zentner schweren Randsteinen eingefaßt; nach der Mitte zu besteht die Steinpackung aus kopf- bis faustgroßen Rollsteinen. In der Mitte des Hügels befand sich eine von allen Seiten mit Steinen umgebene Sandschicht (Taf. XI, Abb. 50 a u. b). Die Aufnahme der anscheinend noch unberührten, muldenförmig, bis zu 1,75 m von der Hügeloberfläche in den natürlichen Sandboden vertieft angelegten Grabstätte erfolgte im September 1910 von der Mitte der Ostseite aus.

Etwa 2 m westlich von dem äußersten Rand der Steinpackung lagen in einer Tiefe von 1 m zwischen Steinen Scherben eines rötlich-gelben, graugefleckten, unverzierten Tongefäßes. Weiter nach Westen zu, 1 m von diesen Scherben entfernt, stand ebenso tief, etwas schräg ein zusammengedrückter, mit Sand gefüllter, zweihenkliger, kurzhalsiger, gelblich-grauer Topf. Höhe desselben 8 cm, gr. Durchmesser 8 cm, Mündungsweite 7 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 4—5 cm (Taf. XII, Abb. 51 a).

Digitized by Google

Die in der Mitte der Steinpackung befindliche Sandschicht war annähernd 2 m lang, 1 m breit, 60—70 cm hoch. Der rötlich-gelbe Sand zeigte an einigen Stellen dunklere Färbung. Vermutlich war die Bestattung in dieser Sandschicht erfolgt; Skelettreste ließen sich nicht mehr nachweisen.

Fast 2 m nordwestlich von dem Henkeltopf steckten zwischen den Steinen der Packung, 80 cm unter der Hügeloberfläche zwei Axthämmer und eine kleine Feuersteinaxt. Der größere, grünlich-graue Axthammer, mit vielen, über der ganzen Oberfläche, auch in der zylindrischen Durchbohrung verbreiteten, größtenteils länglich-viereckigen, gelblich-weißen Einsprengungen, ist 13 cm lang, bis 4,5 cm breit und 3,5 cm dick (Taf. XII, Abb. 51 b). Der kleinere Axthammer, blaugrau, weißgefleckt, war der Länge nach schräg durch das zylindrische Schaftloch gespalten, 9,5 cm lang, am Schneidenteil 3,8 cm breit, am Schaftloch 4 cm dick (Taf. XII, Abb. 51 c). Die Feuersteinaxt ist hellgrau, an den Breit- und Schmalseiten geschliffen, nur wenig gemuschelt, 6,5 cm lang, am Schneidenteil fast 2 cm breit und oberhalb der Mitte 1,5 cm dick (Taf. XII, Abb. 51 d).

Südlich von den drei Steinäxten, in einer Entfernung von 1,5 m, lagen einige unverzierte hellgraue Tongefäßscherben, und 50 cm südlich von diesen stand zwischen Steinen schräg nach Westen geneigt, 1 m tief, ein mit Sand gefülltes, gut erhaltenes, rötlich-gelbes napfförmiges Tongefäß. Höhe 8 cm, Mündungsweite 12 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 7 cm (Taf. XII, Abb. 51 e). Weiter südlich, von dem Napf etwa 2 m entfernt, lag auch noch innerhalb der Steinpackung, 1 m tief, ein zusammengedrücktes, mit Sand gefülltes, gelblich-graues becherförmiges Tongefäß mit einem tannenzweig- oder fischgrätenartigen Ornament auf dem eingezogenen Hals, ganz ähnlich dem Ornament auf dem Becher des Flachgrabes im Jagen 14 der Kgl. Forst bei Melzow (Taf. IX, Abb. 38 a). Höhe 18 cm, gr. Durchmesser der Ausbauchung 14 cm, Mündungsweite 13 cm, Durchmesser der abgesetzten, geraden Standfläche 7 cm (Taf. XII, Abb. 51 f).

Röpersdorf (Kr. Prenzlau).

Im Februar 1905 wurden in der dem Ackerbürger Lindow gehörenden Kiesgrube bei Röpersdorf beim Aufladen von Abraum zwischen Steinen Bruchstücke von einem, vermutlich einem Flachgrabe angehörenden Tongefäß gefunden und dem Uckermärkischen Museum überwiesen. Von Skelettresten an dieser Stelle ist angeblich nichts bemerkt worden.

Das wieder hergestellte Gefäß ist ein Zapfenbecher von rötlich-gelber Farbe und trägt auf dem etwas eingezogenen Hals ein flüchtig eingestrichenes Linienornament, bestehend aus einem von 6—8 Linien gebildeten, ringsumlaufenden, nur durch den Zapfenansatz unterbrochenen Zickzackband zwischen zwei Streifen aus je 5—6 Linien. Höhe 8 cm, gr. Durchmesser 7,5 cm, Mündungsweite 8 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 5,5 cm (Taf. XII, Abb. 52).

Wittstock (Kr. Prenzlau).

Im Oktober 1905 fanden einige mit Aufladen von Kies beschäftigte Arbeiter auf der Gutsfeldmark ein etwa 50 cm unter der Erdoberfläche liegendes, mit Sand gefülltes, durch einen Tondeckel verschlossenes Tongefäß und in der Umgebung desselben unverbrannte menschliche Knochen. Das Gefäß wurde abgeliefert und gelangte in das Uckermärkische Museum, die Skelettreste blieben zurück und gingen verloren; eine später angestellte Nachforschung über den Verbleib derselben war erfolglos.

Das Gefäß hat die Form eines gehenkelten Bechers, es ist an der Oberfläche innen und außen gelblich-grau, schwarzgefleckt, im Bruch grau, die Tonmasse ist mit

Digitized by Google

kleinen Quarzstücken und Glimmerblättchen, die an der Oberfläche sichtbar sind, durchsetzt. Ein Stück von der oberen Hälfte des Gefäßes und ein Teil des Deckelrandes fehlen. Von der geraden Standfläche baucht sich die Gefäßwandung nach der Mitte zu ein wenig aus und geht allmählich in den etwas eingezogenen Hals über. Dieser ist mit 11 Reihen von Schnureindrücken verziert. Das Ornament ist an der Ansatzstelle des einen, erhalten gebliebenen Henkels unterbrochen. Vermutlich befand sich an der gegenüberliegenden, ausgebrochenen Wandung ein zweiter, gleichförmiger Henkel. Höhe 12 cm, gr. Durchmesser und Mündungsweite 9 cm. Durchmesser der Standfläche 5 cm (Taf. XII, Abb. 53 a). Der flache, stöpfelförmige Deckel mit erhöhtem, ausladenden Rande ist von derselben Tonmasse und Farbe wie der Becher. Durchmesser des Deckels 6,7 cm, Randhöhe 1 cm. Die Deckelscheibe ist in der Nähe des Randes durchlocht; vielleicht befand sich an dem gegenüberliegenden, abgebrochenen Stück des Deckels ebensolches Loch, entsprechend dem zweiten, anzunehmenden Henkel. Die Löcher in der Deckelscheibe dienten offenbar zur Verbindung des Deckels mit dem Gefäß vermittelst einer durch dieselben laufenden, an den Henkelösen befestigten Schnur, an der auch das Gefäß getragen oder aufgehängt werden konnte (Taf. XII, Abb. 53 b). Der Becher mit dem Deckel ist aufgeführt und abgebildet worden in dem im Jahre 1909 herausgegebenen Verzeichnis der Sammlungen des Uckerm. Mus. u. Gesch. Ver. S. 29.

Wollschow (Kr. Prenzlau).

Auf dem Grundstück des Bauerhofbesitzers Klempnow wurden im Jahre 1908 bei der Ackerbestellung Flachgräber mit Skelettbestattung berührt und aufgenommen. Von diesen Gräbern gelangten Bruchstücke von zwei Tongefäßen und drei Steinhämmer in das Uckermärkische Museum.

Tongefäße.

a) Zapfenbecher, wieder hergestellt, innen und außen dunkelgrau. Auf dem Halse ein flüchtig eingezogenes Linienornament, bestehend aus einem Zickband zwischen horizontalen Streifen. Höhe 8,5 cm, gr. Durchmesser der Laibung 8,5 cm, Mündungsweite 9 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 6,5 cm (Taf. XII, Abb. 54 a).

b) Teile von der Laibung und dem Boden eines becherförmigen Gefäßes, innen grau, außen rötlich-gelb, auf dem etwas eingezogenen Halse ein aus Gruppen von horizontalen und sparrenförmig angeordneten Linien, sowie von vertikalen Punktreihen bestehendes Ornament. Höhe etwa 12 bis 13 cm, gr. Durchmesser 14 cm, Durchmesser der etwas eingewölbten Standfläche 6 cm (Taf. XII, Abb. 54 b).

Steinhämmer.

a) Axthammer, hellgelb, graugefleckt, vierkantig, mit Facetten, verjüngtes, abgestumpftes Bahnende, konische Durchbohrung, Schneidenteil nach hinten verbreitert. Länge 13 cm, gr. Breite am Schneidenteil 3 cm, gr. Dicke am Schaftloch 3,5 cm (Taf. XIII, Abb. 55 a).

c) Axthammer, hellgrau, vierkantig, verjüngtes Bahnende, konische Durchbohrung, stark verwittert. Länge ungefähr 10 cm (Taf. XIII, Abb. 55 b).

c) Axthammer, braungrau, vierkantig mit abgerundeten Kanten, stark verjüngtes, gratförmiges Bahnende, konische Durchbohrung. Länge 12 cm, Breite 3 cm, gr. Dicke unterhalb des hoch angesetzten Schaftloches 3,7 cm (Taf. XIII, Abb. 55 c).

Trampe (Kr. Prenzlau).

Auf dem „Tramper Berg" fanden Arbeiter beim Ausbessern von Wegen im Schlemmsand an verschiedenen Stellen Tongefäße und Steinaxthämmer,

Digitized by Google

die von dem Zimmermeister Kooſch in Brüſſow erworben wurden. Den Fundumſtänden nach kann es ſich um Beigaben aus Flachgräbern mit Skelettbeſtattung handeln. Angeblich befand ſich bei einzelnen Tongefäßen je ein Steinhammer, doch ließ ſich nicht mehr ermitteln, wie die Gefäße und Hämmer zuſammengehörten. Skelettreſte ſollen nicht bemerkt worden ſein.

Tongefäße.

a) Zapfenbecher, innen grau, außen rötlich-gelb, auf dem Hals zwiſchen je zwei horizontalen Linien, deren Zwiſchenraum ſchräg geſtrichelt iſt, ein aus fünf Linien gebildetes Zickzackband. Der obere Linienſtreifen iſt durch den Zapfen unterbrochen, das Zickzackband läuft unterhalb des Zapfens weiter, iſt hier aber horizontal gelegt. Das im Furchenſtich ausgeführte Ornament ſchließt nach unten mit einer Reihe eingeſtochener Punkte ab. Höhe 10 cm, gr. Durchmeſſer 11 cm, Mündungsweite 12 cm, Durchmeſſer der geraden Standfläche 6,5 cm (Taf. XIII, Abb. 56 a).

b) Becherförmiges, gelblich-graues Gefäß ohne Ornament, am Rande etwas beſchädigt. Höhe und Durchmeſſer der Ausbauchung 6 cm, Mündungsweite 6,5 cm, Durchmeſſer der geraden Standfläche 4 cm (Taf. XIII, Abb. 56b).

c) Schalen- oder napfförmiges Gefäß, gelblich-grau, an der einen Seite, vom Rande abwärts ein Stück ausgebrochen. Höhe 11 cm, Mündungsweite 19 cm, Durchmeſſer der geraden Standfläche 6,5 cm (Taf. XIII, Abb. 56c).

d) Zapfenbecher, innen grau, außen rötlich-gelb, auf dem Hals zwiſchen zwei horizontal verlaufenden, aus je vier Linien beſtehenden Streifen befinden ſich Gruppen von je drei vertikalen Linien. Das ſeicht eingezogene Ornament iſt oben und unten von einer Reihe punktförmiger Vertiefungen eingefaßt. Der obere Linienſtreifen iſt durch den 1,5 cm abſtehenden, an der Baſis 2,5 cm breiten Zapfen unterbrochen, unterhalb desſelben befinden ſich noch fünf von ſolchen punktförmigen Vertiefungen. Höhe und Durchmeſſer der Ausbauchung 12 cm, Mündungsweite 12,5 cm, Durchmeſſer der geraden Standfläche 6 cm (Taf. XIII, Abb. 56 d).

e) Bruchſtück eines hellgelben, graugefleckten Bechers, auf dem Hals zwiſchen oben und unten je zwei horizontalen Punktreihen ein aus ſechs Punktreihen beſtehendes Zickzackband. Höhe 9 cm, gr. Durchmeſſer und Mündungsweite 8 cm, Durchmeſſer der geraden Standfläche 4,5 cm (Taf. XIII, Abb. 56 e).

f) Zapfenbecher, braungrau, auf dem Hals zwiſchen zwei aus je drei horizontalen Linien beſtehenden Streifen ein durch den Zapfen unterbrochenes Zickzackband aus vier Linien. Höhe 10 cm, gr. Durchmeſſer und Mündungsweite 13 cm, Durchmeſſer der geraden Standfläche 7,5 cm (Taf. XIII, Abb. 56 f).

Axthämmer.

a) Dunkelgrau mit gelblichen Flecken, vierkantig mit ſtark verjüngtem, abgerundeten Bahnende und koniſcher Durchbohrung. Länge 14 cm, Breite 4 cm, gr. Dicke am Schaftloch 5,5 cm (Taf. XIII, Abb. 57 a).

b) Grünlich-grau mit wenigen gelblich-weißen Flecken, vierkantig mit verjüngtem, abgerundeten Bahnende, an der einen Breitſeite ein Stück abgeſprungen, koniſche Durchbohrung. Länge 11 cm, gr. Breite 3,5 cm, gr. Dicke am Schaftloch 4,5 cm (Taf. XIII, Abb. 57 b).

c) Hellgrau, vierkantig mit verjüngtem, abgerundeten Bahnende, die Außenfläche verwittert, zylindriſche Durchbohrung. Länge 11 cm, gr. Breite an der Schneide 2,5 cm, gr. Dicke am Schaftloch 3,7 cm (Taf. XIII, Abb. 57 c).

Digitized by Google

d) hellgrau, vierkantig mit abgerundetem Bahnende und konischer Durchbohrung. Länge 9 cm, gr. Breite 2 cm, gr. Dicke am Schaftloch 3 cm (Taf. XIII, Abb. 57 d).

Heinrichshof bei Stramehl (Kr. Prenzlau).

Auf einer Bergkuppe wurden beim Abfahren von Kies Flachgräber mit Skelettbestattung berührt. Von den Fundstücken gelangten zwei Steinhämmer, die bei je einem Skelett an der rechten Seite, in der Nähe des Beckens gelegen haben sollen, in den Besitz des Zimmermeisters Koosch in Brüssow.

a) Axthammer, hellgrau, schwarzgefleckt, vierkantig mit abgerundeten Kanten, an der Vorderseite ein schwacher Mittelgrat, zylindrische Durchbohrung, Schneidenteil nach hinten verbreitert, Bahnende abgerundet. Länge 14,5 cm, gr. Breite an der Schneide 3,5 cm, gr. Dicke am Schaftloch 4 cm (Taf. XIII, Abb. 58 a).

b) Axthammer, dunkelgrau mit hellgrauen Flecken, vierkantig, die Kanten etwas abgerundet, Durchbohrung zylindrisch, Bahnende flach. Länge 10,5 cm, gr. Breite 3 cm, gr. Dicke 4 cm (Taf. XIII, Abb. 58 b).

Brüssow (Kr. Prenzlau).

Auf dem in der Nähe der Menkiner Grenze gelegenen Ackerplan des Rentenguts-besitzers Wolff wurde ein becherförmiges, unverziertes, innen graues, außen hellgelbes Tongefäß gefunden und an den Zimmermeister Koosch in Brüssow abgeliefert. Das gut erhaltene Gefäß kann nach den Fundumständen aus einem Flachgrabe mit Skelettbestattung herrühren. Höhe 9,5 cm, Durchmesser der Ausbauchung 9 cm, Mündungsweite 11,5 cm, Durchmesser der etwas eingewölbten Standfläche 4,5 cm (Taf. XIV, Abb. 59).

Flachgräber mit Leichenbrand.

Flieth (Kr. Templin).

Auf dem Grundstück des Bauerhofbesitzers Paul William in Flieth wurde im September 1906 an derselben Stelle, wo schon im Juli 1903 Flachgräber mit Leichenbrand in größerer Anzahl aufgedeckt worden waren (Schumann, Steinzeitgräber d. U., S. 19 u. f.), eine damals nicht gefundene, unberührt gebliebene Grabstätte bemerkt und freigelegt. Diese lag nördlich von dem auf dem Lageplan im Text S. 21 als „Ustrina" bezeichneten Stelle. Unter der Humusschicht befand sich ein von starker Steinpackung eingefaßtes, ovales, 2 m langes, 1,5 m breites, horizontales Pflaster aus Rollsteinen, unter diesem eine 20—30 cm starke Schicht dunkelgrauer, teilweise schwarzer Erde und dann wieder ein Steinpflaster von derselben Ausdehnung wie das höher gelegene. Unter dem zweiten Pflaster lagen an zwei, etwa 30 cm voneinander entfernten Stellen auf dem natürlichen, aus angeschwemmtem Sand und Kies bestehenden Erdboden, von schwarzer Erde umgeben, zusammengehäuft durcheinander Scherben von verschiedenen Tongefäßen, mit und ohne Ornamente, gebrannte Menschen- und Tierknochen, Äxte, Meißel und Messer aus Feuerstein mit vielen Rissen und infolge von Brand auch ausgeplatzten Stellen. Die Einwirkung des Feuers ist bei einem großen Teil der Tongefäßscherben nicht zu verkennen.

Digitized by Google

Tongefäße:

Scherben von einem großen rotbraunen Gefäß, Wandstärke 5 mm, an dem einen Scherben ein 13 mm vorstehender, halbrunder Zapfen.

Bodenstücke von einem großen Gefäß, Durchmesser der Standfläche 12 cm, ziegelrote Farbe, an verschiedenen Stellen grau.

Scherben von einem ebenso ziegelroten, graugefleckten, napfförmigen Gefäß, Durchmesser der Standfläche 8 cm, zwei horizontal durchbohrte Henkel, 1 cm unterhalb des Randes angesetzt.

Miniatur-Tongefäß, terrinenförmig, am Umbruch ringsumlaufend schwache, buckelförmige Erhebungen, infolge starken Brandes grau und etwas deformiert. Höhe 5 cm, gr. Durchmesser 6 cm, Mündungsweite 5,5 cm, Durchmesser der geraden Standfläche 2,5 cm (Taf. XIV, Abb. 60 a).

Randscherben, blaugrau, Wandstärke 5 mm, unterhalb des Randes zwei Reihen Rautenstich und darunter Winkelstichgruppen mit eingeschlossenen Rauten (Taf. XIV, Abb. 60 b).

Scherben von einem kleinen, innen grauen, außen hellbraunen Gefäß, Wandstärke 4 mm, mit Zickzackbändern aus je drei eingezogenen Linien und Winkelstichreihen (Taf. XIV, Abb. 60 c).

Scherben von einem großen, innen grauen, außen hellbraunen Gefäß, Wandstärke 6—7 mm, als Ornament unterbrochene Winkelstichreihen (Taf. XIV, Abb. 60 d).

Scherben von einem großen, braungrauen Gefäß, Wandstärke 10 mm, mit tief eingezogenen, ein Zickzack- und Rautenmuster bildenden Linien, in der Mitte des Scherbens zwei mit einem Hohlstab tief eingedrückte kreisförmige Vertiefungen (Taf. XIV, Abb. 60 e).

Scherben von einem großen, dickwandigen Gefäß, blaugrau, Wandstärke 8 mm mit tief eingezogenen, ein Zickzackband bildenden Linien (Taf. XIV, Abb. 60 f).

Scherben von einem großen hellbraunen Gefäß von der Form einer Kugelamphore, ein Randscherben davon, Wandstärke 3—5 mm, mit Rautenstichbändern (Taf. XIV, Abb. 60 g), Scherben von der Laibung, Wandstärke 6—7 mm, mit folgendem Ornament: am Halsansatz zwei Horizontallinien, unterhalb derselben drei Winkelstichbänder und dann drei gekerbte Zickzackbänder, am Unterbauch Gruppen von vertikalen Linien, die Bänder sind unterbrochen, der Zwischenraum ist mit einem vertikal verlaufenden Bande aus horizontalen Winkelstichreihen ausgefüllt (Taf. XIV, Abb. 60 h), ein Henkelstück, 4 cm breit, auf der Außenseite horizontale Winkelstichbänder (Taf. XIV, Abb. 60 i).

Steinwerkzeuge.

Axt aus Sandstein, hellgrau, vierkantig mit verjüngtem, abgerundeten Bahnende, die Breitseiten etwas gewölbt, am unteren Teil mehrere Stücke abgesprungen. Länge 13 cm, gr. Breite 4 cm, gr. Dicke 2,5 cm (Taf. XIV, Abb. 60 k).

Feuersteinaxt, hellgrau, dicknackig, Querschnitt länglich-viereckig, die etwas gewölbten Breitseiten geschliffen, die Schmalseiten nur wenig gemuschelt. Schneidenteil und Bahnende fehlen, auch sonst, namentlich im unteren Teil des Steingeräts zeigen sich zahlreiche, durch Feuereinwirkung ausgeplatzte Stellen und entstandene Risse. Ursprüngliche Länge 16—17 cm, gr. Breite 6 cm, gr. Dicke nahe am Bahnende 3 cm (Taf. XIV, Abb. 60 l).

Hellgraue Feuersteinaxt, breitnackig, Querschnitt länglich-viereckig, Breitseiten geschliffen, wenig gemuschelt, Schmalseiten anscheinend nur gemuschelt. Die Axt ist in der Mitte zersprungen, an vielen Stellen Risse und Beschädigungen. Länge 13 cm, gr. Breite 3,5 cm, gr. Dicke nahe am Bahnende 2 cm (Taf. XIV, Abb. 60 m).

Hellgraue Feuersteinaxt, breitnackig, Querschnitt länglich-viereckig, geschliffen und gemuschelt, durch Brand stark angegriffen. Länge 10—11 cm, gr. Breite 4 cm, gr. Dicke 1 cm (Taf. XIV, Abb. 60 n).

Digitized by Google

Feuersteinaxt von derselben Farbe und Form wie die vorbezeichnete, das Bahnende fehlt, an mehreren Stellen ausgeplatzt und rissig. Länge 11—12 cm, gr. Breite 3 cm, gr. Dicke 1 cm (Taf. XIV, Abb. 60 o).

Bruchstücke von verschiedenen im Feuer gesprungenen hell- und dunkelgrauen Feuersteinäxten.

Feuersteinmesser und -späne.

Melzow (Kr. Angermünde), Kgl. Forst, Jagen 55.

Auf dem westlichen Abhang einer im Jagen 55 der zur Kgl. Oberförsterei Gramzow gehörigen Forst, in der Nähe des Dorfes Melzow gelegenen Anhöhe wurden im Jahre 1906 die Überreste von fünf, etwa 1—2 m voneinander entfernt angelegten Steinpackungen festgestellt und aufgenommen. Die kreisförmige Packung vertiefte sich allmählich nach der Mitte zu bis auf 1 m. Unter der letzten Schicht Rollsteine lagen auf dem natürlichen, lehmigen Boden zerstreut gebrannte menschliche Knochen, Asche mit verkohlten Holzteilen, Tongefäßscherben und zersprungene Steinwerkzeuge mit starken Brandspuren.

Grab 1, etwa 15 m westlich von der Mitte der Anhöhe. Scherben von zwei großen, gelblich-grauen Tongefäßen in Form von Näpfen und Terrinen mit bandförmigen Henkeln, ohne Ornamente. Wandstärke 5—8 mm.

Randscherben, rötlich-gelb, mit Zapfen. Wandstärke 5 mm.

Randscherben, außen gelblich-grau, innen hellgrau, auf der Innenseite dicht unter dem Rande ein aus drei breiten Furchenstichlinien bestehendes Zickzackband. Wandstärke bis 5 mm (Taf. XV, Abb. 61 a).

Randscherben, rötlich-gelb, unterhalb des Randes gekerbte Zickzackbänder. Wandstärke 4 mm (Taf. XV, Abb. 61 b).

Randscherben, rötlich-gelb, unterhalb des Randes zwei aus je vier Furchenstichlinien gebildete Zickzackbänder mit eingeschlossenen Rautenflächen. Wandstärke 4 mm (Taf. XV, Abb. 61 c).

Scherben, außen rötlich-gelb, innen hellgrau, tief eingestochene, horizontal verlaufende Reihen von dreiecksförmigen Einstichen, die unteren Reihen unterbrochen, von denen vertikal gerichtete, breite Furchenstichlinien abgehen. Wandstärke 8 mm (Taf. XV, Abb. 61 d).

Scherben von der Laibung eines ausgebauchten Gefäßes, außen und innen rötlich-gelb, von einer horizontal verlaufenden breiten Furchenstichlinie gehen abwärts Gruppen von solchen. Wandstärke 6 mm (Taf. XV, Abb. 61 e).

Scherben von einem gelblich-grauen Gefäß mit folgendem Ornament: oben ein horizontal verlaufendes Zickzackband aus mehreren tief eingezogenen Furchenstichlinien, unten eine Horizontallinie, von der nach oben dicht aneinander gereihte, schraffierte Dreiecke, nach unten Gruppen von Vertikallinien abgehen. Das untere Ornament ist in breiten Furchenstichlinien ausgeführt. Wandstärke 3 mm (Taf. XV, Abb. 61 f).

Scherben von einem gelblich-grauen Gefäß mit einer Reihe schraffierter Dreiecke. Wandstärke 3 mm (Taf. XV, Abb. 61 g).

Axt aus gelblich-grauem, serpentinartigen Gestein, geschliffen, vierkantig mit verjüngtem, unregelmäßig abgerundeten Bahnende, die Breitseiten leicht gewölbt, im unteren Teil, nach der Schneide zu, ungleichmäßig gewölbt verlaufend, in fünf Stücke zerschlagen

Digitized by Google

vorgefunden. Ursprüngliche Länge 19,5 cm, Breite an der Schneide 6,5 cm, gr. Dicke 4,5 cm (Taf. XV, Abb. 61 h).

Grab 2.

Scherben von einem gelblich-grauen, gehenkelten Gefäß, Wandstärke 4 mm.

Henkelstück von einem gelblich-grauen Gefäß, Wandstärke 4—6 cm. Von dem breiten, bandförmigen Henkel verlaufen schräg nach unten zwei plastische Fortsätze, zwischen diesen ein aus mehreren tief eingezogenen Linien bestehendes Zickzackband, auf der Laibung vertikale, tief eingezogene Linien (Taf. XVI, Abb. 62 a).

Randscherben von einem gelblich-grauen Gefäß mit zwei Zickzackbändern, bestehend aus je vier breiten Furchenstichlinien. Wandstärke 4 mm (Taf. XVI, Abb. 62 b).

Randscherben eines hellgrauen Gefäßes, nahe am Rande zwei Reihen Winkelstiche, unterhalb Gruppen von Winkelstichreihen zu hängenden, im Verband angesetzten Dreiecken zusammengefügt. Wandstärke 4 mm (Taf. XVI, Abb. 62 c).

Scherben von einem rötlich-gelben Gefäß mit Winkelstichreihen zwischen horizontallinien, Wandstärke 5 mm (Taf. XVI, Abb. 62 d).

Scherben von einem gelblich-roten Gefäß mit Winkelstichreihen, horizontal, vertikal und schräg verlaufenden tief eingezogenen Linien. Wandstärke bis 6 mm (Taf. XVI, Abb. 62 e).

Scherben von einem gelblich-grauen, amphorenförmigen Gefäß. Unterhalb des durch eine Horizontallinie markierten Halsansatzes zwei Bänder aus je drei Reihen kreuzförmiger Stempeleindrücke, von denen Gruppen von vertikalen Linien abgehen. Wandstärke 3—4 mm (Taf. XVI, Abb. 62 f).

Scherben eines grauen Gefäßes mit horizontal und vertikal verlaufenden Bändern aus kreuzförmigen Stempeleindrücken. Wandstärke 4 mm (Taf. XVI, Abb. 62 g).

Axt aus gelblich-grauem, serpentinartigen Gestein, geschliffen, vierkantig mit verjüngtem Bahnende, die Breitseiten leicht gewölbt. Das Gerät wurde in 6—7 Stücke zerschlagen vorgefunden. Ursprüngliche Länge 16 cm, gr. Breite 4,5 cm, gr. Dicke 3,5 cm (Taf. XVI, Abb. 62 h).

Grab 3.

Scherben von einem großen, dickwandigen, rötlich-gelben, amphorenförmigen Gefäß, vom Feuer stark angegriffen, als Ornament Gruppen von vertikalen Furchenstichlinien.

Grab 4.

Scherben von einem ähnlichen Gefäß wie in Grab 3. Das Ornament besteht aus kreisförmigen Vertiefungen, unterhalb derselben aus einer Horizontalreihe von rechteckigen Eindrücken in Furchenstichmanier, dann folgen drei Horizontalreihen wellenförmiger Einstriche und unter diesen Gruppen vertikal verlaufender Linien. Wandstärke 6 mm (Taf. XVI, Abb. 63).

Scherben von einem großen, napfförmigen, rötlich-gelben Gefäß. Wandstärke bis 8 mm.

Scherben von einem großen, terrinenförmigen, gelblich-grauen Gefäß. Wandstärke bis 9 mm.

Grab 5.

Scherben von einem großen terrinenförmigen, hellgrauen, mit Henkeln versehenen Gefäß.

Digitized by Google

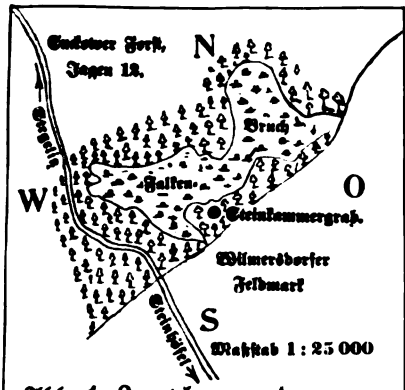


Abb. 1. Lageplan zu dem Steinkammergrab in der Suckower Forst, Jagen 12.

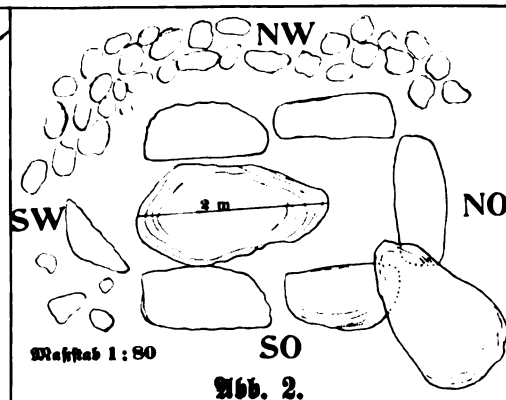


Abb. 2.
Grundriß des Steinkammergrabes in der Suckower Forst, Jagen 12.

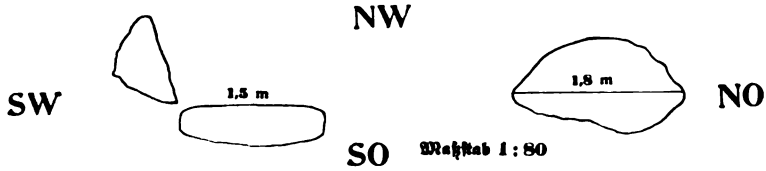


Abb. 5.
Grundriß von dem Restbestand des Steinkammergrabes bei Melzow in der Königl. Forst, Jagen 11.

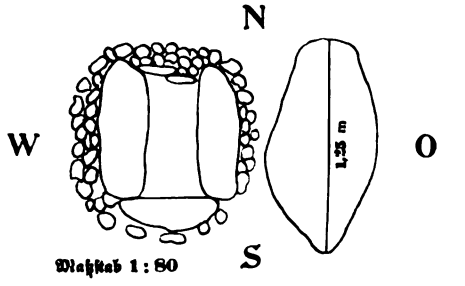


Abb. 6.
Grundriß von der offenen Steinblockliste bei Melzow, Königl. Forst, Jagen 5.

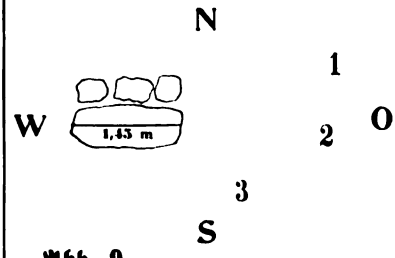


Abb. 9
Grundriß von der zerstörten Steinblockliste bei Melzow Königl. Forst, Jagen 4.

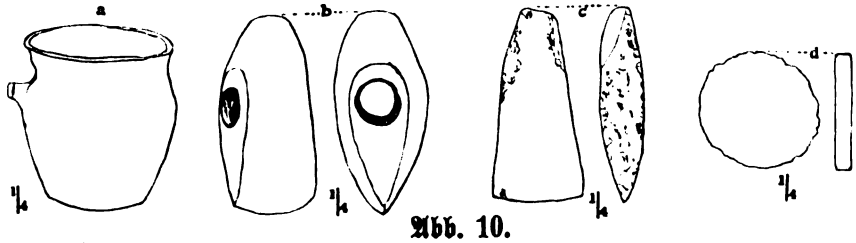


Abb. 10.
Beigaben a—d vermutlich aus der zerstörten Steinblockliste bei Melzow, Königl. Forst, Jagen 4.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 3. Steinkammergrab in der Suckower Forst, Jagen 12. Südostseite.

Abb. 4. Steinkammergrab in der Suckower Forst, Jagen 12. Südwestseite.

Abb. 7. Steinblockkiste bei Melzow, Kgl. Forst, Jagen 5. Westseite.

Abb. 8. Steinblockkiste bei Melzow, Kgl. Forst, Jagen 5. Südseite.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

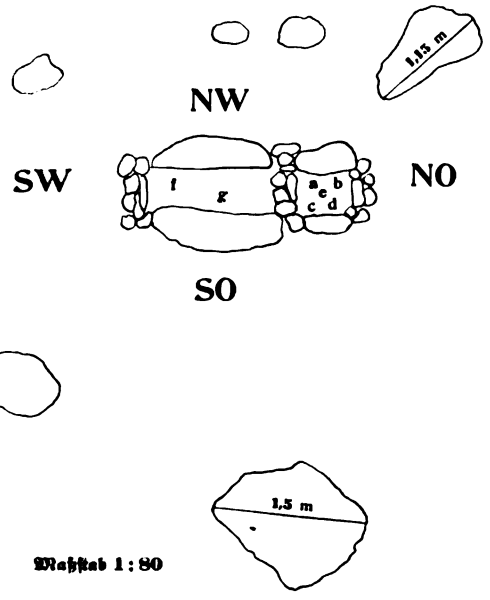


Abb. 11.
Grundriß der Steinblockkiste bei Schmiedeberg auf dem Eichberg in der Forst.

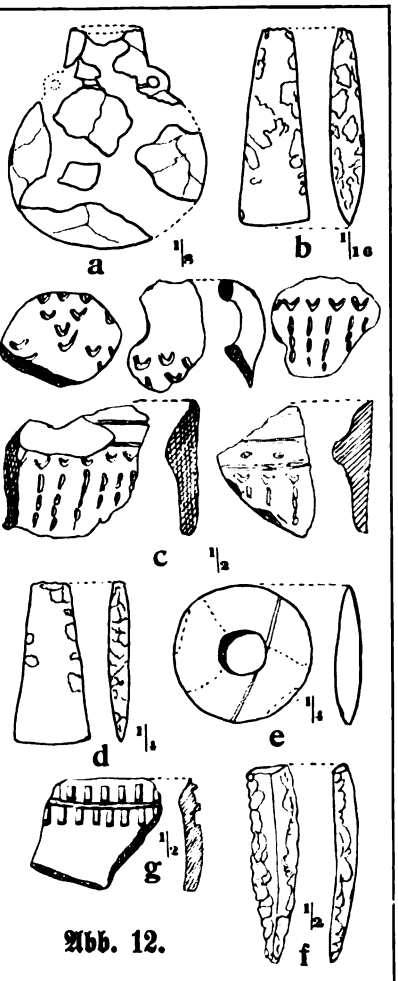


Abb. 12.
Beigaben a—g aus der Steinblockkiste bei Schmiedeberg auf dem Eichberg in der Forst.

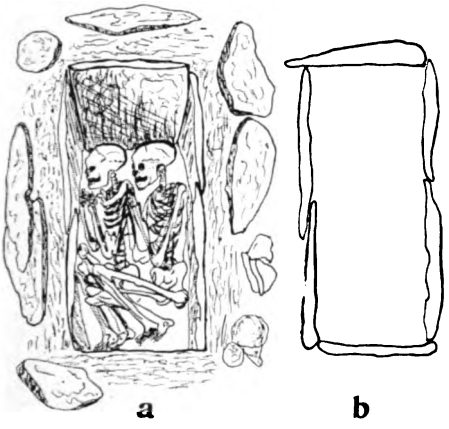


Abb. 14.
Die Steinplattenkiste bei Stolzenhagen.
a) Die geöffnete Kiste mit den beiden Skeletten in den angeblich vorgefundenen Lagen.
b) Der freigelegte Rand der Kiste. Grundriß.

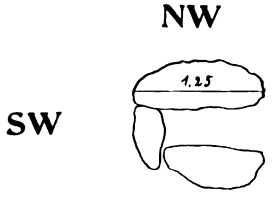


Abb. 13.
Grundriß von der Steinblockkiste in Schmiedeberg am Algast.

Digitized by Google

Digitized by Google

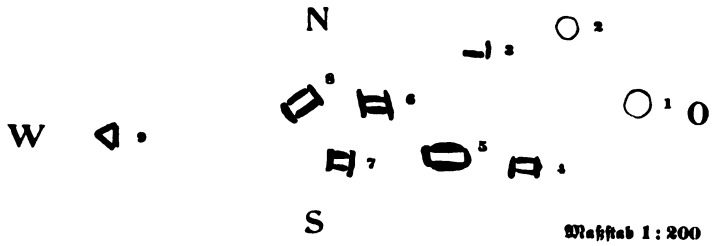


Abb. 15.
Lageplan der Steinplattenkisten auf der Anhöhe im Jagen 5 der Königl. Forst bei Melzow.

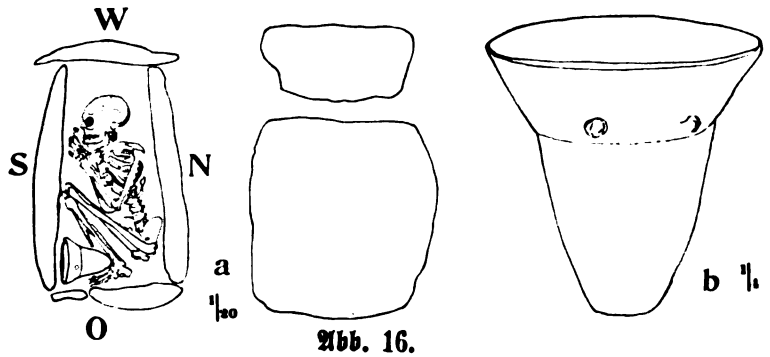


Abb. 16.
Grab 4 im Jagen 5 der Königl. Forst bei Melzow.

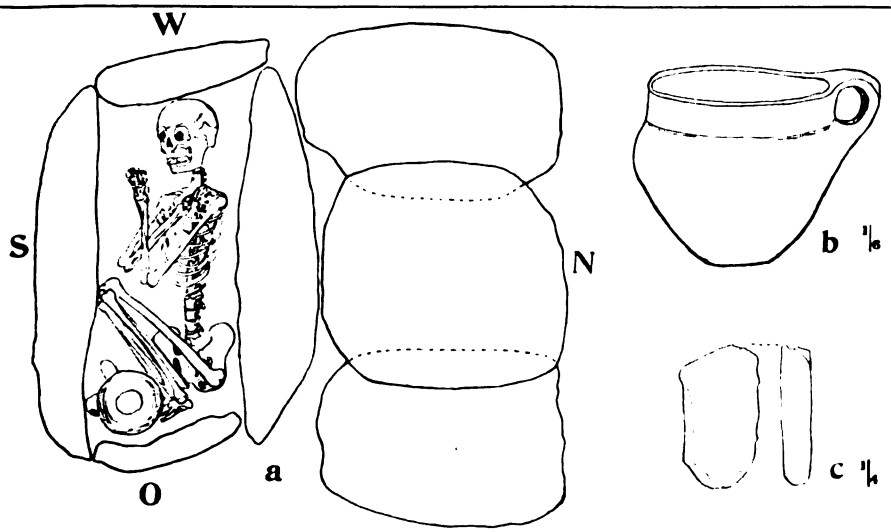


Abb. 17.
Grab 5 im Jagen 5 der Königl. Forst bei Melzow.

Digitized by Google

Digitized by Google

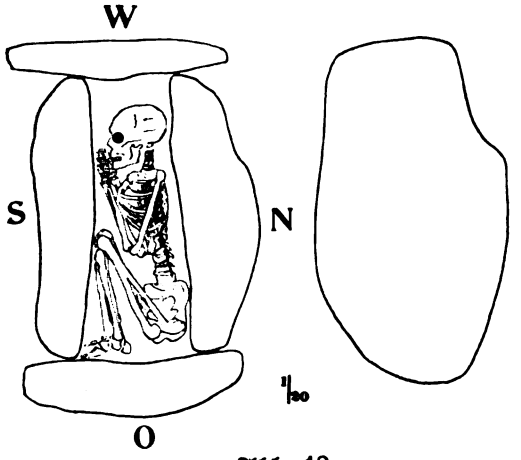


Abb. 18.
Grab 6 im Jagen 5 der Königl. Forst bei Melzow.

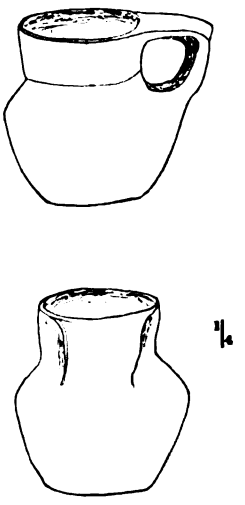


Abb. 25.
Beigabe aus einem Skelettgrab (wahrscheinlich Steinplattenkiste) im Jagen 11 der Suckower Forst.

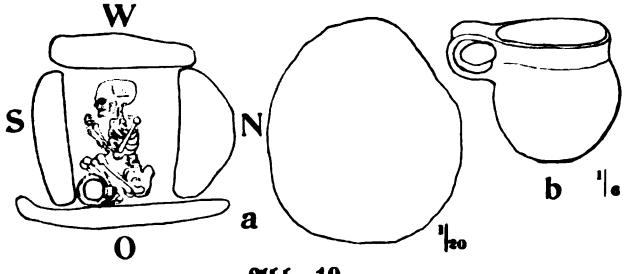


Abb. 19.
Grab 7 im Jagen 5 der Königl. Forst bei Melzow.

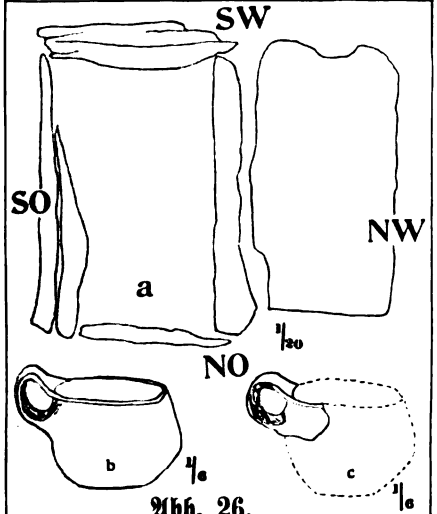


Abb. 26.
Steinplattenkiste bei Papendorf.

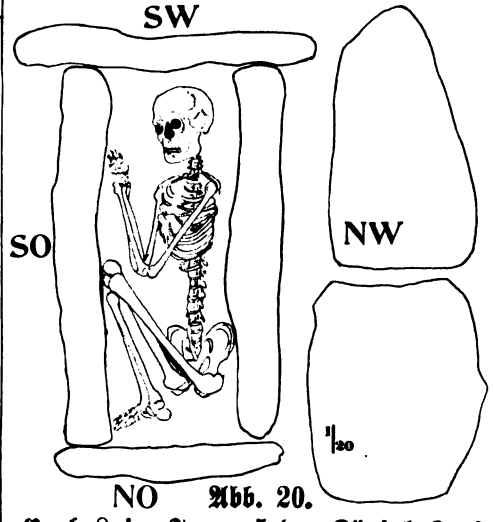


Abb. 20.
Grab 8 im Jagen 5 der Königl. Forst bei Melzow.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 21.
Steinplattenkiste 4. Melzow, Kgl. Forst, Jagen 5.

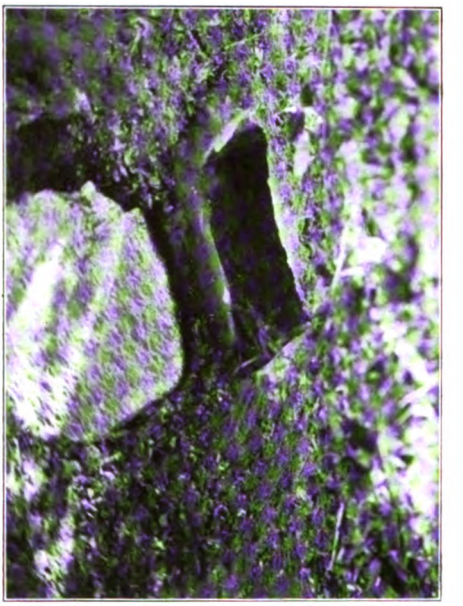


Abb. 23.
Steinplattenkiste 7. Melzow, Kgl. Forst, Jagen 5.

Abb. 22.
Steinplattenkiste 5. Melzow, Kgl. Forst, Jagen 5.

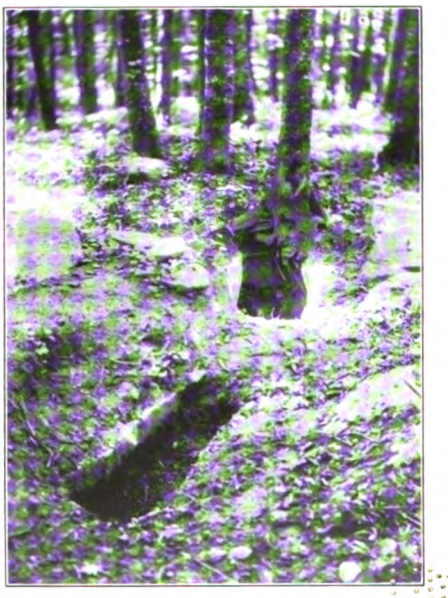


Abb. 24.
Steinplattenkiste 6 (unten) und 8 (oben). Melzow Kgl. Forst, Jagen 5.

Digitized by Google

Digitized by Google

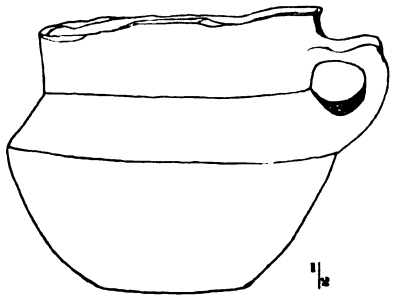


Abb. 27.
Tongefäß aus einer Steinplattenkiste auf dem Sandfelde in der Randow bei Menkin.

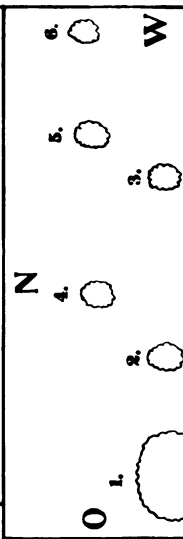


Abb. 28.
Lageplan der Flachgräber 1—6 auf dem Galgenberg b. Melzow.

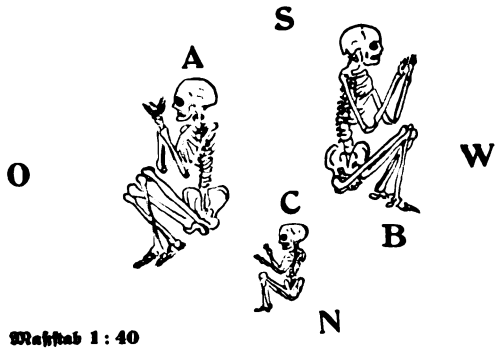


Abb. 29.
Lage der drei Skelette A B C in dem Flachgrabe 1 auf dem Galgenberg bei Melzow.

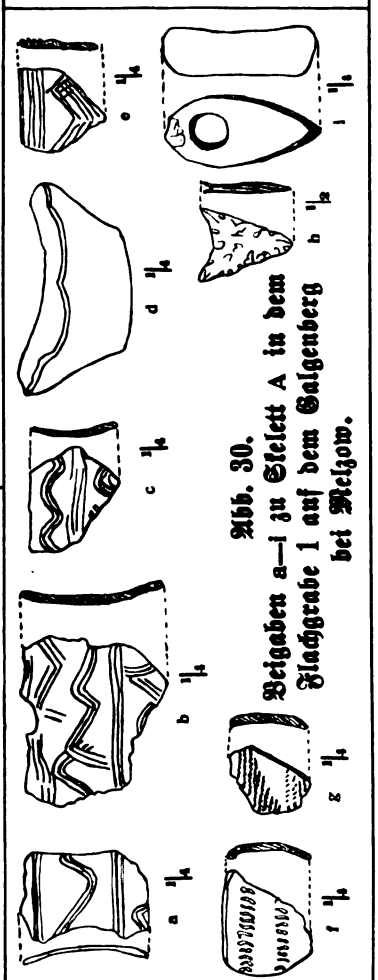


Abb. 30.
Beigaben a—i zu Skelett A in dem Flachgrabe 1 auf dem Galgenberg bei Melzow.

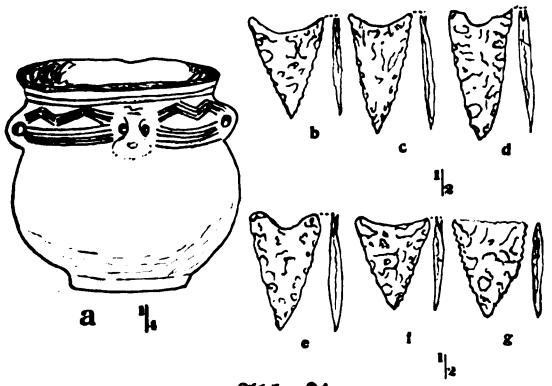


Abb. 31.
Beigaben a—g zu Skelett B in Grab 1 Galgenberg bei Melzow.

Digitized by Google

Digitized by Google

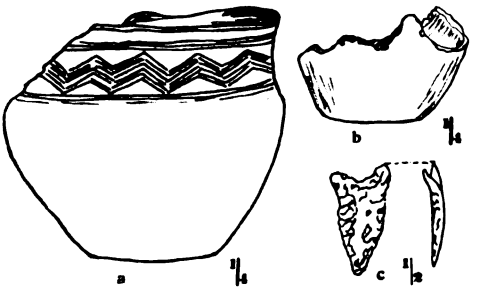


Abb. 32.
Beigaben a—c zu Skelett C in Grab 1 Galgenberg bei Melzow.

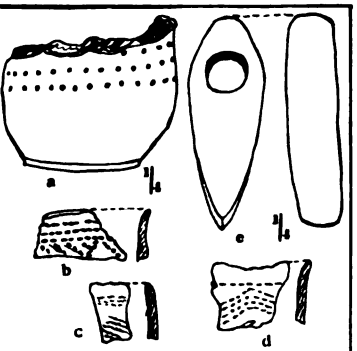


Abb. 33.
Beigaben a—e aus Grab 2 Galgenberg bei Melzow.

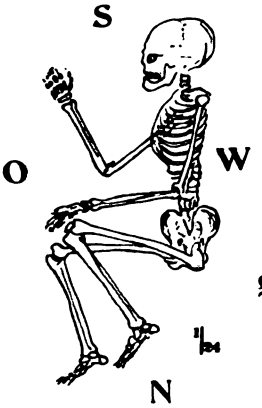


Abb. 34.
Lage des Skeletts in Grab 3 Galgenberg bei Melzow.

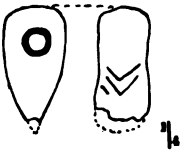


Abb. 36.
Beigabe aus einem Flachgrab (?) im Jagen 4 der Königl. Forst bei Melzow.

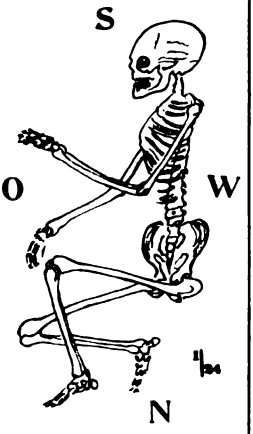


Abb. 35.
Lage des Skeletts in Grab 5 Galgenberg bei Melzow.

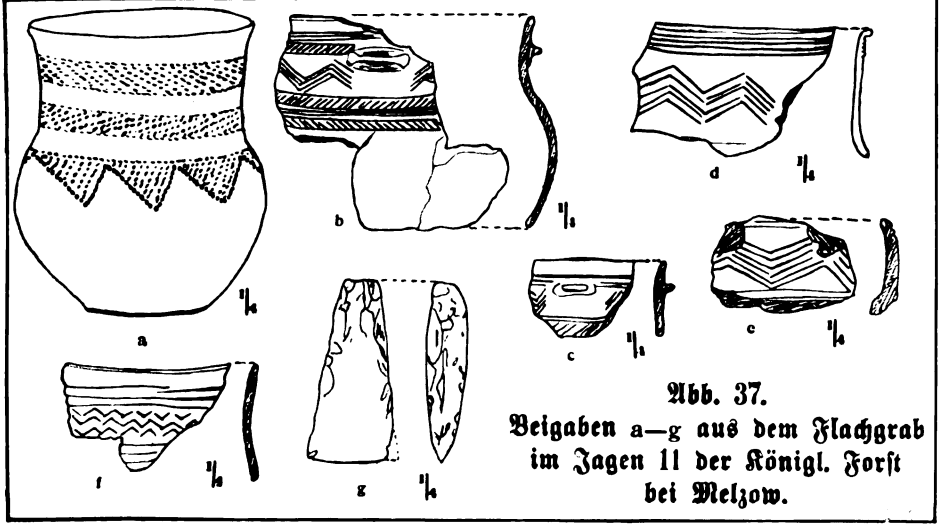


Abb. 37.
Beigaben a—g aus dem Flachgrab im Jagen 11 der Königl. Forst bei Melzow.

Digitized by Google

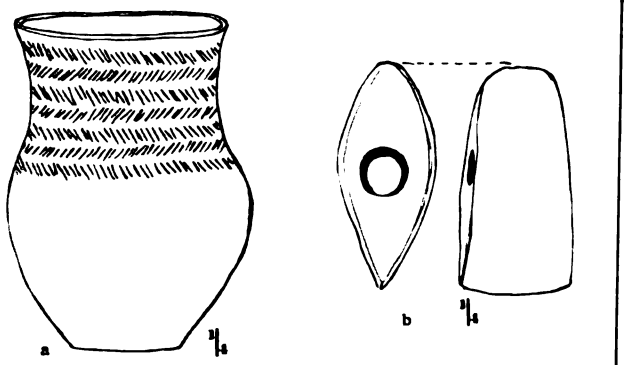


Abb. 38.
Beigaben a—b aus dem Flachgrab im Jagen 14 der Königl. Forst bei Melzow.

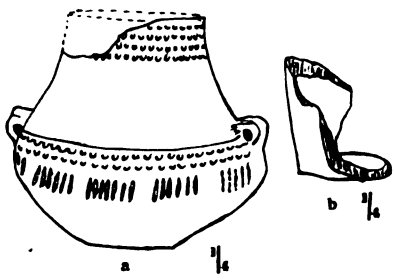


Abb. 39.
Tongefäß und Gefäßbodenstück aus dem Flachgrab im Jagen 19 der Königl. Forst bei Melzow.

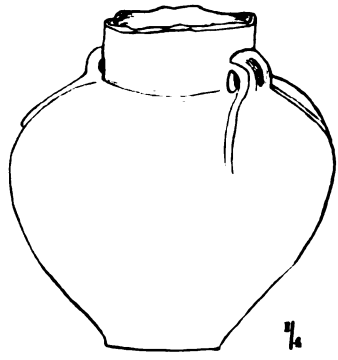


Abb. 40.
Beigabe aus dem Flachgrab im Jagen 30 der Königl. Forst bei Melzow.

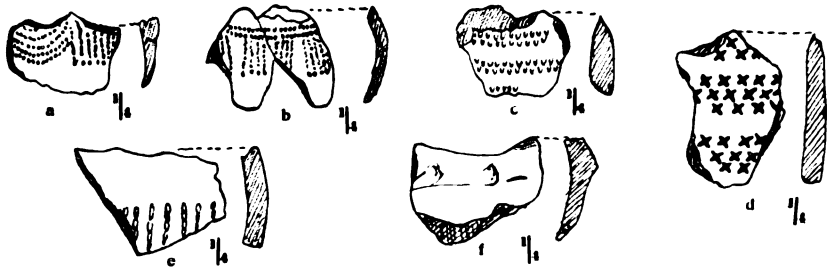


Abb. 41.
Scherben a—f aus dem Flachgrab 1 in der Forst bei Schmiedeberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

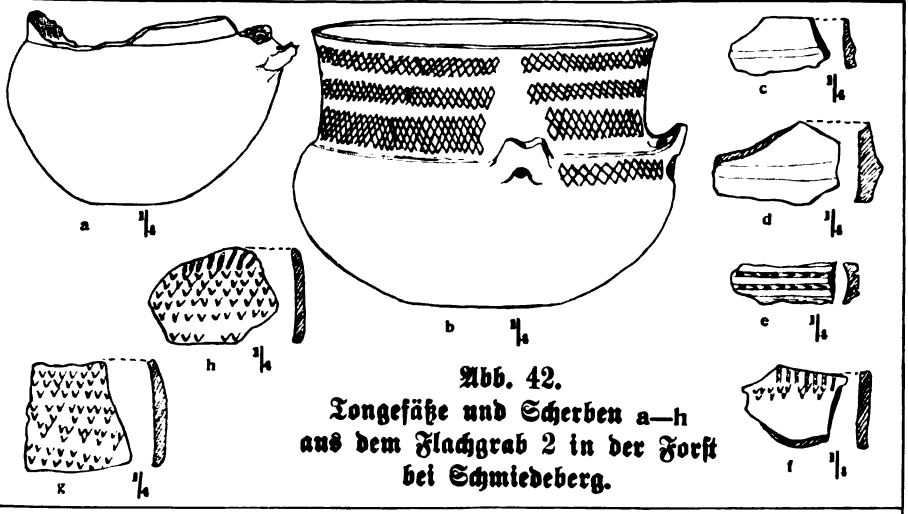


Abb. 42.
Tongefäße und Scherben a—h aus dem Flachgrab 2 in der Forst bei Schmiedeberg.

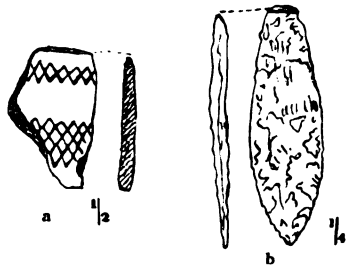


Abb. 43.
Lanzenspitze und Tongefäßscherben aus dem Flachgrab 3 in der Forst bei Schmiedeberg.

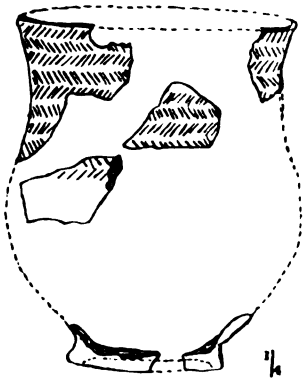


Abb. 44.
Tongefäßreste aus dem Flachgrab 4 in der Forst bei Schmiedeberg.

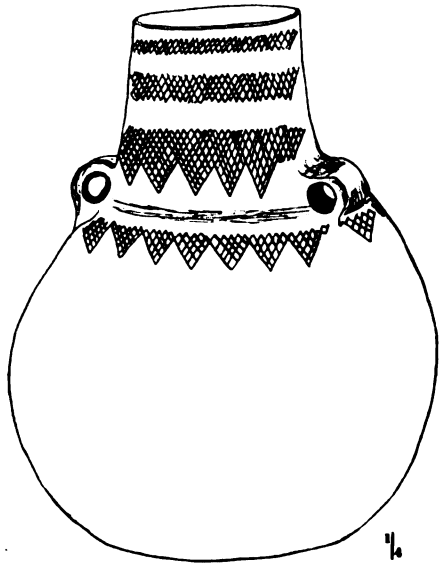


Abb. 45.
Kugelamphore aus dem Flachgrab 5 in der Forst bei Schmiedeberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

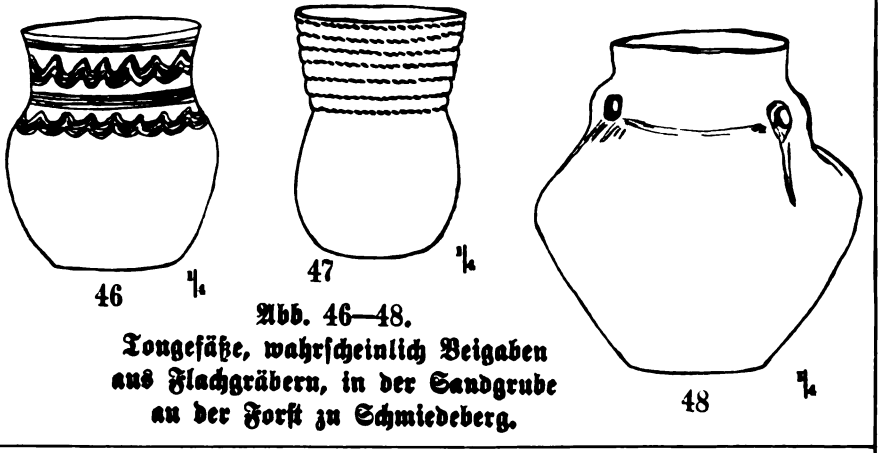


Abb. 46—48.
Tongefäße, wahrscheinlich Beigaben aus Flachgräbern, in der Sandgrube an der Forst zu Schmiedeberg.

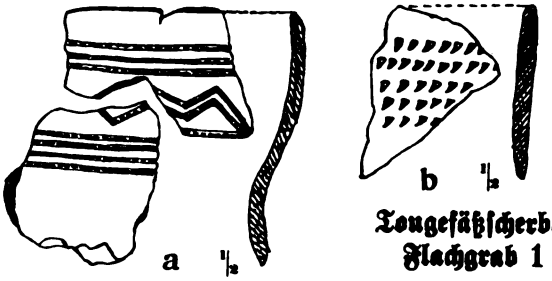


Abb. 49.
Tongefäßscherben a—b aus dem zerstörten Flachgrab 1 im Jagen 4 der Forst zu Suckow.

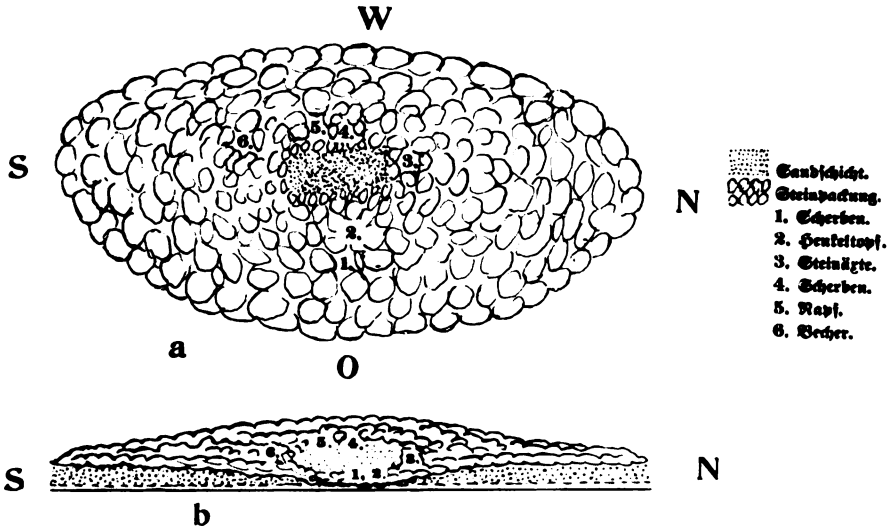


Abb. 50.
a und b Grundriß und Profil von dem Flachgrab 2 im Jagen 4 der Forst zu Suckow.

Digitized by Google

Digitized by Google

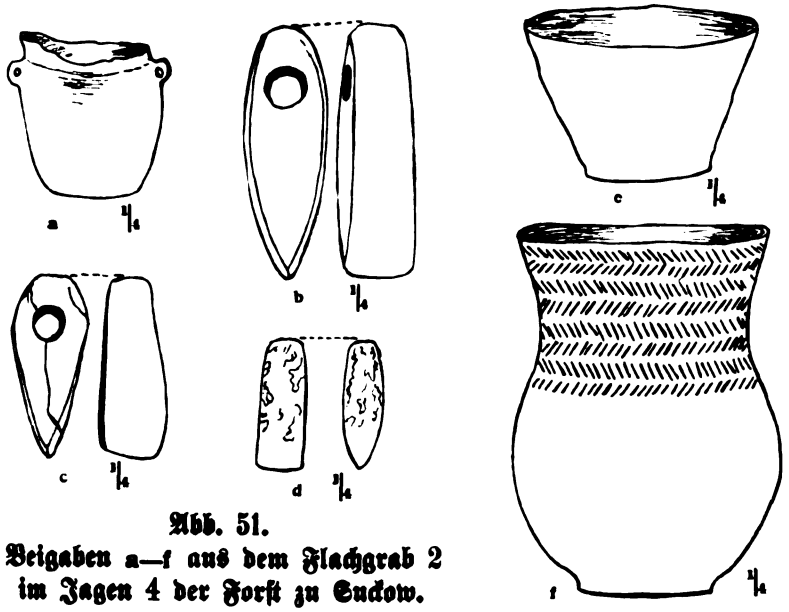


Abb. 51.
Beigaben a—f aus dem Flachgrab 2 im Jagen 4 der Forst zu Suckow.

Abb. 52.
Zapfenbecher aus der Kiesgrube bei Röpersdorf.

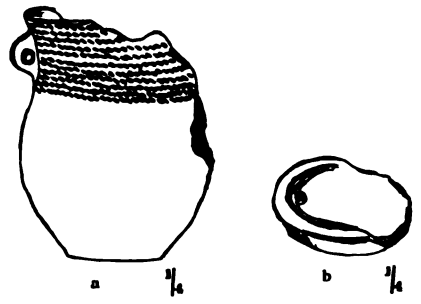


Abb. 53.
Tongefäß mit Deckel aus dem Flachgrab bei Wittstock.

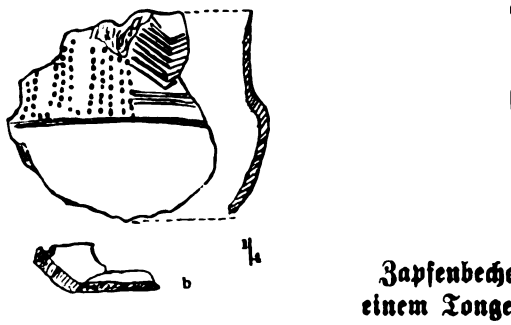


Abb. 54.
Zapfenbecher (a) und Scherben von einem Tongefäß (b) aus Flachgräbern bei Wolchow.

Digitized by Google

Digitized by Google

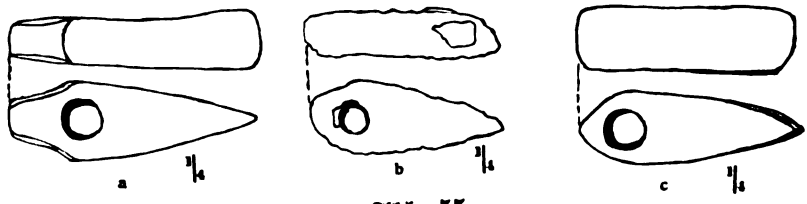


Abb. 55.
Axthämmer a—c aus Flachgräbern bei Wolchow.

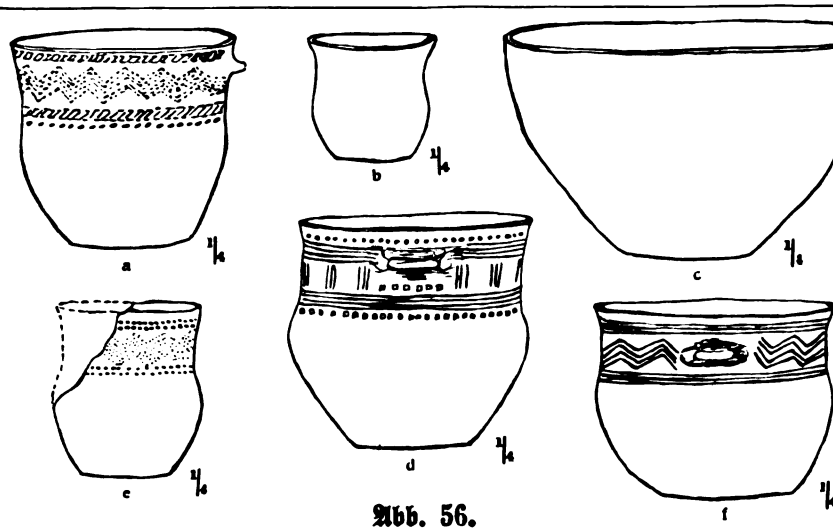


Abb. 56.
Tongefäße a—f aus Flachgräbern auf dem Tramper Berg.

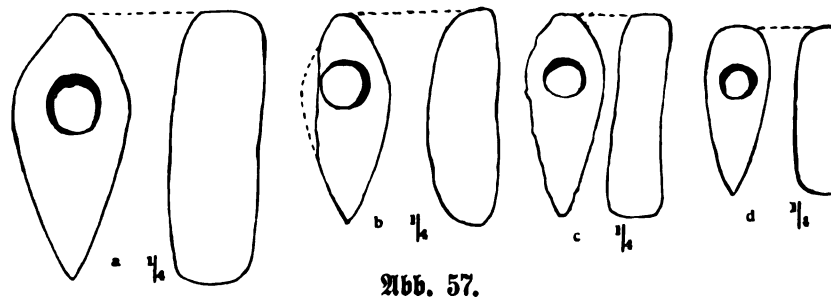


Abb. 57.
Axthämmer a—d aus Flachgräbern auf dem Tramper Berg.

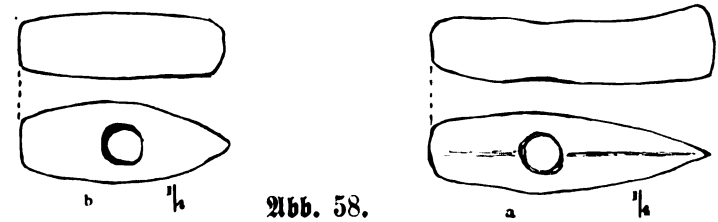


Abb. 58.
Axthämmer a und b aus Flachgräbern bei Heinrichshof.

Digitized by Google

Digitized by Google

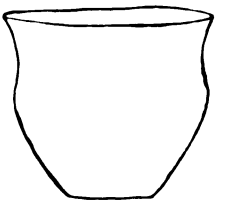


Abb. 59.

Tongefäß aus einem Flachgrab bei Brüssow.

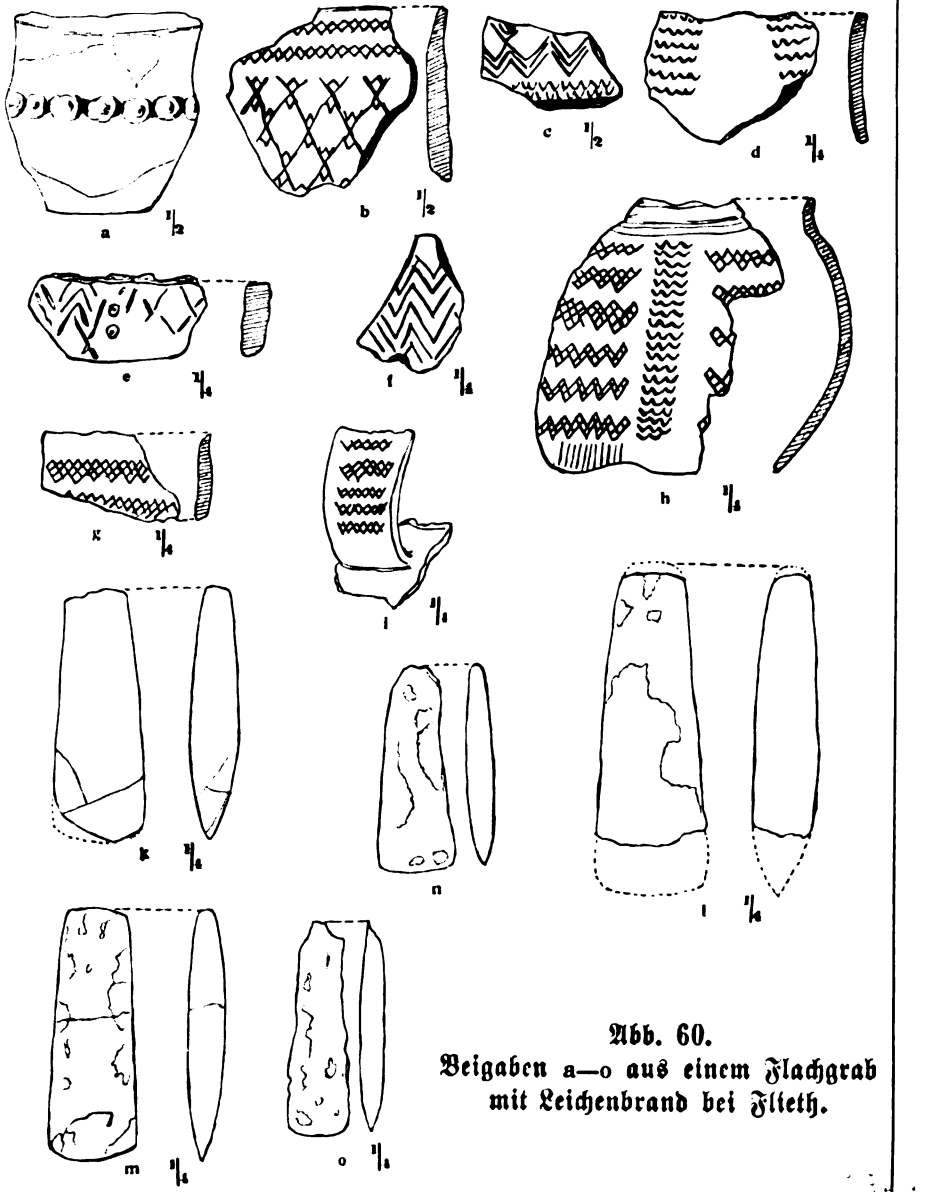


Abb. 60.
Beigaben a—o aus einem Flachgrab mit Leichenbrand bei Flieth.

Digitized by Google

Digitized by Google

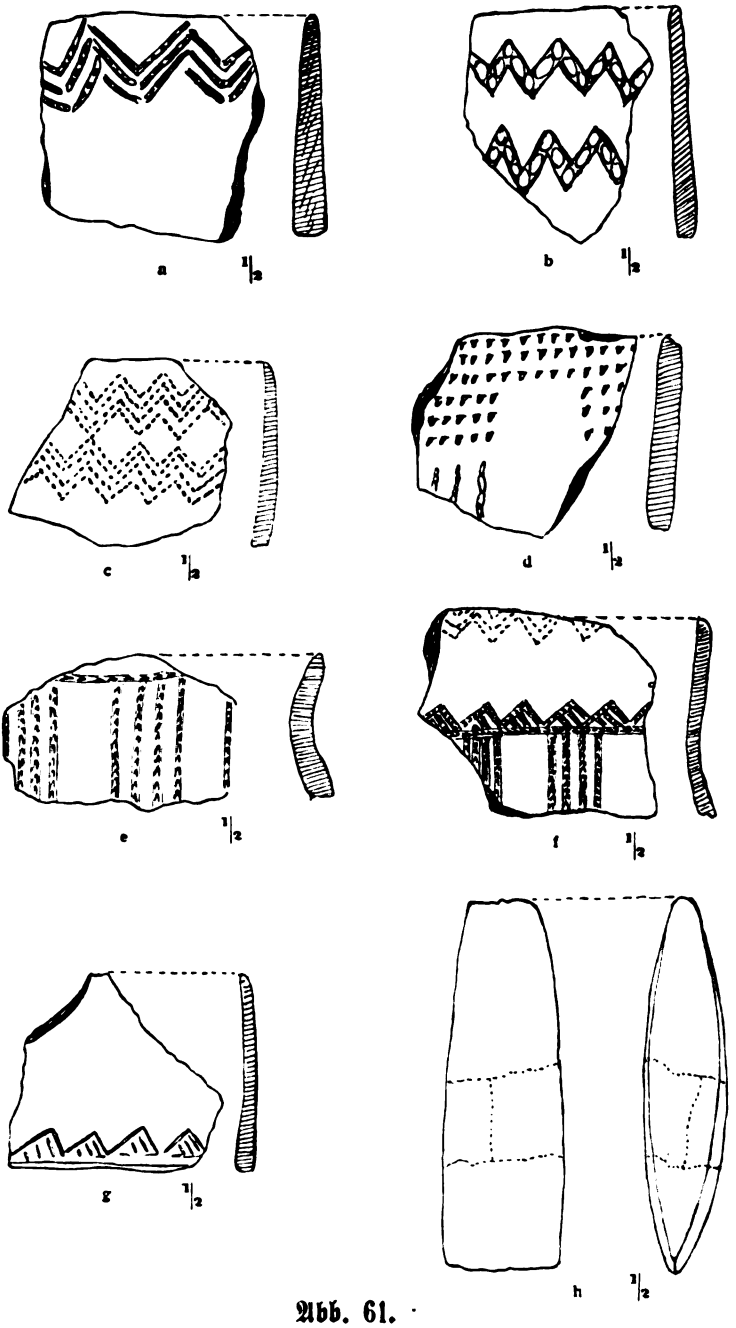


Abb. 61.

Beigaben a—h aus Grab 1 im Jagen 55 der Königl. Forst bei Melzow.

Digitized by Google

Digitized by Google

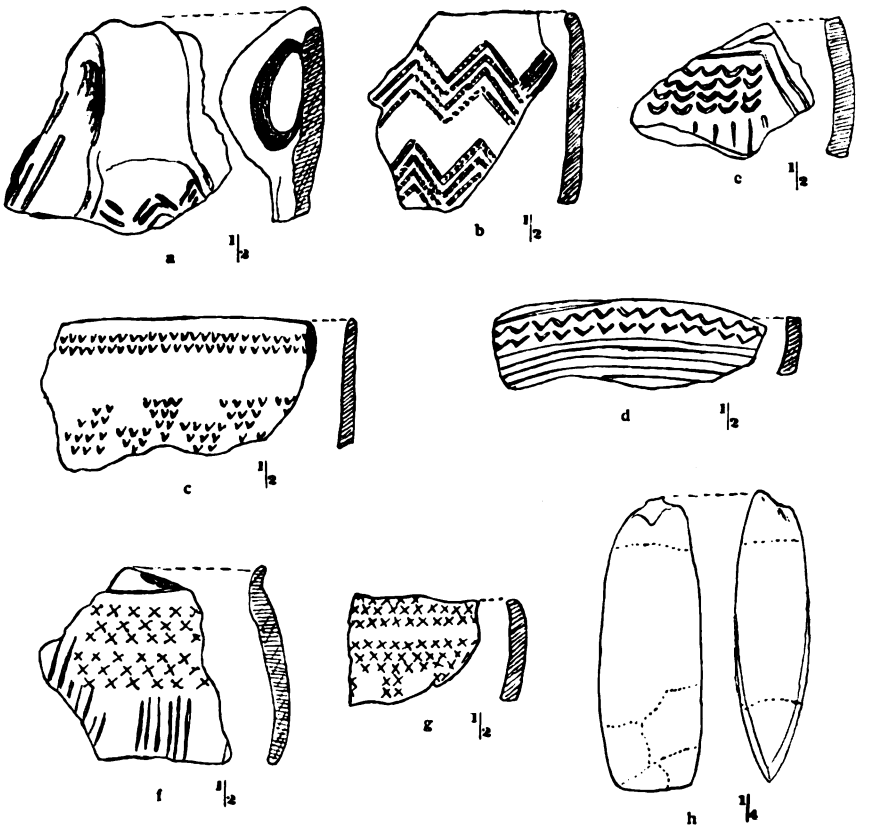


Abb. 62.
Beigaben a—h aus Grab 2 im Jagen 55 der Königl. Forst bei Melzow.

Abb. 63.
Scherben aus Grab 4 im Jagen 55 der Königl. Forst bei Melzow.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Kivikdenkmal[1].

Deutungsversuch von Just Bing, Bergen (Norwegen).

Mit 11 Textabbildungen.

I.

Das Grab und seine Bilder.

Wer das Kivikgrabmal im östlichen Schonen besucht hat, der hat von den Umgebungen des alten Denkmals sicher einen tiefen Eindruck. Es liegt am Rande eines herrlichen Eichenwaldes und überschaut das weite Meer und das nahe Dorf, ein einstöckiges Idyll. Hier ist der Friede der Vorzeit ungestört. Der Bahnhof liegt eine halbe Meile entfernt, der Weg zum Dorfe kann von keinem Automobil befahren werden, und der Hafen läßt sich von keinem Dampfschiff anlaufen. Pferd und Segel sind hier die Beförderungsmittel wie vor tausend Jahren. Das moderne Schirmdach des alten Grabes zeigt allein die neue Zeit an. Doch hier sind die Schutzmittel vonnöten gewesen. Denn zwei von den acht alten Platten sind verloren, glücklicherweise sind sie im 18. Jahrhundert von Sven Lagerbring abgebildet worden. Und von den übrigen sind zwei arg mitgenommen, auf der einen — Nr. 5 — sind die Bilder ganz verschwunden, auf der anderen — Nr. 2 — sehen wir ein bemanntes Schiff, aber die Bilder oberhalb sind verwittert.

Das Grab gehört nach den Bestimmungen der Archäologen der zweiten Periode des Bronzealters an — etwa 1600 v. Chr. Die Bilderplatten standen vier an jeder Langseite des Grabes. Als erstes Bild der einen Reihe — der linken, wenn man sich südwärts gegen den Wald kehrt — steht jetzt das obengenannte Schiff (Nr. 2). Dann folgt in zwei Wiederholungen, die von einem doppelten Zickzackbande getrennt sind, ein Pferdepaar, oben einander folgend, unten gegeneinander gekehrt (Nr. 3: Abb. 4). Dann kommt als letztes Bild der

[1]) Für sprachliche Bearbeitung des Aufsatzes ist Verf. Herrn Prof. Kossinna dankbar verpflichtet.

Digitized by Google

Reihe zwei Sonnen, von Zickzackbändern umgeben (Nr. 4: Abb. 2). Doch ursprünglich stand vor diesen als erstes Bild der Reihe eine Platte, die wir jetzt nur durch die alte Zeichnung kennen und die mehrere Zeichen enthielt. In der Mitte war ein Kegel oder eine Pyramide, darunter ein leeres Schiff, an beiden Seiten zwei Speerspitzen und zwei Beile (Nr. 1: Abb. 5).

Von den Bildern der gegenüberstehenden Reihe sind die auf Nr. 5 verwittert. Dann folgen auf Nr. 6 (Abb. 3) wieder zwei Sonnen, aber jede Sonne hat hier einen Mond über sich. Die zwei letzten Platten, Nr. 7 und die verlorene Nr. 8, die wir durch die alte Zeichnung kennen, sind aber ganz anderer Art. Sie haben nicht nur Bilder von Gegenständen, sondern von Auftritten. Auf Nr. 7 (Abb. 9) sehen wir in der Mitte das Pferdepaar gegeneinander gekehrt, oben fährt ein Wagen mit zwei Pferden und voran schreiten vier Männer, der eine trägt ein Schwert oder einen Stab. Unten sehen wir einen Mann mit einem Viereck in der gehobenen Hand, ihm folgen acht Gestalten, die ich nicht näher beschreiben will, weil ich später beweisen werde, daß sie Frauen oder in Frauentracht gekleidete sind. Auf der verlorenen Nr. 8 (Abb. 10) kehren einige von diesen Gruppen wieder. Die acht in Frauentracht gekleideten stehen im Mittelfeld, je vier und vier auf beiden Seiten von etwas, das Nilsson wohl mit Recht für einen Opferkessel hält. Die vier Männer, von denen der eine ein nach oben gerichtetes Schwert oder einen Stab trägt, finden wir in der untersten Reihe zweimal wieder. Sie stehen da vor manneshohen hufeisenähnlichen Gegenständen, deren offene Seite den Männern zugekehrt ist. Oben finden wir den Mann mit dem Viereck. Er steht vor zwei Lurenbläsern. Vor ihm streckt ein Mann die Hände aus gegen einen großen Ring. Und in dem Ringe stehen zwei Männer, sie fassen einen Bügel an, dessen beiden Enden von runden Klötzen beschwert sind. Die Mitte des Bügels ruht auf einem Pfahl.

II.

Deutungsversuch: die Götterzeichen.

Die Deutung der oben beschriebenen Bilder will ich hier im Anschluß an meine Versuche, die Felsenzeichnungen von Bohuslän zu erklären, mit Berücksichtigung aller möglichen Unterschiede unternehmen. Natürlich müssen wir annehmen, daß die Erscheinungen auf den beiden Gruppen von Felsenzeichnungen im allgemeinen dieselben sind, doch dürfen wir nicht erwarten, daß sie mathematisch genau übereinstimmen. Es sind gewiß verschiedene germanische Stämme, die in Schonen und in Bohuslän gewohnt haben. Und wenn ihr Götterglaube im wesentlichen derselbe ist, mag er in einzelnen Zügen verschieden sein. Den Götterglauben machen wir hier so wie in Bohuslän zu unserem Ausgangspunkt. Die Gegenstände, die auf der Reihe Nr. 1—4 abgebildet sind, sehe ich alle als Götterzeichen an.

Digitized by Google

In Bohuslän haben wir eine Göttergruppe gefunden, die aus dem Sonnengott mit seinem Begleiter, dem Mondgott, und aus einem Pferdegott besteht. Das stimmt mit der Nachricht Cäsars von den Germanen, daß sie Sonne, Mond und Feuer verehren, überein, denn der Pferdegott, dessen Pferdegestalt ihn als Windgott bezeichnen mag, ist nachweisbar derselbe Gott wie eine Gestalt mit großen aufwärts gerichteten Händen, die wohl als Feuerflammen zu deuten sind. Tacitus nennt als die Götter aller Germanen Merkur, Mars und Herkules, d. h. Wodan, Tius und Thonar. Auch darauf deuten die Bilder der bohuslänschen Felsenzeichnungen hin. Denn der Sonnengott tritt als Hammergott auf so wie Thonar [1]), sein Begleiter ist öfters einarmig wie Tyr einhendr und der Pferdegott führt auch den Speer wie Wodan. Er kann auch mit einer Axt gewaffnet auftreten, was

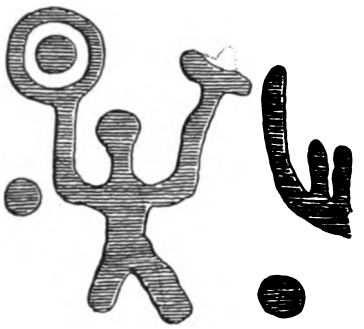


Abb. 1. Nedre Solberg, Skjeberg, Norwegen: Sonnengott mit Hammer.

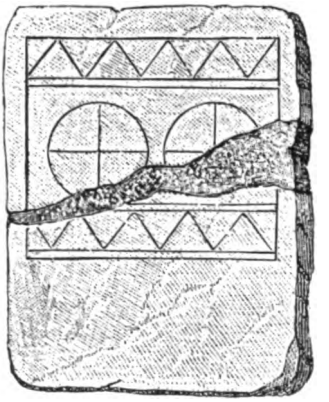


Abb. 2. Kivik Nr. 4: Sonne.

ihn nachweisbar als Fruchtbarkeitsgott bezeichnet. Es ist hervorzuheben, daß diese Gruppe zwar drei Götter zeigt, aber daß sie dennoch eine Gruppe von zwei Mächten ist, denn auf den Felsenzeichnungen bilden der Sonnen-

[1]) Hjalmar Lindroth hat in seiner Abhandlung En nordisk Gudagestalt i ny Belysning genom Ortsnamnen (Antikvarisk Tidskrift för Sverige Bd. 20) die Deutung der Bilder bestritten, die ich zum Beweis für Montelius' Annahme, daß Thonar ursprünglich Sonnengott sei, hervorgezogen habe. Ich kann hierüber nur sagen, daß sich an dieser Deutung zweifeln läßt, wie daran glauben. Ein besseres Zeugnis habe ich später auf der Felsenzeichnung von Nedre Solberg, Skjeberg, Smaalenene, Norwegen, gefunden, die Prof. Gustafson abgezeichnet, aber noch nicht veröffentlicht hat. Mit seiner Erlaubnis bringe ich hier das Bild des Hammergotts mit dem Sonnenrade in der anderen Hand (Abb. 1). Ich glaube, daß Lindroth die Verbindung von Ull und Skädja-Skadi unwiderleglich nachgewiesen hat, doch verhalte ich mich zu seiner Deutung Ulls als Mondgott zweifelnd. Ich hoffe bei anderer Gelegenheit den Nachweis führen zu können, daß Oll (Ollerus, Ullr) eine Seitenform von Odin ist, und daß er dem deutschen Wodl, Waudl oder Wolt entspricht.

Digitized by Google

gott und ſein Begleiter, der Mondgott, zuſammen eine Gottheit. Sie werden zuſammen mit einem Radkreuz bezeichnet. Dem Pferdegott entſpricht als Zeichen ein Ring, der um dieſes Rad gelegt iſt.

Wie ſtimmen nun zu dieſen Zeichen die Bilder des Kivikgrabes?

Hier ſehen wir auf der Platte 4 (Abb. 2) die Sonne durch ein Radkreuz bezeichnet. Auf der anderen Reihe, Platte 6 (Abb. 3), ſteht aber die Sonne mit einer ſehr ſcharfen Mondſichel zuſammen. Dies iſt meines Wiſſens der einzige Fall unter den nordiſchen Felſenzeichnungen, wo der Mond ein beſonderes Zeichen hat. Sonſt werden der Sonnengott und ſein Begleiter, der Mondgott, immer zuſammen mit dem Radkreuz bezeichnet. Wenn die Spirale als Sonnenzeichen auftritt, ſteht als Zeichen beider Götter eine Doppelſpirale. Doch zeigt ſich hier auf dem Kivikgrabe dasſelbe Verhältnis von Sonnengott und Mondgott wie ſonſt. Der Mond tritt als Anhängſel zur Sonne auf, und zwar nur in dem einen Falle, in dem anderen ſteht die Sonne allein. Die Annahme, die ich für die bohusländſchen Felſenzeichnungen gemacht habe, daß der kleine Begleiter des Sonnengottes den Mondgott darſtellen ſolle, finde ich hier in der kräftigſten Weiſe beſtätigt.

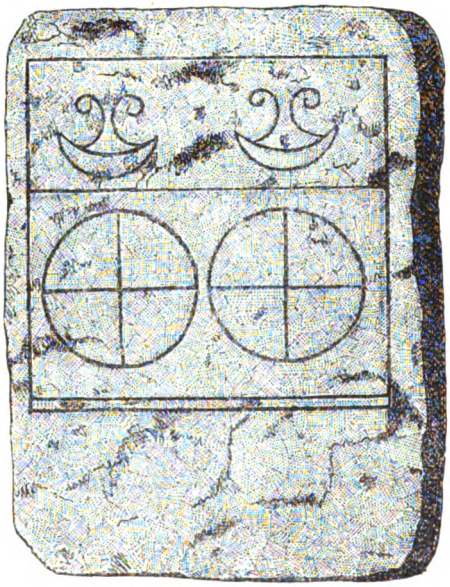


Abb. 3. Kivik Nr. 6: Sonne und Mond.

Neben der Sonne ſehen wir hier ein Pferdepaar, neben den Sonnengöttern haben wir in Bohuslän einen Pferdegott. Ich nehme an, daß dies verſchiedene Formen derſelben Gottheit ſind, daß dieſe Gottheit auf der Küſte von Bohuslän in der Geſtalt eines Pferdes, auf der Oſtküſte von Schonen aber als Pferdepaar auftritt. Der Pferdegott in Bohuslän läßt ſich auch als Speergott und als Axtgott nachweiſen. Wenn ihm hier das Pferdepaar entſpricht, iſt anzunehmen, daß die Beile und die Speerſpitzen auf der verlorenen Platte 1 derſelben Gottheit zuzuſchreiben ſind. Und dann gehören ihnen wohl auch die anderen Zeichen derſelben Platte, das leere Boot und der große Kegel.

Dies ſcheint von dem Boote auch durch eine andere Betrachtung glaublich zu werden. Denn dies Pferdepaar iſt wohl kaum von den Dioskuren zu trennen, die bei vielen indogermaniſchen Völkern vorkommen. Bei den Griechen haben wir ſie unter mancherlei Namen: Kaſtor und Polydeukes

Digitized by Google

(lat. Castor und Pollux), Amphion und Zethos usw., bei den Indern als Açvinen, bei den Letten und Littauern als „Gottessöhne". Diese Brüderpaare sind als Reiter gedacht und die Mythologen glauben meistens, daß die Tierform hier älter ist als die Menschenform, daß die zwei Reiter ursprünglich zwei Pferde gewesen. Diese zwei ursprünglichen Pferde sollten wir dann in unserem Pferdepaar wiederfinden. Zu diesen Dioskuren wird gewöhnlich das Brüderpaar Alcis gerechnet, die nach Tacitus von den ostgermanischen Nahanarvalen als Götter verehrt wurden. Tacitus setzt sie mit Castor und Pollux gleich und erzählt, daß ihr Priester in Frauentracht gekleidet ist. Spuren dieses Kults hat Müllenhoff in dem Namen einer wandalischen Königsfamilie Asdingi gefunden. Er glaubt, daß es eigentlich *Hasdingi geheißen hat, erklärt es aus gotisch *hazds, altnord. haddr ‚Frauenhaar' und setzt es mit dem Alcispriester in Frauentracht in Verbindung. Es scheint nicht, daß die Alcis als Reiter gedacht sind, wenn es nicht aus dem Vergleich des Tacitus mit Castor und Pollux zu schließen sein sollte. Und Tacitus sagt ausdrücklich, daß die Alcis Jünglinge und Brüder, also Menschen und keine Pferde sind. Es ist mir der Gedanke gekommen, daß vielleicht der Name Alcis auf eine Pferdeform deuten könne. Wir sahen, daß Asdingi ursprünglich *Hasdingi geheißen hat. So könnte vielleicht Alcis ein ursprüngliches *Halkis sein. Dies wäre dann möglich mit dem altnordischen hölkvir in Verbindung zu setzen, das Snorre als einen dichterischen Ausdruck für Pferd angibt. Die Grundform wäre vielleicht *halqis (mit tiefem k), wo das tiefe q im Nordischen ein nachfolgendes w erzeugt, das u-Umlaut der vorhergehenden Silbe bewirken konnte, im Ostgermanischen in ein gewöhnliches k zugespitzt wird, das lateinisch durch c wiedergegeben wird. Wenn diese Entwicklung in zwei Richtungen nicht an sich unmöglich ist, hat man dazu die Zeit zu beliebiger Verfügung. Denn hölkvir für Pferd ist im gewöhnlichen Altnordisch ausgestorben, es lebt nur als ein unverständlicher dichterischer Ausdruck fort, und bei den Alcis wäre der Name ein Überbleibsel eines sonst verschwundenen Pferdedaseins.

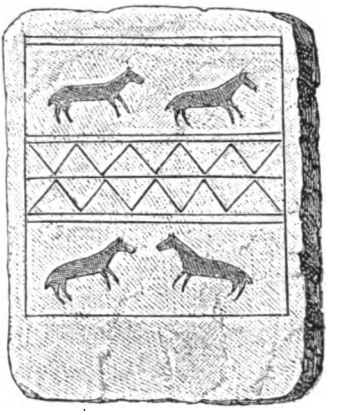


Abb. 4. Kivik Nr. 3: Das göttliche Pferdepaar.

Als Dioskuren hat G. Wilke gewiß mit Recht zwei Gestalten gedeutet, die auf einem dänischen Bronzemesser in einem Boot sitzen. Damit kann man vergleichen, daß neben den Beilen und Speerspitzen, die nach unseren Erwägungen der Pferdepaargottheit zugehören, auf der Platte 1 auch ein leeres Boot vorkommt. Ist unser Pferdepaar dasselbe wie die Dioskuren,

Digitized by Google

gehört das Boot auch ihnen. Unſer Pferdepaar kommt auf dem Mittelfelde der Platte 7 vor, ſie ſtehen da allein als Götterbild, und die Auftritte oben und unten gehören dann wohl zu ihrem Kult. Sind nun dieſe zwei Pferde dieſelben wie die urſprünglichen Alcis, dann ſind die acht in Weibertracht im Bilde unten mit dem in Frauentracht gekleideten Alcispriester zu vergleichen. Indeſſen iſt die Verbindung mit den Alcis doch nur eine Annahme, die ich hier vorbringe, und die Felſenzeichnung kann auch ohne dieſe Verbindung erklärt werden. Ohne die Annahme aufzugeben, werde ich im folgenden davon abſehen.

Abb. 5. Kivik Nr. 1: Unten leeres Boot, oben Pyramide (Kegel?), umgeben von Speerſpitzen und Äxten.

Auf den Felſenzeichnungen Bohusläns ſtehen die Götter in Tiergeſtalt und in Menſchengeſtalt nebeneinander, oder beſſer: ſie wechſeln in einer ſolchen Weiſe, daß man ſicher ſein kann, daß die Tierform die Menſchenform nicht ausſchließt und ebenſo die Menſchenform nicht die Tierform. Gibt es dann demgemäß hier auf dem Kivikgrabe Zeichen, daß die Dioskuren auch in Menſchengeſtalt vorkommen? Ich kann zu dieſer Frage weder Ja noch Nein antworten. Wie früher gezeigt wurde, entſpricht dem bohusländſchen Pferdegott ein großer Ring, der um das Sonnenrad gelegt wird. Oben auf der Platte 8 haben wir einen großen Ring, in dem zwei Männer ſtehen. Ich ſehe dieſen Ring als ein Zeichen der Pferdepaargottheit an und ich glaube, daß die beiden Männer bei einer heiligen Handlung mit dem Bügel über dem Pfahl die Dioskuren darſtellen. Doch ſind ſie vor den anderen Teilnehmern der Handlung ſonſt nicht ausgezeichnet. Man kann nicht glauben, daß ſie Götter und nicht Menſchen ſeien. Allein das iſt ein gewöhnlicher religionsgeſchichtlicher Vorgang, daß die Menſchen, die bei einer heiligen Handlung die Götter darſtellen, ſelbſt für Götter gehalten werden. Und nun iſt es merkwürdig, daß wir auf anderen Felſenzeichnungen dieſe Gruppe, die zwei Männer und den Ring wiederfinden, und zwar mit der Änderung, daß der Ring allmählich ſchwindet und die Männer wachſen (Abb. 6). Auf einer Felſenzeichnung von Odsherred in Seeland, die ſich im Nordiſchen Muſeum in Kopenhagen findet, ſind die Männer aus dem Ring geſtiegen, ſie haben

Digitized by Google

ihn zwischen sich, und der Ring ist nur halb so groß wie sie. Auf der Felsenzeichnung von Bardal bei Stenkjär nördlich vom Trondhjemsfjord in Norwegen, in der jüngsten Schicht der Zeichnung, kommen die beiden Männer zweimal vor. Auf der einen Stelle haben sie den Ring zwischen sich, er ist aber kleiner und steht auf einem Gestell[1]). Auf der anderen Stelle steht der eine von ihnen im vorderen, der andere im hinteren Steven eines Schiffes, und der Ring ist einfach weggelassen. Hier kann man sehen, wie die Menschengestalt allmählich über das Sinnbild gesiegt hat. Allein das Kivikdenkmal zeigt nur die erste Stufe dieser Entwicklungsreihe, die Männer stellen sicher die Dioskurengottheiten dar und es ruht über ihnen eine gewisse göttliche

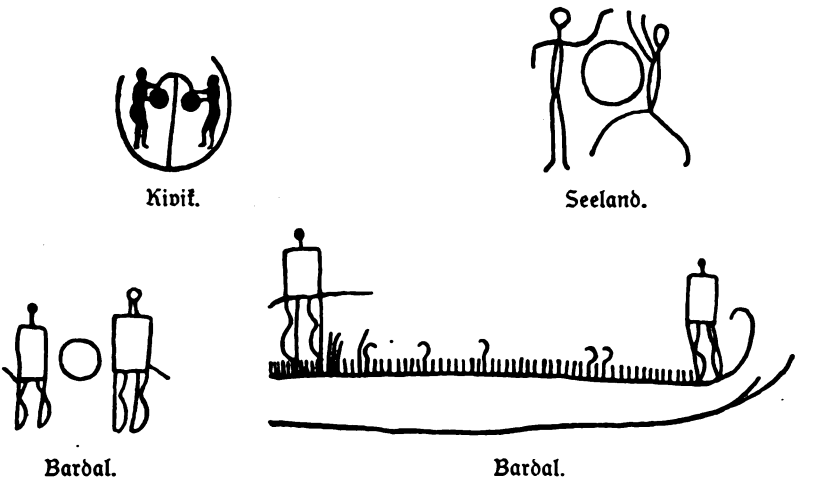


Abb. 6. Die zwei Männer und der Ring.

Glorie. Doch die Göttlichkeit stammt hier von dem Gottheitzeichen, dem großen Ringe, zu dem die Männer nur hinzutreten, um die Wirksamkeit der Gottheiten bei der Handlung zu kennzeichnen.

Überschauen wir jetzt noch einmal die Götterzeichen des Grabes! Die große Götterdreiheit von Bohuslän finden wir hier in der Form wieder, daß ein Pferdepaar dem bohuslänschen Pferdegotte entspricht, und in diesem Pferdepaare glauben wir andererseits die indogermanischen Dioskuren zu erkennen, die hier wie sonst mit der Sonne in Verbindung stehen. Die Dioskuren sind öfters als Wechselgötter gedacht, die zuweilen sich begegnen und miteinander kämpfen. So kämpft der Maigraf und der Wintergraf am Maifeste. Der Wechsel wird teils Wechsel der Jahreszeiten, teils als Wechsel von Tag und Nacht gedeutet, vielleicht hat die Auffassung geschwankt. Auch hier scheint das Pferdepaar Wechselgötter zu sein, denn auf der Platte 3 gehen sie oben nacheinander und sind unten gegeneinander gekehrt, was

[1]) das auf dem Bilde unten weggelassen worden ist.

Digitized by Google

wohl so zu deuten ist, daß sie im allgemeinen einander folgen und zuweilen zusammentreffen.

Fragen wir, wie die Gottheiten dargestellt sind, so sind die einzelnen Götter verschieden. Die Sonne wird nur durch Zeichen dargestellt und die damit zusammenhängende Mondgottheit ebenfalls. Anders ist es mit den Dioskuren. An einer Stelle zwar findet sich der große Ring als ihr Zeichen, doch in demselben werden sie durch die zwei Männer vertreten. Es scheint, daß das bloße Zeichen nicht ganz genügt hat. Und bei weitem überwiegt die Tiergestalt. Als Pferde sind sie auf der Platte 3 zweimal dargestellt, als zwei Pferde finden wir sie im Mittelfelde der Platte 7, und oben auf der Platte sind wohl die zwei Pferde, die den Wagen ziehen, unser Pferdepaar. Der Götterwagen wird von den Göttern in Tiergestalt gezogen. In Bohuslän haben wir eine Zeichnung auf Björneröd in Tanum, wo der Wagen von Bock und Pferd gezogen wird, und da können wir auch einen Bockgott (der dem Sonnengott entspricht) und einen Pferdegott feststellen. Der Götterwagen, von den Göttern gezogen, ist hier von dem Pferdepaarkult übernommen und der ungereimte Vorspann von Bock und Pferd ist dem Vorspann von zwei Pferden nachgebildet.

III.

Deutungsversuch: Die Auftritte.

Ehe ich es versuchen werde, die auf den Platten 7 und 8 dargestellten Vorgänge zu erklären, muß ich den Beweis dafür liefern, daß die acht sonderbaren Gestalten, die auf Platte 8, Mitte, um den Opferkessel stehen und auf 7 unten dem Manne mit dem gehobenen Viereck folgen, entweder Frauen oder Leute sind, die Frauentracht tragen. Dies kann man feststellen, wenn man diese Gestalten mit der Hochzeit vergleicht, die auf der Felsenzeichnung von Hoghem in Tanum dargestellt ist (Abb. 7). Sie ist von Holmberg abgebildet, die Wiedergabe bei Baltzer ist zwar im allgemeinen genauer, allein ich habe bei Untersuchung der Zeichnung gefunden, daß Holm bei den Frauentypus besser wiedergegeben hat. Es findet sich auf der Zeichnung auch der Hammer, der bei Holmberg dargestellt ist, von dem aber bei Baltzer der Stiel fehlt. Der Hammer entspricht hier dem Thorshammer, der bei den Hochzeiten gebraucht wird, wie wir es aus der Thrymskvida kennen. Wenn man die Frau auf Holmbergs Zeichnung mit unseren acht Gestalten vergleicht, sieht man leicht, daß sie Leute in Frauentracht sind. Für den oberen Teil vergleiche man auch die Hochzeitsgruppe von Baltzer, Taf. 51—52, Nr. 2. Die Spitze über dem Kopfe ist deutlich eine Kapuze od. dgl., die zur Frauentracht des Zeitalters gehört (Abb. 8).

Abb. 7. Hoghem, Tanum, Bohuslän, nach Holmberg: Hochzeit.

Digitized by Google

Man kann im allgemeinen über die dargestellten Auftritte die Vermutung aufstellen, daß sie religiöser Art sind. Es scheint dies bei anderen Felsenzeichnungen glaublich. Allein hier, wo es sich um die Zeichnungen eines Grabmals handelt, ist diese Vermutung noch viel wahrscheinlicher. Wir können dann hier nicht nur mit den Götterdarstellungen der Mythologie arbeiten, wir können zum Vergleich auch die alten sonderbaren Sitten und Gebräuche des Volkslebens heranziehen, die als Stoff der heutigen religionsgeschichtlichen Forschung eine wesentliche Rolle spielen.

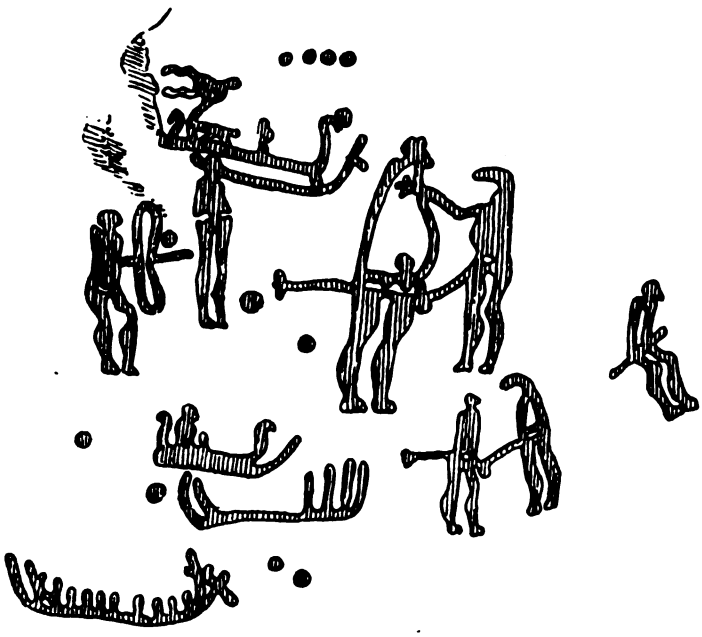


Abb. 8. Varlös, Tanum, Bohuslän: Hochzeitsgruppen.

Was die Darstellung betrifft, so sind wir hier in einer besonders glücklichen Lage. Wir wissen bestimmt, daß auf diesen zwei Platten — 7 und 8 — nur das dargestellt war, was wir sehen. Der Rahmen des Bildes ist sicher, was er bei den Felsenzeichnungen sonst nur sehr selten ist. Wir haben also das vollständige Bild vor uns.

Wenn wir die Bilder auf den beiden Platten unter sich vergleichen, können wir einen bestimmten Unterschied wahrnehmen. Auf Nr. 8 steht alles still: oben stehen still die Männer im Ring, der gestikulierende Mann neben ihnen, die tutenden Lurenbläser und der Mann, der das Viereck, wohl ein Gong, hoch in die Luft gehoben hält. In der Mitte stehen die Frauengekleideten, vier und vier um den Opferkessel. Und unten steht der Mann

Digitized by Google

mit dem Stab und stehen die drei anderen still vor dem hufeisenähnlichen Rachen. Auf Nr. 7 sehen wir aber überall Bewegung. Schon die zwei Pferde auf dem Mittelbild sind viel beweglicher und lebendiger dargestellt als die auf Nr. 3. Vielleicht ist gemeint, daß sie miteinander kämpfen, wenigstens ist es glaublich, daß sie hier in irgendeiner Handlung begriffen sind. Unten haben wir die acht Weibergekleideten, aber hier wandern sie vorwärts nach dem Klange des Gongs, den der Mann hoch hält. Und oben stehen der Mann mit dem Stabe und die drei anderen nicht still wie vor dem Hufeisen, sie schreiten voran dem Wagen, den das heilige Pferdepaar zieht. Wir dürfen also sagen, daß die Auftritte, die auf Nr. 7 abgebildet sind, kultische Umzüge darstellen.

Wenn wir nun diese Auftritte mit den alten üblichen Volksgebräuchen vergleichen sollen, um da etwas Entsprechendes zu suchen, dann ist unser Leitfaden ein dreifacher. Das eine Motiv ist „Pferd", das andere ist „Brüderpaar" oder „Männerpaar" und das dritte ist „Weiber" oder „Weibergekleidete". Danach haben wir zu suchen, und wenn zwei davon zusammentreffen, dürfen wir an die Gleichheit der Auftritte glauben. Es ist dabei zu bemerken, daß wir nicht fordern dürfen, daß die Zahlen immer dieselben sein sollen. In Bohuslän haben wir einen Pferdegott, hier auf Kivik ein Pferdepaar. Und es kann sein, daß wir statt des einen oder der zwei Pferde einen ganzen Aufzug zu Pferde haben. Und umgekehrt ist es möglich, daß wir nur einen oder zwei Männer in Frauentracht statt unserer acht treffen. Dieser Unterschied wird die Gleichsetzung doch nicht hindern können. Andererseits ist in den Volksgebräuchen die Menschengestalt der Gottheit wohl weiter entwickelt als in den Bildern der Felsenzeichnungen. Wir dürfen erwarten, statt eines Pferdes oder eines Pferdepaares einen oder zwei Männer in Laubbekleidung zu finden.

Für die Erklärung des Auftrittes auf der Platte 7 wird man unter den Umzügen, die bei verschiedenen Gelegenheiten um die Felder sich bewegen, zu suchen haben. Und merkwürdigerweise ist hier ein Fall zu bemerken, der mit unserer Platte auffallende Übereinstimmungen zeigt. Bis in die 1830er Jahre hatte man im Marktflecken Großen-Gottern bei Langensalza eine eigentümliche Pfingstfeiersitte, die Mannhardt in seinem Buche: „Wald- und Feldkulte" (S. 440 ff.) in folgender Weise beschreibt:

Am ersten Pfingsttage hüllen einerseits die erwachsenen Burschen, andererseits die Knaben jedes der zwei Kirchspiele des Dorfes für sich einen der ihrigen in Lindenlaub als Schoßmeier ein und setzen ihm einen Blumenstrauß als Krone auf. Zwei Fahnenträger, zwei Platzmeister mit Pritschen voran, durchziehen die Burschen beider Kirchspiele mit ihren Schoßmeiern über Mittag auf den besten und schönsten Pferden gesondert die beiden Pfarreien, ebenso die Knaben, die größeren auf Gäulen, die jüngeren auf buntbemalten Steckenpferden. Begegnen die Burschen der beiden Kirchspiele

Digitized by Google

oder die Knaben einander, kämpfen sie um die Fahne. Nach dem Umzuge werden vier Tanzplätze und Lauben für die Musikanten hergerichtet. Dort findet am zweiten Feiertage in den besten Kleidern der Tanz statt. Am Pfingstdienstage wiederholt sich der Umzug, jedoch nur je im eigenen Kirchenspiele. Dabei spielen dieselben Personen, die Schoßmeier waren, die Hauptrolle, aber sie tragen nicht mehr das Laubgewand, sondern zerrissene Weiberkleider, Gesichtslarven, Körbe und Kober, und man nennt sie Huren.

Die Übereinstimmung dieser Schilderung Mannhardts mit dem Kivikbilde scheint beim ersten Blick gar nicht übergroß. Zwar erscheinen an beiden Stellen zwei Aufzüge, Pferde im einen und Leute in Weibertracht im anderen. Doch sind auf dem Kivikbilde nur zwei Pferde, in dem Zuge in Großen-Gottern ist der ganze Zug voll Pferde, und umgekehrt sind hier nur zwei Burschen in Weiberkleidern, auf dem Kivikbilde trägt der ganze Zug Frauenkleider, den vorangehenden Mann mit dem viereckigen Gong allein ausgenommen. Bei näherer Betrachtung wird indes die Übereinstimmung bedeutender. Zwar haben die Pferde sich über den ganzen Zug verbreitet, doch die Zweizahl der Schoßmeier scheint die Erinnerung an die Doppelgottheit zu bewahren, trotzdem daß sie unter den erwachsenen Burschen und den Knaben verteilt sind. Dabei ist auch die Zweizahl der Fahnen und der Platzmeister zu beachten. Bei dem Zuge des dritten Pfingsttages gibt es Abweichungen, in der Altmark gehen an dem Tage mehrere junge Burschen in Vermummung mit Weiberkleidern. Und eine Nachricht vom Jahre 1224 erwähnt einen Pfingstumzug bei Lüttich, wo alte und junge Männer in Weiberkleidern und mit rasiertem Kinn alte Spiele aufführen. So scheinen die Einzelheiten wieder sich denen des Kivikbildes zu nähern. Allein die Übereinstimmung liegt nicht nur in den einzelnen Zügen. Vor allem liegt sie in dem Ganzen. Hier wie dort ist der ganze Vorgang derselbe: der Zug mit Pferden am ersten Pfingsttage, sowie der Zug mit den zwei Pferden vor dem Wagen oben; das Bild der zwei Gottheiten in der Mitte entspricht der festlichen Pause des zweiten Pfingsttages und dann folgt unten und am dritten Pfingsttage der Zug mit

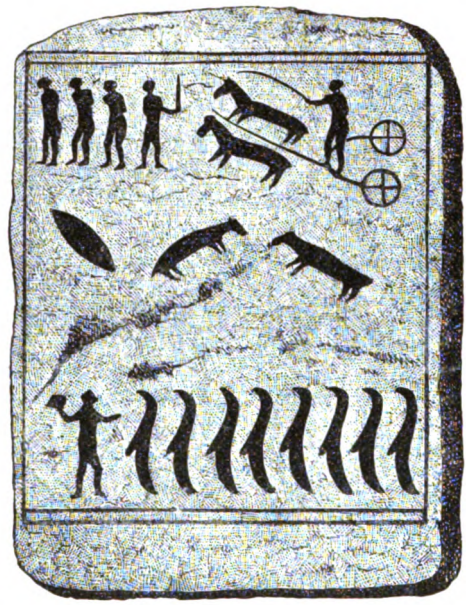


Abb. 9. Kivik Nr. 7: Frühlingsumzüge.

Digitized by Google

den Leuten in Weibertracht. Die drei Akte des Festdramas sind an beiden Orten dieselben.

Die Bilder der Platte 8 scheinen demselben Kultkreis zu gehören wie die Bilder der Platte 7. Oben ist der große Ring, den ich mit dem Ringe, der auf den bohuslänschen Felsenzeichnungen um das Sonnenrand gelegt ist, gleichgesetzt habe. In Bohuslän entspricht er nachweisbar dem Pferdegotte, hier wird er also dem Pferdepaare entsprechen. Dann haben wir auf beiden Platten dieselben Personen. Die acht Weibergekleideten von der untersten Reihe auf Nr. 7 stehen auf dem Mittelfelde von Nr. 8, vier und vier, um den Opferkessel. Der Mann mit dem Stabe und die drei anderen, die oben auf Nr. 7 dem Wagen voranschreiten, stehen unten auf Nr. 8 in zwei Wiederholungen vor dem Hufeisenrachen. Daher glaube ich schließen zu dürfen, daß diese Auftritte dem Kult des Pferdepaares, der Dioskuren, gehören, und daß wir nach etwas Entsprechendem unter den Sitten des agrarischen Festkreises zu suchen haben. Doch das Pferdepaar selbst sehen wir nicht. Das glaube ich auf die Weise erklären zu können, daß dies heilige Pferdepaar hier geopfert ist.

Abb. 10. Kivik Nr. 8: Herbstopfer.

Es ist ja in urzeitlicher Religion häufig der Fall, daß die Vertreter der Götter — und das heißt nach urzeitlicher Vorstellung die Götter selbst — geopfert werden. Diese Sitte hat Frazer in seinem berühmten Werke „The Golden Bough“ mit zahllosen Beispielen belegt. Und zwar haben wir von Schonen ein uraltes Zeugnis eines derartigen Pferdeopfers. In der Nähe von Ystad ist ein Pferdeschädel gefunden worden, in dem ein Flintendolch saß, was wohl jetzt allgemein auf die Weise erklärt wird, daß das Pferd geopfert worden ist. Im alten Rom hatte man im Herbst ein Pferdeopfer, das mit unserem Bilde stimmt. Das Oktoberroß wurde geopfert und sein Blut wurde von den Vestalinnen aufbewahrt und so behandelt, daß es sich bis zur Frühlingsfeier halten könnte. Dem entspricht die Sitte, daß bei Fastnachtzügen Pferdeschädel begraben oder verbrannt werden (Mann-

Digitized by Google

hardt, Wald- und Feldkulte II, 310 ff.). Und bei solchen oder ähnlichen Begräbnissen finden sich Leute in Vermummung mit Weiberkleidern. Im Lechrain wird ein Mann in schwarzen Frauenkleidern auf einer Bahre getragen, ihm folgen vier Männer als Klageweiber verkleidet. Er wird beim größten Misthaufen heruntergeworfen und später in der Mistgrube begraben (Daselbst I, 411). Strabon (VII. 2) erzählt von den Kimbern und berichtet von weissagenden Frauen, die aus dem Blut im Opferkessel prophezeiten (Mogk, Germ. Mythologie 171). In Übereinstimmung hiermit glaube ich das Mittelfeld so erklären zu können, daß der Opferkessel das Blut des Pferdepaares enthält und daß die acht Weibergekleideten den Vestalinnen in Rom, den Klageweibern im Lechrain, den weissagenden Frauen der Kimbern, entsprechen.

Die Erklärung der Unterreihe hängt davon ab, wie man das große Hufeisen deutet. Dabei ist es zu beklagen, daß die Platte verloren ist und daß wir also auf die alten Zeichnungen angewiesen sind. Diese sind zwar im allgemeinen zuverlässig, doch hier, wo es sich um die Auffassung eines sonst nicht vorkommenden Gegenstandes handelt, ist dies bei weitem nicht genug. Von vornherein können wir von diesem hufeisenähnlichen Gegenstande wohl nur sagen, daß er wahrscheinlich kein Hufeisen ist. Es läßt sich also nur raten. Es läßt sich hier im allgemeinen sagen, daß diese Reihe wahrscheinlich einen späteren Vorgang darstelle als das Kochen des Blutes im Mittelfelde. Daher bin ich auf den Gedanken gekommen, daß hier vielleicht die Reste von den Opfertieren begraben werden. So wird bei den Lappen, deren religiöse Gebräuche öfters denen des nordischen Bronzealters entsprechen, nach beendeter Ostermahlzeit das Damengare, Knochen, Herz, Lunge, Augen, Ohren usw. des Opfertieres, vom Opferpriester feierlich begraben (Finn Magnusen: Den förste November 9 og den förste August, Kopenh. 1829 S. 46 f). Im Anschluß daran meine ich, daß das manneshohe Hufeisen einen Rachen vorstelle. In der Wikingerzeit haben wir Bilder, wo der Rachen des Midgardwurmes manneshoch ist (Abb. 11), und noch auf Bühnenbildern des Mittelalters finden wir den Eingang zur Hölle als einen Drachenkopf mit gewaltigem Rachen dargestellt. Demgemäß deute ich den Rachen als die verschlingende Erde, die Hel, die jetzt die Reste der Opfertiere für immer verborgen hat. Im Muspilligedicht heißt es, daß der Rachen Hels von der Erde bis zum Himmel reicht. Die vier Männer, von denen der

Abb. 11. Der Midgardwurm. Bild aus der Wikingerzeit.

Digitized by Google

eine den Stab trägt, haben die Reste des heiligen Pferdepaares zur schwarzen Öffnung der allverbergenden Erde geführt, so wie sie — auf Nr. 7 oben — das Pferdepaar im Frühling auf die Felder hinaus geführt haben.

Es fehlt der erste Akt des Festdramas. Den sollten wir also in der Oberreihe finden. Es scheint ein sehr feierlicher Vorgang zu sein, denn hier stehen zwei Lurenbläser und neben ihnen der Mann mit dem Viereck, den ich deshalb als einen Gong gedeutet habe, weil der Mann neben den Lurenbläsern steht. Möglich ist es indes, daß er ein Fahnenträger ist, doch scheint es mir glaublicher, daß sein Viereck irgend ein Schallinstrument sein soll. Vor ihm streckt ein Mann gestikulierend die Hände aus gegen den Ring, in dem die zwei Männer mit dem Bügel über dem Pfahl stehen. Es ist deutlich, daß der eigentliche Vorgang sich im Ringe abspielt, er wird wohl hervorgerufen durch den Klang der Luren und des Gongs und von den Beschwörungen des gestikulierenden Mannes. Der Ring ist das Zeichen der Gottheit und in dessen Schutz geschieht das wunderbare Ereignis. Dies Ereignis entsteht dadurch, daß die beiden Männer etwas mit dem Bügel über dem Pfahl vornehmen, und die am nächsten liegende Auffassung ist wohl, daß sie dieselbe drehen. Es mag unentschieden bleiben, ob sie den Bügel um den Pfahl drehen, oder es so zu denken ist, daß der Pfahl selbst gedreht wird und der Bügel den Handgriff zur Drehung bildet. Ich glaube diese Verhältnisse am besten so erklären zu können, daß hier durch Drehung „neues Feuer" entzündet werde. Wir wissen von vielen Orten, daß bei großen Seuchen „neues Feuer" oder „Notfeuer" entzündet wurde, doch wurde es auch bei bestimmten Jahresfesten angelegt. Wenn man annimmt, daß ein derartiger Vorgang hier abgebildet sei, muß zuerst darauf aufmerksam gemacht werden, daß eine so flüchtige Erscheinung wie eine Feuerflamme in so urzeitlicher Kunst wie der des Bronzealters wohl gar nicht dargestellt wird. Man sieht die Männer und den Pfahl, der durch Drehung das neue Feuer erzeugt, doch sieht man weder die Bewegung der Drehung noch die daraus entstandene Flamme. Sie werden vorausgesetzt, denn sie sind ja nur Eigenschaften des festen Stoffes, und die urzeitliche Kunst hält sich an die festen Stoffe. Wir hören, daß das „neue Feuer" öfters durch gemeinsame Arbeit zweier Jünglinge erzeugt wird. Sie sollen zwei keusche Jünglinge sein — so heißt es von der Umgegend Halberstadts —, es sind in Bulgarien zwei nackte Männer im Walde, die das neue Feuer zünden. In Süddeutschland sollen sie Brüder sein oder denselben Vornamen haben. Das erste kennzeichnet sie als gotterwählte Opfer oder als würdige Darsteller der Gottheiten, was tatsächlich auf dasselbe hinauskommt. Das zweite deutet den zauberhaften Charakter des Vorgangs an. Durch das dritte sind sie sozusagen dioskurisch geprägt (siehe E. H. Meyer, Mythologie der Germanen, S. 334, und Frazer, The Golden Bough, 2 Ausg. III, 272 u. 300 Anm. 2). An einer Vedastelle reiben die Açvinen Feuer mit goldenen Reibhölzern (Oldenberg: Religion der Veda 126). Der Vorgang der Feuer-

Digitized by Google

zündung wird hier auf dem Denkmal so sein, wie ihn Reiske im 17. Jahrhundert schildert: „ein starker Eichenpfahl wird in die Erde feste geschlagen und ein Loch durch diesen geboret. In dasselbe wird eine hölzerne Winde eingesteckt, mit Wagenpech und Theer wolgeschmieret und so lange umgedrehet, bis es nach heftiger Hitze und Notzwang Feuer geben kann. Solches wird sofort mit Materialien aufgefaßt, durch Stroh, Heide und Buschholz gemehret, bis es zu einem vollen Notfeuer ausschläget" (Grimm, Deutsche Mythologie (1835) S. 342). Wir haben von Leire die Nachricht Thietmars von Merseburgs und von Upsala die Nachricht Adam von Bremens, daß Menschen und Pferde zusammen geopfert wurden. Es ist also nicht unglaublich, daß die zwei Männer im Ring mit den zwei Pferden zusammen geopfert worden seien. Es soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß gegen meine Deutung sich von mythologischer Seite ein wesentliches Bedenken einstellt. Die großen Feuer zu Ostern, am Walpurgis- und am Johannistage sind von Mannhardt als Sonnenzauber erklärt worden, was allgemein angenommen ist. Hier scheint diese Kultsitte unter eine andere Gottheit zu gehören. Dabei ist doch zu bemerken, daß das Feuer (Volcanus) bei Cäsar ein von der Sonne verschiedener Gott ist, was auf den Felsenzeichnungen Bohusläns auch der Fall zu sein scheint. Da ist nämlich der Gott mit den großen Händen, die wohl Feuerflammen darstellen sollen, nachweisbar derselbe wie der Pferdegott, der hier dem Pferdepaar entspricht. Ich habe deswegen bei der Mannhardtschen Erklärung nicht stehen bleiben können. Und der Gedanke ist mir gekommen, daß diese Feuer zu Ostern, am Walpurgis- und Johannisabend doch wohl eher mit dem Baumkult als mit dem Sonnenkult zu verbinden seien. Gerade so wie der Geist der Lampe erscheint, wenn Aladin die Lampe reibt, gerade so sprüht der Baumgeist, das Feuer, hervor, wenn man die Holzstücke gegeneinander reibt oder die Stange im Loch herumdreht. Der Baum ist die Gottheit der Vegetation, weil er der größte Vertreter der Vegetation ist. Ist nun das Feuer der Geist des Baumes, der Vegetationsgottheit, dann verstehen wir, daß an die Frühlings- und Sommerfeuer der Glaube geknüpft ist, daß das Korn so hoch werden wird, wie die Flamme schlägt, oder daß es gedeihen wird, so weit das Feld vom Feuer beleuchtet ist. Daher gehört das Feuerzünden zum Kult der Vegetationsgottheit, die hier durch das Pferdepaar vertreten wird. Freilich scheint die Sitte, bei diesen Feuerfesten brennende Räder vom Hügel herabrollen zu lassen, auf Verbindung mit dem Sonnenkult zu deuten. Allein vom Bronzealter an sind diese Gottheiten zusammen verehrt worden, und dann ist es wohl glaublich, daß ihre Kulte ineinander fließen konnten.

Wir sehen also auf dieser Platte deutlich die verschiedenen Handlungen des Festes. Das neue Feuer wird gezündet, der Beschwörer steht daneben und die Zaubermusik tönt. Der Kessel mit dem Opferblute kocht und um ihn stehen zu beiden Seiten die acht Weibergekleideten. Vor dem Rachen der

Digitized by Google

Erde, der die Opfer verschlungen hat, stehen die Männer, die den Begräbniszug geführt haben, von denen der eine den feierlichen Stab trägt. Es zeigt alles die große Opferfeier des Herbstes an, so wie die Bilder auf Nr. 7 die heiligen Handlungen bei der Frühlingsfeier zeigten.

Wir stehen am Ende dieses Deutungsversuches. Wir haben hier dieselben Götter gefunden, die wir in den Zeichnungen der bohusländischen Felsen vorfanden. Doch in abweichender Form. Die Sonne hat hier die Mondsichel neben sich, während das Rad in Bohuslän als gemeinsames Zeichen für beide ausreichte. Der Pferdegott Bohusläns tritt hier in Verdoppelung als zwei Pferde auf. Doch es sind dieselben zwei Mächte, die die Götterwelt beherrschen, wie in Bohuslän. Die Menschenform dieser Gottheiten, die doch in Bohuslän deutlich hervortritt, scheint hier auf der Anfangsstufe zu stehen, die Tierform findet sich nur bei dem Pferdepaar. Es scheint, als liege hier das Hauptgewicht auf der Seite dieser Gottheit. Ihre Sinnbilder umgeben das bemannte Schiff, und die Auftritte, die wir in Verbindung mit Ackerbau-Kultsitten haben deuten können, gehören deutlicherweise zu ihrem Kult. Die zwei einzigen Jahresfeste, von denen uns ein Bild bewahrt ist, sind Feste dieses Götterpaares. Dabei ist zu beachten, daß die Bilder der Platte 5 verwittert sind. Es ist möglich, daß sie so wie Nr. 7 und 8 eine Darstellung eines Festes enthalten haben, und daß dieses Fest ein Sonnenfest gewesen ist. Denn unsere alten Quellen, z. B. Ynglingersage Kap. 8, sprechen von drei Jahresfesten. Hier haben wir die zwei. Wenn das dritte hier als Sonnenfest betrachtet wäre, würde die ganze Reihe dieser Auftrittsbilder symmetrisch geordnet sein, die eine Hälfte, Nr. 7 und 8, fiele dem Pferdepaare, die andere der Sonnengottheit zu. Und dies ist um so wahrscheinlicher, weil das verwitterte Bild auf der anderen Seite der Sonne und des Mondes steht. Wir bemerken hier, daß das Pferdepaar als Fruchtbarkeitsgötter auftritt, während auf der Felsenzeichnung von Aspeberget die Sonnengötter vor den Ackerbau- und Viehzuchtgruppen stehen. Dies zeigt, daß man sich davor hüten muß, die verschiedenen Wirkungskreise der Götter als überall feststehend zu betrachten. Mit diesen Einschränkungen glaube ich, daß wir hier am Kivikdenkmal ein Bild der großen germanischen Götter und ihrer jährlichen Feste vor uns haben.

Nachtrag.

Bei näherer Überlegung finde ich das Bedenken beachtenswert, das man dagegen tragen könnte, die beiden Tiere auf dem Mittelfelde der Platte 7 für Pferde zu halten. Sie haben in der Tat bedenklich kurze und dicke Hälse um Pferde zu sein, und der Gegensatz zu den schlanken langen Hälsen der Pferde, die im Oberfelde vor dem Wagen gehen, ist ganz auffallend, und zwar noch auffallender auf dem Original als auf der Abbildung Nilssons. Der

Digitized by Google

Abbildung nach wäre es nicht unmöglich, sie für Eber zu halten. In Tacitus Germania werden göttliche Eber genannt. Von den Ästiern an der Ostküste der Ostsee heißt es c. 45: Matrem deum venerantur, insigne superstitionis formas aprorum gestant. Id pro armis omniumque tutela securum deae cultorem etiam inter hostes praestat. Die berühmten Kampfeber als Helmschmuck finden sich vom Vendelhelm zurück bis zum Kessel vom Gundestrup, und so dürfen wir hier auf germanisch-keltische Einflüsse bei den Ästiern raten. Zwei Eber einander gegenüber gestellt, so wie auf dem Mittelfelde von Platte 7 (und wahrscheinlich als Götterzeichen zu erklären) finden sich auf der Urne von Borgsted (Mestorf, Altertümer pl. XLI 468) und auf dem Kessel von Rynkeby i Fünen (Undset, Abb. 133). Allein man wird doch Bedenken haben, diese Erscheinung auf die Bronzezeit zurückzuführen, denn auf den Felsenzeichnungen wären die Eber ganz ohne Beispiel. Zur Erklärung der zwei Eber wäre die Tacitusstelle zu benutzen. Der Frühlingsumzug, so wie ich ihn im Anschluß an die Pfingstsitte von Grossen-Gottern bei Langensalza gedeutet habe, wäre dann (nicht den Dioskuren, sondern) der Göttermutter geweiht, was bei einem Frühlingsumzug recht gut passen würde. Nach meiner Deutung der Felsenzeichnung von Aspeberget stellt sie ein Frühlingsfest dar, die der Frühlingsgöttin, der Isis des Tacitus, besonders geweiht ist, — doch ist eben in diesem Punkte die Deutung zweifelhaft. Ich will hier nicht entscheiden, welche Bedenken die größten sind, die geschichtlichen gegen die Deutung der beiden Tiere als Eber oder die ikonischen gegen ihre Deutung als Pferde.

Auf der Platte 8 oben kann der Ring um die zwei Feuermacher einfach die Umkreisung der heiligen Handlung bedeuten und vielleicht ist diese Deutung vorzuziehen. Der Ring hier wäre dann nicht mit dem Ring um das Sonnenrad gleichzusetzen, der in Bohuslän dem Pferdegott entspricht. Dennoch darf man behaupten, daß die zwei Feuermacher den Dioskuren entsprechen, das läßt sich aus den angeführten Volkssitten und der Vedastelle beweisen. Auch die Zusammenstellung der Zwei-Männer- und Ring-Gruppen auf Kivik, Seeland und Bardal läßt sich aufrechterhalten. Denn ein Ring kann — so wie Professor Eitrem in seinem neuen Werke „Opferritus und Voropfer der Griechen und der Römer" (Kristiania 1915) dargetan hat — in den Opferriten eine Umkreisung bedeuten oder an die Stelle einer Umkreisung treten. Und die Deutung der Auftritte bleibt bestehen, wie man den Ring auch deuten mag.

Nachschrift. Im Begriffe, die Druckerlaubnis für diesen Bogen zu erteilen, erfahre ich durch Herrn Dr. Bing, er habe von Herrn Dr. A. W. Brögger in Christiania gehört, die solange verloren geglaubten Platten des Kivikgrabes Nr. 1 (oben Abb. 5) und Nr. 8 (oben Abb. 10) hätten sich in Kivik wiedergefunden. Bestätigt sich diese frohe Kunde, so wird sich jetzt feststellen lassen, inwieweit die bisher bekannten Zeichnungen der beiden wichtigen Plattenbilder naturgetreu gewesen sind, wieweit nicht. G. K.

Digitized by Google

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Zur Formenkenntnis der Kjökkenmöddinger-Flintgeräte.

Von Dr. Wolfg. Arnd, Wernigerode a. Harz.

Mit 3 Tafeln (XVII—XIX).

Der Bestand der Kjökkenmöddinger-Steingeräte setzt sich, in der Reihenfolge der zu ihrer Herstellung erforderlichen kleineren oder größeren technischen Fertigkeit aufgezählt, aus Messern, Schabern, Bohrern, Schneidemeißeln, Spitzkeilen und Beilen zusammen. Zu ihrer Anfertigung dienten rundliche, flott behauene Schlagsteine von Kinder- bis Männerfaustgröße, die an ihren Gebrauchsstellen vielfache Schlagnarben in Gestalt kleinster Absplitterungen aufweisen. Daß sogenannte Ambosse, 3—4 cm starke Flintscheiben, deren künstlich eingebuchteter Rand auf ihre Einlassung etwa in Lehmgrund hindeutet, bei der Bearbeitung von Steingerät als Widerlager mitgewirkt haben, dagegen spricht schon der Mangel der erwähnten Schlagnarben. Messer, Schaber und ein Teil der Bohrer sind auf Abschlagstücke zurückzuführen, d. h. auf die von der Feuersteinknolle abgespalteten Späne, Klingen, Platten und ähnliche flache Stücke; während von Kernstücken, d. h. von den derart bearbeiteten Feuersteinknollen, die Schneidemeißel, Spitzkeile und Beile herzuleiten sind.

Die Kernstücke und weitaus die meisten Abschläge, durch deren reichliches Vorkommen, wo nicht durch die Muschelhaufen selbst, die Ansiedlungs- und Fundstellen verraten werden, zeigen bei aller Verschiedenheit in Form und Größe die durch die eigenartige Spaltbarkeit des Feuersteins bedingte und von zweckmäßigen Schlägen hervorgebrachte Fazettierung der Oberfläche, die dem Stein das charakteristische Aussehen verleiht, als sei er „wie Holz geschnitzt". Auf seiner ungegliederten Rückseite trägt jeder Abschlag eine die Schlagstelle bezeichnende Wölbung, den Schlagbulbus, dem am Kernstück eine Höhlung entspricht. (Vgl. Abb. 1 u. 2. Der plattenförmige Abschlag kann auch als — künstliches — Bruchstück eines Kernstücks angesehen werden. Die Fazettierung ist vor der Abspaltung erfolgt.)

Digitized by Google

Die Verwendung von Abschlägen ohne weitere Bearbeitung zum Schneiden steht hinter dem Gebrauch der vorgängig bearbeiteten Messer weit zurück. Dem Flintspan-Messer, einem einfachen Abschlag von prismatischer Form, wird eine schon im jüngeren Paläolithikum vertretene Messerform, ein segmentförmiges Messer mit bearbeitetem Rücken, unbedingt vorgezogen. Diesem Messer liegt ein scharfkantiger Abschlag von der Form einer Apfelsinenscheibe zugrunde; zur Fertigstellung des Geräts ist sodann aus Gründen der Handlichkeit der Scheibenrand fein fazettiert oder retuschiert worden. (Vgl. Abb. 3 u. 4. Messer mit unversehrter und mit abgenutzter Schneide. Am — im Bilde — oberen Drittel des Rückens befindet sich der Ansatzpunkt für die Spitze des Zeigefingers.)

Die Schaber nehmen ihrer Zahl nach die erste Stelle ein. Von den zahlreichen Fundstücken, die der Verfasser von verschiedenen Siedlungsplätzen an der Kieler Förde auflesen konnte, machen die Schaber rund die Hälfte aus. Abgesehen von sonst unbearbeiteten Abschlägen, die, nach ihren Abnützungsspuren zu urteilen, zum Schaben verwendet sind, sind die Schaber in ihren einfacheren Formen bald zungen- und quadrantenförmig, bald rund oder oval, von Daumennagel- bis Handtellergröße und mit zumeist äußerst sorgfältig retuschiertem Schaberand versehen. Die Mehrzahl dieser einfachen, aber charakteristischen Schaber ohne besonderer Handhabe ist aus Abschlägen mit gegliederter Vorder- und glatter Rückseite, die kunstvolleren charakteristischen Schaber sind aus beiderseits glatten Scheibenabschlägen hergestellt. Die Form dieser Schaber wird durch ihre Entstehungsgeschichte, die sich an der Hand von Vorarbeiten und Zwischenstufen verfolgen läßt, am besten veranschaulicht. Zunächst wurde eine möglichst kugel- oder eiförmige Feuersteinknolle mittendurch gespaltet. Durch einen zweiten Schlag wird von einer der Halbkugeln eine Scheibe abgetrennt. Infolge der schon erwähnten Eigentümlichkeit, daß jeder Schlag eine Wölbung hervorbringt, ist die derart erhaltene Scheibe S-förmig gewellt. Schließlich wird der Scheibenrand halbherum in kleine Felder abgeschrägt und sonst nach Bedarf von der ihn bedeckenden Kruste befreit. — Neben diesen charakteristischen Schabern finden sich noch gestielte Schaber und dreieckige Hohlschaber mit konkavem Schaberand. (Vgl. Abb. 5—8. Der größere scheibenförmige Schaber läßt noch Reste der Kruste erkennen: so die kleine Delle links am Schaberand. Die Bearbeitung der Seitenränder der beiden löffelförmigen Schaber ist gleichfalls nach Ablösung des Abschlags vom Kernstück erfolgt.)

Die Bohrer sind teils auf Abschläge, teils auf Kernstücke zurückzuführen und lassen neben wechselnden, von zweckentsprechenden Silex-Naturgebilden bedingten Formen zwei stetig wiederkehrende Formen unterscheiden. Die schwächeren, aus Abschlägen hergestellten Bohrer zeigen die geschwungenen Linien der „Fischblasen"-Figur. Diese Bohrer haben mit den bisher beschriebenen Werkzeugen die unbearbeitete, glatte Rückseite gemein. Die aus Kern-

Digitized by Google

stücken angefertigten, stärkeren Bohrer sind, von der breiten Seite gesehen, rautenförmig und allseitig behauen. Auf Grund ihrer Herkunft wie ihrer Bearbeitung bilden die Bohrer technisch den Übergang zu den folgenden, rundherum bearbeiteten Geräten aus Kernstücken. (Vgl. Abb. 9—12. Charakteristisch für die geschweiften Bohrer ist die Kerbe an der Spitze auf der konvexen Bogenseite.)

Zur Ausführung der Geräte aus Kernstücken werden, wie einerseits die unfertigen, aus irgendeinem Grunde verworfenen, andererseits die Krustenreste an den fertiggestellten Geräten erkennen lassen, Flintknollen von jeweils solcher Bildung verwendet, die der gewünschten, endgiltigen Form möglichst nahekommen. So nehmen die Schneidemeißel ihren Ursprung von einer spitzkegelförmigen Feuersteinknolle. Die Basis des Kegels wird durch zwei in spitzem Winkel zueinander geführte Schläge in eine bogenförmige Schneide verwandelt und sodann der Kegelmantel in der Richtung der Schneide seitlich abgeplattet. Die Schneidemeißel von dieser Form sind zierlich von Gestalt, vorzüglich gearbeitet und charakteristisch für die Kjökkenmöddinger-Stufe; seltener sind längliche Schneidemeißel von rechteckigem Durchschnitt. (Vgl. Abb. 13 u. 14. An dem größeren Stücke sind noch verschiedentlich Krustenreste zu erkennen.)

Gleichfalls typisch sind die Spitzkeile. Sie sind 10—15 cm lang, von drei- oder viereckigem Durchschnitt, verjüngen sich zur Spitze hin allmählich und sind in der Regel ziemlich nachlässig zubehauen. Auch ihnen liegt eine Flintknolle von Kegelform zugrunde. (Vgl. Abb. 15 u. 16.)

Die etwa 10—16 cm langen und drittels so breiten Beile schließlich sind vorwiegend von wenig ausgebildeter Form und mehr oder minder unbeholfener Arbeit. Bei den technisch unvollkommensten Stücken greift die Schneide augenfällig auf eine der Längsseiten über. (Vgl. Abb. 17 u. 18.)

Digitized by Google

Digitized by Google

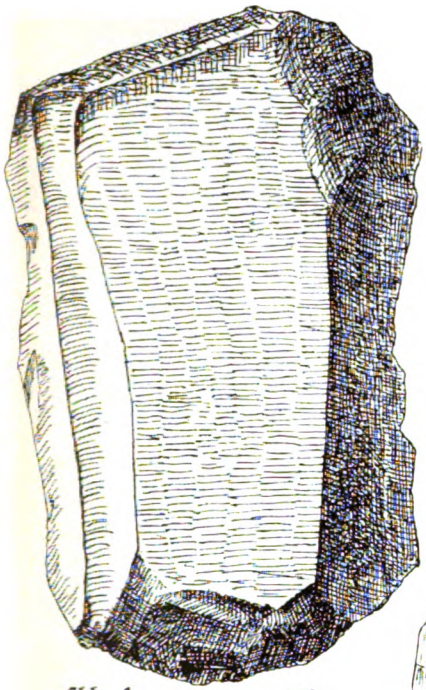


Abb. 1.

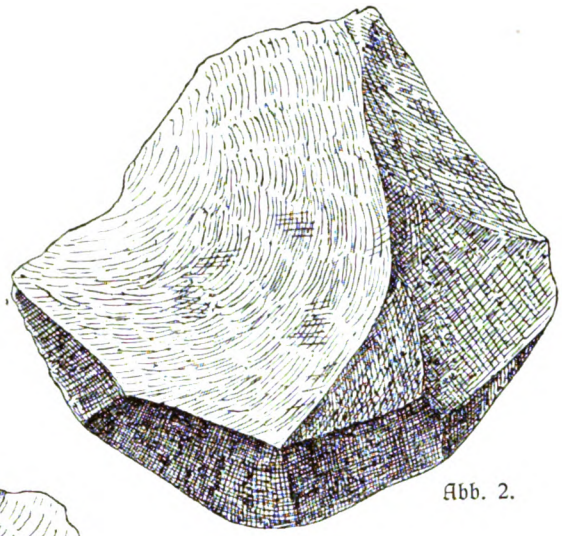


Abb. 2.

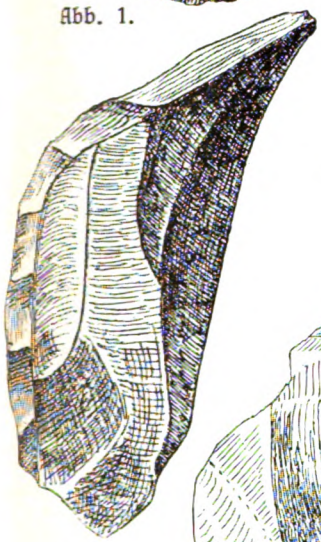


Abb. 3.

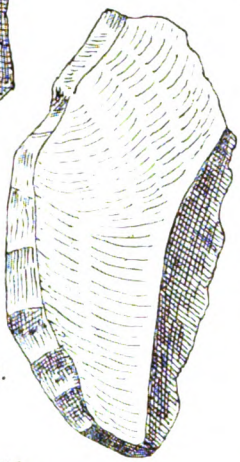


Abb. 4.

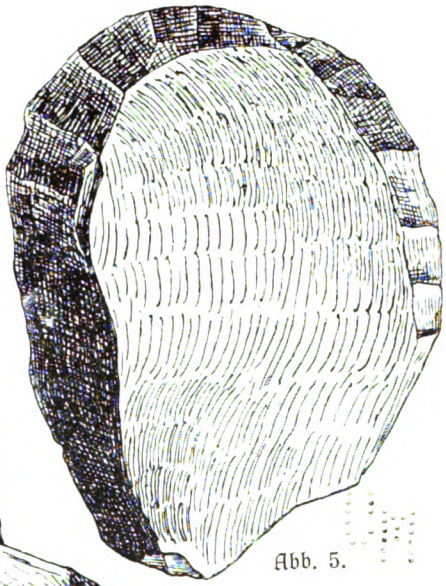


Abb. 5.

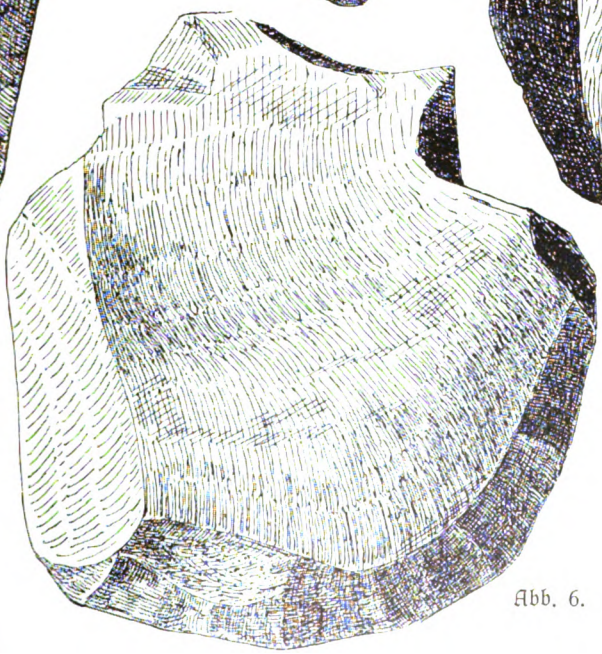


Abb. 6.

Digitized by Google

Digitized by Google

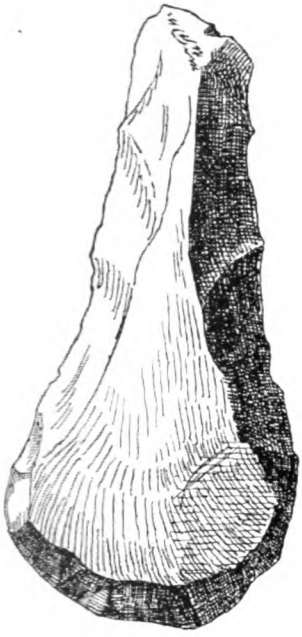


Abb. 7.

Abb. 8.

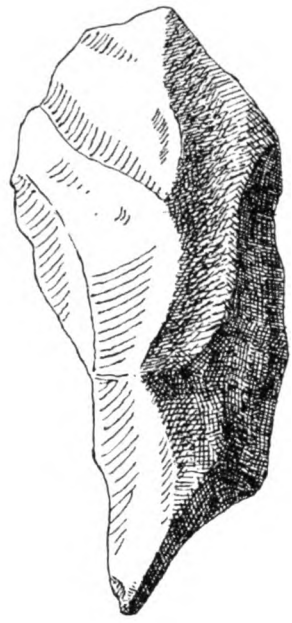


Abb. 9.

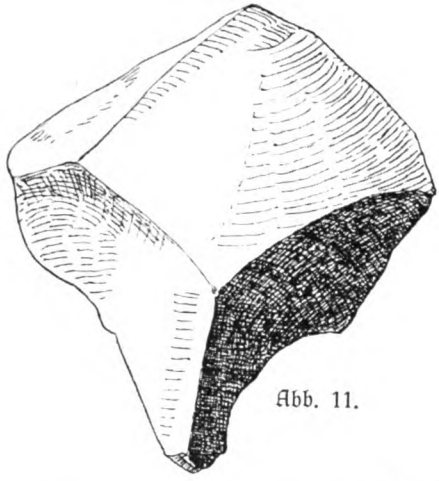


Abb. 11.

Abb. 10.

Abb. 13.

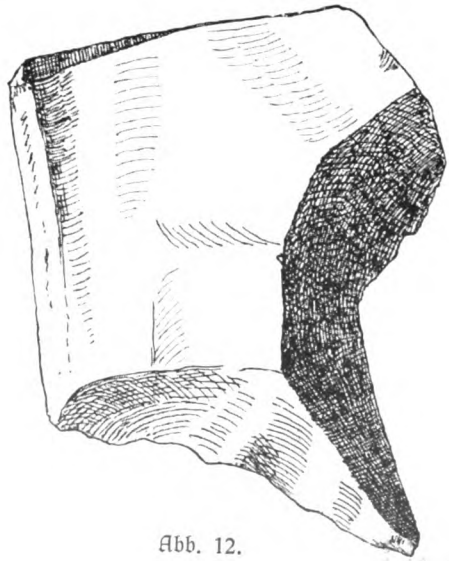


Abb. 12.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

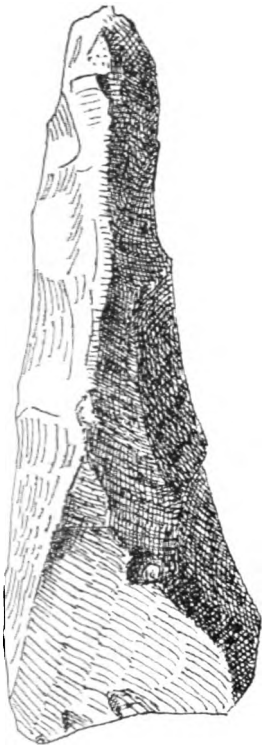


Abb. 14.

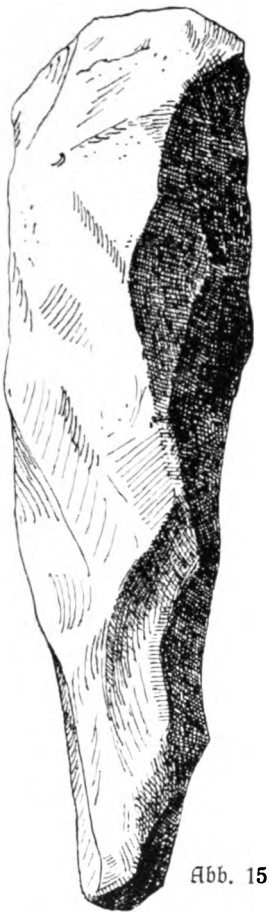


Abb. 15.

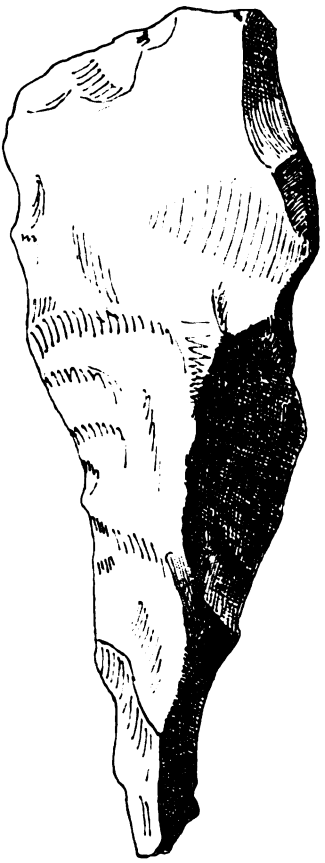


Abb. 16.

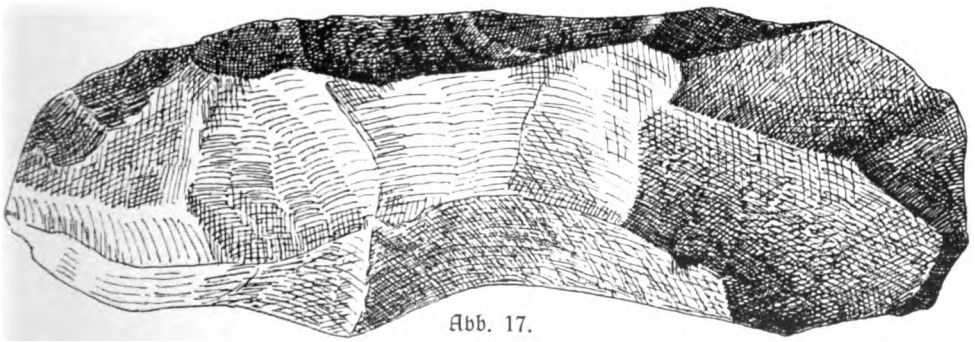


Abb. 17.

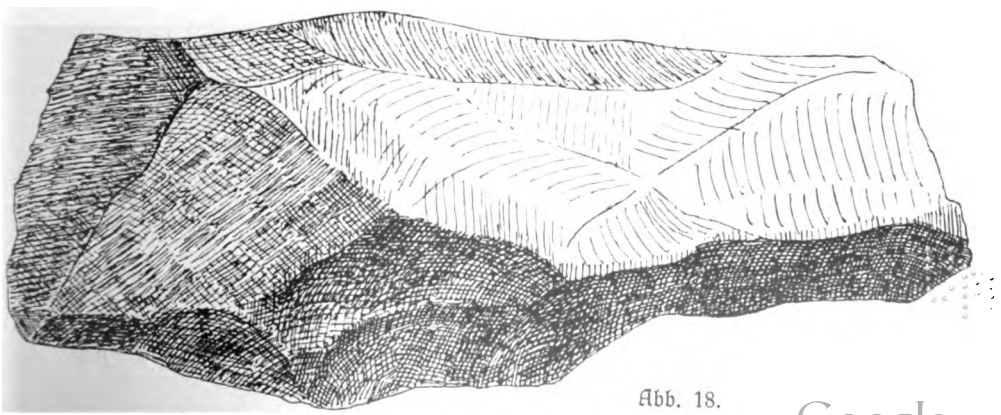


Abb. 18.

Digitized by Google

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Ein eisenzeitlicher Depotfund von Wahren bei Leipzig.

Von H. Max Näbe, z. Z. Offizier-Stellvertreter L. E. B. 106, Leipzig.

Mit Tafel XX und 1 Textabbildung.

Wenige Kilometer westlich von Leipzig liegt auf dem nördlichen Hochuferrande der hier ungefähr 3 km breiten Elster-Luppen-Aue das Dorf Wahren, bekannt durch die Rolle, die es in der Völkerschlacht am 16. Oktober 1813 gespielt hat. Vorgeschichtlich ist das Gebiet ziemlich reich an Funden. Als Einzelfunde kommen entlang der Hochufer und auch in der Aue selbst vielfach Steingeräte zutage, meist Flachbeile, Breithacken und schuhleistenförmige Meißel, die wohl in der Mehrzahl der Spiral-Mäanderkultur angehören. Eine Ansiedlung dieser seßhaften Ackerbauer kam beim Bau der elektrischen Bahn nach Schkeuditz bei Quasnitz, 4 km westlich Wahren, zutage. Auch Gräber der Schnurkeramik sind in einer Wahrener Gärtnerei aufgedeckt worden. Die Bronzezeit ist bis jetzt in diesem Gebiet nur spärlich vertreten, was aber auf Zufall beruhen kann. Um so zahlreicher sind nun Gräberfunde der Eisenzeit, von der ältesten Latèneperiode an bis zur römischen Kaiserzeit. Im Nachbarorte Lützschena ist ein Brandgräberfeld aufgedeckt worden, das wohl zwischen unsere jüngste Bronzeperiode und die älteste Latènekultur zu setzen ist[1]). Ich setze als bekannt voraus, daß wir eine eigentliche Hallstattkultur in Westsachsen nicht haben. Bei dem schon erwähnten Quasnitz kam ein älteres Latènegräberfeld zutage mit Korallenfibeln und bronzenen Eimerbeschlägen und Henkeln[2]). Eigentümlicherweise schließt sich unmittelbar daran ein Gräberfeld der römischen Kaiserzeit mit Mäanderurnen, deren eine am Boden ein großes Hakenkreuz zeigt, und reichen Beigaben an Messern, Bügelscheren, Lanzenspitzen, Rasiermessern und einem Trinkhorn-

---

[1]) Noch unveröffentlicht, Funde dortselbst in Privatbesitz.

[2]) Vgl. Jacob, Zur Prähistorie Nordwest-Sachsens. Halle 1911, Abb. 209, 221.

Digitized by Google

beschlag[1]). Scherben unserer jüngsten vorgeschichtlichen Periode, der Wendenzeit, kommen allenthalben vor, die Wahrener Kirche steht selbst in einem wendischen Wall.

Nach diesem kurzen Überblick über die vorgeschichtlichen Funde der Gegend, wende ich mich meinem eigentlichen Stoffe zu.

Unmittelbar südlich Wahren wurde in den letzten Jahren ein großer Vergnügungspark angelegt. Hierbei wurde in der Elsteraue ein großer See, der Auensee ausgeschachtet. Mit mächtigen Dampfbaggern wurde zunächst der die Aue bedeckende 1—2 m mächtige alluviale Auelehm weggeräumt und dann noch 6—8 m tief der darunter liegende diluviale Pleiße-Elsterschotter ausgehoben.

Durch zahlreiche Knochenreste, die hierbei zutage kamen, wurde ich zuerst auf die Stelle aufmerksam. Es handelt sich besonders um Reh, Rind, Pferd, Wildschwein und ungeheuer viel Vertreter von Hirsch, zum Teil gewaltige Tiere. Aber auch das Mammut fehlt nicht. Als sehr wichtig will ich noch die Auffindung einer Geweihstange von Elch erwähnen, wohl der erste derartige Fund in Sachsen. Die Stange sitzt noch auf Teilen des Schädels auf und zeigt neun deutliche Einschnitte, die nur vom Menschen hervorgebracht sein können, um das Geweih unterhalb der Rose vom Schädel abzutrennen[2]).

Infolge meiner Einberufung zum Militär war es mir nicht möglich, die weiteren Ausschachtungen zu beobachten, aber unser Leipziger Paläontologe, Prof. Dr. Joh. Felix war so freundlich, das Weitere zu übernehmen. Durch ihn wurde dann auch der Eisenfund geborgen und gelangte durch Tausch in meinen Besitz. Er steht natürlich mit den Knochenfunden in keinerlei Beziehung und wurde auch gegen Ende der Arbeiten beim Bau eines Abflußkanales aus dem See gemacht.

Er lag in ungefähr 2 m Tiefe, also bereits im Schotter und stellt eine Eisenmasse im Gewicht von etwa 3½ kg dar (Taf. XX). Das Hauptstück ist die Hälfte einer großen Eisenluppe. Ihre größte Länge ist 14 cm, ihr Querschnitt ungefähr 6 zu 8 cm. Ihr Vorhandensein, sowie die Tatsache, daß sie halb aufgebraucht ist, macht es wohl sicher, daß wir es hier mit einem Handwerksdepot, also dem Besitze eines wandernden Schmiedes zu tun haben. Es ist wohl das erste Mal, daß in Norddeutschland eine vorgeschichtliche Eisenluppe zutage kommt. Hinweisen will ich auf die 56 Eisenluppen der Latènezeit, die sich als Depotfund von Weckersweiler im Museum zu Metz befinden[3]).

Ferner fanden sich an die Luppe anoxydiert vier Ringe von 4—5,5 cm Durchmesser. Sie sind sämtlich unverziert. Drei haben runden, einer viereckigen Querschnitt. Auf den einen aufgereiht sind acht kleine Eisenringe,

[1]) Insgesamt noch unveröffentlicht. Einiges bei Jacob, a. a. O. Abb. 231—250.
[2]) Näbe, Leipziger Kalender 1914, Abb. 2 S. 265.
[3]) Lothr. Jahrb. 1910, XXII, S. 489.

Digitized by Google

ein neunter hängt an dem vierkantigen Ring. Ihrer Größe nach sind sie wohl als Fingerringe zu deuten. Auch sie sind sämtlich unverziert. Unsere volle Aufmerksamkeit erregt der große Halsring (Abb. 2). Er wiegt 230 g. Sein Querschnitt ist rund und er wird nach den Enden zu schwächer. Diese laufen in breite Knöpfe aus, die rechtwinklig zum Ringe umgebogen sind.

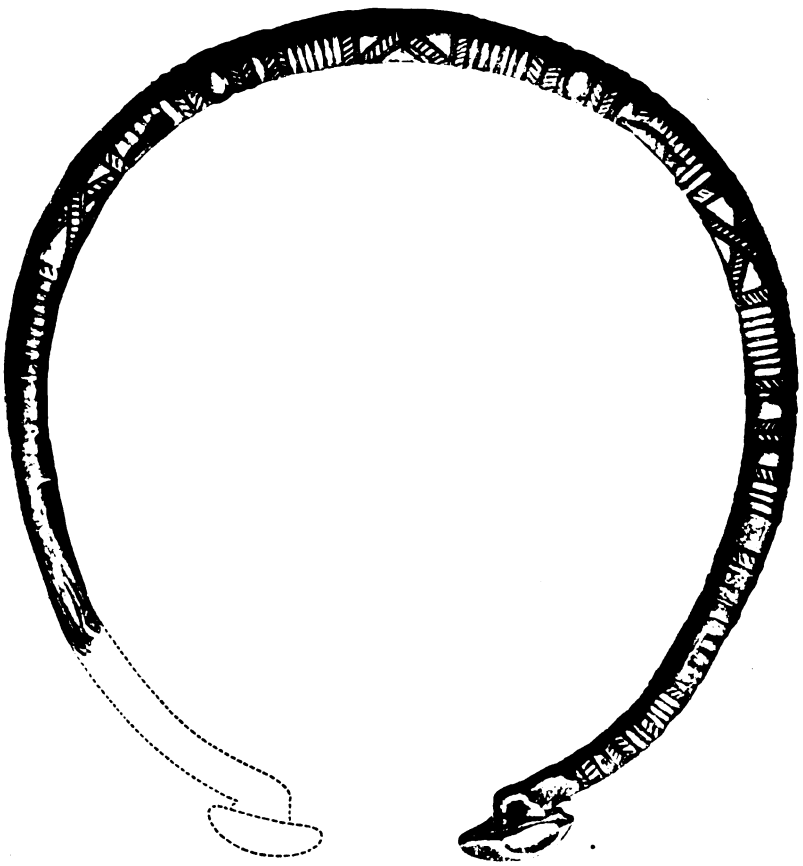


Abb. 2.

Der Ring ist reich verziert. Die Verzierungen sind wohl mit einer Punze eingeschlagen. Sie befinden sich nur auf der Oberseite des Ringes. Sie bestehen aus übers Kreuz gelegten Bändern, glatten oder mit Stricheln ausgefüllten Streifen, durch die zum Teil eine Federverzierung hervorgebracht ist, und dazwischen ausgesparten unverzierten Flächen. Die Verzierungen sind von der Mitte des Ringes ausgehend ziemlich gleichmäßig verteilt [1]).

[1]) Der Fund befindet sich als Teil meiner Sammlung im Völker-Museum Leipzig.

Digitized by Google

Die Anfertigungsweise des Ringes dürfte die folgende gewesen sein. Man zog aus der in Weißglut gebrachten Luppe eine Stange heraus, die man zunächst rund schmiedete. Sodann wurden die Enden knopfartig breit gehämmert und die entstandenen Knöpfe rechtwinklig umgebogen. Dann erst erfolgte das Biegen des Ringes. Die Verzierungen wurden später in das weiche Eisen eingeschlagen.

Schwierig dürfte es sein, den Fund in unsere vorgeschichtlichen Perioden einzuordnen. Soweit ich unser sächsisches und mitteldeutsches Material kenne, fehlen ähnliche Funde vollständig. Sicher weist die Art der Verzierung und ihre Technik auf hohes Alter und bronzezeitliche Vorbilder hin, so daß wir den Fund wohl noch vor den Beginn der ältesten Latènezeit setzen dürfen, in eben jene Bronze-Eisenzeit, die bei uns die Stelle der Hallstattkultur einzunehmen scheint.

Denkbar ist auch, daß der Fund bei uns nicht bodenständig ist, sondern den Besitz eines wandernden Schmiedes darstellt, der, aus südwestlichen keltischen Gebieten kommend, als einer der ersten das Eisen in unsere Heimat brachte.

Digitized by Google

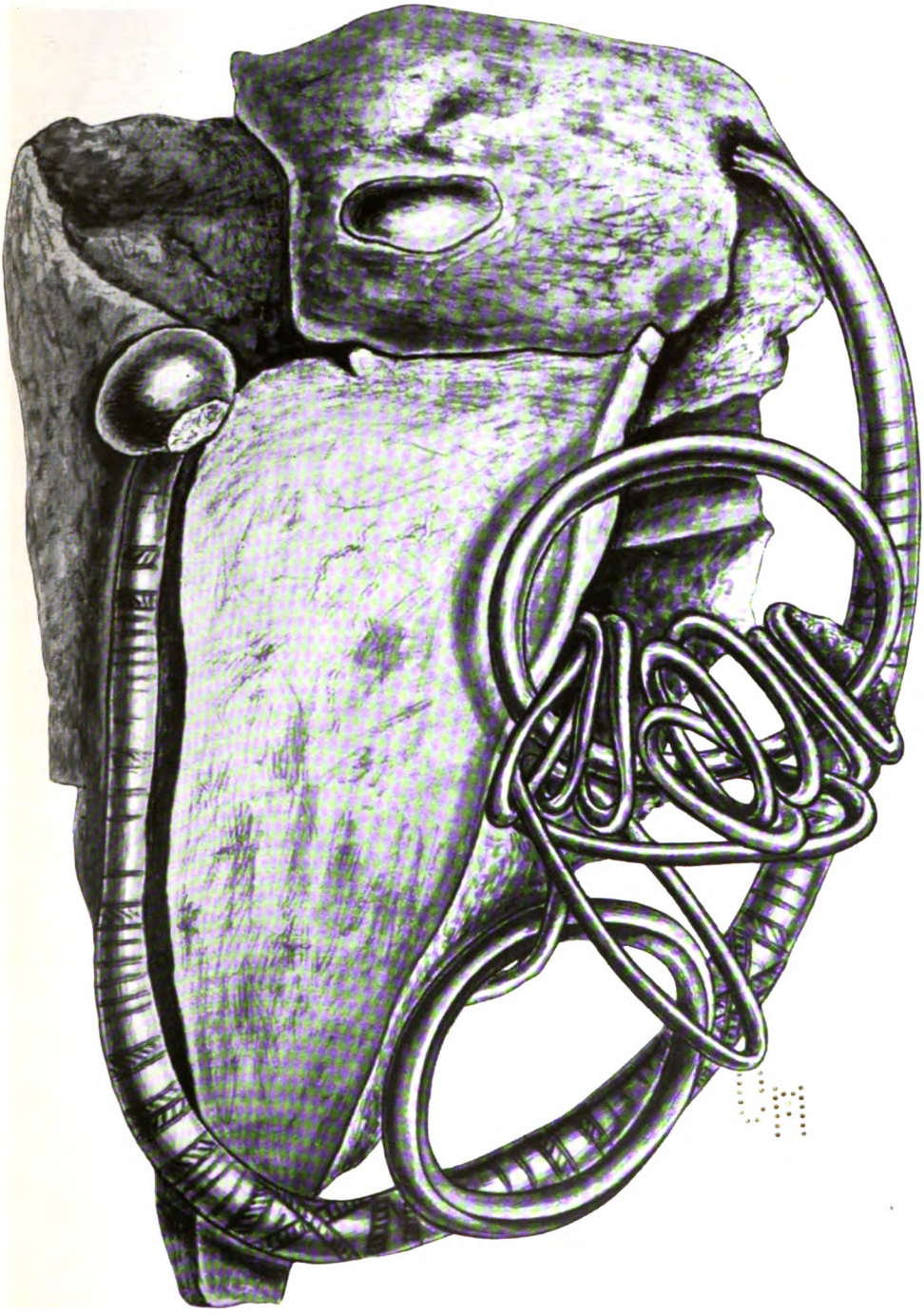


Abb. 1.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die illyrische, die germanische und die keltische Kultur der frühesten Eisenzeit im Verhältnis zu dem Eisenfunde von Wahren bei Leipzig.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 44 Abbildungen im Text und 1 Karte (Taf. XXI).

Von Herrn Max Näbe wurde ich gebeten, meine Ansicht über den Fund von Wahren im Anschluß an seine Beschreibung im Mannus mitzuteilen.

Als Herr Näbe in Begleitung des Herrn Mötefindt mich kurz vor den Osterferien besuchte, um mir den Wahrer Fund vorzulegen, geriet ich durch drei Umstände sogleich in freudige Überraschung. Einmal dadurch, daß sich hier ein neuer Vertreter einer Halsringart eingestellt hatte, die überaus selten ist, so selten, daß sie den beiden Herren noch unbekannt war, dann dadurch, daß nunmehr zum ersten Male in Ostdeutschland ein doppelpyramidenförmiger Eisenbarren zum Vorschein gekommen war, endlich dadurch, daß sich diese beiden merkwürdigen Erscheinungen in einem einzigen Funde vereinigten, also gleichzeitig waren. Da ich die Halsringart ganz sicher in den Ausgang der Hallstattzeit bestimmen konnte, so vermochte ich den Herren sogleich anzudeuten, daß dieser Fund das Alter der doppelpyramidenförmigen Eisenbarren, die bisher der späten Latène-Zeit und noch lieber der römischen Kaiserzeit zugeschrieben wurden, nach oben hinauf bis in die Hallstattzeit rücke. Unter römischem Einfluß kann diese Art Eisenbarren also unter keinen Umständen entstanden sein.

1. Der eiserne Halsring.

Sowie ich den eisernen Halsring betrachtete, erinnerte ich mich der gleichgestalteten Stücke aus dem bekannten Depotfunde von der Wölmisse bei Schlöben im altenburgischen Westkreise, südöstlich bei Jena. Dieser Fund befindet sich in der Sammlung der Geschichts- und altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg und ist in seinen wichtigsten Stücken

Digitized by Google

im Photographiſchen Album der Berliner Ausſtellung von 1880 (Sektion VI, Tafel 16 und 17) abgebildet worden. Ich erinnerte mich auch an die gleichgeſtalteten Bronzehalsringe, die in Dänemark aus der nämlichen Zeit vorliegen.

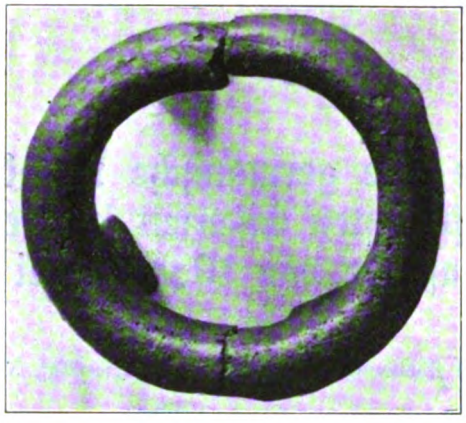


Abb. 1. Bronze.

Abb. 2. Bronze (innerer Ring), und 3. Eiſen. Abb. 4. Eiſen.
Abb. 1—4. Wölmiſſe bei Schlöben, Sachſen-Altenburg. 2/5.

Da die Abbildungen des Fundes von der Wölmiſſe ſchwer zugänglich ſind, ſo gebe ich einige davon hier von neuem mit einer kurzen Beſchreibung. Zu dem Funde gehören:

Digitized by Google

1. Drei breite gewölbte, manſchettenartige Bronze-Armbänder, abgebildet: Altertümer u. heidn. Vorzeit II, 1, 2 Abb. 6 und 8, ebenſo bei G. Eichhorn, Tafeln zur Vor- und Frühgeſchichte Thüringens. Jena 1910 Taf. III, 102, nicht getrieben nach ſüdweſtdeutſch-keltiſcher Art, ſondern gegoſſen nach Art der überaus ſeltenen germaniſchen Nachahmungen der ſüdweſtdeutſchen Vorbilder, wie das von Ottersberg, Kr. Achim, Prov. Hannover („Merkbuch" des Berliner Muſeums für Völkerkunde Taf. IX, 5);

2. fünf maſſive dicke und plumpe Fuß(?)-Ringe aus Bronze, von denen einer vier angegoſſene „Füße" (Abb. 1), ein anderer (nur Bruchſtück) zwei derartige Füße oder Stützen beſitzt. Ich verweiſe hier auf einen ähnlichen Ring des Bonner Provinzialmuſeums aus Bacharach am Rheine, der auf der Ober- wie auf der Unterſeite plumpe „zinnenartige Verzierungen" beſitzt, die ganz den nur auf einer Seite befindlichen Stützen unſerer Ringe gleichen (Bonner Jahrbücher 1905, Bd. 113, S. 58, Fig. 29, Abb. 9);

3. ein gegoſſener Hohlwulſt von weſtgermaniſchem Typus, wie er von Aurich in Oſtfriesland bis nach Danzig verbreitet iſt, beſonders häufig aber in Nordbrandenburg und namentlich in Pommern vorkommt. Als von Norden her eingeführte Ware erſcheint er auch im benachbarten Köſtritz a. d. Elſter, nördlich von Gera, und in Oſtdeutſchland in dem illyriſchen Depotfunde von Schroda, Prov. Poſen (Mannus V, 337 nebſt Tafel XXXII);

4. ein innen flacher, außen kantiger Bronzehalsring mit längsgeſtrichelten Dreiecken und abwechſelnd nach rechts und nach links gerichteten Schrägſtrichgruppen verziert, zum erſten Male abgebildet bei Eichhorn, a. a. O. Taf. III, 101, nebſt einem Bruchſtück derſelben Art (letzteres Abb. 2). Das ganze Stück endet in vorwärts gekehrte flache Knöpfe, wie der Ring aus Wahren;

5. zwei eiſerne unverzierte Halsringe mit Endknöpfen von demſelben Typus wie die Bronzeringe unter Nr. 4 (Abb. 3);

6. ein eiſernes Flachbeil mit Seitenzapfen von ſpäthallſtättiſcher Art (Abb. 4), abgebildet auch bei Eichhorn, a. a. O. Taf. III, 87;

7. ein eiſerner Tüllenmeißel;

8. ein eiſernes Tüllenbeil;

9. zwei eiſerne Sicheln, abgebildet auch bei Eichhorn, a. a. O. Taf. III, 92.

Es handelt ſich bei dieſem Funde um die Hallſtattperioden Reinecke III oder IV, alſo um die Zeit von 800—650 oder von 650—500, rund alſo um das Jahr 700 oder 600. Das eiſerne Zapfenbeil, der pommerſche Hohlwulſt und die Manſchettenarmbänder weiſen eher nach dem älteren, als dem jüngeren Abſchnitt hin; bei den übrigen Stücken kann man ſchwanken.

Die ähnlichen däniſchen Bronzehalsringe (Abb. 5), die wie das Wahrer Stück rundſtabig gegoſſen ſind, entweder voll oder hohl, hat S. Müller in ſeiner Ordning, Bronzealderen unter Nr. 412 abgebildet. Sie ſind von ge-

Digitized by Google

ringer Arbeit und nur selten durch einige eingepunzte Querbänder verziert. Im ganzen kennt man davon 12 Stück, darunter drei aus einem jütländischen und zwei aus einem laaländischen Weihegabefund (Aarböger 1891, S. 256 ff.). S. Müller teilt sie seinem jüngeren Abschnitt der jüngeren

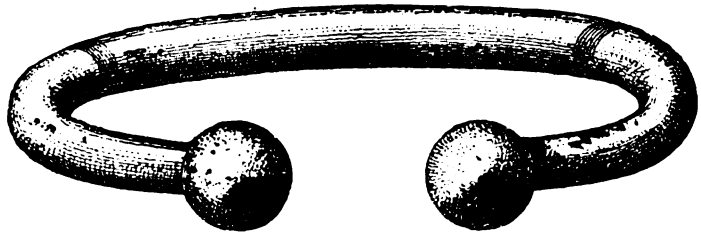


Abb. 5. Dänemark, Bronze. 1/2.

Bronzezeit zu, der teils unserer Periode V der germanischen Bronzezeit (Hallstatt II, Reinecke), teils unserer frühesten Eisenzeit (= Hallstatt III—IV, Reinecke) entspricht. Wir werden die dänischen Halsringe ausschließlich in die früheste Eisenzeit zu setzen haben, das 8. oder das 7. Jahrhundert vor Chr.

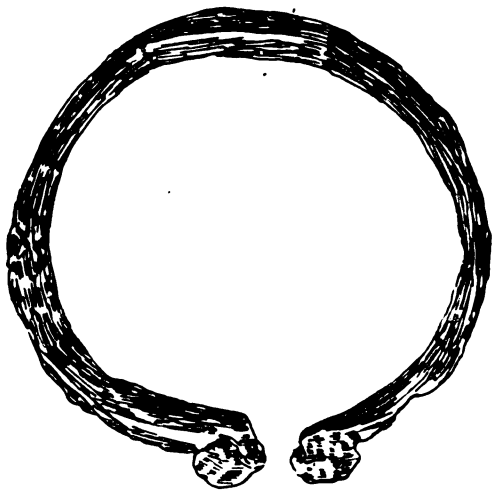


Abb. 6. Eisen (Abguß). 2/5.

Bei der Durchsicht meiner Fundmappen entdeckte ich noch einen kantigen eisernen Halsring mit Endknöpfen gleich dem von der Wölmisse. Er ist abgebildet bei Lindenschmit, Alt. u. h. Vorz. Bd. I, H. VIII, Tafel V, 3 (Abb. 6) und soll aus Wiesbaden stammen. Da die Fundverhältnisse nicht näher beschrieben sind und die Abbildung der des Ringes von Wölmisse gar zu auffallend ähnlich sieht, kam ich naturgemäß auf den Gedanken, daß hier, wie einst leider so oft im Römisch-Germanischen Zentralmuseum, der Fundort unrichtig angegeben worden sei. Das Ergänzungsheft zu Band I—IV, S. 22 (Reinecke) belehrte mich dann weiter, daß die Heimat dieses Ringes „wohl Oberhessen" sei. Gründe für diese Vermutung, die mir nicht ohne weiteres einleuchtete, sind indes nicht mitgeteilt worden und so fragte ich bei der Leitung des Römisch-Germanischen Museums an, ob dieser Typus in Westdeutschland sonst noch vorkäme, wovon mir bei meinen so genauen Museums-

Digitized by Google

ſtudien nichts bekannt geworden war[1]). Die freundliche Antwort von Dr. G. Behrens lautete: „Unſer Abguß iſt ſehr alt und nur ungenau, ſo daß ein endgültiges Urteil nicht möglich iſt. Nur das iſt zu ſagen, daß er ein Unikum in Weſtdeutſchland iſt und bei der fehlenden Fundortsangabe vielleicht gar nicht weſtdeutſch iſt. Die koniſche Zuſpitzung der Endknöpfe, die der Abguß deutlicher als die Abbildung zeigt, würde ja wohl dem nicht widerſprechen." Weiter erhielt ich durch Herrn Behrens die Nachricht, daß das Urſtück des eiſernen Ringes ſich nicht im Wiesbader Muſeum befinde. Nach alledem ſcheint es mir ziemlich ſicher, daß der ſog. Wiesbader eiſerne Halsring nichts iſt als ein falſch benannter Abguß einer der beiden eiſernen Halsringe von der Wölmiſſe und demnach für uns nicht weiter in Betracht kommt.

Somit haben wir es bei den Knopfhalsringen mit einem Typus der früheſten Eiſenzeit (Hallſtatt III.IV) zu tun, der in Dänemark nicht ganz ſelten iſt, aber dort nur in Bronze erſcheint, während er in Oſtthüringen bis jetzt an zwei Stellen nachgewieſen iſt, an der einen ſowohl aus Bronze wie aus Eiſen, an der anderen nur aus Eiſen.

Nun zu der Verzierung des Wahrer Halsringes. Näbe nennt die Verzierungsart eine altertümliche, die auf bronzezeitliche Vorbilder hinweiſe. Ich weiß nicht, ob er dabei beſonders die Kreuzbänder oder das Tannenzweigmuſter im Auge hat oder beides.

Was das liegende, langgezogene Kreuz anlangt, ſo habe ich längſt feſtgeſtellt, daß dieſes Muſter innerhalb der Bronzezeit zwar ziemlich früh, aber doch nicht vor dem Ende der Periode II auftritt. Innerhalb der Periode II iſt es ein ſicheres Zeichen für meinen Abſchnitt IIc, vgl. u. a. die illyriſchen und germaniſchen Nadeln: „Die deutſche Vorgeſchichte", Abb. 140 und 214.

In den folgenden Perioden der Bronzezeit tritt das Muſter ſehr zurück. Ein Beiſpiel für ſein Erſcheinen in Periode III bietet ein Meſſer aus Oſtrowo am Goploſee[2]). Ein zweites Beiſpiel iſt eine Sicherheitsnadel aus Roskow, Kr. Weſthavelland[3]); ein drittes ein Typus däniſcher Beinringe[4]). Erſt in Periode IV—V wird es auf germaniſchem Gebiete wieder etwas häufiger. So in Doppellinien an einem breiten Manſchettenarmbande aus dem Gießerfunde von Ruthen bei Lübz in Mecklenburg (Muſ. Schwerin) und an zweien dieſem ſehr ähnlichen aus Schwa-

[1]) Nach einer Anmerkung, die ich vor etwa 25 Jahren, d. h. vor Beginn meiner umfaſſenden Muſeumsreiſen, niedergeſchrieben habe, ſollen Halsringe vom Typus Wahren auch in Bayern vorkommen. Ich möchte aber glauben, daß dieſe Bemerkung auf einem Irrtum beruht.

[2]) Kohn u. Mehlis I, 112 Abb. 58 nach Wiadomosci archeologiczke. Warſchau 1883. I, 32 Abb. 29; Univ.-Sammlung in Krakau.

[3]) Mannus VI, 184 Abb. 1.

[4]) S. Müller, Bronzealderen 106.

Digitized by Google

now, Kr. Ruppin[1]), an den Enden von Fußringen, wie denen aus dem großen großen Depotfunde von Oldesloe in Holstein[2]), sowie an dem flachen Griffe (mit Ringende) eines Messers des Depotfundes aus Schwachenwalde, Kr. Arnswalde[3]). In einfachen Linien erscheint es an den Breitseiten des vierkantigen Griffs eines Antennenschwertes aus Kuggen, Kr. Königsberg i. Pr.[4]), an den Schmalseiten eines vierkantigen Griffs eines germanischen Schwertes mit Nierenknauf, das auf illyrisches Gebiet hin verhandelt worden und bei Herrnstadt, Kr. Guhrau in Schlesien gefunden worden ist[5]), sowie an den meistenteils aus drei oder vier breiten zusammengegossenen Ringen bestehenden Halskragen, die im Mittelteile mit eng ineinander greifenden, abwechselnd schräg schraffierten Dreiecken, an den Enden aber mit liegenden Kreuzen, sei es zwischen Querfurchen, sei es im Verein mit längslaufendem Tannenzweigmuster, verziert sind. Das Hauptverbreitungsgebiet dieser Halskragen ist das germanische Elbgebiet von der Saalemündung abwärts[6]).

[1]) Kreismuseum in Neuruppin; Begemann, Gymnas. Progr. Neuruppin 1892, S. 19, Nr. 166, 167, Taf. IV.

[2]) Mestorf, Atlas 332 = Splieth, Inventar 161.

[3]) Bastian und Voß, Bronzeschwerter, Taf. III, 1.

[4]) Bezzenberger, Analysen, Abb. 21.

[5]) Schlesiens Vorzeit, N. F. V, S. 7, Abb. 7.

[6]) Solcher Halskragen, die der Periode IVb angehören, gibt es folgende:

a) an den Enden mit liegenden Kreuzen verziert:

Eichede Kr. Stormarn: 1 aus Depot (Moorfund) der Periode IVb; Mus. Lübeck (Splieth, Inventar S. 64 f.).

Oldesloe Kr. Stormarn: 4 aus großem Depot in Tongefäß im Moor, Periode IVb (Splieth, a. a. O., Taf. VIII, 154 = Mestorf, Atlas 259).

Bahrendorf bei Hitzacker Kr. Dannenberg: 1 aus Depot unter großem Stein der Periode IVb, nebst Plattenfibel, hannöverscher Fibel, 5 hohlen Beinringen (= Splieth 160), Gürtelplatte (Tutulus), 4 Scheibenknöpfen; Mus. f. V. Hamburg (Bericht f. 1904, 17 f.).

Bevensen Kr. Ülzen: 1; Mus. Hannover (Müller-Reimers, Vor- u. frühgesch. Altert. d. Pr. Hannover, Taf. XI, 85).

Altmark (Kr. Gardelegen?): 1 (Privatsammlung in Flechtingen).

Nassenheide Kr. Randow, Vorpommern: 1 aus großem Depot der Periode IVb; Mus. Stettin, Bald. Stud. 35, Taf. 4.

Torstorp Ksp. Söderåkra, Län Kalmar: 1 aus Depot der Periode IVb; Mus. Stockholm 1453, 311 (Meddelanden från Kalmar Län Fornminesf. 1915, IX, 49 Abb. 54)*).

b) mit abweichend verzierten Enden (Tannenzweigmuster):

Mennewitz bei Aken a. d. Elbe, Kr. Kalbe a. S.: 4 einzelne Ringe aus einem Depot; Mus. f. V. Berlin (Vhl. d. Berl. anthr. Ges. 1886, 717 Abb. II. V).

Burg b. Magdeburg Kr. Jerichow I, Friedhof: 1 Einzelring, spitz endigend, aus Depot (Mus. Burg).

Isterbies Kr. Jerichow I: 1 Einzelring aus Depot (?) nebst Lanzenspitze, dickem Armring und 2 Nadeln (Märk. Mus. Berlin II 18581).

Digitized by Google

Auf illyrischem Gebiet zeigen das Kreuz in Doppellinien der breite Bügel einer bronzenen Harfenfibel aus Adamowitz Kr. Groß-Strehlitz in Schlesien, und eine bronzene Kahnfibel mit beiderseitiger eiserner Spiralrolle aus Grünberg-Krossen a. d. Oder[1]), letztere sicher, erstere wahrscheinlich schon der frühen Eisenzeit angehörig.

Ganz gewöhnlich ist das einfach- oder doppellinige Kreuz an dem internationalen Typ der sog. Pfahlbaumesser, wo es auf dem Rücken, oft in vielfacher Wiederholung, angebracht wurde[2]).

Wir sehen hiernach, daß das liegende Kreuz in der Bronzezeit stets durch einfache oder doppelte Linien dargestellt wird, aber fast nie durch ein Band, d. h. durch zwei nicht zu eng aneinander gestellte Parallellinien, deren Zwischenraum durch Querstrichelung ausgefüllt ist, wie bei dem Wahrer

Neuendorf Kr. Westhavelland: unvollständiger Einzelring aus einem weiblichen Urnengrabe (Voß u. Stimming, Altert. a. d. Mk. Brandenburg Taf. IV, 6).

*) Dieser südschwedische Halskragen, ein Einfuhrstück aus Norddeutschland, gehört zu der hier aufgeführten Elbegruppe nur, soweit seine Gestalt und die Endverzierung des Mittelringes mit liegendem Kreuz betrachtet wird. Nach der Verzierung des Hauptkörpers des Mittelringes und nach der Gesamtverzierung der beiden anderen Ringe gehört dieser Halskragen zu einer Gruppe, die ich die Odergruppe der norddeutschen Halskragen nenne, denn sie ist nur im germanischen Odergebiete in Hinterpommern und in der Neumark verbreitet. Ihr Kennzeichen ist die Verzierung der meist nicht sehr breiten, sondern eher rundstabigen Ringe mit Gruppen von Schrägstrichen, die in der Richtung wechseln; ferner ist bezeichnend für sie, daß die Ringe meist nicht eng aneinander gerückt, sondern durch senkrecht zwischen ihnen angebrachte Querstege, einfacher oder dreigeteilter Art, verbunden sind. Aus dieser Gruppe kenne ich folgende Vertreter:

Kodram Kr. Usedom-Wollin: 1 von 5 Ringen mit 5 Querstegen; Mus. Stettin (Berliner Phot. Album II, 17; Balt. Stud. 46, Taf. III, 7).

Stargard Kr. Saatzig: 2 von je 6 Ringen mit je 3 Querstegen; Mus. f. V. Berlin.

Konraden Kr. Arnswalde: 1 von 5 Ringen (Märk. Mus. Berlin).

Schwachenwalde Kr. Arnswalde: 1 von 7 Ringen mit 5 Querstegen; Mus. f. V. Berlin (Bastian u. Voß, Bronzeschwerter III, 27).

Mandelkow Kr. Soldin: 2 sehr zerstörte; von je 4 Ringen; Mus. Stettin (Berliner Ph. Album III, 6).

Kl. Drebnau Kr. Sischhausen; 1 Bruchstück, mit durchbrochenem Rande, natürlich Einfuhrware von der Oder her; Prussia-Museum in Königsberg (Bezzenberger, Monteliusfestschrift 1913, S. 142, Abb. 21; das von Bezzenberger angeführte Seitenstück aus Schwachenwalde Taf. III, 26 gehört nicht zu dieser Gruppe, ebensowenig Beispiele von Schönebeck und Kallies).

[1]) Adamowitz: Schlesiens Vorz. V, Taf. XXIII, 6. — Grünberg-Krossen: ebenda Taf. II, 11.

[2]) Z. B. Altert. u. h. Vorz. II, 8, 2, Nr. 2, 4, 15, 16.

Digitized by Google

Halsring. Nur bei den Manschettenarmbändern von Schwanow (S. 91 f.) wird durch Umsäumung der Doppellinien mit Grübchen oder Punkten der Bandcharakter hervorgehoben, ähnlich wie bei den Zilmsdorfer Fußbändern (s. S. 95); die Sicherheitsnadel von Roskow hat Querstrichelung.

Erscheint das liegende Kreuz erst am Schluß der Bronzezeit wieder häufiger, so wird es außerordentlich beliebt in der unmittelbar anschließenden frühesten Eisenzeit oder späten Hallstattzeit, sowohl in einfacher oder doppelter Linienführung, wie mit Betonung des Bandcharakters. Wenig ist dies zwar auf keltischem Gebiete der Fall, wo das Kreuz indes auch nicht ganz fehlt, wie der hohle Bronzehalsring von Altenrath, Siegkreis zeigt[1]); desto mehr aber auf illyrischem und auf germanischem Gebiete.

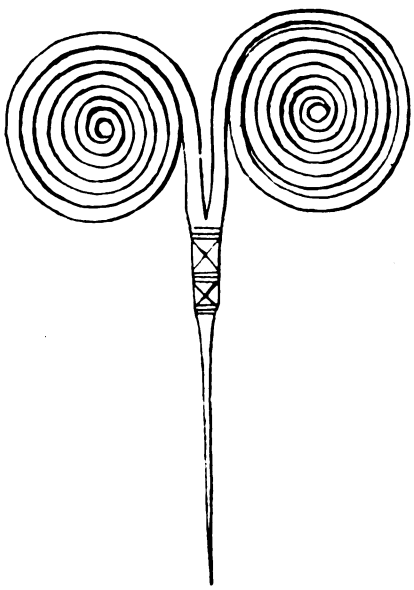


Abb. 7. Stanomin Kr. Hohensalza, Prov. Posen. 1/3.

Bei den Illyriern Ostdeutschlands zeigt sich das eingepunzte einfache oder doppelte Kreuz an gegossenem Schmuck, wie Nadeln, Armbänder, Armringe, Halsringe, und das Kreuzband mit Augenverzierung in den Winkeln ist geradezu ein typisches Muster an hohlen, dünnwandigen, wahrscheinlich getriebenen Hals- und Armringen.

Als Beispiel einer Nadel nenne ich das Stück mit Doppelspiralscheibenkopf aus dem Depotfunde von Stanomin, Kr. Hohensalza (Abb. 7)[2]).

---

[1]) Mannus IV, Taf. 29, Abb. 5.

[2]) Nachrichten üb. d. Altert. 1899. 82 ff., Abb. 2. Unter den Nadeln dieser Art, die ein durchaus illyrischer Typus sind, muß eine kurze Abart, die wohl nur in Gräbern vorkommt und bei der die kleinen Spiralscheiben meist kantigen, auf die Kante gestellten Draht aufweisen, von einer langen Abart geschieden werden, die hauptsächlich in Depotfunden und als Einzelfund vorkommt, bei der die großen Scheiben runddrahtig und in ihrem leeren Mittelpunkte zuweilen durch eingesetzte Nietköpfe verziert sind. Während die kleinere Abart ein Gebiet erfüllt, das sich von Breslau durch die posenschen Kreise Fraustadt, Schmiegel, Kosten, Schroda, Obornik, Mogilno, Hohensalza mit einem Ausläufer in den neumärkischen Kreis Soldin (Lübbesee) erstreckt, erscheint die größere Abart nur in den drei posenschen Kreisen Bomst (Starkowo), Mogilno (Orchowo), Hohensalza, mit einem Ausläufer in den uckermärkischen Kreis Angermünde (Greiffenberg). Vierscheibenspiralen begegnen uns nur im Kreise Hohensalza (Scharley: 1, Kl. Koluda: 3 Stück), sowie an dem einen uckermärkischen Stück aus Greiffenberg (Mitt. des uckermärk. Mus.-Ver. II, 86 ff. Abb.). Das

Digitized by Google

Innerhalb des mannigfachen Armſchmucks kommt hier der Typus der längsgerippten Armbänder des ſüdöſtlichſten Teiles der Niederlauſitz und des angrenzenden Schleſien in Betracht[1]), jedoch nicht in ihrem ganzen Umfange, ſondern nur mit dem Anteil der niederlauſitziſchen Gruppe: Witzen (3), Zilmsdorf (6), Sommerfeld (22) nebſt Prittag (2). Bei dieſer Gruppe zeigen die im Guß glatt gelaſſenen rechteckigen Endflächen ein rechts und links durch mehrere Querkerben begrenztes liegendes Kreuz eingeſchlagen (Abb. 8). Zuweilen ſind die Kreuzſtäbe beiderſeits von einer Punktreihe begleitet, ſo bei den Zilmsdorfer Fußbändern.

Es mag erlaubt ſein, die Entſtehung des Typus dieſer Arm- und Fußbänder hier kurz zu erläutern. Der Typus hat in ſeinem Verbreitungsgebiete in der vorhergehenden Bronzezeit keine Vorläufer, aus denen er ſich entwickelt haben könnte, wohl aber in ſeiner eigenen Periode. Die ziemlich ſcharf eingeſchnittenen Längsfurchen von dreieckigem Durchſchnitt zeigen dieſelbe Liebe dieſer Zeit zu ſcharfkantigem Äußeren, wie der vierkantige, auf die Kante geſtellte Draht der einfachen Spiralſcheiben- und der Doppelſpiralſcheibenkopf-Nadeln, der Brillenfibeln mit mittlerer Achterſchleife und Scheibentutuli, der dünndrahtigen glatten ſchwediſchen Halsringe (Öland) und der ſchleſiſchen und däniſchen Armringe (Laaland), endlich der hochſtehenden Spiralſcheiben der ſpäteſten germaniſchen gedrehten Halsringe mit ovalen Endſchildern, ſoweit ſie ſehr dickleibig ſind und nicht mehr in die Periode V der Bronzezeit, ſondern ſchon in die früheſte Eiſenzeit fallen (8. Jahrh. vor Chr.). Weiter kann man hier noch auf die oſtgermaniſchen ſechs- und achtkantigen Halsringe (S. 111) und auf 3 vierkantige, aber auf die untere Fläche geſtellte Armringe eines ſchönen einſchlägigen Depotfundes von Abbau Karthaus in Weſtpreußen[2]) hinweiſen.

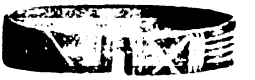


Abb. 8. 1/2.
Witzen Kr. Sorau, Niederlauſitz.

Auffallendſte iſt, daß beide Abarten, die kleine wie die große, ziemlich häufig in dem entfernten Jütland vorkommen; von den 14 Einzelfunden dieſer Art im Muſeum zu Kopenhagen, die zwiſchen 6½ und 26½ cm Länge ſich bewegen, ſind 8 aus Jütland, 6 unbekannter Herkunft. Es finden ſich darunter auch Vierſcheibennadeln mit Niettöpfen (S. Müller, Ordning, Bronzealderen 413).

[1]) Dieſe meiſt ſechsrippigen Armbänder oder Fußbänder (letztere von etwas weiterem Durchmeſſer) kennen wir nur aus Depotfunden, und zwar folgender Fundorte: im Kreiſe Sorau aus Marsdorf (2 Stück: Sammlung Sorau), Sorau (1), Witzen (3 Arm-, 4 Fußbänder), Zilmsdorf (4 Arm-, 2 Fußbänder), dieſe letzten drei Funde im Muſeum für Völkerkunde zu Berlin (Nachr. ü. d. Alt. 1904, 48 f.); im Kreiſe Kroſſen: Sommerfeld (22: Muſ. f. V. Berlin); in der Provinz Poſen: Birnbaum (2 Stück: Sammlung zu Drieſen a. d. Netze); in Schleſien: Prittag Kr. Grünberg (4: Muſ. f. V. Berlin); Malſchwitz Kr. Freiſtadt (3); Karlsruh Kr. Steinau (2); Krehlau Kr. Wohlau (2): letztere drei Funde im Muſeum zu Breslau (Schleſ. Vorzeit VI, 380 und N. F. IV, 41 f.).

[2]) Danziger Muſeumsbericht 1892, S. 18.

Digitized by Google

Der nächstältere Typus kantig gerippter Armbänder hat noch keine platten, rippenlosen Enden, sondern führt die Rippung bis zu Ende durch: von solchen Stücken kenne ich eines aus dem Depotfunde von Orchowo Kr. Mogilno und zwei in Bruchstücken aus Gräbern von Granowko Kr. Kosten, alle drei im Polnischen Museum zu Posen[1]), sowie 2 winzige Vertreter aus dem gleichzeitigen Depotfunde von Wilkau Kr. Fischhausen in Ostpreußen[2]). Typologisch älter ist ein vollkommen geschlossenes Armband, das also umlaufende scharfe Rippung zeigt, eines Depotfundes aus der Umgebung der Stadt Posen (Abb. 9)[3]). Typologisch wiederum älter ist der Einzelfund eines so geschlossenen Armbandes aus Brenno, Kr. Fraustadt in Posen (M. f. V. Berlin, Id 1222), bei dem die Rippen völlig gerundet sind und dies nicht nur außen, sondern ebenso auch innerhalb, so daß es also aus vier übereinander gelegten, ringförmigen Drähten besteht (Abb. 10). Und dieser

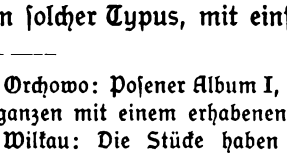


Abb. 9. Posen. 1/2.

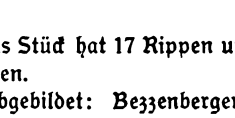


Abb. 10. Brenno Kr. Fraustadt, Prov. Posen. Etwa 1:2.

älteste Typus, der aber immer noch derselben frühesten Eisenzeit angehört[4]), läßt erkennen, daß er eine Nachahmung einer niedrigen, runddrahtigen Armspirale sein muß, entweder aus einfachem oder aus doppeltem Draht.

Ein solcher Typus, mit einfachem rundem Draht, kommt aber meines

[1]) Orchowo: Posener Album I, Taf. XV, 5; das Stück hat 17 Rippen und ist außerdem im ganzen mit einem erhabenen Rande umgeben.

[2]) Wilkau: Die Stücke haben 7 Rippen, abgebildet: Bezzenberger, Analysen S. 42 Abb. 40.

[3]) Museum f. Völkerk. Berlin Id 1405; dazu gehören weiter ein sehr massives, außen dreikantiges, innen flaches, engschließendes Armband, genau wie das aus Rataj Kr. Posen Ost (E. Blume, Katalog der Posener Ausstellung 1909, S. 34, Taf. 5), ein rundstabiger, runder, geschlossener, plumper Beinring, zwei kleine und ein großer gedrehter Ösenhalsring und ein geradezu ungeheuerlich großer und plumper Wendelring mit dreifachem Wechsel der ganz flachen Windungen und mit ganz plumpen, geschlossenen Endösen (Id 1403—1407).

[4]) Daß der Ursprung dieser Klasse nicht den geringsten Zusammenhang mit den auf ähnliche Weise entstandenen und daher ähnlich aussehenden längsgerippten Armbändern der Periode I der Bronzezeit haben kann, ist durch die Zeitverhältnisse ohne weiteres klar, wie ich das gegen Montelius, der allerdings die eisenzeitlichen Armbänder nur fälschlich in die früheste Bronzezeit setzte (Die Chronologie der ältesten Bronzezeit S. 36 Anm. 2 u. S. 45 Anm. 5), feststellen mußte (Zeitschr. f. Ethnol. 1912, 191 Anm. 6). Ich würde auf diese längst erledigte Sache nicht noch einmal hinweisen, wenn nicht Bezzenberger neuerdings den Versuch gemacht hätte, unter Nichtbeachtung des von mir festgestellten Zeitunterschiedes beide Klassen von Armbändern in Zusammenhang zu bringen (Bezzenberger, Monteliusfestschrift 1913 S. 151).

Digitized by Google

Wissens in dieser Zeit weder auf dem illyrischen, noch auf dem benachbarten germanischen Gebiete vor. Wir müssen also den möglichst naheſtehenden Typus der niedrigen Armspiralen von 2—3 Umgängen aus rundem Doppeldraht nehmen, die an einem Ende die Öse (Doppelung, Schleife), an dem anderen die beiden spitz zusammengedrehten Drahtenden aufweisen, und sie als das wahrscheinlichste Vorbild der illyrischen geschlossenen gerippten Armbänder ansehen. Solche Stücke sind in Periode V der Bronzezeit sehr zahlreich auf westgermanischem Gebiete verbreitet gewesen, namentlich in Nordbrandenburg, Hinterpommern und Westpreußen, fehlen indes auch nicht ganz auf illyrischem Gebiete (Abb. 11). Von den Westgermanen Westpreußens kommen diese Armspiralen vereinzelt noch zu den frühesten dort eingewanderten Ostgermanen zu Beginn der Eisenzeit.

Diese gehämmerten Drahtspiralen wurden nun in der Periode V der Bronzezeit von den Westgermanen zugleich sehr getreu in vollem Guß nach-

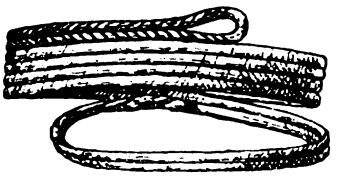


Abb. 11. Übigau bei Dresden. 1/1. (nach „Isis", Abh. 1884 II, Taf. I, 3).

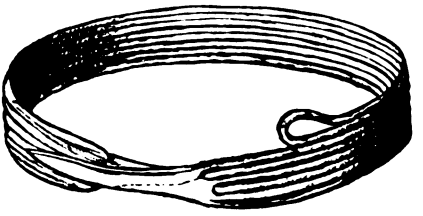


Abb. 12. Großendorf Kr. Putzig, Westpreußen. 2/3.

geahmt[1]). Die so entstandenen, zunächst noch innen wie außen, später aber nur noch außen längsgerippten Armbänder von wunderbar zartem, dünnsten Guß bleiben nun nicht mehr geschlossen, sondern werden, wie das Bezzenberger schon gut dargestellt hat, neben der Oberschleife in schräger Richtung durchgeschnitten. Sie bewahren zwar im Guß die obere, in entgegengesetzten Richtungen feingekerbte Schleife, die nun reiner Zierat ist, zeigen aber darunter an beiden Seiten ein langgezogenes dreieckig zugespitztes Ende. Leider gibt es von diesem Typus keine genügende Abbildung. Unsere Zeichnung (Abb. 12) stellt eines der beiden sehr weiten Armbänder aus dem Depotfunde von Großendorf Kr. Putzig dar, der zu der Sammlung Blell-Lichterfelde gehörte und mit dieser Sammlung in das Marienburger

[1]) Dieses hat zuerst Olshausen erkannt (Vhl. Berl. Ges. 1886, 481); dann habe ich bei der Bestimmung der Zeitstellung der eisenzeitlichen Posener längsgerippten Armbänder auf die Parallele der westgermanischen Armbänder aus Westpreußen und Hinterpommern mit Oberschleife hingewiesen (Zeitschr. f. Ethnol. 1902, 191). Neuerdings hat Bezzenberger (a. a. O.) den Großendorfer Typus, d. h. die älteste Abart dieser westpreußisch-pommerschen Armbänder zutreffend behandelt, doch verfügt er längst nicht über das gesamte hier einschlägige Material.

Digitized by Google

Ordensschloß gekommen ist. Diese Abbildung ist insofern wenig geschickt angefertigt, als sie nur eines der spitzen Enden zeigt, das andere aber verdeckt läßt. Wenn diese Armbänder paarweise erscheinen, stehen die oberen Schleifen je eines Paares nach entgegengesetzter Richtung, so daß also für jeden Arm eines der Armbänder fest bestimmt war. Zu dieser Art gehören außer dem Großendorfer Paare noch 3 Paare aus einem Funde von Chwarznau Kr. Berent in Westpreußen und das Bruchstück aus dem Funde von Kl. Drebnau Kr. Fischhausen in Ostpreußen. Dagegen läßt sich über die genaue Beschaffenheit des allerdings auch noch innen gerippten Armbandbruchstückes von Hökendorf Kr. Greifenhagen, das Bezzenberger dem Kl. Drebnauer gleichstellt, nichts Bestimmtes behaupten: es könnte auch zum Löbscher Typus gehören.

Sobald nun diese Armbänder offen wurden, stellte sich rasch das Bedürfnis nach einem sichern Verschluß ein. In Westpreußen half man sich

Abb. 13. Löbsch Kr. Putzig, Westpreußen. 1/2.

hierbei auf folgende Weise. Man schnitt die eine der beiden langen Zungen, und zwar die der Oberschleife gegenüber liegende, gerade ab und versah ihren Rand mit einem aufrecht stehenden sehr massiven Stachel, auf der langen Dreieckspitze der Gegenseite (mit der Oberschleife) richtete man eine ringförmige Öse ein, die über den jenseitigen Stachel zu greifen bestimmt war. Diese Stücke haben noch die Innenrippung bewahrt. Von dieser Art sind die beiden gegensinnig zueinander passenden Armbänder von Löbsch Kr. Putzig[1]) (Abb. 13) und dasjenige von Stendsitz Kr. Karthaus. Auf andere Weise half man sich in Hinterpommern. Man schnitt hier die entgegengesetzte, unter der Oberschleife befindliche Zunge gerade ab und durchlochte sie am Rande, während man die Spitze der gegenüber liegenden Zunge zu einem kleinen Haken umbog, der in die jenseitige Durchlochung eingreifen konnte. Solcher Art sind die beiden Paare von Ramsberg, die an der Innenwand bereits vollkommen glatt sind. Zwei kleine schwedische Stücke, die zu dem Depotfunde von Dalby Kchsp. Kastlösa auf Öland gehören, die bis jetzt einzigen außerdeutschen Vertreter[2]), scheinen mit ihrer Verschlußart in der Mitte der beiden Stufen Ramsberg und Löbsch zu stehen, sind aber nicht

[1]) Lissauer, Altert. d. Bronzez. Taf. VII, 9, 10.

[2]) Mus. in Kalmar; Meddelanden från Kalmar Läns Fornminnesf. 1915, IX, 47 Abb. 49.

Digitized by Google

nur innen ſchon glatt, ſondern haben auch die obere Schleife bereits vollkommen aufgegeben (Abb. 14). Die Zuſammenſetzung des Fundes von Dalby zeigt indes, daß ſeine Armbänder zeitlich nicht weſentlich ſpäter fallen können als die norddeutſchen Stücke. Dies iſt jedoch der Fall bei der letzten und jüngſten Abart, die durch die beiden innen glatten Stücke des Fundes von Kölpin Kr. Kolberg-Körlin vertreten wird. Auch bei ihr iſt die Oberſchleife bereits verſchwunden, jedoch nicht ſpurlos wie bei den Dalbyer Stücken, ſondern an Stelle der Oberſchleife iſt eine einfache obere Randdurchbohrung getreten. Das iſt dieſelbe Erſcheinung, die wir ſogleich

Abb. 14. Dalby Kchſp. Kaſtlöſa, Öland. 1/1.

bei den entſprechenden Halskragen antreffen werden. Die Kölpiner Armbänder zeigen auch darin eine Entartung, daß bei ihnen das Verſchlußloch nicht an demſelben Ende eingerichtet iſt, wo ſich die Oberſchleife oder die ſie vertretende Durchbohrung befindet, ſondern an der Gegenſeite (Abb. 15).

Abb. 15. Etwa 1/1. Kölpin Kr. Kolberg-Körlin, Pommern.
Dieſe Zeichnung verdanke ich Herrn Konſervator Stubenrauch.

Nach dem Vorbilde dieſer Art Armbänder bildeten die Weſtgermanen längsgeſtreifte, zuweilen mit oberer und unterer Randrippe verſehene „Halskragen", die im übrigen denſelben zarten Guß von höchſter Kunſtfertigkeit zeigen. Sie ſind ſo geſtaltet, daß ihr Verſchluß die Ramsberger mit der Löbſcher Art vereinigt, d. h. auf einer Seite laufen ſie in eine ſehr dünn- und lang geſtielte Ringöſe aus, auf der andern Seite aber in einen ganz kurz geſtielten Haken. Niemals aber haben ſie eine obere Schleife, ſondern an ihrer Stelle an dem oberen, nun geraden Randende (wo nicht die Stelle ausgebrochen, was bei den Funden von Zimitz und Moſſin der Fall iſt) eine kleine, ſchon im Guß hergeſtellte Durchlochung, von der in den Beſchreibungen freilich faſt nie die Rede iſt, weil man ſie wohl für zufällig oder unweſentlich gehalten hat[1]). Ja, zuweilen iſt dieſer bei dem

[1]) Nur der Bericht über den Fund von Obluſch, der von Prof. Kumm herrührt, macht hier eine vorteilhafte Ausnahme.

Digitized by Google

Haken- und Ösenverschluß ganz zwecklosen Durchlochung in dem Streben nach übereinstimmender Formgebung eine entsprechende Durchlochung auf der Gegenseite gegenübergesetzt: so bei einem der Stücke aus Wusseken Kr. Schlawe (II 5279). Das Paar aus Wusseken zeigt auch insofern seine spätere Stellung innerhalb der Halskragenreihe, als das andere linksseitige Stück (II 5278) an der Verschlußösenseite kein Oberloch aufweist: dieses befand sich also entweder an der falschen Seite, der Hakenseite (leider ist diese Stelle ausgebrochen), oder es fehlte vollständig. Dies völlige Fehlen der Randdurchlochung ist nun das wichtige Merkmal der jüngsten Abart dieser Halskragen, nämlich zweier Paare von Parpart Kr. Schlawe (Abb. 16) und eines Paares von Bendargau Kr. Neustadt i. Wpr. Beide Funde stimmen auch darin überein, daß sie reine Weihegaben sind, ohne Beimischung anderer Gegenstände. Trotzdem lassen sie sich, abgesehen von den typologischen Merkmalen dafür, mit Sicherheit zu den spätesten Stücken rechnen, weil

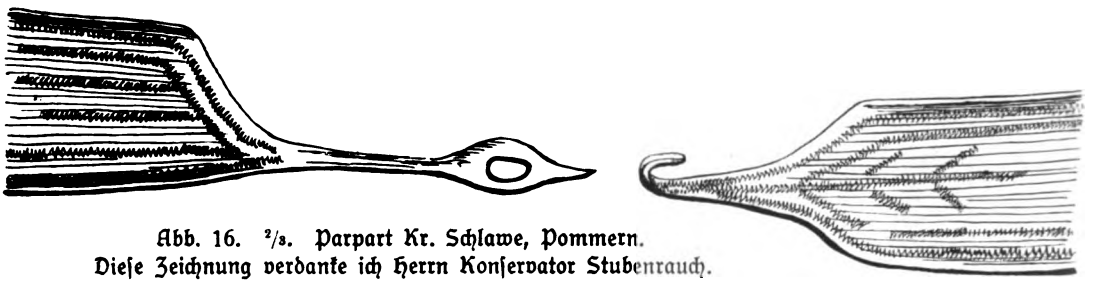


Abb. 16. 2/3. Parpart Kr. Schlawe, Pommern.
Diese Zeichnung verdanke ich Herrn Konservator Stubenrauch.

alle 6 Stück mit dem erst in der frühen Eisenzeit einsetzenden Tremolierstichmuster verziert sind. Es stimmt durchaus zu dieser typologischen Ableitung, wenn, wie wir gleich sehen werden, die längsgestreiften Halskragen zwar noch in Periode V der Bronzezeit beginnen, sowohl in Westpreußen als auch in Hinterpommern, aber in ihrer Mehrzahl um fast eine ganze Periode jünger sind, als fast die Gesamtheit der längsgerippten Armbänder mit oberer Schleife, und nur gleichzeitig mit den entarteten Kölpiner Armbändern.

Ich habe diese eben besprochenen großen Vertreter unseres Typus „Halskragen" oder sog. Halskragen genannt. Diese Bezeichnung stammt von mir selbst; ich habe sie aber nur gewählt aus Mangel an einer bessern. Die Stücke haben mit 15 cm Dm. ganz sicher die Weite der Halsringe. Höchst auffallend ist hierbei ihr paariges Auftreten mit gegensinniger Schlußeinrichtung, wie bei dem Funde aus Parpart, wahrscheinlich auch bei dem aus Bendargau (hierüber vgl. jetzt die Nachschrift) und bei dem aus Wusseken und Obluschi, während es bei den beiden Stücken aus Zarnowitz nicht der Fall ist und die beiden aus Zimitz am Verschluß zu sehr zerstört sind, um ihn deutlich zeigen zu können. Man kann sich hier auch nicht mit der

Digitized by Google

Auslegung aus der Verlegenheit ziehen, als wären die eigentlichen Paare nur für den Zweck hergestellt, als Weihegaben verwendet zu werden. Denn diese in sehr zartem Guß gearbeiteten „Halskragen" sind tatsächlich lange getragen worden, wie die vielen kleinen Flickstellen, die man wohl an jedem von ihnen bemerken kann, beweisen. Wir stehen also bei dieser Art „Halskragen" vor einer noch ungeklärten Sache.

Die Armbänder erscheinen in den Kreisen Kammin (4 Stück), Kolberg-Körlin (2) und Greifenhagen (1) in Hinterpommern, Berent (6), Karthaus (1), Putzig (4) in Westpreußen, Fischhausen in Ostpreußen (1); die Halskragen (mit oder ohne Durchlochung) in den Kreisen Usedom-Wollin (2), Neustettin (1) und Schlawe (5) in Hinterpommern, Putzig (3) und Neustadt i. Westpr. (4) in Westpreußen[1]). Schon diese Verbreitung zeigt, daß wir hier keine ostgermanischen Typen vor uns haben, da die Ostgermanen bis in den Regierungsbezirk Stettin und an das Oderufer (Kreise Usedom-Wollin, Kammin, Greifenhagen) nicht vorgedrungen sind. In der Bronzezeit-Periode V gibt

[1]) Verzeichnis der Armbänder:

Ramsberg Kr. Kammin: 2 Paar achtrippige in einem Depotfunde (Moorfunde), zu dem 2 ganz dünne Ösenhalsringe gehören, die nur im mittleren Drittel gedreht, an den äußeren Dritteln aber vierkantig zugehämmert sind; Mus. f. Völk. Berlin II, 5741, 5743 und 5742, 5744 (Balt. Stud. 33, 316).

Hökendorf Kr. Greifenhagen: 1 Stück, das an beiden Enden verstümmelt und nur noch durch die Oberschleife erkennbar ist, mit 9 Rippen, auch innen gerippt, aus einem Depot, mit Plattenfibel, Antennenschwert, Schleifenringen usw.; Mus. Stettin (H. Schumann, Der Bronzefund von Hökendorf. Stettin 1894, S. 3. Taf. II, 7).

Kölpin Kr. Kolberg-Körlin: 1 ganzes Stück (Abb. 15) und 1 Bruchstück aus einem Depotfunde mit 2 Trensen, viel Klapperringen vom Zaumzeug, einer Gußform zu Tüllenbeilen, 2 Fibeln, Eisenmesser, Roheisen usw.; Mus. Stettin (Balt. Stud. 35, Taf. 5, Abb. 9, 10).

Chwarznau Kr. Berent: 3 verschieden große Paare von der Großendorfer Art, innen wie außen gerippt; darunter ein Stück (V. S. 7017) mit 13 Rippen; nebst Nierenringen und Armspiralen aus Doppeldraht usw. (20. Bericht d. Danziger Pr. Mus. 1899, 29 f.).

Stendsitz Kr. Karthaus: 1 rechtes Armband von der Löbscher Art, mit 13 Rippen, Mus. Stettin (Pommer. Monatsbl. 1889, 186, Nr. 3).

Großendorf Kr. Putzig: 1 Paar, achtrippig (Abb. 12), nebst einem dünnen glatten Ösenhalsring, einem Buckelknopf, 3 kleinen Sicheln; Schloß Marienburg i. Wpr. (Vhl. Berlin. anthr. Ges. 1886, 481 mit Abb. Olshausen).

Löbsch Kr. Putzig: 1 Paar, zehnrippig (Abb. 13), auch innen gerippt, nebst 11 gedrehten Ösenhalsringen (wie die von Ramsberg) und 1 Möriger Schwert; Depot (Lissauer, Altert. d. Bronzez. Taf. VII, 9, 10).

Kl. Drebnau Kr. Fischhausen: 1 Bruchstück eines rechten Armbandes von der Großendorfer Art, aus reichem Depot; große Zaumzeugbuckel, kleinerer Pferdeschmuck, Halskragen, Armspiralen, gehämmerte Schleifenspiralringe usw.; Prussia-Museum (Bezzenberger: Monteliusfestschrift 1913, S. 146 Abb. 9, 149 f.).

Digitized by Google

es ja auch noch gar keine Ostgermanen. Die Armbänder mit Oberschleife fallen nun durchaus in diese Periode; eine Ausnahme machen nur die ganz entarteten Kölpiner Stücke, die bereits in die früheste Eisenzeit gehören. Dagegen fallen von den 7 Funden der gestreiften Halskragen[1]) nur 2 in die Periode V (Zimitz und Obluschk), die übrigen dagegen schon in die früheste Eisenzeit, das 8. Jahrhundert vor Chr., 3 wegen ihres sonstigen Inhalts (Mossin, Wusseken, Zarnowitz), 2 wegen der Verzierung der Halskragen (Parpart, Bendargau). Wir erkennen hieraus, daß die Ostgermanen nicht sogleich mit Beginn der Eisenzeit, um 800, sondern erst etwas später, um 750 oder gegen Ende des 8. Jahrhunderts, an der Weichselmündung sich gebildet haben, wofür auch andere Erscheinungen sprechen. Dies wichtige stammeskundliche Ergebnis hatte ich schon 1900 in meinem Vortrage über die ostgermanischen Gesichtsurnen, der leider nicht zum Druck gelangt ist, bekanntgegeben[2]).

---

[1]) Verzeichnis der Halskragen:

Zimitz Kr. Usedom-Wollin: 2 Stück, zwanzigrippig, mit Bändern von Schrägstrichen verziert, beide stark verstümmelt, aus einem Depotfunde, dazu 1 Halskragen mit durchbrochenem Rande, ähnlich wie aus Schwachenwalde, Mandelkow, Kl. Drebnau, 1 Plattenfibel, 1 kleine getriebene Schale und das Bruchstück einer zweiten (Mus. Stralsund 1890, 173).

Mossin Kr. Neustettin: 1 Stück (Bruchstück) mit lang gestielter Öse mit Bändern von Schrägstrichen und 5 senkrechten Reihen von Buckelchen am Ende, aus Depot, dazu ein Riesenhohlwulst westgermanischer Art; Mus. Stettin.

Parpart Kr. Schlawe: 2 Paare, mit Tremolierstichverzierung an den Rändern (Abb. 16); Mus. Stettin 4460.

Wusseken Kr. Schlawe: ein Paar gut erhaltene und mehrere zerstörte, mit Augenverzierung an den Enden; aus einem Depot, zu dem noch ein sehr zerstörter Wendelring und ein Gußklumpen gehört; Mus. f. Völk. Berlin II 5278—79 (Balt. Stud. 33, 318).

Bendargau Kr. Neustadt i. Wpr.: ein Paar, mit Tremolierstichverzierung (wie Abb. 16), aber durchlocht, Torfbruchfund (17. Bericht des Danziger Pr. Mus. 1897, 36; V. S. 4539).

Zarnowitz Kr. Neustadt i. Wpr.: 1 Stück mit 24 Rippen und Tannenzweigmuster am Rande nebst 2 germanischen Hohlwulsten; Mus. Danzig II 12 (Lissauer, Alt. d. Bronzez. Taf. VII, 10); zu demselben Depotfunde gehören wohl: 1 vollkommen gleicher Halskragen (also nicht von paarigem Gegensinn), 2 gleiche Hohlwulste, 1 Nierenring im Mus. f. Völk. Berlin I b 92.

Obluschk Kr. Putzig: 3 Stücke aus einem Depot, mit Tannenzweigmuster an den Rändern, das Stück V. S. 7334 mit 19 Rippen und eingeschlagenem senkrechtem Zickzack am Oberlochende, das Paar V. S. 7331—2 mit je 17 Rippen und an beiden Enden senkrechte Reihen von getriebenen Buckelchen, dazu ein älterer Nierenring, 2 große Brillenspiralen, 3 Armringe usw. (Danziger Mus. Bericht 1899, 31 f.).

[2]) Es war und ist mir unverständlich, wie Olshausen, der einige meiner Fundbetrachtungen, die jener Zeitbestimmung des Ursprungs der Ostgermanen 1900 zugrunde

Digitized by Google

Wenn wir also sehen, daß bei den Westgermanen Armspiralen aus Doppeldraht zu längsgerippten offenen Armbändern werden können, die jeder Spur der einstigen Oberschleife verloren haben und innen vollkommen glatt sind, so scheinen mir keine Bedenken mehr vorzuliegen, eine ähnliche, nur weit schnellere Entwicklung jener Armspiralen zu den illyrischen längsgerippten, anfangs geschlossenen, dann offenen Armbändern ohne Oberschleife anzunehmen. Diese Entwicklung ging, wie es bei meiner Annahme sich von selbst ergibt, zunächst in demjenigen nördlichsten illyrischen Gebiet vor sich, das dem germanischen Verbreitungsgebiet der Armspiralen aus Doppeldraht am nächsten liegt, nämlich in der Provinz Posen: 1. Typus Brenno-Posen, 2. Typus Orchowo-Granowko. Die jüngste Stufe der Entwicklung dieser längsrippigen Armbänder bildet dann der südlichste Zweig, die schlesisch-niederlausitzische Gruppe, von der wegen seiner Kreuzverzierung uns wiederum die lausitzische Abteilung (3. Typus Zilmsdorf-Witzen) besonders in Anspruch genommen hat.

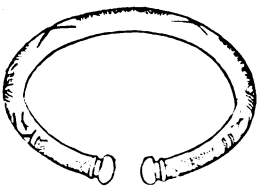


Abb. 17. Gr. Tschansch Kr. Breslau. 1/2.

Nach dieser, wie ich denke, nicht ergebnislosen Abschweifung kehren wir zu dem liegenden Kreuz zurück und suchen es weiter bei den illyrischen Arm- und Halsringen auf.

Den drahtförmigen Armringen fehlt im allgemeinen das Kreuzmuster; wenigstens zeigt kein Typus das Muster häufiger. Doch tritt es ausnahmsweise auch hier auf. Ein solcher Armring mit kleinen Endknöpfen, verziert durch Liniengruppen in Abwechslung mit dem Kreuzmuster, befand sich auf der Ausstellung des Kaiser-Friedrich-Museums zu Posen 1909. Er stammte aus dem Gräberfeld von Chojno, Kr. Rawitsch[1]) und war wohl ähnlich einem Armring aus dem Gräberfelde von Gr. Tschansch Kr. Breslau[2]) (Abb. 17).

Unter den massiven rundstabigen Halsringen kenne ich nur ein einziges, leider noch verstümmeltes Stück, das hie und da über den Körper hin mit liegenden Kreuzen bedeckt ist, hierin also dem Wahrer Halsring nahe-

---

lagen, ganz richtig wiedergibt, zu der alles auf den Kopf stellenden Verkehrtheit kommen konnte, zu sagen, ich hätte die ältesten Gesichtsurnen bis in die ältere Hallstattzeit hinaufrücken wollen (Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1902, S. 198). Die ältere Hallstattzeit fällt bekanntlich zusammen mit Periode V der germanischen Bronzezeit, also mit dem 10. und 9. Jahrhundert vor Chr., während ich den Beginn der Gesichtsurnen schon 1900 in die Zeit um 700, frühestens 750 vor Chr. setzte, d. h. also in den Beginn der jüngsten oder frühestens in die Mitte der jüngeren Hallstattzeit (Reinecke III—IV). Vermutlich ist Olshausen durch meine absoluten Zahlen zu seinem Irrtum gekommen, indem er bei seinen rückständigen chronologischen Anschauungen diesen Zahlen nachträglich eine falsche Periodenbenennung untergelegt hat.

[1]) E. Blume, Katalog usw. Posen 1909, Nachtrag, S. 124, Nr. 2161.

[2]) O. Mertins, Wegweiser d. d. Urgesch. Schlesiens. Abb. 215.

Digitized by Google

kommt: es ist auf einem früheſt eiſenzeitlichen **Gräberfelde illyriſcher Kultur** zu Guben-Chöne (Niederlauſitz) zutage gekommen, das u. a. ein eiſernes Tüllenbeil als Grabbeigabe lieferte[1]).

Außerdem kenne ich einen dreifachen Halsringſchmuck aus Dresden, deſſen große rundſtabigen, gerade abſchneidenden Ringe an den Enden zwiſchen Querſtrichgruppen je zwei Kreuzbänder mit Augenornament in zwei Winkeln und darauf folgend zwei einfache Kreuzbänder aufweiſen (Muſ. f. Völk. Berlin IIb 760). Ebenſo enthält der große illyriſche Depotfund von Stanomin Kr. Hohenſalza[2]) unter den 30 gedrehten Halsringen mit langen, plattgehämmerten und zu einer breiten Öſe umgerollten Enden eine größere Anzahl, die auf dieſen breiten Endſchildern mit einem liegenden Kreuz bedeckt ſind, das in Tremolierſtich ausgeführt iſt (Abb. 18).

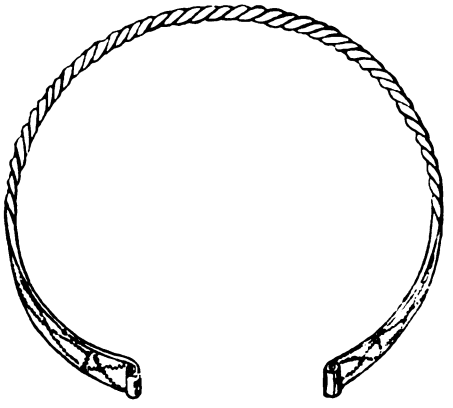


Abb. 18. Stanomin Kr. Hohenſalza, Poſen. 1/3.

Dieſer Typus von **Halsringen mit breiten Öſenenden** iſt durchaus illyriſch; ſeine Verbreitung reicht von der oſtgaliziſch-ruſſiſchen Grenze (Huſiatyn, Tarnopol) nach dem Sangebiet (Zarſzyn, Sandomir), zieht ſich das linke Weichſelufer abwärts (Kielce, Miechow) bis zur preußiſchen Grenze bei Thorn und nach dem nördlichen Poſen in die Kreiſe Mogilno, Hohenſalza, Samter. Ausläufer gehen ſüdwärts nach dem an der Tatra belegenen ungariſchen Komitate Arva, weſtwärts nach Dahlen im Kgr. Sachſen, endlich auch nordwärts nach dem germaniſchen Kreiſe Pyritz in Pommern. Der Kreis Pyritz weiſt ja aus gleicher Zeit jene beiden merkwürdigen Eiſenſchwerter von Billerbeck[3]) auf, ſowie einen wichtigen, illyriſch, d. h. von Poſen her, beeinflußten Eiſenfund, den

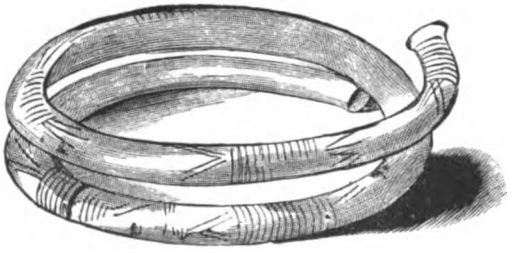


Abb. 19. Tupadly Kr. Hohenſalza, Poſen. 2/3.

[1]) Niederlauſitzer Mitteilungen 7, 48, Abb. 59.

[2]) Nachrichten über deutſche Altert. 1899, 82 ff.

[3]) Koſſinna, Die deutſche Vorgeſchichte uſw. 2. Aufl. S. 135.

Digitized by Google

aus Brietzig, zu dem u. a. ein maſſiver, ſpiraliger Fußring wie Abb. 19 und ein eiſernes Flachbeil wie Abb. 4 gehören, letzteres eine ausſchließlich illyriſche Form, die im poſenſchen Kreiſe Samter ihre Nordgrenze erreicht. Jener erſtgenannte Pyritzer Fund ſtammt aus Leine und iſt von Stubenrauch der mittleren, von Walter gar der alten Bronzezeit zugeſchrieben worden[1]). Angeblich ſoll er von einem Skelettgrabe in der Spitze eines Hügels herrühren; doch beſteht darüber keine wiſſenſchaftliche Beobachtung. Jedenfalls iſt der Fund früheiſenzeitlich, wie der gedrehte Halsring mit plattgehämmerten, breiten Öſenenden (Abb. 20) und die beiden maſſiven, ſpiralig übergreifenden Fußringe (Abb. 21) beweiſen: jener wie auch dieſe von echt Stanominer Typus. Die ſpiraligen Fußringe, die als Verzierung Gruppen von Querfurchen tragen, an die ſich rechts und links hohe, ineinander geſtellte gleichſchenklige Dreiecke ſchließen, und meiſt in kleine Stempelknöpfe wie bei Abb. 19, ſeltener verjüngt endigen wie bei Abb. 21, haben eigentümlicherweiſe auf illyriſchem Gebiete dasſelbe

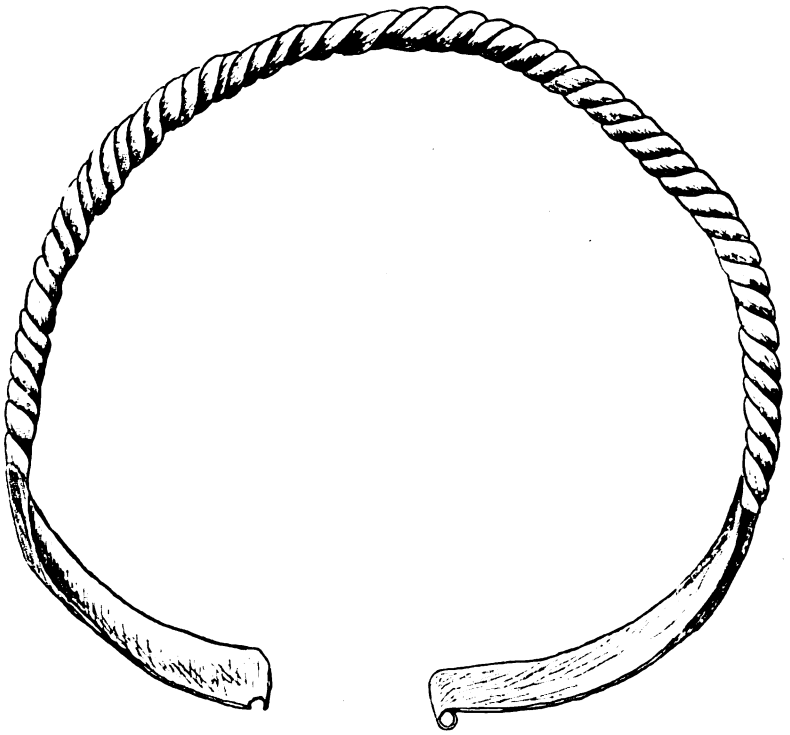


Abb. 20. Leine Kr. Pyritz, Pommern. 2/3.

[1]) Pomm. Monatsbl. 1901, 107 (Stubenrauch); Mannus III, 148, 150 (Walter).

Digitized by Google

Verbreitungsgebiet wie die eben beschriebenen Halsringe, d. h. mit Einschluß von Galizien (sowie Komitat Arva) und Westpolen und mit Ausschluß

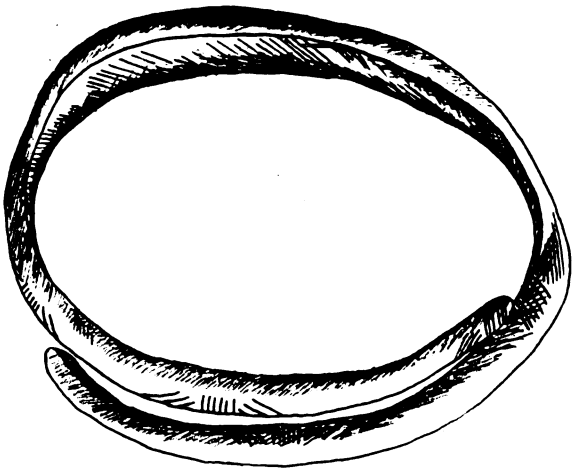


Abb. 21. Leine Kr. Pyritz, Pommern. 2/3.

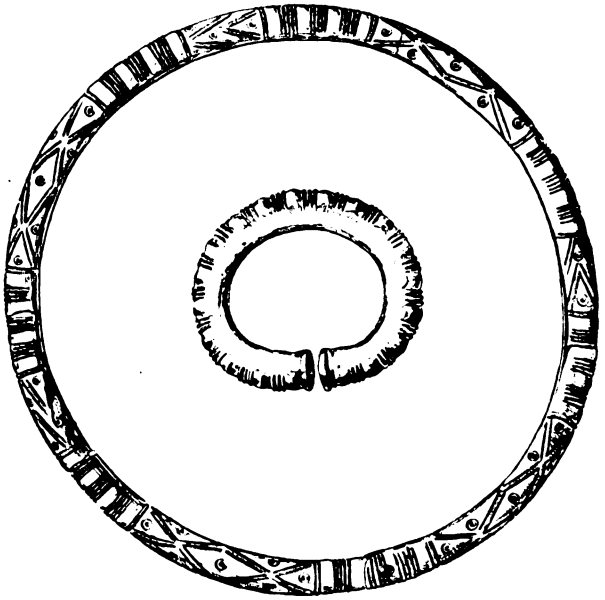


Abb. 22. Buschen Kr. Wohlau, Schlesien. 1/3.

von Schlesien, Süd- und Mittelposen, während sonst Schlesien (nebst den Kreisen Sorau [und Krossen) und Süd- und Mittelposen durchaus die

Digitized by Google

Hauptgebiete der illyrischen Typen Ostdeutschlands in dieser Zeit sind, dagegen Galizien und Polen nur ausnahmsweise mit hinzutreten.

Getriebene hohle Halsringe, die mit liegendem Kreuz verziert sind (Abb. 22), befinden sich in den Depotfunden von Buschen Kr. Wohlau und

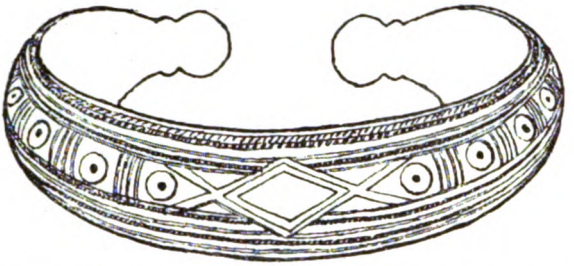


Abb. 23. Buchheim A. Meßkirch Kr. Konstanz, Baden. 1/1.

Lorzendorf I Kr. Namslau, sowie neuerdings in einem Weihegabefunde (2) aus Adelnau[1]); ein weiterer stammt aus dem Gräberfelde von Grabowiec

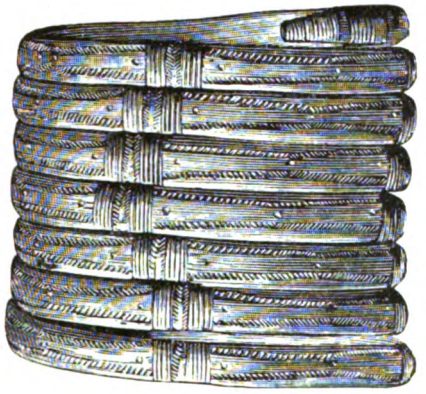


Abb. 24. Priment Kr. Bomst, Posen. 2/3.

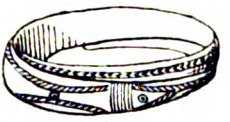


Abb. 25. Stanomin Kr. Hohensalza. 1/3.

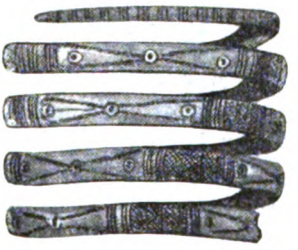


Abb. 26. Ribenz Kr. Kulm, Westpreußen.

Kr. Samter[2]). Und die nämliche Verzierung tragen fünf Armringe eines größeren Depotfundes von unbekanntem Fundorte innerhalb der Provinz

[1]) Buschen: Beitr. z. Urgesch. Schles. III, 38, Abb. 70—72 (danach unsere Abb.); Lorzendorf I: Schles. Vorzeit VII, 197, Abb. 3; Adelnau: Mannus VII, 152 f.

[2]) Teil-Abbildung (gezeichnet): Verhandl. Berl. anthrop. Ges. 1878, Bd. X, 50 f., Taf. VII, 9; Gesamtbild: Berliner Photograph. Album 1880, Sektion IV, Taf. 4 (Kaiser Friedr.-Mus. Posen).

Digitized by Google

Posen[1]). — Ziemlich nahe verwandt mit dem behandelten Muster ist das zweier gegossener Bronzearmbänder (Abb. 23) eines Skeletts der Hallstattstufe III (Reinecke) aus einem Hügelgrabe von Buchheim A. Meßkirch, Kr. Konstanz in Baden, die freilich nur aus Bruchstücken rekonstruiert werden konnten[2]).

Als letzter illyrischer Typus wären hier bandförmige, spitzzulaufende Armspiralen zu nennen, deren bester Vertreter wohl das Stück aus dem bekannten Cisten-Depotfund von Priment Kr. Bomst in Posen sein dürfte (Abb. 24). Ich kenne solche Armspiralen sonst aus Slupia Nowa bei Sandomir in Polen (Akademie Krakau), Kosel in Oberschlesien, Lorzendorf II Kr. Namslau, Kuttlau und Lerchenberg Kr. Glogau (diese vier im Museum Breslau), Prittag K. Grünberg (Mus. Berlin), Zauchel Kr. Sorau (Vhl. Berl. anthr. Ges. 1888, 565 f.), Sommerfeld Kr. Krossen (Mus. Berlin), Stanomin Kr. Hohensalza (Abb. 25), Orchowo (zwei Stück: Pos. Album I, Taf. XIV 3, 4) und Wszedzin (Mus. Berlin Id 1224), diese beiden Funde Kr. Mogilno.

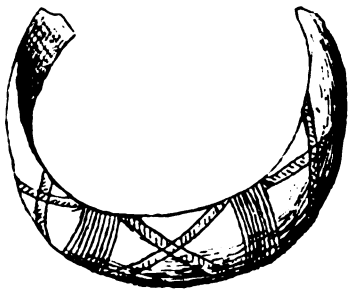


Abb. 27. Hanshagen Kr. Kolberg-Körlin, Pommern. 1/2.

Ein Teil von diesen Stücken hat eine eingepunzte Verzierung von flachen Bögen, die sich in ihrer Mitte an Stellen, die durch einen eingeschlagenen Punktkreis bezeichnet werden, mehr oder weniger nahekommen, ja sogar berühren, aber nicht kreuzen. Dieser Armspiralentypus zeigt nun in seinen germanischen Vertretern wirkliche Kreuzung der Zierbänder (Abb. 26) sowohl bei den Ostgermanen: Schönwiese Kr. Marienburg (Mus. Danzig)[3]), Ribenz Kr. Kulm[4]), Kolberg (Mus. Berlin), als auch bei den Westgermanen: Pasewalk Kr. Ückermünde (Mus. Stettin). Kolberg könnte an diesem so frühen Punkte der ersten Eisenzeit vielleicht noch westgermanisch sein, liegt aber in der vollen Entwicklung dieser Periode im Gebiete der ostgermanischen Steinkistenkultur, deren Westgrenze in Hinterpommern etwa durch den Lauf der Rega bestimmt wird.

Damit sind wir also auf das germanische Gebiet übergegangen. Abgesehen von den eben behandelten Armspiralen zeigen sich hier weniger bestimmte Typen, denen das liegende Kreuz oder Kreuzband eigentümlich ist, als vielmehr nur Einzelerscheinungen, bei denen diese Verzierungsweise beobachtet wird. Doch finden sich darunter zum ersten Male genau entsprechende Seitenstücke zur Zierweise des Ringes aus Wahren, d. h. also

[1]) Mus. Breslau: Beitr. z. Urgesch. Schlesiens. 1906, III, 40 (Seger).
[2]) Prähistor. Blätter IX, 1897, S. 82, Taf. IX, 2.
[3]) Bericht des Danziger Prov.-Mus. für 1899, S. 39.
[4]) Verhandl. der Berl. anthrop. Ges. 1892, 471.

Digitized by Google

Bänder mit Querſtrichelung. Ich nenne das Bruchſtück eines Armbandes aus dem verhältnismäßig frühen Depotfunde unſerer Periode von Hanshagen Kr. Kolberg (Abb. 27)[1]), ferner einen Halsring mit breitgeklopften Enden

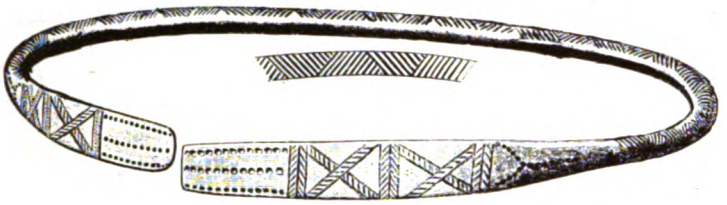


Abb. 28. Gotland. 1/2.

von der Inſel Gotland[2]) (Abb. 28). Doch auch die einfachen Geſtaltungen des ungefüllten Kreuzbandes fehlen nicht, wie die fünf Halskragen aus dem Funde von Lanzenberg unweit Neumark Kr. Löbau in Weſtpreußen (öſtlich der Weichſel) (Abb. 29) zeigen; ebenſo die Fibel mit Schälchenfuß aus einem Steinkiſtengrabe von Zeblin Kr. Bublitz in Hinterpommern (Abb. 30)[3]).

Abb. 29. Lanzenberg Kr. Löbau, Weſtpreußen. 2/3.

Abb. 30. Zeblin Kr. Bublitz, Pommern. 1/2.

Endlich findet ſich auch das einfache Kreuz, und zwar an Halsringen aus der Lübecker Gegend, die den allerſpäteſten Typus der Wendelringe darſtellen, bei dem die ſpiraligen Windungen nur ganz leicht eingeritzt ſind (Abb. 31); ſie entſtammen zwei Depotfunden von je zwei Stücken aus Altlübeck und aus Friedrichshof Kr. Plön[4]).

[1]) Almgren, Die ältere Eiſenzeit Gotlands. Heft 1. Stockholm 1914. Taf. 2, Abb. 16.
[2]) Nachrichten über deutſche Altert. 1898, 17 ff., Abb. 5 (Schumann).
[3]) Lanzenberg: Bericht des Prov.-Muſ. Danzig 1897, 33, Abb. 6. — Zeblin: Pomm. Monatsbl. 1902, S. 142.
[4]) Splieth, Inventar. S. 84, Nr. 409, 416.

Digitized by Google

Mit dem anderen Muster, das den Wahrer Ring schmückt, dem Tannenzweigmuster, können wir uns kürzer fassen. Es findet sich auf Hals-, Fuß-

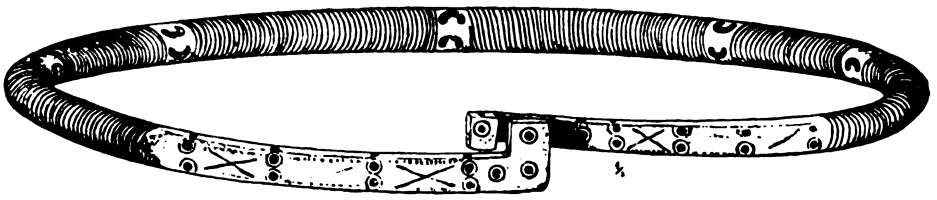


Abb. 31. Friedrichshof Kr. Plön, Holstein. 1/2.

und Armringen der frühen Eisenzeit zwar nicht selten, aber überwiegend in Längsrichtung aufgesetzt, nicht in Querrichtung. Auf einem der germanischen Hohlwulste (Abb. 32) des Depotfundes von Gnewin Kr. Lauenburg

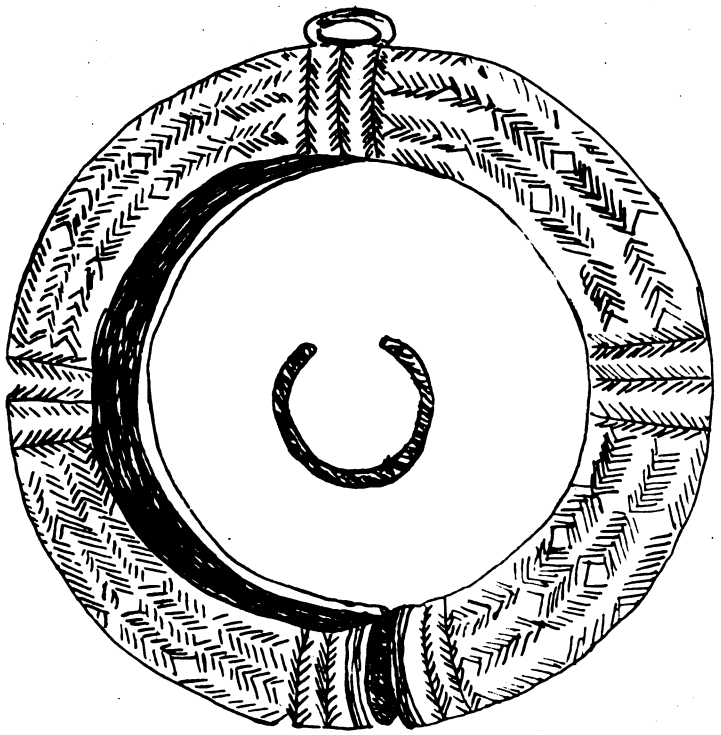


Abb. 32. Gnewin Kr. Lauenburg. Pommern. 1/2.

in Hinterpommern[1]) erscheint es sowohl in Längs- wie in Querrichtung. Die zierlichen ostgermanischen achtkantigen Halsringe Hinterpommerns, West- und Ostpreußens — ihr Gebiet reicht von Köslin bis Königsberg-Lötzen —

[1]) Pomm. Monatsbl. 1889, S. 162, Taf. 1, Abb. 1; Mus. Stettin.

Digitized by Google

haben es als typisches Muster, aber nur in Längsrichtung, abwechselnd mit Punktstich- oder mit Augenmuster (Abb. 33)[1]). Desgleichen kenne ich es als Verzierung der Schlußwindung illyrischer Armspiralen, so bei zweien aus dem Depotfunde von Zurawia Kr. Schubin (M. f. V. Berlin) und an einem Bruchstück dieser Art aus Ochodza Kr. Wongrowitz in der Provinz Posen[2]), wo es mit Gruppen von Querkerben abwechselt. Ein weiterer illyrischer Beleg ist der eine der beiden getriebenen Hohlwulste, Fußringe

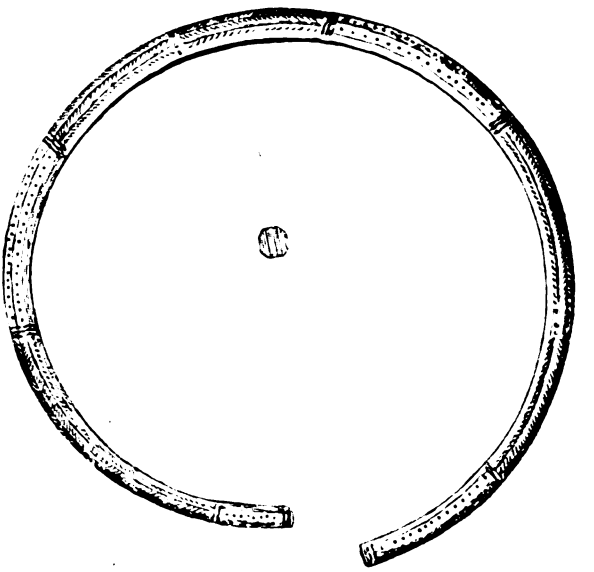


Abb. 33. Arklitter See Kr. Gerdauen, Ostpreußen. 1/3.

mit Stöpselenden, aus dem genannten Depotfunde von Zurawia Kr. Schubin[3]), der sowohl mit längslaufenden als auch mit zahlreichen querlaufenden Bändern von Tannenzweigmuster bedeckt ist, während der andere Hohlwulst

[1]) Fundorte achtkantiger Halsringe: Altbeltz Kr. Köslin: 9 Stück (Balt. Studien 28, 465; 46, Taf. II); Kolberg: 1; Belgard: 3 sechskantige aus Zinn (Monatsbl. 1905, 22; Mannus 1911, S. 144); Schlagenthin Kr. Konitz: 1 (Lissauer Altertümer, Taf. 9, 7); Abbau Karthaus, Kr. Karthaus: 2 aus einem großen Depot (Danziger Bericht f. 1892 S. 18); Gulbien Kr. Rosenberg: 1 (Lissauer Taf. 9, 5); Ribenz Kr. Kulm: 6 (Verhandl. Berl. anthrop. Ges. 1892, 469 ff.); Altpreußen: 1 (Bezzenberger, Analysen S. 53); Samland: 1 (ebd.); Insel im Arklitter See Kr. Gerdauen: 1 (ebd., Abb. 54, unsere Abb. 33); Löwentinsee bei Lötzen: 2 sechskantige (ebd.).

[2]) Zeitschr. f. Gesch. Posen I, 381.

[3]) Schlechte Abbildung bei J. Kostrzewski, Wielkopolska. Posen 1914, S. 99, Nr. 318; Mus. f. Völkerk. Berlin II, 5992.

Digitized by Google

(II 11219) wie die meiſten ſeiner Art einfache leichte Querrippung aufweiſt[1]).

Nach anderen Richtungen hin, z. B. was die Nadeln angeht, auf deren Schaft das Tannenzweigmuſter von der frühen Bronzezeit an mit Vorliebe geſetzt wurde, und auch jetzt wiederum erſcheint, ſo an den Doppelſpiralſcheibennadeln, ſo will ich hierauf nicht näher eingehen und nur auf das ſehr häufige Vorkommen des Muſters an jeder Art Ringſchmuck in der Bronzezeit hinweiſen.

Die ganze Verteilung der Muſter auf dem des Wahrer Ringes, ihre Trennung durch kürzere glatte Wulſte, die wiederum durch ſcharfe Einkerbungen begrenzt werden, entſpricht durchaus dem Stile der frühen Eiſen-

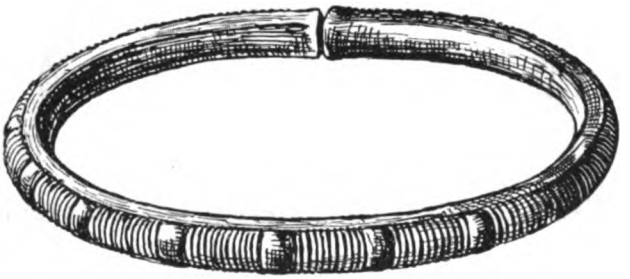


Abb. 34. Namslau, Schleſien. 1/1.

zeit Mitteleuropas im allgemeinen und des illyriſchen Oſtdeutſchland im beſonderen. Stabförmige Hals-, Arm- und Fußringe wurden damals allgemein in Oſtdeutſchland an den Enden oder über den ganzen Körper hin in der genannten Weiſe geſtaltet. Als ein ganz beliebig gewähltes Beiſpiel ſeien hier die Armringe des Namslauer Depotfundes (Abb. 34) oder der im Innern der Abb. 22 (oben S. 106) wiedergegebene Armring von Buſchen angeführt[1]).

Es iſt vollkommen ausgeſchloſſen, daß der Wahrener Eiſenring einer anderen Zeit angehören kann, als der ſpäten Hallſtattzeit, der früheſten

[1]) Die weiteren Fundorte dieſer getriebenen, leicht quergerippten Fußwulſte, deren Enden ineinander geſteckt ſind, ohne Nietſtift, aber zum Teil mit abgeſetztem Stöpſel, liegen in Schleſien, Poſen, Brandenburg und Weſtpreußen. Lorzendorf Kr. Namslau II: 2 (Schleſ. Vorz. VII, 526), Brahnau Kr. Bromberg: 2 (Jahrbuch des Netzediſtrikts 1886, 10, Nr. 33—38; Muſ. Bromberg); Provinz Brandenburg (wahrſcheinlich im äußerſten Südoſten der Niederlauſitz): 1 mit Stöpſelende (Muſ. f. Völkerk. Berlin I f 5228); Flatow in Weſtpreußen: 2 (Danziger Bericht 1900, S. 33); Altbukowitz Kr. Berent: 2 mit Stöpſelende (ebd. 1899, Abb. 11, 12). Die vier Stücke aus Weſtpreußen ſind natürlich illyriſche Einfuhr in oſtgermaniſches Gebiet. Auch Halsringe dieſer Art gibt es aus Schleſien: Lorzendorf I Kr. Namslau (Schleſ. Vorz. VII, 197, Abb. 3) und Karlsruh Kr. Steinau (ebd. S. 205).

[2]) Schleſ. Vorz. N. F. IV, 40, 43 (Seger).

Digitized by Google

illyriſchen und germaniſchen Eiſenzeit. Denn wenn Bronze-Halsringe mit liegendem Kreuzbandmuſter auch in der oſtgermaniſchen Latènezeit vorkommen, das Muſter ſelbſt auch noch in der römiſchen Kaiſerzeit und noch ſpäter bei den Germanen beliebt iſt, ſo iſt eben die ganze Geſtalt und Verzierungsweiſe des Halsringes von Wahren nur in der früheſten Eiſenzeit

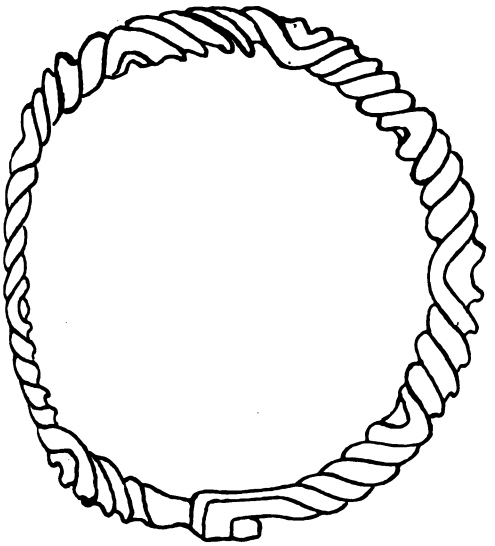


Abb. 35. Etwa 1/2.

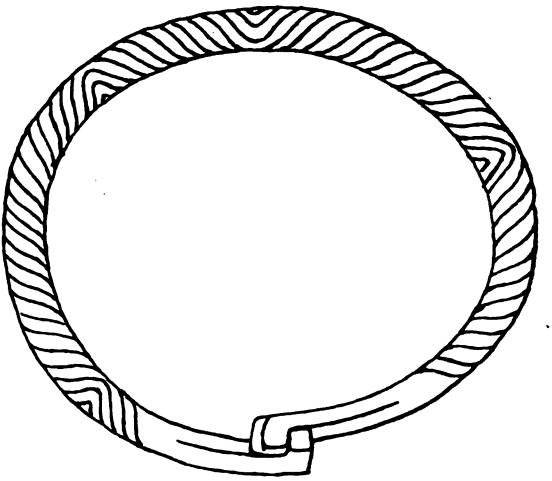


Abb. 36. Etwa 1/2.

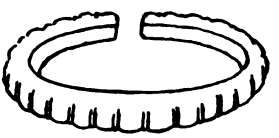


Abb. 37. Etwa 1/2.

möglich geweſen. Auch nur damals, wo das Eiſen als Rohſtoff noch mehr geſchätzt wurde, als es ſehr bald danach ſchon der Fall war, wurden Schmuckringe aus Eiſen gefertigt. Später kehrte man für Schmuckſachen wieder zur Bronze zurück, die ja ſelbſt in der frühen Eiſenzeit gegenüber dem Eiſenſchmuck unendlich überwiegt.

Wir haben die Seitenſtücke zu dem Ring von Wahren als Ganzes wie in ſeinen Einzelheiten teils auf illyriſch-oſtdeutſchem, teils auf germaniſch-nordoſtdeutſchem (nebſt däniſch-ſkandinaviſchem) Gebiete, und zwar hier ſowohl in weſt- wie in oſtgermaniſcher Kultur, gefunden. Die Germanen hängen in dieſer Zeit, wie ſchon früher, ſehr viel enger mit den oſtdeutſchen Illyriern zuſammen, als mit den Kelten in Weſtdeutſchland, was ich ſchon öfter hervor-

Digitized by Google

gehoben habe[1]). Schon diese Verhältnisse zeigen, daß der Fund von Wahren bei Leipzig und wahrscheinlich auch noch der von der Wölmisse zum illyrischen Kulturkreise gehören.

Auch sonst spricht alles dafür, daß in der frühen Eisenzeit die Saale der Grenzfluß war, der die Kelten von den Illyriern in Mitteldeutschland schied, während in der älteren Bronzezeit die Kelten auch noch an der Elster gesessen hatten (Periode II), die Illyrier aber erst in Periode III mit den Kelten hier Fühlung gewannen. Es macht hier natürlich nichts aus, daß manche in der frühen Eisenzeit sicher keltischen Orte wie Giebichenstein, Halle, Dürrenberg, Kl. Korbetha dicht am östlichen Ufer dieses Flusses liegen. Der Oberlauf der Saale, der ja sehr stark nach Westen abbiegt, wird noch etwas weiter ostwärts überschritten. Ein Mittel, die Ostgrenze der Kelten in Ostthüringen festzulegen, bilden die Skelettgräber mit Halsringen der entwickelten Wendelringart (Abb. 35, 36) und mit Steigbügelarmringen (Abb. 37). Es ist auffallend, daß wir zu dieser Zeit und in diesem Gebiete so gut wie ausschließlich solche Skelettgräber antreffen oder wenigstens mit Sicherheit bestimmen können, die offenbar weibliche Bestattungen bergen. Die zugehörigen Männergräber scheinen merkwürdigerweise der Beigaben zu entbehren und sind daher, soweit sie einzeln vorkommen, nach Zeit und Kulturzugehörigkeit unbestimmbar. Sie offenbaren sich nur dort, wo sie in enger Gemeinschaft mit Frauengräbern auftreten, wie z. B. zu Oschersleben, Silstedt und Tarthun. Ich führe die wichtigsten dieser Skelettgräber an (vgl. die Karte):

I. Nördlich des Harzes.

1. Oschersleben, Raffinerie: 4 Skelette, davon eines mit 7 geperlten und gekerbten Armringen, einem Halsring und Bronzeblechgürtel.

2. Silstedt Kr. Wernigerode: 2 Skelette, wovon eines einen dreimal wechselnden Wendelring, 2 dünne Drahtarmringe, ein verziertes Bronzescheibchen und zwei scheibenförmige Bernsteinperlen trug.

3. Tarthun bei Egeln a. d. Bode Kr. Wanzleben: 3 Skelette, Mann, Frau, Mädchen; nur letzteres mit Beigaben, nämlich einem flachen späten Wendelring und 14 gebuckelten und gekerbten Steigbügelringen.

4. Zwischen Pr. Börnecke und Hecklingen bei Staßfurt Kr. Aschersleben: Skelett mit eng parallel geriefeltem Halsring mit verzierten flachen Hakenenden.

5. Westdorf südlich bei und Kr. Aschersleben: Skelette ohne Beigaben (Zeit?) neben Urnengräbern der früheſten Eisenzeit.

6. Welbsleben, dicht südlich bei Westdorf (Nr. 5), Mansfelder Gebirgskreis: Skelett mit drei gebuckelten und gekerbten spitzen Armringen.

7. Stedten bei Schraplau, Mansfelder Seekreis: Wendelring und 9 ovale, schwachgerippte Armringe (Skelett nicht bezeugt).

[1]) Z. B. Die deutsche Vorgeschichte usw.[2] S. 136.

Digitized by Google

II. Im Saaletale.

8. Giebichenstein (jetzt Stadtkreis Halle a. d. S.): ungezählte Skelette mit Wendelringen und Steigbügelarmringen.

9. Halle a. d. S. Klosterstraße: Skelettreste, dabei 6 meist geriefelte Halsringe, 4 Steigbügelarmringe, dicke lange Nadel mit stark wulstigem Halse und eine solche mit senkrechter Hohlspiegelscheibe, Schildohrringe, Bernsteinperlen.

10. Merseburg: Skelette ohne Beigaben; drei weibliche mit Beigaben, darunter zwei geschlossene Drahtarmringe mit 3 × 4 kleinsten Querwülsten, eine Nadel mit großer senkrechter Hohlscheibe und 3 Schildohrringe.

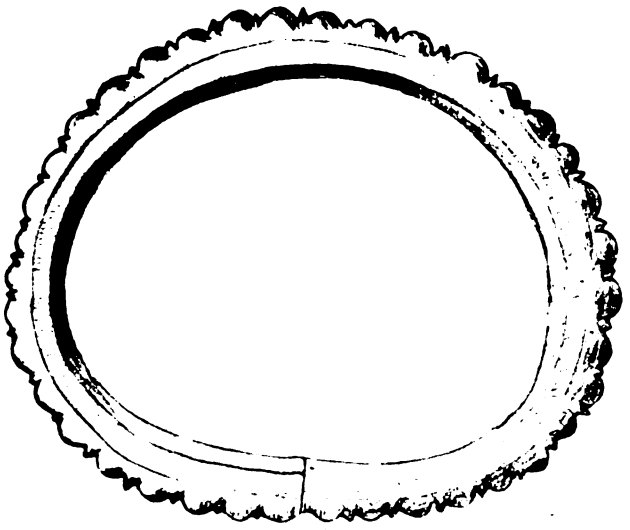


Abb. 38. Theißen, Kr. Weißenfels. 1/1.

11. Dürrenberg a. d. S. Kr. Merseburg: 1. ein Skelett mit Wendelring und dünnem, flachen Armband; 2. ein Skelett mit Wendelring und neun Steigbügelarmringen.

12. Kl. Korbetha a. d. S. Kr. Merseburg: Skelette mit flachen Wendelringen, zwei dicken ovalen Ringen, vier dünnen Steigbügelarmringen, zwei Schildohrringen, eiserner Nadel.

13. Theißen Kr. Weißenfels, stark abbiegend nach Osten bis in die Nähe von Zeitz: flacher Wendelring mit dreifachem Wechsel und ein sehr starker, geperlter Steigbügelarmring (Abb. 38); Skelett unbezeugt.

14. Gr. Jena a. d. Unstrut, gegenüber Naumburg a. d. S., Kr. Naumburg: zwei dünne, zwei dicke Steigbügelarmringe, ein Armring mit vier fünffachen Knotenstellen, drei Schildohrringe, zwei lange Nadeln mit dickem Kopf; Skelett unbezeugt.

Digitized by Google

15. Bad Sulza a. d. Ilm nahe der Mündung in die Saale, Kr. Apolda: Skelett mit drei Steigbügelringen.

16. Flurstedt a. d. Ilm bei Apolda: mehrere Skelette; bei einem ein flacher, schwerer Wendelring, sechs Armringe, drei rundstabige, gerade abschneidende Fingerringe, große hohle Bronzescheibe auf Eisenblech = Nadelkopf einer abgerosteten Eisennadel, vier ringförmige Bernsteinperlen.

17. Vierzehnheiligen, zwischen Apolda und Jena: Skelett mit einem geschlossenen Armring, den abwechselnd drei einfache und drei doppelte Schwellungen zieren, lange Bronzenadel mit senkrechtem Hohlspiegelscheibenkopf und Halsbiegung.

18. Thierschneck (Aue) Grafsch. Camburg, zwischen Graitschen und der Grenze des Kreises Weißenfels bei Schkölen, also östlich der Saale: Grabhügel 3 enthielt in der Westhälfte ein Skelett mit reichlichen Beigaben: ein geschlossener, rundstabiger Fußring, zwei hohle getriebene (?), an den Enden durch ein übergenietetes Blech geschlossene Armringe, ein geschlossener Armring mit dreifachen Wulsten an fünf Stellen, zwei dünne Blecharmbänder, Ohrringelchen, ein Fibelrest, drei Gefäße und zerstreute Scherben.

19. Saalfeld: vier offene, reich verzierte Halsringe mit Endknöpfen in der Art derer, aus welchen die oberpfälzischen Halskragen der spätesten Hallstattperiode bestehen. Skelett unbezeugt.

20. Wöhlsdorf bei Ranis Kr. Ziegenrück: Skelett, dabei ein dünner, gedrehter Halsring mit Haken- und Ösenende und eine Paukenfibel.

Diese Aufzählung der östlichsten Skelettgräber der späten Hallstattzeit, also des 7. und 6. Jahrhunderts vor Chr. im sächsisch-thüringischen Grenzgebiete, die weit vollständiger und genauer ist als alle bisherigen Nachrichten über diese Fundgruppe, soll wegen der Wichtigkeit dieser Kulturerscheinung baldigst ersetzt werden durch die Veröffentlichung eines mit genauen Belegen über die Aufbewahrung und die literarischen Mitteilungen versehenen Verzeichnisses sämtlicher Skelettgräber dieser Art aus ganz Mitteldeutschland nördlich des Mains bis an die deutsche Westgrenze, das ich seit Jahrzehnten ausgearbeitet habe, das aber in dieser Abhandlung wegen der Fülle des Stoffes keinen Raum finden kann. Zur Veranschaulichung des merkwürdigen Ineinandergreifens germanischer und keltischer Siedelungen des 7. und 6. Jahrhunderts im Ostharz- und Saale-Gebiet habe ich die Krügersche Karte der Germanischen Gräberfelder[1]) durch Eintragung der keltischen Skelettgräber bereichert (Taf. XXI).

Die thüringische Grenzgruppe dieser Skelettgräber, über deren hohe stammeskundliche Bedeutung ich mich schon vor vielen Jahren und mehr als einmal ausgelassen habe[2]), zeigt, daß die Saale, abgesehen von dem

[1]) Mannus V Taf. XXXI.

[2]) Beiträge zur Gesch. d. deutsch. Sprache u. Lit. 26, 1901, 283. Korresp.-Bl. d. deutsch. anthrop. Ges. 1907, 58. Vgl. auch E. Wahle: Jahresber. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. L. 1911, X, 127 ff.

Digitized by Google

hochgelegenen Kreise Ziegenrück, nur an einer Stelle, und zwar in einer Linie von Camburg a. d. Saale nach Zeitz a. d. Elster ostwärts überschritten wurde. Denn den beiden Fundstücken von Theißen, über die man freilich nicht das geringste Nähere weiß, wird man doch eine gewisse Geltung nicht absprechen dürfen. Sonst ist das ganze Elstertal, soweit es aufwärts vorgeschichtliche Siedelungen überhaupt aufweist, von keltischem Einflusse frei. Die Gegend von Halle erweist sich in dieser Zeit als eine Dreivölkerecke.

Wir müssen den Fund von Wahren dem illyrischen Volke zuweisen und werden auch nicht fehlgehen, wenn wir den Fund von der Wölmisse

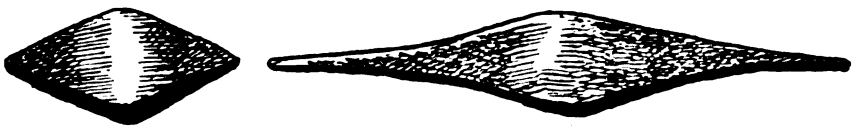


Abb. 39. Eisenbarren des Museums zu Straßburg i. Els. (nach R. Forrer).
a. Kolmar i. Els. (Nr. 4851). b. Oberbergheim.

bei Schlöben, obwohl er sich der Saale schon stark nähert, demselben illyrischen Kulturgebiet zuweisen. Der nächste keltische Grenzort nach Westen hin wäre hier Vierzehnheiligen zwischen Jena und Apolda, falls wir nur auf die Gräber sehen, die ja vorläufig hier allein die kennzeichnenden Merkmale für die Kulturgebiete uns erkennen lassen. Ostwärts von Schlöben aber findet sich nichts mehr, was auf die keltische Art hinwiese.

2. Der Spitzbarren aus Eisen.

Über diese wichtigen Zeugnisse einheimischer Roheisenerzeugung ist verhältnismäßig viel geschrieben worden; doch, wie das stets in unserer Wissenschaft der Fall ist, weit zerstreut. Namentlich sind es C. Mehlis und Ludwig Beck, die diesem Stoffe ihre andauernde Aufmerksamkeit zugewandt haben[1]). Ferner wären R. Forrer, namentlich für das Elsaß[2]), und J. B. Keune[3]) für Lothringen zu nennen.

---

[1]) Mehlis: Studien zur ältesten Gesch. d. Rheinlande. Leipzig 1883, VI, 10, 36; VII, 11 f., 1888, X, 107 f; Globus 1886, Bd. 49, 347 ff.; Korresp.-Bl. d. deutsch. anthrop. Ges. 1883, X, 147 ff.; Korresp.-Bl. d. Westd. Zeitschr. f. Gesch. u. K. 1888, 179; Mitteil. d. histor. Ver. d. Pfalz VI, 41; XI, 10. Kosmos, Zeitschr. f. Entwicklungsgesch. u. einheitl. Weltansch., herausgegeb. v. B. Vetter, Stuttgart 1883, Jahrg. VII, Bd. 13, S. 148 ff., Abb.; Enzyklopädie der Naturwissenschaften, Lfg. 31, S. 512. — Beck: Annalen des Ver. f. Nassauische Altert. 14, 318 ff., Taf. 6; Geschichte des Eisens. Braunschweig 1884 oder (2. Titelausgabe) 1891, Abt. I, S. 533; Festschrift des Röm.-German. Zentralmuseums zu Mainz 1902, S. 5 f.

[2]) Jahrbuch der Ges. f. Lothr. Gesch. u. Altert. 1906. 18, 54, 75 f.

[3]) Ebd. 1910. 22, 489 ff.; VII. Bericht d. röm.-germ. Komm. S. 225.

Digitized by Google

Unterschieden werden bei den Eisen-Rohluppen zwei Formen (Abb. 39): eine sehr kurze und dicke, die zugleich schwerer im Gewicht ist, und eine andere, in lange Spitzen ausgezogene, meist weniger dicke und weniger schwere, von durchschnittlich etwa 6—8 cm Stärke. Die erste kurze Art ist durchschnittlich etwa $^1/_4$, die zweite $^1/_2$ m lang und das Gewicht der Gesamtheit schwankt zwischen 10 und 3 kg, beträgt bei der ersten, dicken Art im Durchschnitt 7 kg. Doch gibt es Übergänge, die sich in der Mitte zwischen beiden Arten halten.

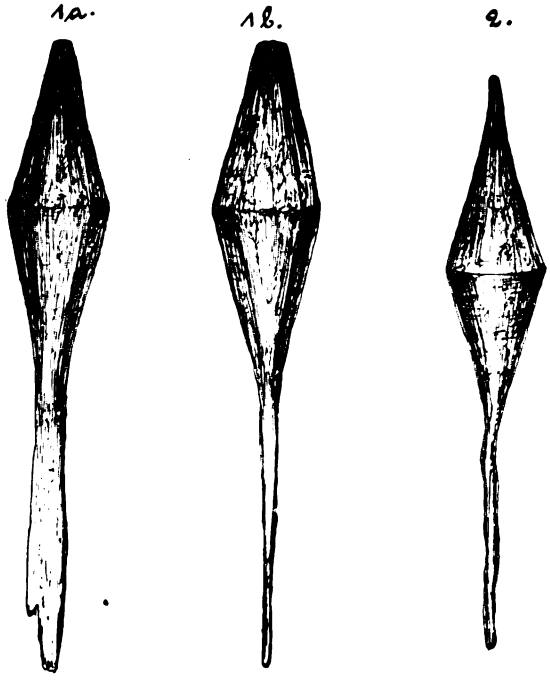


Abb. 40. Koblenz. $^1/_2$.
Länge von der Mitte bis zu dem einen erhaltenen Stielende: 1. = 12 cm; 2. = 10 cm; ganze Länge also nur 25 und 20 cm. Gewicht: 1. = 170 g; 2. = 102 g.

Die dickere Art wird von manchen für älter gehalten, als die langgezogene. Früher setzte man alle Stücke in die Latènezeit. Forrer jedoch meint, daß die meisten Stücke, besonders die kurze, dicke Art, erst der römischen Kaiserzeit angehören dürften, da ihr Gewicht in runden Zahlen am besten durch Vergleich mit römischen Pfunden sich ausdrücken lasse (19 oder 20 Pfund).

Ich lasse nun ein Verzeichnis der Barren folgen, das in der Hauptsache durch sorgfältigere Literaturausnutzung, daneben auch durch neue Nachrichten aus einigen Museen (Bern, Dürkheim, Gießen, Karlsruhe, Koblenz, Speier, Trier, Zürich), denen hierfür gedankt sei, zwar gewiß noch längst keine Vollständigkeit erreicht hat, aber immerhin das bisher weitaus reich-

Digitized by Google

haltigſte geworden iſt. Beſonders hervorheben muß ich die ausführlichen Mitteilungen über das Koblenzer Grab und die trefflichen Zeichnungen dazu, die ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Tiefbauamtsvorſteher A. Günther verdanke. Starke Bedenken habe ich wegen der Angaben über die Rheinpfalz, die ſich in erſter Reihe auf die zahlreichen Arbeiten von Mehlis ſtützen, namentlich auch auf die Erläuterungen zu ſeiner prähiſtoriſchen Karte der Pfalz (Studien z. ält. Geſch. d. Rheinlande VIII. Leipzig 1885, S. 18—63). Für einen beträchtlichen Teil der dortigen Angaben über Funde von Eiſenbarren laſſen ſich aber in den pfälziſchen Sammlungen keine entſprechenden Belege auffinden trotz der unermüdlichen hilfsbereiten Unterſtützung, die mir

a. b. c. d. e.

Abb. 41. Koblenz.

Herr Konſervator Dr. Sprater und noch in letzter Stunde auch Herr Gymnaſiallehrer Hemmerich in Bad Dürkheim nach dieſer Richtung liehen, wofür ich ihnen hier meinen Dank ſage. Ich habe die alten Angaben von Mehlis ſo gut oder ſo ſchlecht es ging, mit dem Tatbeſtande der jetzt vorhandenen Funde zu vereinigen geſucht.

Rheinprovinz (8).

Koblenz, Kaiſerin-Auguſta-Ring: 2 an je einem Ende abgebrochene und nun etwa $^1/_4$ m lange, alſo ſehr kurze, dabei aber außerordentlich dünne und leichte Stücke (587, 588) (Abb. 40, 1—2), aus einem provinzialrömiſchen frühen Brandgrabe, das zu einem bei der Stadterweiterung 1900—1903 freigelegten Gräberfelde gehört, das von Auguſtus bis in den Beginn der Regierungszeit Domitians reicht (vgl. Mannus III, 24 Taf. VII). In dem Grabe fanden ſich weiter: 1. weißgraue Urne mit leichter Einziehung unter dem profilierten Rande; vom Halſe ausgehend in großen Dreiecken wabenartig geordnete Kniffe, in den Zwiſchenräumen ebenſolche kleinere Dreiecke (zerbrochen) (Abb. 41 b); 2. breitbauchi-

Digitized by Google

ger gelber Henkelkrug mit Standring, 18½ cm hoch, 14,2 cm Durchmeſſer (Abb. 41 a); 3. kleiner, ſchwarzer Krug mit glattem Boden (Hals und Henkel abgebrochen), 10 cm hoch (Abb. 41 d); 4. ſchwarzer Teller mit Standring und ſchräganſetzendem, nach außen überhängendem Rand, ohne Stempel: 3,3 cm hoch, 25½ cm Durchmeſſer (Abb. 41 e); 5. 2 Münzen: Caligula, Kopf; ſitzende Veſta (VESTA, S—C); 6. profilierte Bronzefibel (Abb. 41 c); 7. Schale einer eiſernen Hängelampe (verdrückt), 14,5 cm lang (Abb. 42, 3); 8. runder Hohlmeißel (abgebrochen), 16 cm lang (Abb. 42, 4); 9. ſchmales

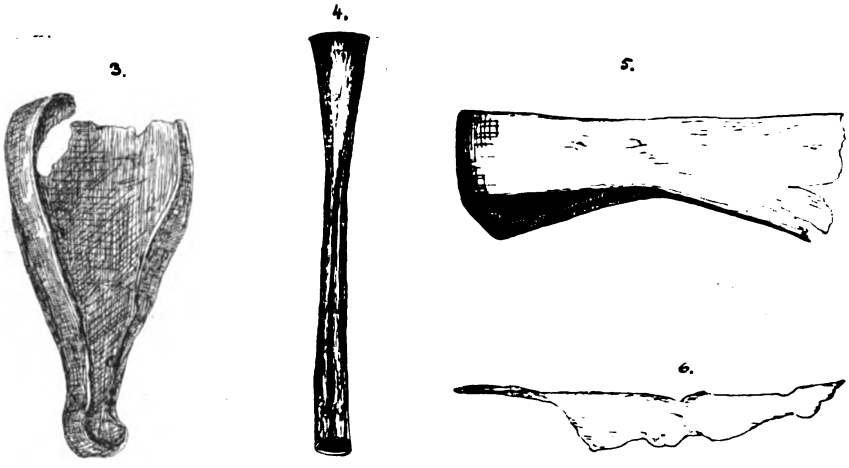


Abb. 42. Koblenz. ⅓.

Beil mit weitem Schaftloch, 15 cm lang (Abb. 42, 5); 10. kleines, ſchadhaftes Eiſenmeſſer, 15 cm lang (Abb. 42, 6); 11. Eiſennägel (Muſ. Koblenz 577—589).

Trier, weitere Umgebung: 1, Länge 30 cm, Gewicht 2 kg (Muſ. Trier).

Gonzerath Kr. Bernkaſtel: 1, Länge 46 cm (Muſ. Trier 17969; H. Hettner, Ill. Führer 1903, S. 121) ein 2. beſchädigt, noch 32 cm lang, Gewicht noch 1,75 kg.

Büſchfeld Kr. Merzig: 1, Länge 40 cm (Privatbeſitz; Abguß im Muſ. Trier 12502).

Ebernburg Kr. Kreuznach: 1 (Muſ. Wiesbaden), 1857 angeblich auf römiſchem Pflaſter gefunden.

Niederkleen Kr. Wetzlar: 1 langer, 25 cm tief in der Erde gefunden (Muſ. Gießen: Abb. 43).

Naſſau (2).

Steinmühle bei Wiesbaden: 1 (Muſ. Wiesbaden).

Platte bei Wiesbaden: 1 (Muſ. Wiesbaden).

Digitized by Google

Hessen-Darmstadt (99).

Starkenburg (5).

Fundort unbekannt: 3 (Mus. Darmstadt).

Griesheim bei Darmstadt: 2 (1 Mus. Darmstadt; 1 halblanger, 34 cm. Abb. 44 Mus. Gießen).

Rheinhessen (94).

Niederolm Kr. Mainz: 1 (Altertums-Mus. d. St. Mainz).

Dautenheim Kr. Alzey: 1 (Altertums-Mus. d. St. Mainz).

Flonheim Kr. Alzey: 2 (Altertums-Mus. d. St. Mainz).

Wonsheim Kr. Alzey: 1, gefunden beim Umroden eines Weinberges (Mus. Worms).

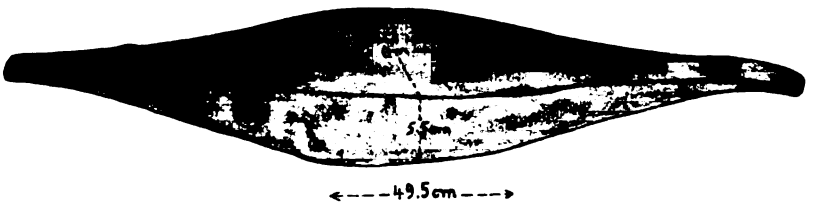


Abb. 43. Niederkleen Kr. Wetzlar, Rheinprovinz.

Bechtheim Kr. Worms: 60 (davon 32 im Altertums-Mus. d. St. Mainz).

Monzernheim Kr. Worms: 26, zwischen 48—55 cm lang, durchschnittlich 5 kg schwer; Abb. bei Beck, Gesch. d. Eisens I, 533, Abb. 113; Nass. Annalen 14, Taf. VI, 1 (Altertums-Mus. d. St. Mainz); außerdem 3 (Mus. Worms: Westd. Zeitschr. f. G. u. K. 1890, 295).

Rheinpfalz (34).

Bockenheim Bez.-A. Frankenthal: 1 (wo jetzt?).

Studernheim Bez.-A. Frankenthal: 1, etwa 55—60 cm lang (früher Mus. Dürkheim).

Deidesheim Bez.-A. Frankenthal: 2 längliche (früher Mus. Dürkheim; Mehlis, Studien 10, Taf. II, 15).

Forst Bez.-A. Frankenthal: 3 (früher Mus. Dürkheim), angeblich zusammen gefunden mit Latène-Gefäßen.

Limburg bei Dürkheim Bez.-A. Frankenthal: 1 kurzer, etwa 19 cm lang, und 2 lange, der eine, Nr. 3747, etwa 31 cm lang, der andere, Nr. 1839, etwa 46 cm lang und $5^3/_4$ kg schwer (Mus. Dürkheim; Mehlis: Studien 7, S. 11 f.; Abb. im Kosmos 1883, Bd. 13, 148), angeblich im Umkreise einer Fundstätte aus der Latènezeit.

Wachenheim bei Dürkheim Bez.-A. Frankenthal: 1 (früher Mus. Dürkheim).

Digitized by Google

Woogtal bei Weiſenheim a. L. Bez.-A. Frankenthal: Depot von 6 (davon 4 Muſ. Dürkheim 2872—75, davon einer 42 cm lang, 7 cm breit, $2^1/_4$ kg ſchwer, ein anderer, 47 cm lang, 7 cm breit, $2^1/_2$ kg ſchwer: Korr.-Bl. Weſtd. Zſ. 1888, 179).

Neuſtadt a. H.: 1 kurzer (Muſ. Speier).

Speier, Umgebung: 1 langer (Muſ. Speier; Samml. Wernz).

Schifferſtadt Bez.-A. Speier: 1 langer (Muſ. Speier).

Eiſenberg Bez.-A. Kirchheimbolanden: 1 (wo jetzt?).

Höcherberg bei Höchen Bez.-A. Homburg: 1 (wo jetzt?).

Langwieden Bez.-A. Homburg: 1 langer (Muſ. Speier, 1912 erworben).

Landſtuhl, Fleiſchhackerloch, Bez.-A. Homburg: 1 (Samml. Burg Sickingen bei Landſtuhl).

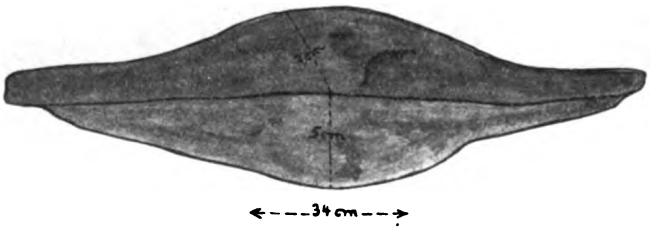


Abb. 44. Griesheim bei Darmſtadt.

Ramſtein bei Landſtuhl Bez.-A. Homburg: 1 langer (Muſ. Speier).

Knopp Bez.-A. Zweibrücken: Depot von 9 langen (Muſ. Speier, 1913 erworben).

Baden (18).

?(Heidelberg: 2; nach Mehlis, angeblich im Verein mit römiſchen Fundſtücken.)

Renchen A. Achern: Depot von 13 kurzen, je etwa 7 kg ſchwer (davon 2 Muſ. Karlsruhe: 23,5 und 25,5 cm lang, Gewicht 6,400 und 7,440 kg; E. Wagner, Fundſtätten und Funde im Großherzogt. Baden II, 3; mit Abb.)

Offenburg, Umgegend: 1, Länge 25 cm, Gewicht 7,800 kg (Muſ. Karlsruhe, erworben 1889).

Donaueſchingen: 1 kurzer (Muſ. Donaueſchingen).

Bruggerhalde A. Donaueſchingen: 1 kurzer (Muſ. Donaueſchingen).

Württemberg (19).

Ulm: 1 langer (Privat).

Oſterſtetten O.-A. Ulm: 3 (Muſ. Ulm).

Birkenhof bei Gächingen, O.-A. Urach: 9, davon 1 langer (Muſ. Stuttgart; abgeb.: Führer durch die Staatsſammlung vaterländiſcher Altertümer in Stuttgart. 1908. Taf. XII, 9); 6 (Sammlung zu Reutlingen); 2 (Sammlung des Herzogs von Urach); vgl. P. Gößler,

Digitized by Google

Die vor- u. frühgeschichtlichen Altertümer des Oberamts Urach. Stuttgart 1909. S. 164 f.

Fundort unbekannt: 6 (Mus. Stuttgart).

Bayern (rechtsrheinisch), Schwaben (3).

Wörnitzstein Bez.-A. Donauwörth: 1 kurzer, 27 cm lang; 3,880 kg schwer (Münch. Nat.-Mus. E. I. I 1921, Kataloge IV, 109, Nr. 682).

Pfeifhof, Gem. Auhausen, Bez.-A. Nördlingen: 2 (VII. Jahresbericht d. histor. Ver. im Rezatkreis f. 1836, S. 18).

Lothringen (60).

Söschen Kr. Saarburg: 1 kurzer, 32,5 cm lang, 6,4:9 cm dick (Privat, 1910).

Weckersweiler Kr. Saarburg: 56 längliche (Mus. Metz; Jahrb. d. Ges. f. lothr. Gesch. 1910, 489, Taf. I, 3).

Buschborn Kr. Bolchen: 1 länglicher (Mus. Metz).

Vannecourt Kr. Chateau-Salins: 1 sehr dünner (Mus. Metz).

Doncourt bei Gravelotte (Franz. Lothr.): 1 kurzer (Mus. Metz; VII. Bericht d. röm.-germ. Komm. S. 224, Abb. 123).

Elsaß (45).

Döllerdingen Kr. Zabern: 1 länglicher (Mus. Straßburg).

Krautergersheim Kr. Erstein: 3 sehr kurze (Mus. Straßburg).

Oberbergheim Kr. Rappoltsweiler: Depot von 32, davon 1 länglicher, vgl. Abb. 39b (Mus. Straßburg).

Kolmar: 9 kurze; vgl. Abb. 39a (Mus. Straßburg).

Schweiz (45).

Kanton Solothurn:

Lommiswil: 2 aus dem Moore (Heierli, Vorgesch. d. Schweiz, S. 321).

Kanton St. Gallen:

Wil: 1 von 44 cm Länge und 7,635 kg Gewicht (Landes-Mus. Zürich 11771).

Kanton Zürich:

Feldimoos bei Hedingen: 10 kurze, 24—29 cm lang, Gewicht 4,680; 4,950; 5,530; 5,900; 6,080; 6,130; 6,220; 6,230; 6,310; 6,460 (Landes-Mus. Zürich 2380).

Letten bei Wipkingen: 1 sehr langer, 69 cm lang; 4,780 kg schwer (Landes-Mus. Zürich 2287); wohl dasselbe Stück, das Forrer (Urgesch. des Europäers S. 479) als aus der Limmat stammend erwähnt.

Kanton Bern:

Belmund bei Nidau: etwa ein Dutzend (Heierli, a. a. O.), davon 3 im Landes-Mus. Zürich 2379: 29—34 cm lang; 5,320, 5,530 und 6,690 kg schwer.

Digitized by Google

Biel: 1, angebraucht, daher nur 18 cm lang, 8,4 und 8,2 breit, Gewicht 5,85 kg (Muſ. Bern D 249).

Nidau am Bieler See: 1 (Muſ. Bern 13829).

Schwadernau bei Biel: 1, Länge 35,5 cm, Breite 8,6:8,1 cm, Gewicht 7 kg (Muſ. Bern).

Aus der Aare bei Berken: 15 Stück (davon 2 Muſ. Bern 22871—2, Länge 26 und 27,5, Breite 8,5:6,4 und 7,6:6,5, Gewicht 5,5 und 5,2 kg; 2 Muſ. Frankfurt a. M.).

Fundort unbekannt: 1, länglich leiſtenförmig, Länge 36,3 cm, Breite 4,8:3 cm, Gewicht 2,7 kg (Muſ. Bern 19091).

Wir kennen nun alſo aus der Rheinprovinz 8, Naſſau 2, Heſſen-Darmſtadt 99, Rheinpfalz 34, Baden 18, Württemberg 19, Bayern (rechtsrheiniſch) 3, Lothringen 60, Elſaß 45, Schweiz 45, zuſammen 333, einſchließlich des Fundes von Wahren 334 Stück, d. h. mehr als dreimal ſoviel, wie Beck vor einem Jahrzehnt aufführen konnte. Davon ſind 285 Stück auf linksrheiniſchem Gebiete und nur 49 auf rechtsrheiniſchem zutage getreten. Beck verzeichnet noch 2 Stück aus Abbeville, die im Nationalmuſeum zu St. Germain bei Paris liegen[1]).

Das Stück von Ebernburg wurde früher als ſehr wichtig angeſehen, weil es das einzige ſei, das eine Zeitbeſtimmung geſtatte, da es auf einem römiſchen Pflaſter gelegen habe, als es gefunden worden ſei. Man konnte ja, wenn dieſe Angabe Vertrauen verdient, daraus ſchon annehmen, daß noch zu provinzialrömiſcher Zeit ſolche Rohluppen hergeſtellt worden ſeien. Streng erwieſen wird dieſe Tatſache aber erſt durch den wichtigen Koblenzer Grabfund. Aber der Fund von Wahren zeigt, daß bereits in der ſpäten Hallſtattzeit, alſo im 8. oder ſpäteſtens im 7. Jahrhundert ſolche Rohluppen hergeſtellt und verhandelt wurden. Das Wahrer Stück iſt eines von der kurzen, dicken Art. Der Querſchnitt der noch erhaltenen Hälfte beträgt freilich nur 6 zu 8 cm, aber ihre Länge auch nur 14 cm, ſo daß wir mit einem vollſtändigen Stücke von nur 28 cm Länge zu tun haben. Wenn das Gewicht des Geſamtfundes $3^1/_2$ kg beträgt und man etwa $^1/_2$ kg auf die Ringe rechnet, ſo blieben 3 kg für die halbe Luppe übrig. Das ganze Stück würde alſo etwa 6 kg gewogen haben, was zu der kürzeren Art gut ſtimmt. Wir können alſo nach dieſem Befunde der Anſicht zuſtimmen, daß die kurze Abart ein hohes Alter für ſich in Anſpruch nehmen kann. Ob ſie noch in der Latène- oder gar in der Kaiſerzeit üblich war, wiſſen wir nicht. Wie weit die lange Abart zurückgeht, wiſſen wir bis jetzt noch nicht. Jedenfalls zeigen die kleinen, dünnen Stücke des Koblenzer Grabfundes, daß zur Kaiſerzeit ſehr ſchlanke Eiſenbarren vorkommen.

Die Beſchränkung der Funde von Rohluppen im Deutſchen Reiche und in der Schweiz auf das obere und mittlere Rheingebiet bis zu Lahn und Moſel

[1]) Naſſ. Annalen 14. Taf. VI, 2.

Digitized by Google

abwärts zwingt uns vorläufig zu dem Schluß, daß das Wahrer Stück Einfuhrware vom Rheine her ist. Nun haben wir schon gesehen, daß der Austausch von Waren oder Gerätformen in der frühesten Eisenzeit engere, und zwar wechselseitige Beziehungen der Germanen und der Illyrier in Ostdeutschland erkennen läßt, während diese Beziehungen zwischen Germanen und Kelten in West- und Süddeutschland damals weit schwächer erscheinen. Es widerstrebte mir daher, eine Entlehnung eines keltischen Wortes isarnon „Eisen" durch die Germanen in dieser Zeit anzunehmen[1]). Jetzt scheint eine solche Annahme nicht mehr so schwierig. Die Germanen verkehrten in der frühesten Eisenzeit zwar weniger mit den Kelten, aber sie kauften dennoch ihre Rohluppen, um daraus ihre Geräte und Waffen sich herzustellen. Wir brauchen nun nicht mehr anzunehmen, daß etwa ein uns unbekanntes illyrisches Lehnwort für Eisen, das die Germanen in der mittleren oder frühen Hallstattzeit (= germanische Bronzezeit Per. V und IV) aufnahmen und das später ausstarb, erst in der Latènezeit, im 4. Jahrhundert vor Chr., als der keltische Einfluß auf die Germanen, wenigstens auf die Saale- und Elbgermanen, ziemlich stark wurde, durch ein neu aufgenommenes keltisches Lehnwort, eben isarnon = germanisch isarno oder isarna, verdrängt und ersetzt worden wäre. Vielmehr wird das keltische Lehnwort bereits in der frühesten Eisenzeit, also spätestens im 8. Jahrhundert vor Chr. von den Germanen aufgenommen worden sein.

Wir dürfen, glaube ich, schließlich die Hoffnung hegen, daß auch auf germanischem Gebiet, z. B. in dem durch reiche, frühe Eisenfunde bemerkenswerten Kreise Pyritz in Hinterpommern (oben S. 104 f.) oder in dem benachbarten Kreise Kolberg-Körlin, wo der große, aus dem 8. Jahrhundert vor Chr. stammende Fund von Kölpin ja auch ein Stück Roheisen barg (s. oben S. 101, Anm. 1), Funde von Eisenluppen in Doppelpyramidenform sich einmal einstellen werden.

Mit diesem frohen Ausblick will ich meine Betrachtungen über die Bedeutung des Wahrer Eisenfundes schließen.

Nachschrift.

Aus einer leider zu spät eingelaufenen Sendung von Skizzen aus dem Danziger Provinzialmuseum ersehe ich, daß die beiden „Halskragen" von Bendargau Kr. Neustadt i. Wpr. kein Paar sind und daß sie entgegen meiner Angabe (oben S. 100) in Übereinstimmung mit allen übrigen „Halskragen", ausgenommen das Paar von Parpart (Abb. 16), eine obere Randdurchlochung haben; ja der Rand läuft bei ihnen ebenso wie dem Paare von

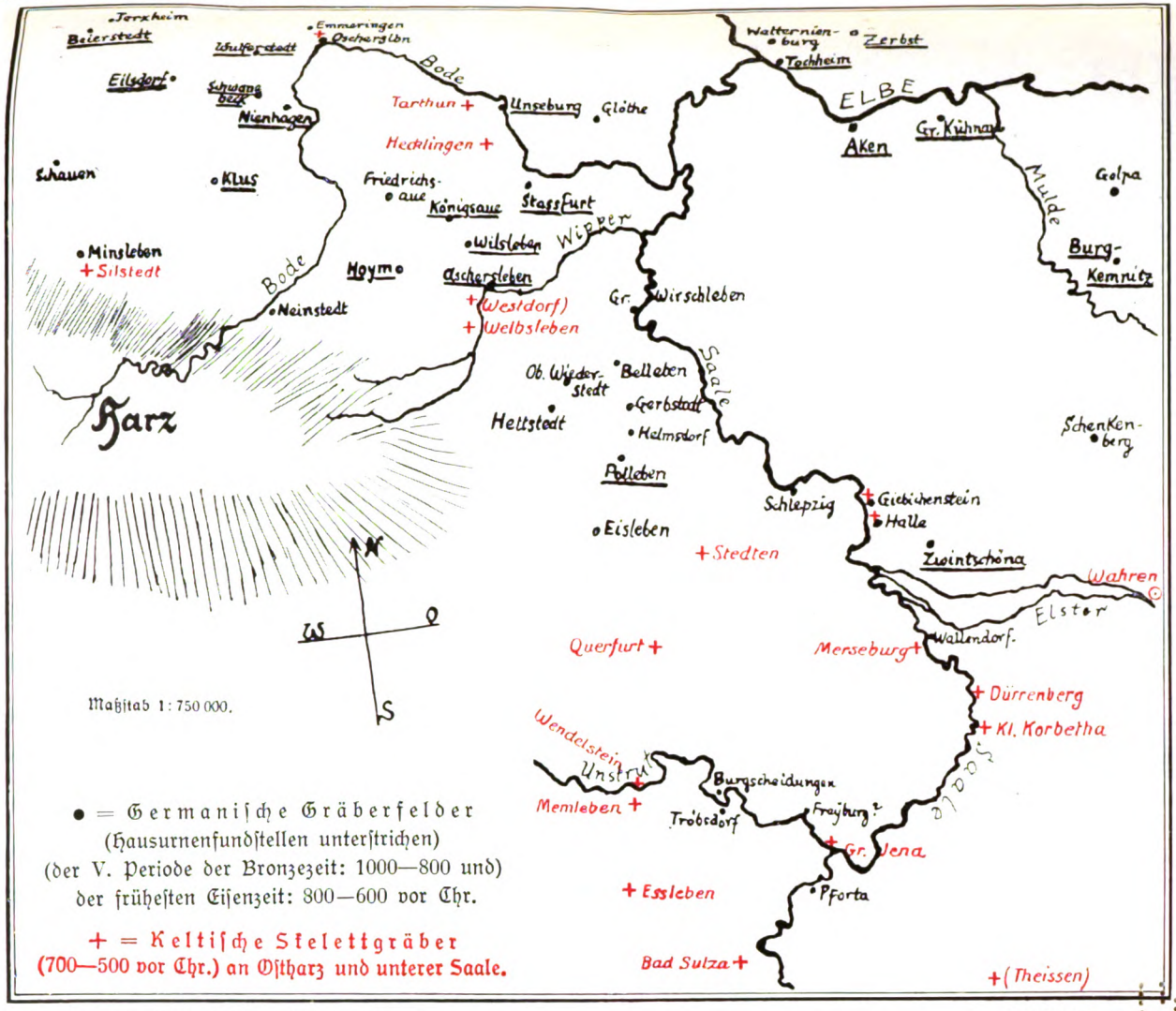
[1]) Deutsche Vorgeschichte usw.[2] S. 136.

Digitized by Google

Obluſch am Ende nicht gerade ab, ſondern macht eine Ausbiegung um das Oberloch herum, in Erinnerung an das Bild der alten Oberſchleife der Armbänder. Bei dem 3. Stück aus Obluſch, ebenſo bei den Stücken aus Zimitz, Zarnowitz (Berliner Stück) und Wuſſeken läuft dagegen der Rand, wie oben (S. 99) bemerkt worden iſt, am Ende ganz gerade ab. Die Stücke von Bendargau müſſen alſo trotz ihrer Tremolierſtich-Verzierung eine ziemlich frühe Stellung innerhalb unſerer „Halskragen" einnehmen.

Bei dem Danziger Stück aus Zarnowitz iſt das eine obere Randende mit der urſprünglichen Durchlochung abgebrochen und dafür etwas tiefer eine neue Durchlochung hergeſtellt worden. Dieſer Umſtand ſcheint es zweifelhaft zu machen, ob die obere Randdurchlochung der „Halskragen" tatſächlich nur ein herkömmlich wiederholtes Überlebſel der Oberſchleife der Armbänder geweſen iſt oder ob ſie nicht daneben doch auch einem nützlichen Gebrauch gedient hat.

Digitized by Google



● = Germanische Gräberfelder
(Hausurnenfundstellen unterstrichen)
(der V. Periode der Bronzezeit: 1000—800 und)
der frühesten Eisenzeit: 800—600 vor Chr.

\+ = Keltische Skelettgräber
(700—500 vor Chr.) an Ostharz und unterer Saale.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die wendische Zeit in der Mark Brandenburg und ihrer Umgebung.

Von R. Stimming, Gr. Wusterwitz.

Mit 7 Textabbildungen und 5 Tafeln (XXII—XXVI).

Dem Prähistoriker muß es auffallen, daß die Wenden, ein slawischer Volksstamm, welche am Ende des ersten Jahrtausends n. Chr. Geb. die Mark Brandenburg bewohnten, obgleich an Zahl nicht gering, im Vergleich zu den Bewohnern früherer Zeitabschnitte, der Nachwelt so wenig Überbleibsel hinterlassen haben. Wenn auch schriftlich für die ältere slawische Zeit Leichenbrand bezeugt wird, so ist mir aus meines Vaters und meiner langjährigen Ausgrabungstätigkeit kein Fall dieser Bestattungsweise bekannt geworden, vielmehr nur die in der jüngeren slawischen Epoche Ritus gewordene Skelettbestattung. Neben dem in ausgestreckter Rückenlage, nur zweimal in Seitenlage, beigesetzten Leichnam, dessen Kopf nach Osten gerichtet ist und mit dem Gesicht nach oben zeigt (Spuren von Holzteilen, Sargresten oder Steinsetzungen ließen sich nicht nachweisen), fanden sich auf dem Schulacker zu Großwusterwitz (Kr. Jerichow II) 250 m südlich vom Kirchturm meistenteils in der Hüftgegend ein roh gefertigtes, scharf gebranntes Gefäß mit den charakteristischen wendischen Verzierungen. Im ganzen wurden in den Jahren 1892—1895 zwanzig Skelette bei den Abräumungsarbeiten freigelegt, ein Teil der dazu gehörigen Gefäße ist in dem vorgeschichtlichen Teil des Büchleins „Großwusterwitz einst und jetzt", welches zur Feier des 750 jährigen Bestehens des Dorfes im Jahre 1909 von Herrn Pastor Eckstädt verfaßt worden ist, von mir abgebildet und beschrieben worden. In Rietz (Kr. Zauch-Belzig) wurde 600 m nördlich vom Kirchturm eine einzelne Skelettbeisetzung nebst der unter Nr. 57 abgebildeten Urne freigelegt, die Skelettreste waren vergangen. Am Nordende von Großwusterwitz auf der Wöhrde, die sich am Seeufer hinzieht, finden sich slawische Siedlungen, ebenso an der Einflußstelle der Havel in den Plauer See bei Neuendorf (Kr. Westhavelland). In diesen Siedlungen finden sich 20—30 cm unter der Ackerkrume 2 bis 2,50 m lange, 1,75—2 m breite und 1,20—1,50 m tiefe, annähernd vier-

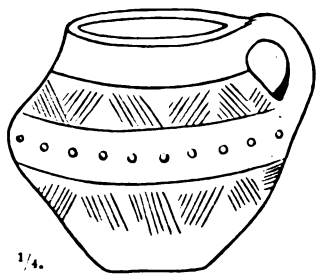
Digitized by Google

eckige Brandgruben, dieselben sind mit schwarzer Branderde angefüllt, zwischen diesen findet man verschieden große Stücke von grobem Lehmbewurf, an denen man deutlich die Abdrücke von Stroh- und Schilfhalmen oder Holzsparren erkennen kann, kleine Stücke von Holzkohle, zahlreiche Knochenabfälle von Pferd, Rind, Schwein, Reh und Ziege, Fischschuppen und -gräten. Dazwischen eine große Anzahl von Gefäßscherben mit dem charakteristischen slawischen Muster, nur selten gelingt es, aus denselben ein Gefäß wieder herzustellen. Aus derartigen Siedlungen von Großwusterwitz stammen drei Gefäße (67, 69, 82) und drei Urnen von dem schon erwähnten Neuendorf (51, 58, 65). Als Einzelfunde sind die drei Gefäße aus Brandenburg a. H. (60, 68, 83), je ein Gefäß von Schermen b. Burg (Kr. Jerichow I) (53), Brielow (Kr. Westhavelland) (59), Tuchheim (Kr. Jerichow II) (80) und der Deckel aus Hohenferchesar (Kr. Westhavelland) (56) anzusehen. Das Gefäß 79 wurde an der Fahrtbrücke des Großwusterwitzer Sees ausgebaggert, muß also beim Fischen oder Jagen über Bord gefallen sein.

In den Jahren 1895/96 wurden beim Pritzerber Brückenbau zu Aufschüttungszwecken eine Anhöhe 300 m südwestlich vor der Brücke auf Fohrder Gebiet (K. Westhavelland) abgetragen, hierbei wurden sechs Trichtergruben, welche mit Brandasche, tierischen Knochenresten, Fischschuppen und Kohlenresten angefüllt waren, freigelegt. Ungefähr in der Mitte eines jeden mit schwarzer Erde angefüllten Trichters in einer Tiefe von 30—40 cm fand sich je ein mit dem Boden nach oben gekehrtes Gefäß (im ganzen sechs; 2, 3, 20, 33, 39, 42). Jeder Trichter (I, 1) hatte die Form eines an der Spitze abgerundeten Kegels, sein oberer Durchmesser betrug 1 m, seine Höhe 1—1,20 m; eingebettet war derselbe in gelbem, von vier bräunlichen Schichten durchsetztem Sande, die Umrisse hoben sich infolgedessen sehr scharf ab; die Abstände zwischen den einzelnen Trichtern schwankten zwischen 3—7 m. Die oberste Schicht eines jeden Trichters bestand aus schwarzer Brandasche mit Kohlenstückchen vermischt, dann folgten Knochenabfälle von Rind, Schwein und Reh sowie Fischschuppen, am Boden des Trichters lagen walnußgroße Steine, vereinzelt ein Stück gebrannter Lehm. Bei näherer Prüfung der Knochenabfälle fanden sich eine Anzahl von bearbeiteten Knochen- und Geweihstücken, welche ein fettdurchtränktes, gelbliches oder bräunliches Aussehen besitzen, hin und wieder mit schwärzlichen Flecken versehen. Vorwiegend sind die Gelenkenden von Röhrenknochen mittelgroßer Säugetiere zu Gegenständen verarbeitet, und zwar die Gelenkenden des ganzen unteren Schienbeinknochens (Tibia) zeigen Nr. 8, 11, 28, 30, 31, 37, 38, 41, 43, ihre Länge schwankt zwischen 7 bis 12 cm. Zweimal ist der Schienbeinknochen gespalten verwendet worden (15, 40), während Nr. 9, 10, 19, 44 den unteren Abschnitt des Schienbeinknochens in der Epiphysenlinie zur Schau tragen. Vom oberen Ende des Schienbeinknochens rührt Nr. 18 von 14,6 cm Länge her und von demselben Knochenteil eines Vogels Nr. 14 (8,5 cm lang). Als zugespitzter Mittelfuß-

Digitized by Google

knochen ist Nr. 21 anzusehen; das proximale Gelenkende des Ellenbogenbeins tritt bei 12, 29 und 34 auf, die Länge wechselt von 10,3 bis 13,8 cm. Aus gespaltenen Röhrenknochen sind 13 und 17 gefertigt, letzterer 12,5 cm lang. Von einer Rothirschsprosse (Cervus elaphus) stammt 22 bei einer Länge von 13,2 cm; von einer Rehbockstange (Cervus capreolus) 16 und 35, 12 und 8,7 cm lang. Alle diese Geräte sind als Bohrer oder Pfriemen aufzufassen, dieselben zeigen zum Teil eine starke Abnutzung an ihren zugespitzten Enden, ein Zeichen ihres langen Gebrauches. Als Werkzeuge der Hausfrau finden sich drei 7,5 bis 8,6 cm lange Nähnadeln (6, 7, 24) mit ovalem Öhr, eine Form, welche bei den Naturvölkern (Eskimos) noch heute anzutreffen ist. Zum Haarputz oder zum Kämmen diente der 13,4 cm lange Knochenkamm (23), welcher aus zwei 8 mm breiten Querstücken besteht, zwischen denen durch fünf eiserne Niete die gezähnten Knochenplatten befestigt sind. Außerdem ein 2,6 cm hoher Fingerring aus Röhrenknochen (25), welcher mit je einem Bande von mit der Spitze einander zugekehrten Dreiecken, einem Bande von S-förmigen Verzierungen und einem doppelten Schlangenlinienbande verziert ist. Ebenfalls zu den Schmuckstücken gehört der 7,5 cm lange, 5 cm breite, mit zwei ausgesprungenen Bohrlöchern versehene Anhänger aus Bernstein (45).



1/4.

Abb. 1. Roßdorf, Kr. Jerichow II.

Aus schwarzgrauem, schieferartigen Gestein besteht das Steinbeil (26) mit ausgesprungenem Bohrloch von 14,3 cm Länge, 3 cm Breite und 1,2 cm Höhe, aus grauem Granit die beiden Reibesteine (49, 50).

Aus gebranntem Ton bestehen die drei 13 bis 14 cm hohen Webesteine (46, 47, 48) mit zylindrischem Bohrloch im oberen Drittel, der eine von ihnen (48) zeigt am oberen Ende unregelmäßige Punktverzierung, und die drei Spinnwirtel. Ersterer (4) aus grauglasiertem Ton zeigt Doppelkegelform und besitzt auf jeder Seite vier konzentrische Leisten; während der Wirtel (5) auf beiden Seiten glatt gerieben oder geschliffen ist, weist der letzte (27) eine zehnpfennigstückgroße Delle um das Loch auf der einen Seite auf. Ebenfalls aus Ton bestehen die starkwandigen Gefäße, es wurde hierzu ein grobkörniger Lehm verwandt; die Außenseite ist mehr oder weniger sorglos hergestellt, ihre Farbe geht vom Rotgelben zum Braungelben über, sie sind stets henkellos; nur einmal fand ich im August 1911 in Roßdorf (Kr. Jerichow II) ein einhenkliges dickwandiges Gefäß von plumper Form mit einer Tupfenreihe auf der Bauchhöhe, drei Horizontalstrichen und einem Bande von Schrägstrichen am oberen und unteren Bauchteil (Textabb. 1).

Die Verzierungen sind unregelmäßig und ohne Sorgfalt ausgeführt. Die meisten von den abgebildeten Gefäßen (32) sind aus freier Hand gefertigt;

Digitized by Google

nur acht sind mit Hilfe der Drehscheibe hergestellt (3, 60, 61, 63, 68, 75, 80, 86), die letzteren sind als spätslawisch anzusehen, außerdem weisen dieselben eine größere Anzahl von wagerechten Rillen auf, reifenartig um das Gefäß gezogen, der Hals ist kurz eingezogen, der Rand scharf profiliert, die Tonmasse ist feiner und schärfer gebrannt. In den Boden des Gefäßes eingepreßte Zeichen (sog. Fabrikmarken) tragen 2, 39, 66, und zwar eine zentrale, 1,5 bis 1,7 im Durchmesser haltende, kreisrunde Vertiefung zwei Gefäße aus Fohrde, eins aus Großwusterwitz; während zwei Brandenburger Gefäße (60, 68) am Boden je zwei konzentrische, aufgelegte Kreisleisten tragen.

Die meisten Gefäße besitzen einen verschieden großen Boden, der untere Bauchteil steigt steil empor, der Bauch springt nur wenig vor, der Halsteil verjüngt sich wiederum und geht in den etwas nach außen ausladenden Rand über (vgl. nebenstehende Abb. 2). Hin und wieder ist der Hals scharf abgesetzt (3, 51, 63, 65, 72, 75, 80, 83, 84, 86), die Becherform mit weitem Rande tritt bei drei Gefäßen (52, 54, 85) auf, völlig halslos mit nach innen gebogenem Rande erscheinen 55, 61, 76, 81, napfförmig 74, 77, die Gestalt unseres heutigen Würfelbechers besitzt 82, mit drei horizontalen Querleisten geschmückt. Der Deckel 56 aus Hohenferchesar zeigt einen abgeschrägten Knauf und ist innen ausgehöhlt; er ist verziert mit einer doppelten horizontalen Wellenlinie, eingefaßt von zwei punktierten Bandstreifen. Der mit einem vieleckigen Knopf versehene Deckel von Neuendorf (Kr. Westhavelland), an der Unterseite massiv, ist nach der Schauseite durch strahlenförmig verlaufende Striche eingeteilt.

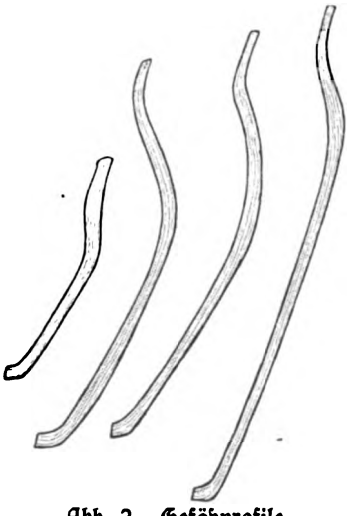


Abb. 2. Gefäßprofile.

Die wenig sorgfältig ausgeführten Verzierungen sind meistenteils auf dem Halsteil der Gefäße angebracht, der Bauchteil zeigt nur vereinzelt spärliche und einfache Ausschmückung. Einfache unregelmäßige Schräg- und Längsstriche zeigt 85, zwei- und dreifache 54 und 64, furchenstichähnliche, jedoch gröber ausgeführte, dreifache Längs- und Schrägstriche besitzt 2, während 73 zwei-, drei- und vierfache senkrechte Striche trägt, eingefaßt von einem Bande von Horizontallinien. Ein Band von einfachen Schrägstrichen findet sich auf 3, 62, 83, desgleichen von zweifachen Schrägstrichen auf 76. Ein System von dreifachen, schrägen, unregelmäßig sich kreuzenden Linien besitzen 42, 51, 57, während die Hälfte des Gefäßes 79 mit demselben Ornament versehen ist, zeigt die andere Hälfte unterbrochene, vierfache Gradstrichelung. Ein System von drei- und vierfachen Halbbogen, welche durch drei- und

Digitized by Google

vierfache senkrechte Striche halbiert sind, tragen 20 und 39, mit einem drei- und einem vierzinkigen Werkzeuge hergestellt.

Zweifache, senkrechte Wellenlinien besitzt 71, vierfache Nr. 33; abwechselnd dreifache Wellenlinien und dreifache senkrechte Strichverzierung Nr. 72.

Eine unregelmäßige, horizontale Wellenlinie zeigt 62, eine doppelte horizontale 65, 66, 78, drei bis vier horizontale Wellenlinien 69. Zwei doppelte horizontale Wellenlinien zeigt 81 und eine vierfache übereinander 86, eine mit einem sechszinkigen kammähnlichen Instrument ausgeführte Ornamentik findet sich bei 74 in unregelmäßiger Bogenform. Ein Band von schräggestellten Fingernageleindrücken erscheint bei 63, 68, eine unregelmäßige Punktreihe bei 52, 55. Fünf horizontale Parallellinien am Halse und oberen Bauchteil besitzt 83, deren acht 86, zwölf zeigt 60, vierzehn 75. Auf der Bauchhöhe finden sich bei 51 zwei, bei 39 und 42 drei, bei 33 und 73 vier und bei 78 sechs horizontale Parallelstriche.

Der untere Bauchteil zeigt zwei Parallellinien bei 81, neun bei 3, zwölf horizontale unregelmäßige Wellenlinien trägt 65. Gänzlich unverziert ist der kleine Napf 77 mit Fußandeutung; gerauht sind die beiden Gefäße 67, 70, nur am Bauche gerauht 64.

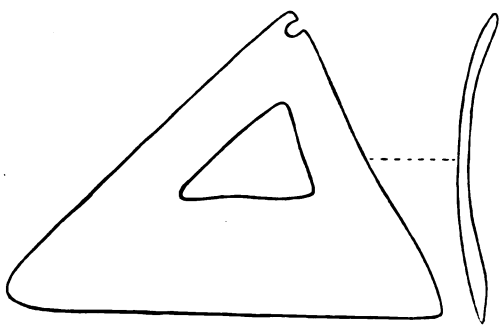


Abb. 3. Neuendorf, Kr. Westhavelland.

Vergessen ist noch das Muster des Gefäßes 84, bestehend aus vierfachen, senkrechten Strichen, dreifachen senkrechten Wellenlinien und vierfachem senkrechten Tannenzweig- oder Fischgrätenornament, von je einer senkrechten Punktlinie eingefaßt. Eine einfache Querleiste mit Fingernageleindrücken auf der Bauchhöhe versehen tragen drei Gefäße (66, 78, 84), eine dreifache Querleiste 72. Die Gefäßhöhe schwankt zwischen 7,2 bis 24,8 cm, der Randdurchmesser zwischen 7,6 bis 22,4 cm, der Bodendurchmesser zwischen 4,4 bis 12,8 cm, die Wandstärke von 0,5 bis 1 cm.

Sämtliche Verzierungen sind mit einem Holz- oder Knochenstäbchen oder mit einem mehrzinkigen Werkzeug oder Kamm ohne große Sorgfalt, daher sehr unregelmäßig eingeritzt.

In den Trichtergruben von Sohrde fanden sich von Eisen: ein hakenförmiges, 23,5 cm langes Reißmesser (32) (ähnlich unserem heutigen Holzhaken), dessen Stiel zur besseren Befestigung seitlich umgebogen ist, eine 30 cm lange, grobgezähnte Säge (36) mit 3 cm breitem Blatte und ein gerades, gestieltes, 12,7 cm langes Messer (26 a). Aus der Neuendorfer Siedlung am Havelge-

Digitized by Google

münde stammt die dreieckige, durchbrochene eiserne Pflugschar (87) mit konkaver Biegung, deren Befestigungsloch am Holzgestell ausgebrochen ist (Textabb. 3).

Aus einer slawischen Wohnstätte am Havelufer bei dem Dorfe Bahnitz (Kr. Jerichow II) rühren her die schmale, gebogene, 36 cm lange Säge (88)

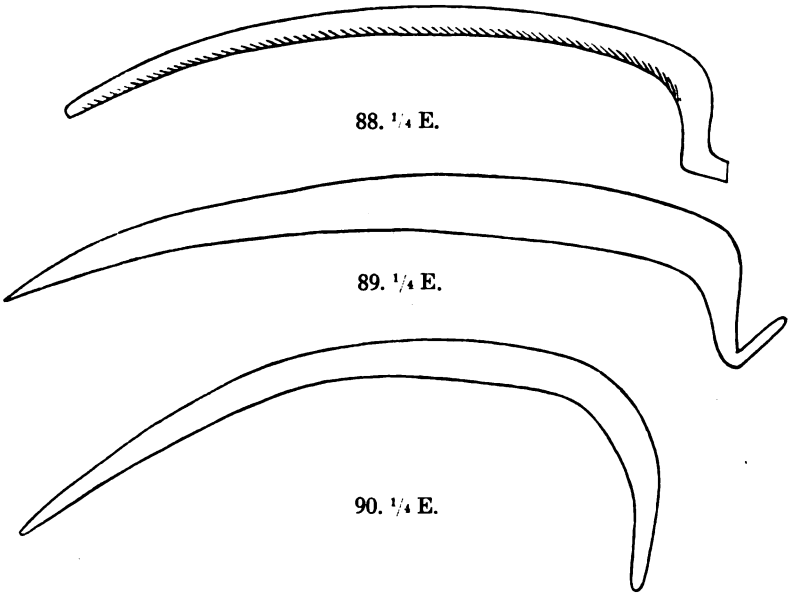


Abb. 4—6. Bahnitz, Kr. Jerichow II.

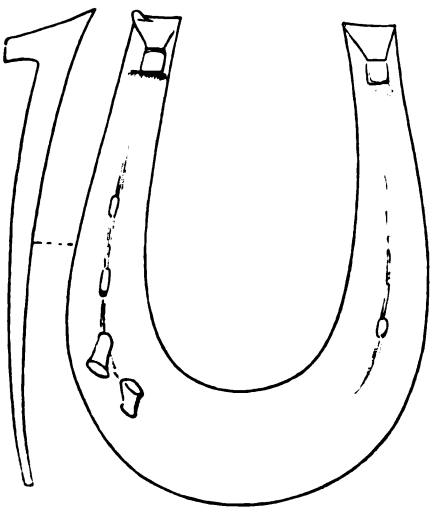


Abb. 7. 91. 1/4 E.

mit feinen schräggestellten Zähnen, die 40 cm lange, 3,8 cm breite Sichel oder Sense (89) von Eisen und eine etwas schmalere 35,5 cm lange, 2 cm breite Sichel (90) aus demselben Stoffe (Textabb. 4—6).

In Neuendorf und Großwusterwitz fanden sich in den Siedlungen mehrere Hufeisen (91; auffallend ist ihre geringe Größe, sie spricht also für eine kleine Pferderasse, Abb. 7). Die Tragfläche ist verhältnismäßig breit (bis 3 cm), sie zeigt verschieden viele Nagellöcher, in einigen derselben sitzen noch die abgebrochenen Hufnägel. Die Stollen laufen spitz zu, ein Griff läßt sich nicht wahrnehmen.

Digitized by Google

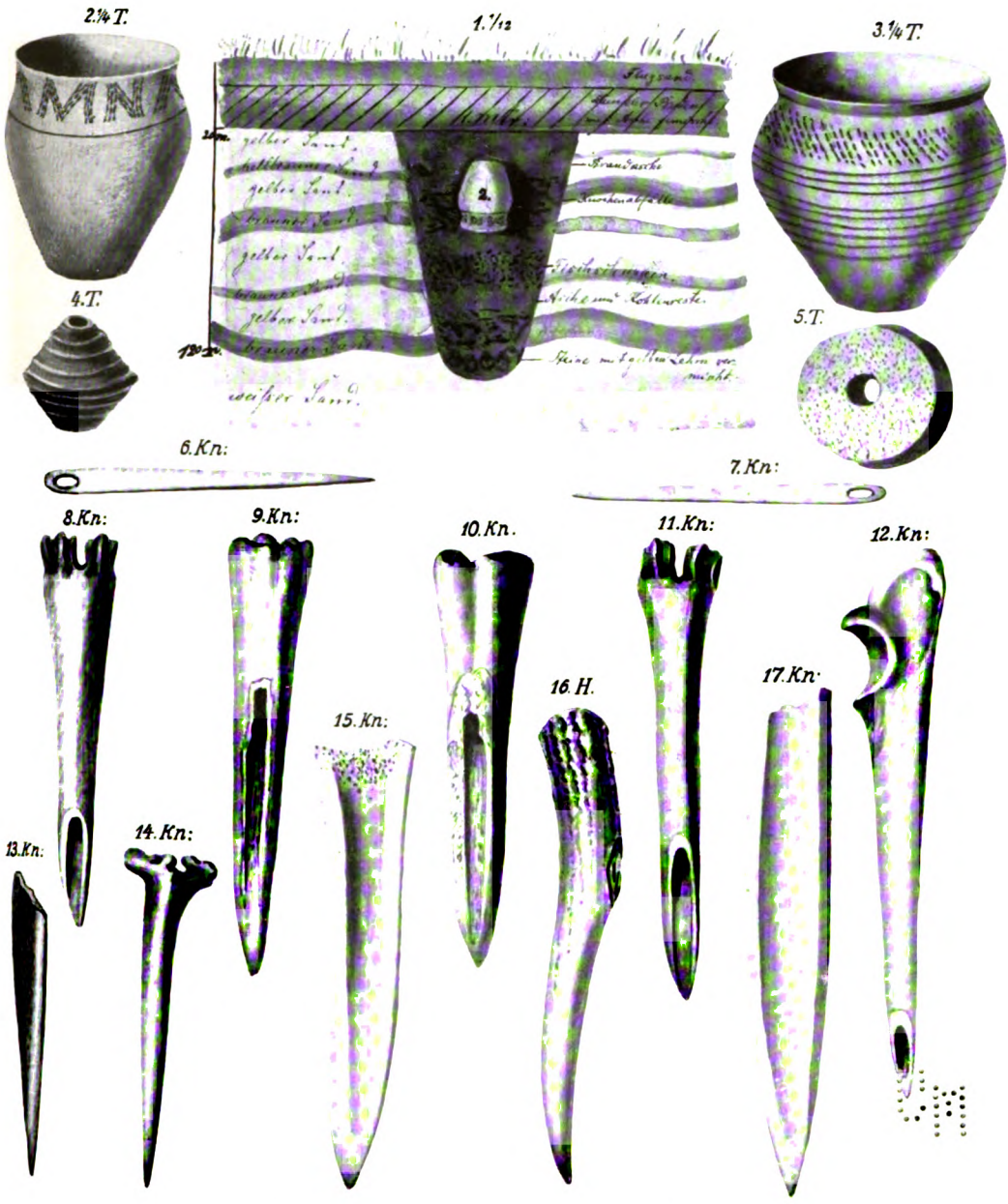
Schläfenringe, sowie sonstige Beigaben von Bronze fehlten gänzlich, desgleichen wurden in keinem Gefäß weder eine Münze noch Hacksilber gefunden. Im Jahre 1910 fand der Landwirt Wiere in Dieritz (Kr. Jerichow II) eine kleine mit parallelen Horizontalstrichen verzierte Urne (ähnlich Nr. 61, nur etwas runder im Bauchteil geformt), welche 123 Silbermünzen von der Größe eines Zweimarkstückes, herrührend vom Erzbischof Friedrich von Magdeburg (1142—52), enthielt; das Gefäß nebst einigen Münzen befindet sich im Kreismuseum zu Genthin (Kr. Jerichow II).

Fassen wir das Ergebnis dieser Funde zusammen, so sehen wir: die Wenden (Slawen) bewohnten vom 8.—12. Jahrhundert nach Chr. unsere heimatliche Scholle, sie lagen der Jagd und Fischerei ob, zugleich betrieben sie den Ackerbau, wie Pflugschar und Sense beweisen, und Viehzucht, daneben verstanden sie das Zimmerhandwerk, was aus den Sägen und dem Messer hervorgeht, die Frauen verfertigten Gewebe (Spinnwirtel, Webesteine), verstanden mit der starken knöchernen Nadel umzugehen und fertigten die Gefäße an (Leinweberei, Töpferei).

Charakteristisch für die Slawen sind: rohe, ohne Sorgfalt hergestellte Gefäße mit eigentümlichen unregelmäßigen Verzierungen, horizontale und vertikale Wellenlinien (Burgwalltypus), häufigere Verwendung der Drehscheibe bei der Töpferei, spärliche Beigaben aus Stein, Bernstein, Knochen, Geweih, Ton und Eisen, Siedlungen oder Wohnsitze in nächster Nähe der Flüsse und Seen, Skelettbestattung, wenigstens für die spätere Epoche, daneben Brand-, Abfall- oder Trichtergruben angefüllt mit Brandasche, Küchenabfällen, Gefäßen und deren Scherben. Die frühere germanische Bevölkerung (Germanen) ist zum größten Teil nach Westen und Süden abgezogen, ein kleinerer hat sich mit den slawischen Eindringlingen allmählich vermischt, ihnen als Lehrmeister in den verschiedenen Handwerken und Künsten dienend.

Digitized by Google

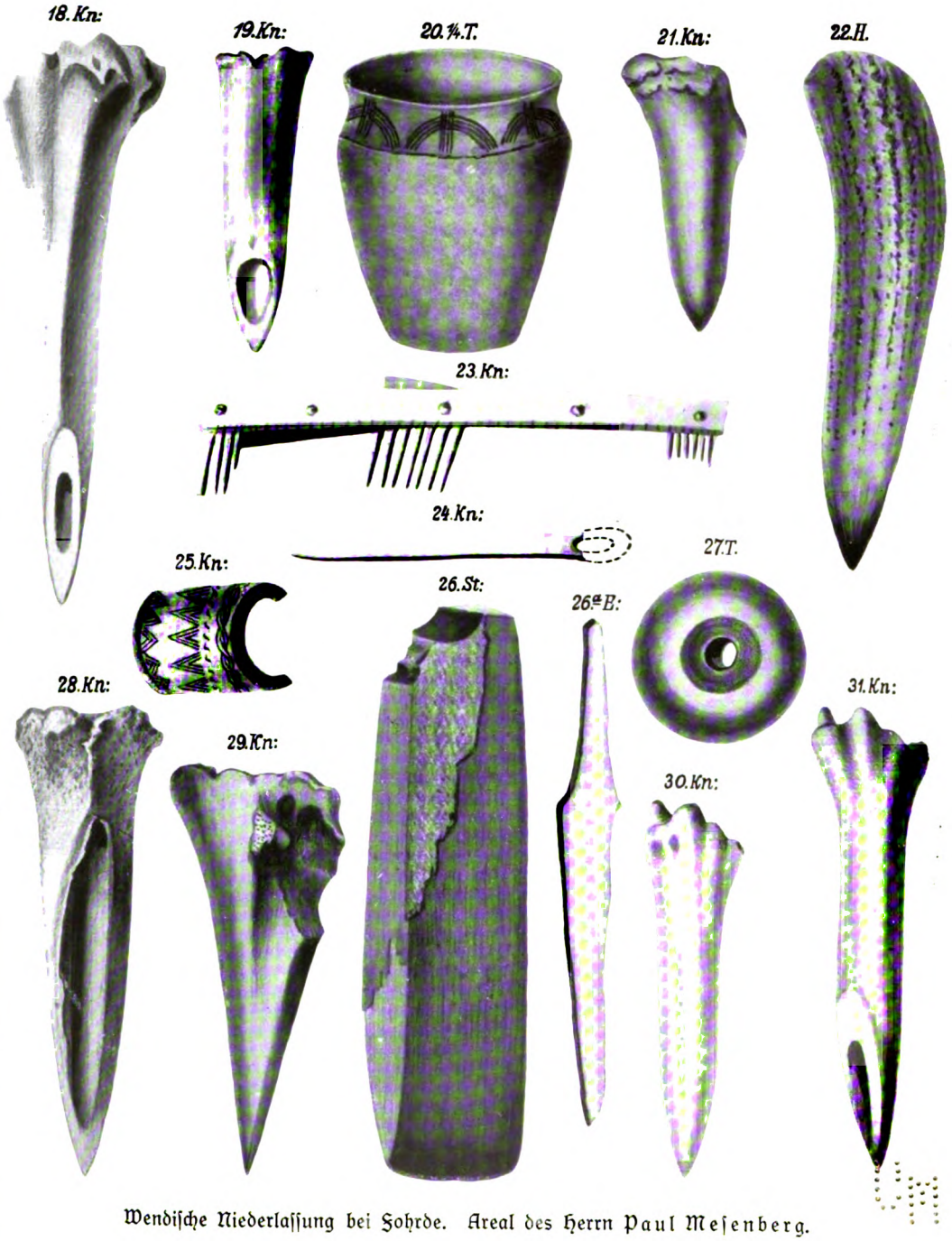
Digitized by Google



Wendische Niederlassung bei Sohrde. Areal des Herrn Paul Mesenberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

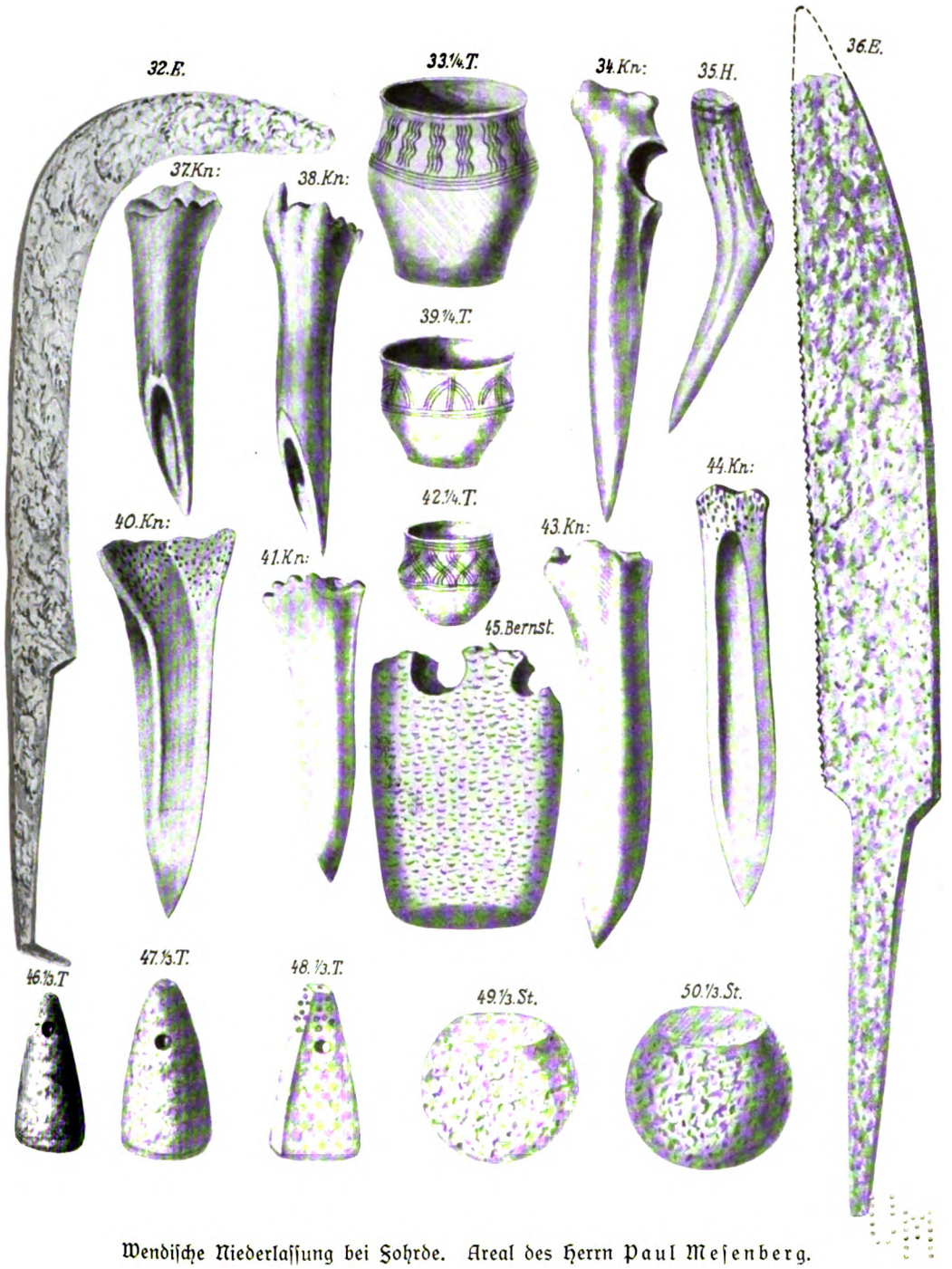


Wendische Niederlassung bei Sohrde. Areal des Herrn Paul Mesenberg.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

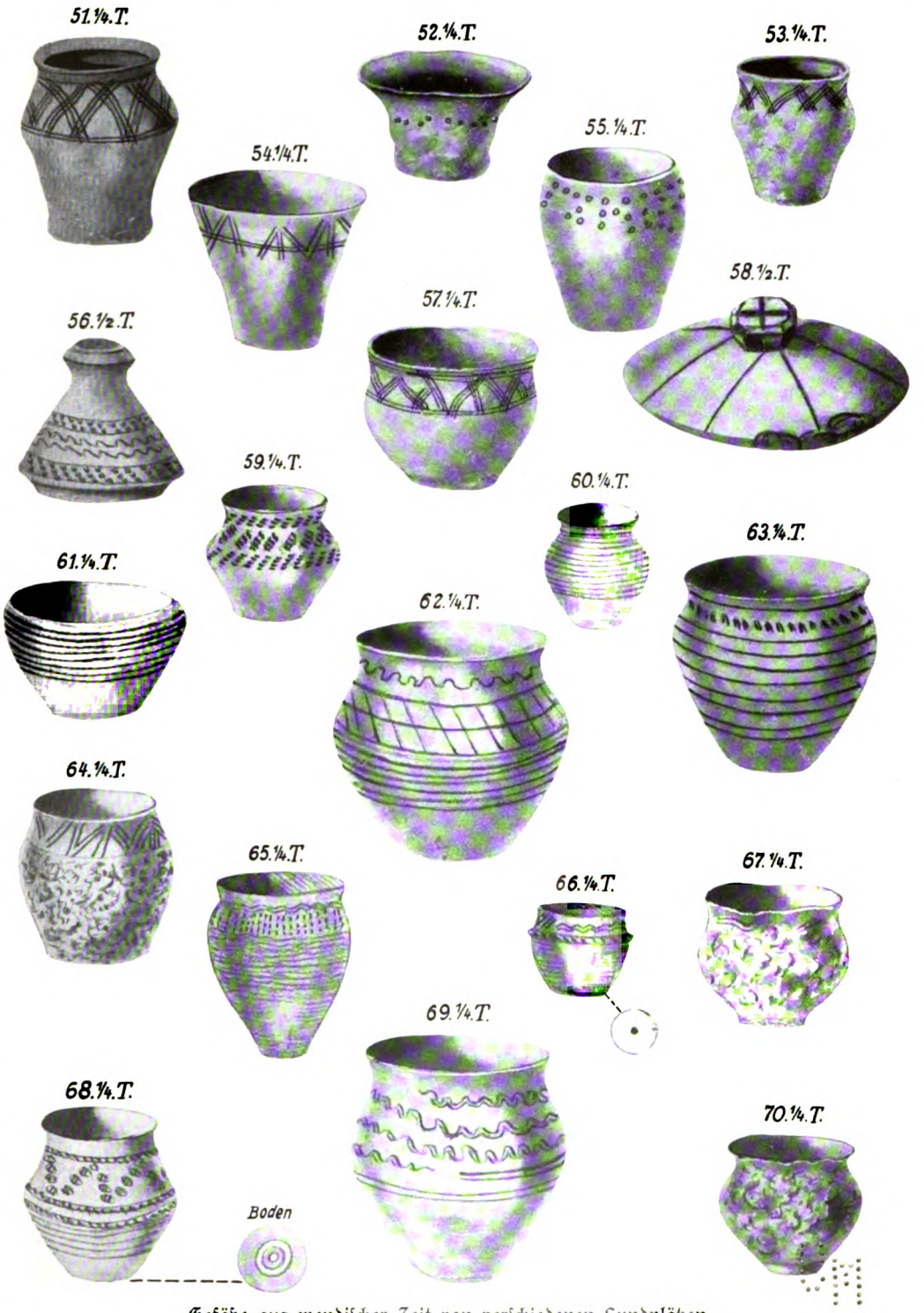


Wendische Niederlassung bei Sohrde. Areal des Herrn Paul Mesenberg.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

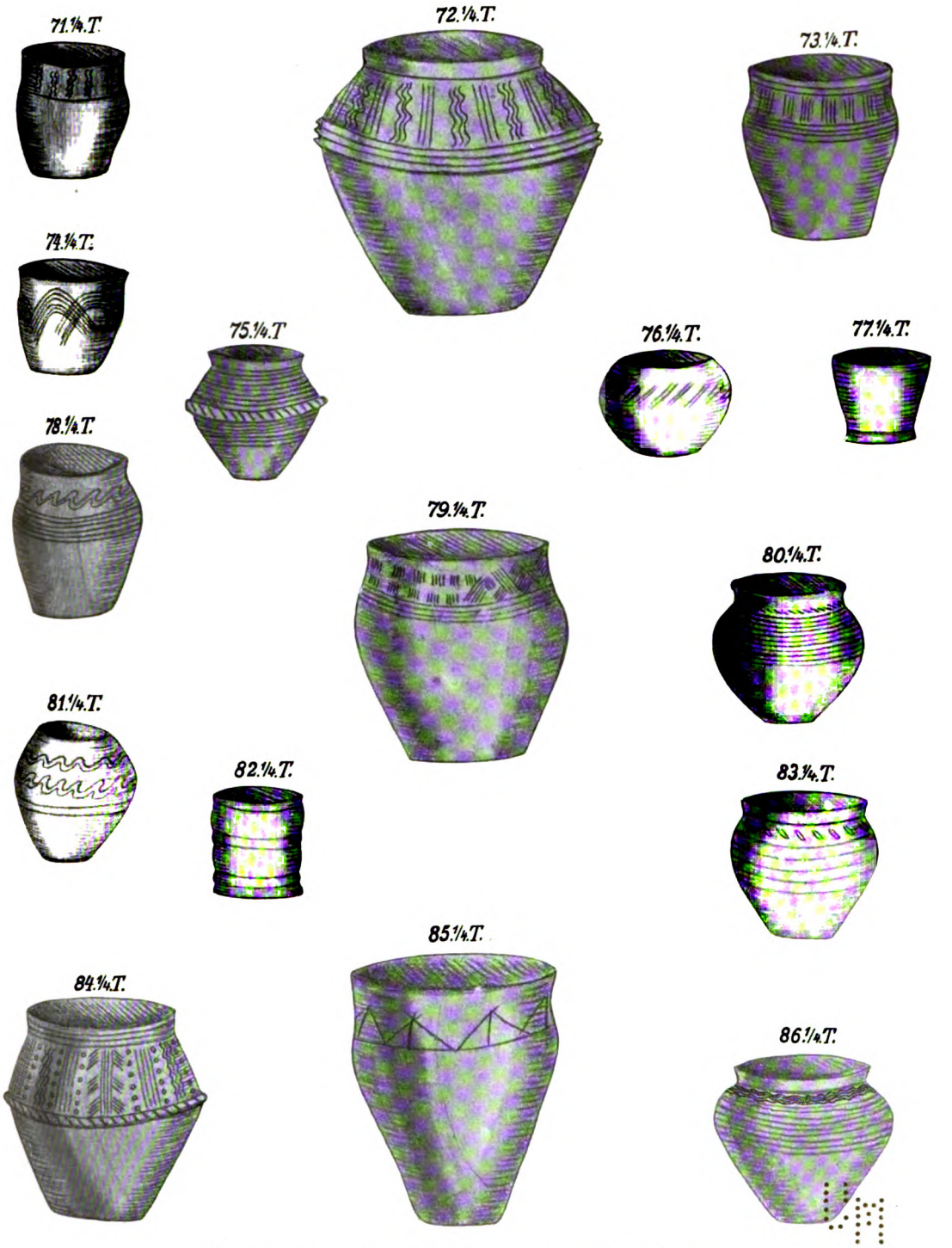


Gefäße aus wendischer Zeit von verschiedenen Fundplätzen.

Neuendorf 51, 58, 65; Großwusterwitz (Kirche) 52, 54, 55, 61, 63, 64, 66, 67, 70; Wöhrde 62, 69; Rietz 57; Hohenferchesar 56; Brandenburg a. H. 60, 68; Schermen 53; Brielow 59.

Digitized by Google

Digitized by Google



Gefäße aus wendischer Zeit von verschiedenen Fundplätzen.
Großwusterwitz (Kantoracker) 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 81, 84, 86; (Wöhrde) 82; (Fahrtbrücke) 79; Tuchheim 80; Brandenburg a. H. 83; Möser (Weinberg) 85.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wer waren die Altslawen?

Von Karl Felix Wolff (Bozen).

„Der Begriff des Slawischen, der für den Linguisten so einheitlich und fest umschrieben dasteht, hat für den Anthropologen etwas überaus Unbestimmtes, ja Rätselvolles und Unzugängliches. Slawisch ist überhaupt kein anthropologischer Begriff; aber ein Begriff, an dem der Anthropologe nicht vorbeigehen darf, dem er nur auf anderem Wege nahekommen muß als der Linguist."

Dr. Friedrich Schiff.

Die slawische Völkerfamilie erstreckt sich über ein ungeheueres Gebiet und bunter als in irgend einer anderen Sprachgemeinde ist bei den Slawen das anthropologische Rassenbild. Der Russe des Waldai-Gebietes ist groß, blond und kurzköpfig („Waldai-Typus" der russischen Anthropologen); der Russe des Rjäsan-Tambow-Gebietes ist klein, brünett und langköpfig („Rjäsan-Typus" der russischen Anthropologen); der Bewohner Kleinrußlands ist klein, brünett und kurzköpfig; der Montenegriner ist auch brünett und kurzköpfig, aber hochgewachsen. Und so geht es fort: es gibt keine Einheitlichkeit der Rasse in der slawischen Sprachgemeinde!

Es muß aber doch einmal ein Stammvolk gegeben haben, das all diesen, anthropologisch so verschiedenen Menschen die slawische Sprache brachte. Ein solches Stammvolk hat sich in der Tat archäologisch nachweisen lassen. Aus der Zeit vom 7. bis zum 12. Jahrhundert n. Chr. finden wir in Österreich, Mittel- und Norddeutschland Gräber, die sich in ihren Beigaben durch die sog. Schläfenringe kennzeichnen. Auf Grund der von Wocel und Sophus Müller zuerst ausgesprochenen Annahme weist man diese Gräber den Altslawen zu.

Der anthropologische Befund hat nun ergeben, daß die Altslawen einen in körperlicher Hinsicht ziemlich einheitlichen, mit ganz bestimmten

Digitized by Google

Merkmalen versehenen Menschenschlag darstellen; es waren hochgewachsene Leute mit langgebautem Schädel. Aus byzantinischen und arabischen Quellen wissen wir, daß sie vorherrschend blond waren. Carl Toldt[1]) fand unter 169 Altslawenschädeln aus Norddeutschland nur 18 brachykephale, alle übrigen waren dolichokephal oder mesokephal. Derselbe Forscher untersuchte auch 118 Altslawenschädel aus verschiedenen Teilen Österreichs[2]) und kam dabei zu einem ähnlichen Ergebnisse: 39% waren dolichokephal, 52,5% mesokephal und nur 8,5% brachykephal. Hyperbrachykephale und Planokzipitale fehlten gänzlich. Die Hälfte gehörte in die Indexgruppe 74—77.

Die Altslawenschädel zeigen also große Ähnlichkeit mit den germanischen Reihengräberschädeln. Bei solchen fand Ecker[3]) 64,8% Dolichokephale, 31,5% Mesokephale und 3,7% Brachykephale. Deshalb sagte R. Virchow auf dem Anthropologenkongreß zu Nürnberg im Jahre 1887, daß man auf Grund der äußeren Erscheinung nicht angeben könne, ob man den Schädel eines Altslawen oder eines Germanen vor sich habe. Immerhin hat sich bei Betrachtung ganzer Reihen ergeben, daß die Altslawen weniger dolichoid sind als die Germanen; das lassen die oben angeführten Ziffern erkennen, zu denen ergänzend bemerkt sei, daß der höchste Längen-Breiten-Index eines österreichischen Altslawenschädels 83,33 betrug, der höchste ebensolche Index eines Reihengräberschädels aber nur 82,14.

Wichtiger als dieser kleine Unterschied im Index ist aber das Ergebnis der von Alfred Schliz nach seiner verfeinerten kranioskopisch-typologischen Methode vorgenommenen Untersuchung[4]). Nachdem schon andere Forscher, insbesondere Toldt, das mehr oder weniger lang ausgezogene, kegelförmig zugespitzte Hinterhaupt und das allmähliche Ansteigen des Scheitels von dem Bregma an nach hinten bis über die Ohr-Scheitelebene hinaus als charakteristisch für die Altslawenschädel erkannt hatten, stellte Schliz noch verschiedene andere Merkmale fest, die er in ihrer Gesamtheit als „finnische" bezeichnete. Zu diesen finnischen Eigenschaften rechnet er: „Die schwache Modellierung der Schädelkapsel, die flache Ausbildung des Inion- und Lambdawinkels, der in gleichmäßigem hohem Bogen erfolgende Anstieg der Stirn nach der noch hinter dem Bregma liegenden Scheitelhöhe, die flachen, konfluierenden Superziliarwülste, die eingebogene, statt eingekerbte Nasenwurzel, die gerade Flucht der Nasenbeine, der schräg von hinten nach vorn mit stumpfem Kieferwinkel laufende Unterkiefer mit spitzem Kinn und die

[1]) Korrespondenzbl. d. Deutsch. Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jahrg. 1911.

[2]) Mitteilungen d. anthropol. Gesellschft in Wien, 42. Bd., Jahrg. 1912. „Die Schädelformen in den österreichischen Wohngebieten der Altslawen — einst und jetzt."

[3]) Crania Germaniae meridionalis occidentalis. Freiburg i. Br., 1865.

[4]) Bericht über den Anthropologenkongreß zu Weimar im „Korrespondenzbl. d. Deutsch. Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", Jahrg. 1912.

Digitized by Google

in der Sutura zygomatico-maxillaris vorspringenden Wangen, welche dem Gesichte den Ausdruck „breiter Backenknochen" geben".

Später sagte Schliz in derselben Versammlung:

„Die Ihnen vorgelegten Beobachtungen glaube ich bis jetzt in der Folgerung zusammenfassen zu können, daß wir für unser deutsch-slawisches Gebiet ganz wohl imstande sind, an bestimmten Merkmalen in der Mehrzahl der Fälle einen altslawischen Schädel von einem altgermanischen Reihengräberschädel zu unterscheiden und daß diese Merkmale mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Zumischung eines zweiten Rassenbestandteils zurückzuführen sind."

Endlich bemerkte Schliz, daß wir nicht imstande seien, beim finnischen oder beim uralaltaischen Typus auf die ursprünglichen Komponenten zurückzugehen, weil wir sie nicht in Reinexemplaren besäßen; zwei dolichokephale Komponenten hätten sich mit einem asiatischen oder europäischen brachykephalen Faktor gemischt.

Prof. Matiegka aber meinte, die Ansicht, daß die alten Slawen mit den übrigen Ariern einen gemeinsamen Typus, ausgezeichnet durch hohen Wuchs, langen oder mittellangen Schädel und helle Augen- und Haarfarbe, besaßen, werde in neuester Zeit wohl von der Mehrzahl der europäischen Anthropologen geteilt.

Aus alledem geht hervor, daß die Altslawen gleich den Germanen der nordeuropäischen Rasse angehörten, daß sie aber in Osteuropa vor und während der Völkerwanderungszeit eine Beimischung erfahren hatten, welche ihren Längen-Breitenindex etwas erhöhte und außerdem die von Toldt und Schliz hervorgehobenen sekundären Merkmale bedingte. Wenn wir also feststellen wollen, wer die Altslawen gewesen seien, so müssen wir zunächst diese Beimischung anthropologisch zu bestimmen trachten.

Daß in den ganzen Osten Europas, etwa bis zur Elbe und bis in die Alpen, etwas mongolisches Blut hereingesickert ist, scheint mir unzweifelhaft und ich schreibe dieser Beimischung auch eine starke psychologische Einwirkung auf den Volkscharakter zu; hingegen scheint mir die morphologische Einwirkung verschwindend gering; das Fehlen der Mongolenfalte bei den Lappen und die starke, ganz unmongolische Behaarung der Bewohner Mittel- und Südrußlands, deren Äußeres weit mehr an die Aino als an die Mongolen erinnert, lassen erkennen, daß selbst bei diesen östlichen Völkern die mongolische Beimischung nur äußerst schwach gewesen sein kann. Wenn dies für die Lappen und Russen gilt, so gilt es in noch höherem Maße für die Altslawen, die ja der nordeuropäischen Rasse körperlich nahe gestanden haben. Mit Recht betont Schliz, daß die Beimischung, welche die Altslawen von den Germanen unterscheidet, auch bei Finnen und Turko-Tataren, d. h. im vorliegenden Falle bei nordwestasiatischen Völkern, nachweisbar ist. Wir werden also den Kern dieses Elements im mittleren Rußland zu suchen haben. Tatsächlich

Digitized by Google

finden wir hier in dem bereits erwähnten Rjäsantypus einen anthropologischen Faktor, der sehr wohl geeignet erscheint, die übereinstimmenden körperlichen Eigentümlichkeiten der Finnen, Tataren und Altslawen zu bedingen [1]). Gerade dieser Typus ist, wie Tschepourkovsky ausdrücklich bemerkt, ein Überbleibsel der primitiven Bevölkerung Rußlands.

Nun will mir scheinen, daß dieser kleinwüchsige, brünette Rjäsantypus mit seiner zur Platyrrhinie neigenden Nase und seinem Durchschnittsindex von 79 kein anderer sei, als der von Schiff [2]) in Böhmen nachgewiesene platyrrhine Mesokephale oder Subbrachykephale, eine Vermutung, die übrigens auch Schiff angedeutet hat (ebendort, S. 275 u. 279). Ferner stimme ich Schiff durchaus bei, wenn er seinen platyrrhinen Subbrachykephalen für nahe verwandt mit dem Typus I von Reche hält [3]). Reche charakterisiert diesen Typus wie folgt [4]): „Er ist meso- bis brachykephal, brachystenokephal, mesoprosop, mesorrhin bis platyrrhin und scheint zur Prognathie zu neigen . . . Charakteristisch ist ferner, daß die Wangenbeine nach vorn vorspringen; das Gesicht zeigt also das, was man beim Lebenden wohl als „vorspringende Backenknochen" bezeichnet . . . . Bei den bandkeramischen Schädeln des Typus I findet sich sodann eine Eigentümlichkeit, die, soviel ich weiß, bisher überhaupt noch nicht bei europäischen Schädeln festgestellt wurde, nämlich „schaukelnde" Unterkiefer, eine Form, auf die Stahr („Über den Maori-Unterkiefer und sein Vorkommen an Ägypterschädeln", Anatom. Anz., 1906) zum erstenmal aufmerksam gemacht hat und die nach seiner Meinung Merkmal einer niederen Rasse ist . . . . . Mit seiner platten, vorn aufgeblähten, breiten Nase, seiner an afrikanische Formen erinnernden Stirn, seiner Neigung zur Prognathie, seinem niedrigen, breiten Gesicht mit etwas vorspringenden Backenknochen, den schaukelnden Unterkiefern und noch mancher anderer Eigenschaft paßt er so gar nicht in den europäischen Formenkreis hinein. Vielleicht haben wir seine Verwandten im Süden und Südosten zu suchen, vielleicht hängt er auch mit den Kleinwüchsigen von Schweizersbild zusammen."

Und nun gehe ich noch einen Schritt weiter und verknüpfe diesen osteuropäischen Typus, der heute noch am reinsten im Rjäsangebiete anzutreffen ist, mit dem steinzeitlichen Pfahlbau-Typus Mitteleuropas, insbesondere des Rheingebietes. In seiner schönen Arbeit „Die vorgeschichtlichen Schädel-

---

[1]) Ethyme Tschepourkovsky, „Anthropologische Studien", „Archiv für Anthropologie", 38. Bd., Jahrg. 1911.

[2]) Friedrich Schiff, „Beiträge zur Kraniologie der Czechen", „Archiv für Anthropologie", 39. Bd., 1912.

[3]) Korrespondenzbl. d. Deutsch. Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1912, S. 91.

[4]) Dr. O. Reche, „Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen", „Archiv für Anthropologie", 35. Bd. 1909.

Digitized by Google

typen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte" sagt Schliz von jenem Typus [1]): „Als gemeinsame Grundform (der sieben Michelsberg-Pfahlbau-Schädel) können wir allen die Birnform mit schmaler Stirn, schwach gewölbten Seiten und breitem, rundem Hinterhaupt zuweisen. Die Norma lateralis zeigt ganz steil ansteigende Stirn über kleinen Superziliarwülsten." Schliz betont dann die „gleichmäßige runde Modellierung" und die Platyrrhinie. Als Längen-Breiten-Indices gibt er an: 77,40, 78,74 und 80,59, „in allen drei Fällen aber lediglich durch Ausweitung der Seiten, bei sonst in allen anderen Merkmalen mit den Langköpfen übereinstimmendem Bau" (35. Bd., S. 255). Im zweiten Teile seiner Abhandlung sagt Schliz noch bestimmter: „Typisch ist die Birnform des Schädelgrundrisses mit schmaler Stirn und weitem, rundem Hinterhaupt, die steil ansteigende rundgewölbte Stirn, das Ansteigen der Stirnkurve über das Bregma hinweg bis zur Scheitelhöhe und die runde Kurve des Hinterhauptes, das schmale, aber niedere Gesicht und die breite Nase." Schliz bemerkt dann, daß auch die spätneolithischen Schädel aus dem Laibacher Moor hierher gehören und fügt hinzu: „bei allen ist die Modellierung eine glatte" (Bd. 37, S. 205). Ebendort gibt Schliz eine Abbildung, die erkennen läßt, daß der betreffende, in der Norma verticalis rundbogig abgeschlossene Pfahlbauschädel gleichwohl in der Norma lateralis eine Zuspitzung des Hinterkopfes zeigt, wie man sie in ganz ähnlicher Weise an den Schädeln der Altslawen beobachten kann.

Wir haben also bei der Pfahlbaurasse und bei den Altslawen eine ganze Reihe gemeinsamer Merkmale, die auch durch örtliche Veränderungen nicht ausgelöscht werden konnten, so z. B. die glatte Modellierung, das allmähliche Ansteigen des Scheitels bis weit nach rückwärts, die flachen Superziliarwülste und die Platyrrhinie, die, nach Toldt, auch bei den Altslawen vorherrscht. Diese Merkmale, die der nordeuropäischen Rasse fremd sind, hat Schliz als „finnische" bezeichnet. In seiner eben angeführten Arbeit (Bd. 37, S. 215) begründet er dies wie folgt. Er zieht drei Finnenschädel, zwei Tatarenschädel, zwei Kirgisenschädel und die Diagramme eines Lappländers zum Vergleich mit den westeuropäischen Kurzköpfen heran und stellt fest: „Übereinstimmend zeigen Finnen, Tataren und Lappländer die Birnform des Schädelgrundrisses mit schmaler, gewölbter Stirn, gleichmäßig, in nahezu gerader Flucht divergierenden Seiten und kreisbogenförmigem Hinterhauptsabschluß ohne eigentlichem Ausbau der Tubera parietalia. In der Mittellinie folgt auf einen vorn hohen, nach hinten sich verschmälernden Unterkiefer mit schräg aufsteigendem Ast und spitzem Kinn ein hoher, vorgebauter Oberkiefer mit langem, spitzem Nasenstachel, langer Nase und seicht eingebauchter Nasenwurzel. Die Stirn beginnt mit plattem,

[1]) Archiv für Anthropologie, 35. u. 37. Bd.

Digitized by Google

in der Mitte konfluierendem Superziliarwulst und läuft dann in gleichmäßig rückwärts laufendem Bogen bis zum Bregma. Meist läuft die Kurve ohne merkliche Unterbrechung im gleichen Bogen weiter über die Scheitelhöhe bis zum Lambda, wo sich dann ein engeres Hinterhaupt anschließt. Ein Finnen- und ein Tatarenschädel zeigen leichte Abflachung der Kurve vor dem Bregma, im ganzen jedoch sind alle diese Schädel sehr schwach modelliert .... Die Kirgisen unterscheiden sich von diesem Gesamtbau nur durch breitere und flachere Stirne, der Lappländer durch noch ausgesprochenere Birnform des Grundrisses mit ganz schmaler Stirn." Schliz schließt mit den Worten: „Diese Übereinstimmung der finnisch-lappischen Bevölkerung mit den somatischen Merkmalen der nordasiatischen Nomaden scheidet sie scharf von der westeuropäischen Brachykephalie, der die Schädel der Grenellerasse von Nordfrankreich über Belgien, Mecklenburg, Dänemark bis nach Skandinavien angehören. Die unbehausten „Fennen" des Tacitus waren wahrscheinlich schon Brachykephale asiatischen Ursprungs."

Ich komme nun allerdings zu einem ganz anderen Schluß. Ich sage nämlich: in den Großrussen des Rjäsan-Tambower Gebiets und in der einst mit ihnen zusammenhängenden Ainobevölkerung, ferner in Schiffs böhmischem platyrrhinem Mesokephalen, in Reches Typus I und in dem neolithischen Pfahlbau-Typus der um die Alpen gelegenen Gebiete steckt ein einheitliches, kleinwüchsiges, dolichokephales, brünettes und platyrrhines Rassenelement, das man passenderweise mit den russischen Anthropologen Rjäsantypus nennen wird, weil es dort noch heute verhältnismäßig rein erhalten ist. Es hat auch von dort seinen Ausgang genommen und sich am Ende der Eiszeit quer durch Mitteleuropa bis in das Rheintal ausgebreitet. Wo es sich mit Kurzköpfen vermischte, entstand der „birnförmige Schädelgrundriß", wie ihn in übereinstimmender Weise die Pfahlbauleute, die Finnen, Lappen und Tataren zeigen.

Seit der epochemachenden Arbeit des Professors Gustaf Kossinna über den „Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen" [1]) halte ich es für bedenklich noch von asiatischer Herkunft der Finnen zu sprechen, denn der Kern der Finnen, der anthropologisch aufs engste mit dem allerdings sprachlich slawisierten Waldaitypus zusammenhängt, ist ein hochgewachsener, blonder, langgesichtiger, schmalnasiger und brachykephaler Menschenschlag, der durchaus an die Grenellerasse (Schliz' westeuropäische Brachykephalie, meinen „Juratypus") erinnert und auch jedenfalls von Westen herzuleiten ist. Er hat sich in Rußland mit dem Rjäsantypus natürlich vielfach gemischt und dieser Mischung verdankt er jene Merkmale, die Schliz als „finnische" bezeichnet. Berührungen zwischen dem finnischen Kernvolke und den asiatischen Nomaden erachte ich aber nur insoferne für bestehend,

[1]) Mannus, Zeitschrift der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, 1909 u. 1910.

Digitized by Google

als finnische Schwärme über den Ural und durch die kaspische Völkerpforte in Asien eingedrungen sein mögen. Ebenso werden wohl auch die Rjäsanleute sich mit den benachbarten Asiaten oft vermischt haben. Mit einem Worte, ich glaube nicht, daß die Finnen oder die westasiatischen Turkvölker die Träger der von Schliz festgestellten und als „finnisch" oder „uralaltaisch" bezeichneten Merkmale seien, sondern ich glaube, daß echte Finnen und echte Asiaten einander ursprünglich ganz fremd waren, daß sie aber ihre heutigen, übereinstimmenden Merkmale von dem zwischen ihnen seßhaften Rjäsantypus empfangen haben.

Genau dasselbe gilt dann auch natürlich für die Altslawen. Sie gehörten ursprünglich der nordeuropäischen Rasse an. Aber im Osten Europas vermischten sie sich mit Leuten vom Rjäsantypus und empfingen so jene sekundären Merkmale, durch welche sich ihre Skelette von jenen der Germanen unterscheiden. Ganz ähnliche Merkmale kann man heute auch dort beobachten, wo von Slawen oder Finnen keine Rede ist, wo sich aber nachweislich eine Vermischung der nordeuropäischen Langköpfe oder der westeuropäischen Kurzköpfe mit der alten Pfahlbaurasse vollzogen hat. Das ist z. B. im Bodenseegebiet und im Elsaß der Fall. Ganz deutlich sieht man bei solchen Leuten die zur Platyrrhinie neigende kurze Nase, die schwache Modellierung der Schädelkapsel, den in gleichmäßigem Bogen erfolgenden Anstieg der Stirn nach der weit hinten liegenden Scheitelhöhe und die schwach entwickelten Superziliarwülste. Wenn es sich um Kurzköpfe handelt, so genügt ein Blick von oben, um den birnförmigen Schädelgrundriß zu erkennen, ja, bei Leuten aus der Nordschweiz sah ich oft eine so extreme Birnform, daß man schon von Trigonokephalie sprechen konnte; mit ihrer schmalen Stirn, ihrem kleinen Wuchs und ihrer dunklen Haar- und Augenfarbe erinnerten diese Leute lebhaft an die Lappen. Ich zweifle auch nicht im geringsten daran, daß sie mit den Kleinwüchsigen vom Schweizersbild zusammenhängen; der Rjäsantypus muß eben schon sehr frühzeitig am Rande des Eises nach Westen vorgedrungen sein.

Nur etwas fehlt in unseren Gegenden gewöhnlich, was bei den Altslawen nachweisbar ist: Die Erscheinung der „vorspringenden Backenknochen". Diese Erscheinung gehört aber auch gar nicht zu den ursprünglichen Eigenschaften des Pfahlbau-Rjäsan-Typus; sie ist von ihm vielmehr erst erworben worden durch Vermischung mit dem breitgesichtigen kleinrussischen Kurzkopftypus. Dieser durchaus selbständige Typus, der von Kleinrußland bis nach Brandenburg in geschlossenen Mengen vorkommt (von mir „Sudetentypus" genannt, weil ich ihn dort am reinsten angetroffen habe), kennzeichnet sich durch hochgradige Brachykephalie, kleinen Wuchs, dunkle Haar- und Augenfarbe, zur Platyrrhinie neigende Nase und breites Gesicht mit vorspringenden Backenknochen. Von den Mongolen unterscheidet er sich durch das Fehlen der Mongolenfalte und durch die starke Behaarung.

Digitized by Google

Als sich die Vorfahren der Altslawen mit dem Rjäsantypus vermischten, war auch dieser schon längst nicht mehr rein, sondern er besaß einen kleinrussischen Einschlag. Daher die vorspringenden Backenknochen und die Neigung zur Mesokephalie, ja Subbrachykephalie, wodurch sich die Altslawen von den Germanen unterscheiden.

Soviel über den nicht nordeuropäischen Rassenanteil der Altslawen. Nun zu ihrem nordeuropäischen Grundstock. Allgemein wird angenommen, daß Altslawen und Urslawen anthropologisch ein und dasselbe, oder daß die Altslawen unmittelbare Nachkommen der Urslawen gewesen seien. Die Urslawen sind jener Teil des indogermanischen Urvolkes, der sich von den übrigen Indogermanen abtrennte und die urslawische Sprache entwickelte. Die Urslawen nahmen dauernden Aufenthalt in der „slawischen Urheimat". Als solche bezeichnet Müllenhoff in seiner „Deutschen Altertumskunde" das große Gebiet am mittleren und oberen Dnjepr, mit Ausschluß der nordwestlichen Landschaften und der Karpatenausläufer, „ein vollständiges Binnen- und Flachland, nach allen Seiten hin vom Meere abgeschlossen und im Inneren ohne Mannigfaltigkeit und sonderliche Verschiedenheiten in der Gestaltung und Beschaffenheit". Hier verlebten die Slawen in geschichtsloser Zurückgezogenheit, indem sie Viehzucht und etwas Ackerbau trieben, mindestens zwei Jahrtausende. Da die Ausbreitung der Indogermanen aus vielen Gründen allgemein etwa um 2000 v. Chr. angesetzt wird und die Slawen erst im 6., frühestens 5. Jahrhundert n. Chr. aus ihrer Urheimat gegen Westen vorzudringen beginnen, so ist die Zeit der Seßhaftigkeit mit zwei Jahrtausenden noch kurz bemessen. Man nimmt also an, daß die Slawen während dieser ganzen, ungeheuer langen Zeit ihre ursprüngliche Körperbeschaffenheit (abgesehen von einigen sekundären Merkmalen) bewahrt hätten. Man hält es für möglich, daß die Slawen nach Jahrtausenden bei ihrem Wiedererscheinen in Mitteleuropa noch immer im großen und ganzen den Rassentypus ihrer Urväter gezeigt hätten. Diese Möglichkeit halte ich aber für ausgeschlossen und zwar aus folgenden Gründen.

Die „Urheimat" der Slawen deckt sich in der Hauptsache mit dem heutigen Kleinrußland. Die Bewohner dieser Gegend zeichnen sich, wie schon oben bemerkt, durch eine hochgradige Kurzköpfigkeit aus; dabei sind sie kleinwüchsig, so daß jede Urverwandschaft mit der nordeuropäischen Rasse ausgeschlossen erscheint. Die Kleinrussen sind aber auch keine Tataren, sie müssen also unmittelbar von jener Urbevölkerung abstammen, die vor dem Erscheinen der indogermanischen Slawen, d. h. am Ende des 3. oder am Anfang des 2. vorchristlichen Jahrtausends, in den Karpaten- und Sudetenländern, sowie im südwestlichen Polen und Rußland seßhaft war. Inmitten dieser brachykephalen Bevölkerung haben sich die Urslawen als Eroberer und Herren niedergelassen und unter ihr die urslawische Sprache verbreitet.

Digitized by Google

Kann nun ein dolichokephales Eroberervolk in solcher Lage seine Dolichokephalie durch zwei Jahrtausende bewahren? Die Slawen selbst mögen uns hier als Beispiel dienen. Wir kennen die Altslawen aus dem 7. bis 12. nachchristlichen Jahrhundert. Wie wir oben gesehen haben, waren sie überwiegend dolichokephal und mesokephal. Aber schon die altchristlichen Schädel aus Böhmen, welche Prof. Matiegka untersuchte [1]), zeigen folgende Indexverteilung: 0,5% Ultradolichokephale, 4,5% Hyperdolichokephale, 27,2% Dolichokephale, 42,2% Mesokephale, 18,1% Brachykephale, 5,5% Hyperbrachykephale und 2,0% Ultrabrachykephale. Demgegenüber fand der genannte Forscher bei rezenten Schädeln aus derselben Gegend: 0,0% Ultradolichokephale, 0,0% Hyperdolichokephale, 1,0% Dolichokephale, 13,5% Mesokephale, 56,5% Brachykephale, 26,3% Hyperbrachykephale, 2,7% Ultrabrachykephale. Toldt stellte unter 300 rezenten Schädeln aus Böhmen und Mähren folgendes Verhältnis fest: 1,3% Dolichokephale, 18,3% Mesokephale, 57% Brachykephale und 23,4% Hyperbrachykephale; und unter 93 rezenten Slowenenschädeln: 2,1% Dolichokephale, 21,5% Mesokephale, 48,4% Brachykephale und 28% Hyperbrachykephale [2]).

Mit der Völkerwanderungszeit hat sich also bei den Slawen eine völlige Umkehr von der Dolichokephalie zur Brachykephalie vollzogen. Genau so ist es bei den Germanen. Die Germanen der Völkerwanderungszeit waren sogar, wie sich aus den Reihengräbern ergibt, noch dolichokephaler als die Altslawen; trotzdem gibt es heute deutsche Gebiete mit einem Durchschnittsindex von 85, 86 und mehr. Diese Erscheinung läßt sich nach meiner Auffassung nur so deuten, daß die langköpfigen Eroberer in einer kurzköpfigen Urbevölkerung körperlich aufgegangen sind. Im Laufe eines Jahrtausends war die völkische Einebnung vollzogen. Die Mitglieder der herrschenden und wohlhabenden Kreise wurden sorgfältig bestattet und ihre Skelette sind uns erhalten geblieben, während wir bezüglich der armen Hörigen aus früherer Zeit nur auf Vermutungen angewiesen sind. So sehen wir denn in alter Zeit fast nur Langköpfe, dann erscheint plötzlich ein geringer Hundertsatz von Kurzköpfen und schließlich überwiegen diese. Das die große Mehrheit bildende Urvolk hat rassenmäßig gesiegt!

Auf dem bereits erwähnten Anthropologentage zu Weimar im Jahre 1912 äußerte Prof. Matiegka, er glaube, daß der Einfluß der Völkerwanderungs-Zuflüsse ganz temporär und beschränkt war. Und Prof. Ankermann sagte: „Im allgemeinen dürfte es so sein, daß die ansässige Bevölkerung unterworfen wurde und die neuen Einwanderer die herrschende Klasse

[1]) Korrespondenzbl. d. Deutsch. Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jahrg. 1912, S. 86.

[2]) Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 42. Bd. 1912, S. 272 u. 274.

Digitized by Google

bildeten. Nun stellte die herrschende Klasse auch die Krieger, während die Unterworfenen Ackerbau trieben und für die Unterhaltung der Herren zu sorgen hatten. Die Folge davon war wieder die, daß die herrschende Klasse durch die Kriege allmählich aufgerieben wurde. Das scheint mir die einfachste Erklärung für das Verschwinden der Germanen in Süddeutschland und der langköpfigen alten Slawen in Österreich zu sein, besonders, als sie an Zahl von vornherein sicher geringer waren, als die von ihnen unterjochte Bevölkerung."

Geheimrat v. Luschan wies auf ganz ähnliche, in ihren Ursachen klar erkennbare, nämlich auf Vermischung zurückzuführende, körperliche Veränderungen bei den Kurden hin.

Wahrscheinlich haben alle hier angeführten Umstände, nämlich geringe Anzahl der Eindringlinge, Vermischung mit der Urbevölkerung, stärkere Verluste der Oberschichte im Kriege und wohl noch anderes mitgewirkt — auf jeden Fall aber stehen wir vor der Tatsache, daß sowohl die Germanen, wie auch die Slawen im Verlaufe von kaum eineinhalb Jahrtausenden kurzköpfig geworden sind —, selbstverständlich nur dort, wo sie eine kurzköpfige Urbevölkerung antrafen, denn im Rjäsan-Tambower Gebiet sind die Slawen heute noch langköpfig oder wenigstens mesokephal. Die Tiroler Deutschen sind heute viel brachykephaler als die Deutschen der Wiener Gegend und doch erfolgte die Germanisierung beider Gebiete durch Baiwaren; der Unterschied in den Schädelindices kann also nur durch körperliche Verschiedenheit der Urbevölkerungen bedingt sein; oder mit anderen Worten: das Beharrungsvermögen der körperlichen Eigenheiten ist bei einer bodenständigen Bevölkerung so groß, daß diese Eigenheiten auch bei fremden Eindringlingen nach 1—1½ Jahrtausenden die herrschenden werden.

Und nun frage ich, ob es möglich ist, die Altslawen, die wir aus Gräbern des frühen Mittelalters kennen, für rassenmäßig nahezu unveränderte Nachkommen der Urslawen zu halten! Über 2000 Jahre lang haben die Urslawen inmitten einer brachykephalen, brünetten und kleinwüchsigen Bevölkerung gewohnt und da sollten ihre Nachkommen noch immer blond, groß und dolichokephal geblieben sein? Eine solche Annahme widerspricht allen Erfahrungen der Anthropologie. Wären die Altslawen, die in der Völkerwanderungszeit von Rußland nach Mitteleuropa vorrückten, Nachkommen der Urslawen gewesen, so hätten sie die körperliche Eigenheit der Kleinrussen oder der Rjäsanleute zeigen, d. h. kleinwüchsig, brünett und brachykephal oder kleinwüchsig, brünett und dolichokephal sein müssen. In Wirklichkeit aber war ihr Typus — abgesehen von einigen sekundären Merkmalen — jener der nordeuropäischen Rasse. Dieser Widerspruch läßt sich nur durch die Annahme umgehen, daß kurz vor Beginn der geschichtlichen Völkerwanderung ein zweiter Einbruch nordeuropäischer Menschen in die slawische Urheimat erfolgt sei. Sie verbrachten hier nur einige Jahr-

Digitized by Google

hunderte, eigneten sich die slawische Sprache an, erwarben durch Vermischung etliche sekundäre Merkmale des Rjäsan- und Kleinrussen-Typus und übernahmen dann die Führung für den Wanderzug nach Westen.

Wer sollen nun diese Nordeuropäer gewesen sein, die vor der Völkerwanderungszeit in die slawischen Gebiete Rußlands eindrangen? Ich will nicht weiter verhehlen, daß ich dabei an die östlichen Germanenstämme denke, und zwar vorzugsweise an die Basternen, Goten und Gepiden.

Nach Prof. Kossinna[1]) überschreiten die von Schweden ausgehenden Ostgermanen in der frühen Eisenzeit (etwa um 800 v. Chr.) die Ostsee und setzen sich an der Weichselmündung fest. Von dort verbreiten sie sich gegen Süden und Südosten, bis sie mit den Römern zusammenstoßen. Die ersten Ostgermanen, die in das Licht der Geschichte eintreten, sind die Basternen oder Bastarner; schon im zweiten vorchristlichen Jahrhundert kämpfen Basternen als makedonische Söldner gegen die Römer; auch Mithridates von Pontus hatte Basternen in seinen Heeren.

Später erscheinen die Goten und Gepiden[2]). Im zweiten nachchristlichen Jahrhundert erfüllen sie das ganze westliche Rußland, selbstverständlich nicht als ein Massenvolk, sondern als eine dünne Schichte von Eroberern. Die slawischen Stämme verfallen der Herrschaft dieser Germanen, ohne daß man von namhaften Kämpfen hört. Wären die dortigen Slawen so tüchtige Leute gewesen, wie die später in Mitteleuropa einrückenden „Altslawen", dann hätten die Germanen gewiß nicht so leichtes Spiel mit ihnen gehabt. Allein die Urslawen müssen damals schon längst völkisch eingeebnet gewesen sein und so stand den Germanen eine Bevölkerung gegenüber, die körperlich und rassenpsychisch keinen anderen Charakter gezeigt haben kann, als den der heutigen Kleinrussen und Rjäsanleute. Auf dieser Grundlage erwuchs das große Reich des Ermanarik, das 375 dem Ansturme der ebenfalls unter germanischen Führern stehenden Hunnen erlag. Ein Teil der Goten fand den Untergang, andere Teile wurden versprengt, Reste von ihnen müssen aber trotzdem — wenn nicht alle Erfahrungen der Völkerkunde trügen sollten — in den slawischen Gebieten sitzen geblieben sein. Von Hunnen und Avaren bekämpft und gedrückt, ohne jede Verbindung mit anderen Germanen das Leben und Los der Slawen teilend, gingen diese Goten — abgesehen von einigen abgeschiedenen Splittern auf der Krim und auf Taman — in der Masse der sie umgebenden Slawen auf und nahmen die slawische Sprache an. Allein ihr Lebensgeist und ihre Tatkraft waren noch nicht erloschen und so

[1]) „Die Herkunft der Germanen", Würzburg, Kabitzsch, 1911.

[2]) Die neuesten Forschungsergebnisse bezüglich der einzelnen Stämme und Wanderungen der Ostgermanen findet man jetzt bei Gustaf Kossinna: „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft", zweite Auflage, Würzburg, Kabitzsch, 1914, S. 138 ff.

Digitized by Google

wurden sie die Führer der großen slawischen Bewegung, welche im 5. und 6. Jahrhundert über Mitteleuropa hereinbrach. Germanisches Blut — sei es nun basternisches, gepidisches oder gotisches — hatte die Slawen erneuert und ihnen jene Kraft eingeflößt, deren sie zum Kampfe mit den Westvölkern bedurften.

Das ist die Stammesgeschichte der Altslawen.

Allein durch den Auszug der tapfersten und unternehmendsten Männer verfielen die in Rußland zurückbleibenden Slawen wiederum in Schwäche und so wurde ihr Land und Volk nach kurzer Zeit eine leichte Beute der normännischen Waräger. Es wiederholte sich derselbe Vorgang. Auch die Waräger versanken in der Masse ihrer Hörigen und als sie den Mongolensturm überdauert hatten, war von germanischer Überlieferung keine Spur mehr bei ihnen vorhanden. Wohl aber lebte in ihren slawisierten Nachfahren noch die Tatkraft zum Ausbau des großen russischen Staates und zum Angriff auf Mitteleuropa.

Zusammenfassung. Die Altslawen waren Nordeuropäer, und zwar Ostgermanen, welche die slawische Sprache angenommen und durch kurze (etwa zwei Jahrhunderte währende) Vermischung mit Leuten vom rjäsanischen und kleinrussischen Typus besondere, in Osteuropa weit verbreitete sekundäre Merkmale erworben hatten. In ähnlicher Weise vollzog sich später die Slawisierung der Waräger.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Aus der Provinz Posen.

Erwerbungen des Kaiser-Friedrich-Museums zu Posen im Jahre 1910[1]).

Von † Erich Blume.

Mit 30 Textabbildungen und 2 Tafeln (XXVII, XXVIII).

Vorbemerkung: Im folgenden werden die Erwerbungen mit Ausnahme der bereits von der Ausstellung im Jahre 1909 übernommenen Sammlungen (Reder 1910: 8—25, Zindler 1910: 31—284, Gymnasium Hohensalza 1910: 267—272 und des Märkischen Museums zu Berlin)[2]) aufgeführt. Als Abkürzungen gelten: G. = Geschenk, MBl. = Meßtischblatt, Slg. = Sammlung.

I. Älteste Kulturen. (Älteres Neolithikum.)

1. Dembsen, Kr. Posen-West. 1910: 624. Feuersteinschaber (Abb. 1). Unterseite mit einem Schlage abgesprengt. Schlagmarke undeutlich, aber vorhanden. Oberseite zum größten Teil mit der natürlichen Kruste des Feuersteins bedeckt. Die schwächere Kante ist steil retuschiert. Das ganze Stück liegt bequem in der Hand. Es wurde am 22. Oktober vom Verfasser in der abgestochenen Geschiebemergelwand 75 cm tief in unberührter Lagerung festsitzend gefunden, an der Straße, die vom Dorfe zum Eichwald führt und dabei in den Abhang zur Wartheniederung einschneidet. Vermutlich handelt es

[1]) Vgl. die früheren Berichte Blumes über die Erwerbungen aus den Jahren 1908, 1909 I (Mannus I, 137 ff.; I, 303 ff.) und 1909 II (Mannus III, 289 ff.). Den nachgelassenen Bericht über 1910 hat Dr. Walther Schulz-Minden in Halle a. S. (gegenwärtig im Felde auf dem polnischen Kriegsschauplatz südlich der Weichsel) in Reinschrift hergestellt und der Herausgeber druckfertig gemacht. G. K.

[2]) Vgl. Ausstellung im Kaiser-Friedrich-Museum vor- und frühgeschichtlicher Altertümer aus dem Gebiet der Provinz Posen. Posen 1909.

Digitized by Google

sich dabei um einen Böschungseinsturz aus alter Zeit, der das Stück in den Geschiebemergel brachte. An diluviale Herkunft ist jedenfalls nicht zu denken.

2. Johannisdorf, Kr. Hohensalza. Braunscher Acker (sandiges Gebiet) 1910: 858. Feuersteinnukleus von $19^1/_2$ cm Längendurchmesser, der größte, der mir aus der Provinz Posen bekannt ist (Leihgabe), und 1910: 859 bis 861 kleinere Feuersteinnuklei, Absplisse, Kantenspäne und Schaber. G. von Lehrer Niepel, J.

3. Lassek-Luban, Kr. Posen-West. Wüste. An anderer Stelle als die jüngeren Funde (1910: 266). Spanmesser aus Feuerstein, dessen Spitze wie ein Griffdorn durch Randretuschen herausgearbeitet ist. — G. von Betonmeister Ficker, Luban.

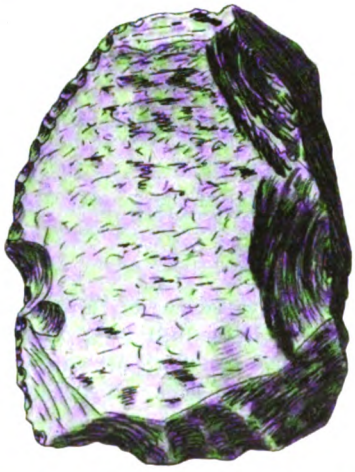


Abb. 1. 1/2. Dembsen, Kr. Posen-West. 1910: 624.

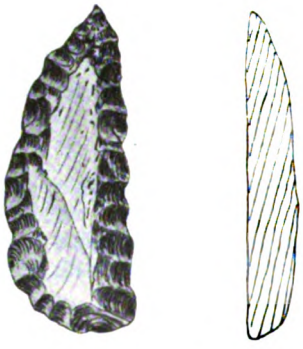


Abb. 2. 1/1. Latkowo, Kr. Hohensalza. 1910: 359.

4. Latkowo, Kr. Hohensalza. Höhe 3. 1910: 359. Feuersteingerät (Abb. 2). — Fund vom Verfasser am 2. IX. 1910.

5. Netzekanal gegenüber Strehlau, Lkr. Bromberg. 1910: 684. Hirschgeweihhacke vom Typus Mannus II, 221 Abb. 1. Im Sommer 1910 ausgebaggert. G. von Seminarlehrer V. Torka, Nakel.

6. Rosko, Kr. Filehne. Pawliks Berg (in den Netzewiesen). 1910: 665, 666. Schaber und Schlagstücke aus Feuerstein. Hierher? — Gesammelt vom Verfasser am 25. X. 1910.

II. Indogermanische Zeit. (Jüngeres Neolithikum und älteste Bronzezeit.)

7. Golencin, Kr. Posen-Ost, Fundstelle I. 1910: 259. Ein Scherben, sieben Splitter und Bruchstücke aus Feuerstein. — 1910: 264. Fünf Scherben, Spanmesser und Abfälle aus Feuerstein. — 1910: 688—690. Randscherben

Digitized by Google

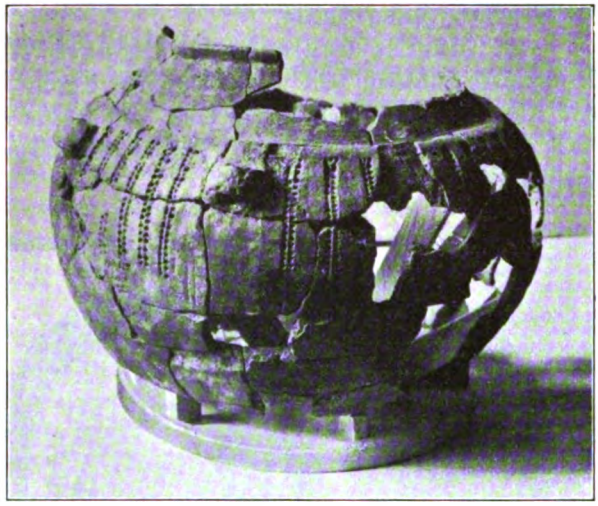
mit verwaschener Schnurverzierung (?), andere Scherben und Feuersteinschlagstück. — Gesammelt von W. Thamm, Posen.

8. Jerka, Kr. Kosten. Seiferscher Acker. 1910: 350, 351. Zwei Randscherben, einer mit hängenden Eindrücken. — G. von Rittergutspächter Lorenz, J.

9. Johannisdorf, Kr. Hohensalza. Acker von Karl Hammermeister (sandiger Hang zur Wiesenniederung). 1910: 863—868. Nuklei, Absplisse, Späne, Schaber aus Feuerstein und Scherben. — G. von Lehrer Niepel, J.

10. Königsruh, Kr. Obornik. 1910: 324. Durchbohrtes axtartiges Steingerät mit gerundeten Kanten und gerundeter stumpfer Schneide, am Nacken halb so niedrig als an der Schneide, 10 cm lang (Pflugschar?). — G. von Lehrer Regulski, Eitelfelde bei Schokken.

11. Lassek-Luban, Kr. Posen-West. Wüste. Von der bekannten Siedelungsstelle (vgl. Mannus I, S. 138, 5). 1910: 245 bis 256. Pfeilspitzen aus gemuscheltem Feuerstein, Scherben, Reib-, Klopf-, Polier- und Schleifsteine. — Gesammelt von stud. phil. E. Wahle und W.



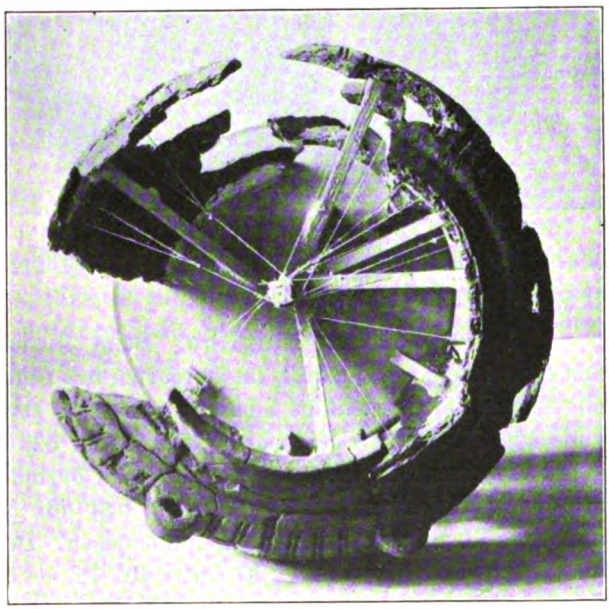


Abb. 3. 4. Pakosch, Kr. Mogilno. 1910: 625.

Digitized by Google

Thamm, Posen. — Zwei Wohnstellen wurden in der Zeit vom 20. bis 23. Juni und am 1. Juli durch E. Wahle und W. Thamm untersucht. Die Ergebnisse sind noch nicht verarbeitet. — 1910: 260. Scherben. — G. von Betonmeister Ficker, Luban.

12. Mamlitz-Hauland, Kr. Schubin (MBl. 1651). 1910: 238. Bronzenes Randbeil von „norddeutschem Typus" (Zeitschr. f. Ethn. 1904, 545 Abb. 13, Var. A a), 13 cm lang, mit kräftig entwickelten Rändern und stark nachgeschliffener Schneide. Patina abgescheuert. — G. von Schlossermeister Albert Meister, Strelno.

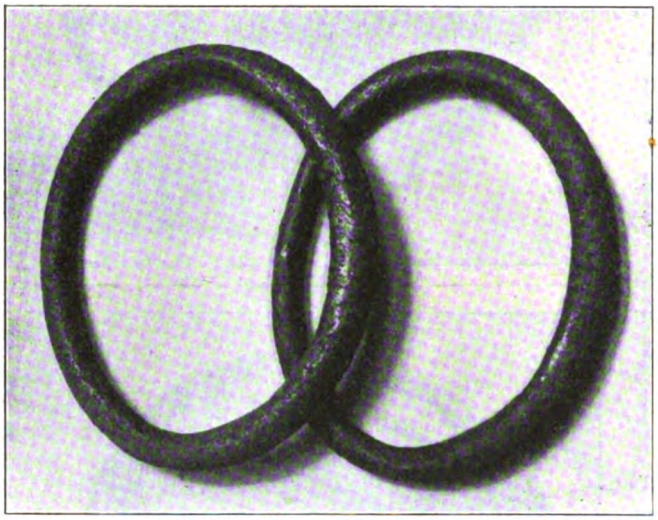


Abb. 5. Paulstal, Kr. Schubin. 1910: 686 u. 87. Kupferoberarmringe.

Abb. 6. Rosko, Kr. Filehne. 1910: 662.

13. Pakosch, Kr. Mogilno. Beim Auswerfen eines Baumloches von etwa 80 cm im Quadrat, im Vorgarten des Distriktsamtsgehöftes wurden 60—80 cm tief steinzeitliche Scherben gefunden, zwischen denen das Erdreich „wie von Aschenresten geschwärzt" war. 1910: 625—627. Ein kugliges Tongefäß mit einem erhaltenem Paare senkrecht durchbohrter Ösen und hängenden Doppelstichreihen auf der Schulter ließ sich, wie Abb. 3 u. 4 zeigen, aus etwa 70 Scherben wieder zusammensetzen. Der abgesetzte Boden fehlt ganz. Erwähnt Mannus II, 91 unter Nr. 72. — G. von Distriktskommissar Schubert, P.

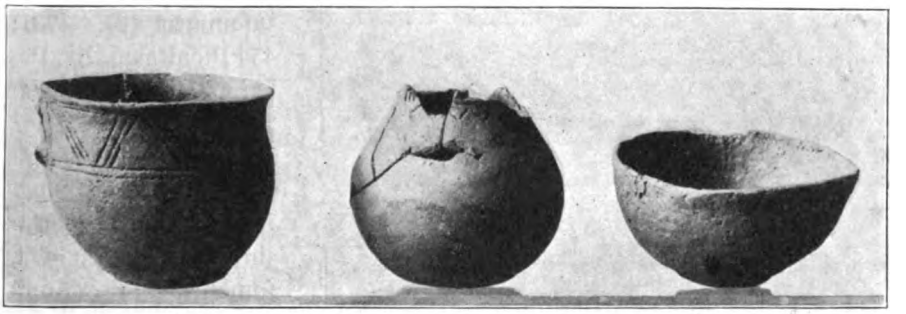
14. Paulstal, Kr. Schubin. 1910: 686, 687. Zwei ovale geschlossene Kupferringe im Torf zusammengefunden, von 13 cm Durchmesser, nicht ganz gleich groß (Abb. 5). Sie bilden eine Vorstufe zu den offenen ovalen Oberarmringen der ältesten Bronzezeit! — G. von Lehrer Wojahn, Veronika.

Digitized by Google

15. Posen, Stadtkreis (?). 1910: 244. Unvollendete steinere Pflugschar (?). Gefunden am frisch aufgeschütteten Wege längs der Schrodaer Kreisbahn, zum Gemeindebezirk Kommenderie gehörig. Der Boden wurde entnommen aus dem Stadtgebiete an der Chaussee nach Kobylepole. MBl. 1929. — G. von † Landmesser Sander, Posen.

16. Posen, Stadtkreis. 1910: 601. Randscherben mit zwei Reihen von Fingernägeleindrücken und tiefem Griffzapfen. Gefunden auf einem Sandhaufen an der Böschung des Kernwerks nahe der Chaussee zum Schilling (ob in primärer Lagerung?). — G. von Otto Gläser, Posen.

17. Rosko, Kr. Filehne. Pawliks Berg (in den Netzewiesen). 1910: 662. Kupferdolch; blattdachförmig gebrochen, Griffdorn vierkantig, am Ende meißelartig. Alter?[1]), Abb. 6. — G. von Hauptlehrer Nowak, R.



1910: 1026 1910: 1027 1910: 1025

Abb. 7. Schönrode, Kr. Wirsitz.

18. Rybojadel, Kr. Meseritz. 1910: 239. Feuersteinbeil, dicknackig, ziemlich flach, nur 7,7 cm lang, allseitig geschliffen. Fundstelle nicht bekannt. — 1910: 240. Steinbeil, dicknackig, 9,5 cm lang. Gefunden auf einem Lehmfahrweg von R. nach Schierzig-Meseritz auf dem Gelände des Besitzers Hämmerling (MBl. 1922). Von derselben Stelle Feuersteinabsplisse und ein Scherben 1912: 438. — G. von Lehrer B. Beil, R.

19. Schönrode, Kr. Wirsitz, Nr. 17. 1910: 1020—1030. Reste von mindestens drei Skeletten, schnurverzierte Henkeltasse, schnurverzierter Henkelkrug, halbkugliger Tonnapf (Abb. 7) und drei Scherben aus einem Skelettgräberfelde in der Kiesgrube. Das Gräberfeld wurde 1911 ohne weitere Ergebnisse vom Verfasser untersucht. Manche Fundstücke wurden in Privatbesitz verstreut.

20. Solacz, Kr. Posen-Ost. Fundstelle III. 1910: 257, 258. Messer, Splitter und Bruchstücke aus Feuerstein. — 1910: 265 ein Scherben und drei Feuersteinstücke. — Gesammelt von Thamm, Posen. — Fundstelle IV. Viele Fundstücke gesammelt von W. Thamm.

[1]) Periode V der Bronzezeit, vgl. den Fund von Räsunda (Upplands Fornminnesföreningens Tidskr. XXVII, 245, Abb. 52). G. K.

Digitized by Google

21. Solacz, Kr. Posen-Ost. Krahnsches Grundstück. Bei der Siedelungsgrabung (vgl. Nr. 38) wurden folgende wohl neolithische Stücke gefunden: 1910: 389 Abspliß aus Feuerstein, 393 Schlagstück aus Feuerstein, 394 Reibunterlage aus Stein, 397 Reibstein, 425 Feuersteinnukleus, 582 Feuersteinschaber.

22. Warthe, etwa 2 km unterhalb Owinsk, Kr. Posen-Ost. 1910: 314. Streitaxt aus schwarzem Gestein mit dachförmiger Brechung der Bahn, die über den gerundeten Nacken läuft (Abb. 8 u. 9). Die Schneide ist von einem Arbeiter modern zugeschliffen worden. Beim Baggern gefunden. — G. der Kgl. Wasserbauinspektion, Posen. — Andere Fundorte dieses Typus in KŽM. sind: 118 Michalowo, Kr. Gostyn. 1899: 854 Granowko, Kr. Kostin (Slg. Halas). H. G. 1680 Jankowice, Kr. Posen-West (stark verkürzt) Torffund mit einer anderen zusammen (?). 1901: 434 Piontkowo, Kr. Posen-Ost (Kopfbruchstück. Slg. Köhler). 1903: 162 Rogasen, Kr. Obornik (Kopfbruchstück Slg. Knoop). Ferner Golenzin, Kr. Posen-Ost, Fundstelle IV (Kopfbruchstück).

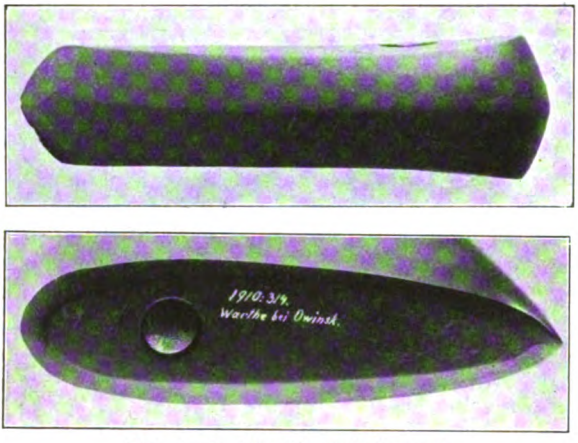


Abb. 8. 9. Warthe bei Owinsk. 1910: 314.

23. Wojtostwo, Kr. Schrimm. Ziegelei. Über dem Grabe vom Ende der Bronzezeit (vgl. Nr. 39) zwei steinzeitliche Scherben (1910: 927). — Amtliche Untersuchung am 27. VII. 1910.

24. Zalesie, Kr. Jarotschin. 1910: 595. Querbeil aus Feuerstein, schwach gebogen, jetzt nur noch 11,4 cm lang, soll ursprünglich spitz am Ende gewesen sein (also spitznackig?). Gefunden an der Kiesgrube. — G. von Lehrer Glowacki, Z.

25. Zerkwitz, Kr. Jarotschin. 1910: 241. Zylindrisch schräg durchbohrtes Steingerät von 12½ cm Länge und schief liegender Schneide (Pflugschar?). Gefunden beim Pflügen auf dem sandigen Gelände des Stifters zwischen Weg nach Rusko und Obra. — G. von Landwirt Karl Franke, Z.

III. Illyrische Kulturgruppen.

Seit der 2. Periode der Bronzezeit bis in die älteren Latèneſtufen.

26. Adelnau. Aus einem alten Teichboden in der Nähe der Stadt stammt ein aus zwei bronzenen Halsringen (1910: 1031, 1032) bestehender

Digitized by Google

Depotfund, über den Johannes Richter in der Breslauer Zeitung Nr. 253 vom 15. IX. 1910 berichtet hat. Beide sind aus Blech zusammengebogen, und der Verschluß wird so bewirkt, daß das eine verjüngte Ende in das andere eingesteckt wird. Die Verzierung bilden abwechselnd senkrecht und wagerecht gestellte Liniengruppen und liegende Rauten, in die Punktkreise gesetzt sind; die Rippen zwischen den Linien sind mitunter gekerbt. Der erste Ring hat 25,7 cm Durchmesser und zeigt gegenüber der Verschlußstelle eine unverzierte Bronzebinde, die um den Ring wohl als Reparatur gelegt ist. Der andere Ring ist bereits in alter Zeit gebrochen und durch nicht mehr erhaltene Nieten ausgebessert worden, er hält nur 23,1 cm im Durchmesser. — Ankauf durch Vermittlung des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau. [Offenbar früheste Eisenzeit. **G. K.**]

Abb. 10. Bentschen, Kr. Meseritz. 1910: 1044.

27. Bentschen, Kr. Meseritz. Bei der Zuckerfabrik sind zwei Gräberfelder dieser Kulturgruppe zerstört worden; das eine (ältere) liegt im Wäldchen, das andere an der Stelle der Fabrik, bei deren Anlage es zerstört wurde. Von beiden stammen, ohne im einzelnen streng getrennt werden zu können, die keramischen Reste 1910: 956—1013 (über 50 Tongefäße und viele Scherben). Nr. 957/8 sind zwei Buckelurnen der ältesten westlichen (posen-brandenburgischen oder „lausitzischen" im engeren Sinne) Untergruppe, die erste, ein Henkelkrug mit dem illyrischen Buckeltypus, die zweite mit „internationalen Buckeln". Nr. 1910: 1012 steht ziemlich vereinzelt mit seinem graphitierten Hals (Abb. 10), da diese jüngeren keramischen Typen im Westen der Provinz nur wenige Parallelen haben. — Die Funde wurden vom Fabrikdirektor Blumenthal geschenkt.

28. Birnbaum. Gräberfeld an der Bismarcksäule. 1910: 277—308. Zweiunddreißig Tongefäße etwa aus der vierten Periode der Bronzezeit. — G. von Major de Rège, Dresden. — Auf demselben Gräberfelde wurden bei Anlage des Platzes zur Bismarcksäule im Jahre 1900 Funde gemacht, und dort von G. Minde-Pouet vom 19.—21. Juli, 19.—24. August und 16.—22. September amtlich Ausgrabungen veranstaltet, die ein reiches Ergebnis hatten (1900: 236—371 einhundertsechsunddreißig Tongefäße, 372 bis 377 sechs Steinbeigaben, 378—417 Bronzen, 418—422 Perlen). Vgl. auch historische Monatsblätter für die Provinz Posen 1900, S. 130 f.

Digitized by Google

29. Bnin, Kr. Schrimm. 1910: 242. Zwanzig Scherben u. a. gesammelt am 1. V. von Prof. Borchling, Posen, und Verfasser auf einem Siedelungsplatze. MBl. 2065.

30. Gora, Kr. Jarotschin. Höhe 2. 1910: 696/7. Scherben und bronzene Schwanenhalsnadel mit kugligem Kopfe aus einem Grabe (Nr. 1). 1910: 699—711 b Keramik und Metallbeigaben aus einem Brandgrabe. — G. von Martin Schultze, Bromberg.

31. Gora, Kr. Schrimm. 1910: 363. Kleiner Stein mit Gesichtsdarstellung in Form vertiefter Rillen (Abb. 11). — G. von Gymnasiast Konopinski, Schrimm. — Angeblich zusammen mit 1910: 651—657, zwei geraden Nadeln, die eine mit flachkegligem Kopfe, die andere dreimal eingeschnürt, Fingerspirale und drei anderen Ringstücken aus Bronze und einer blauen Emailperle. Von demselben Gräberfelde stammt wohl die plumpe Henkelschale 1910: 602. — G. von Oberlehrer Dr. theol. Norykiewicz, Schrimm.

Abb. 11. Gora, Kr. Schrimm. 1910: 363.

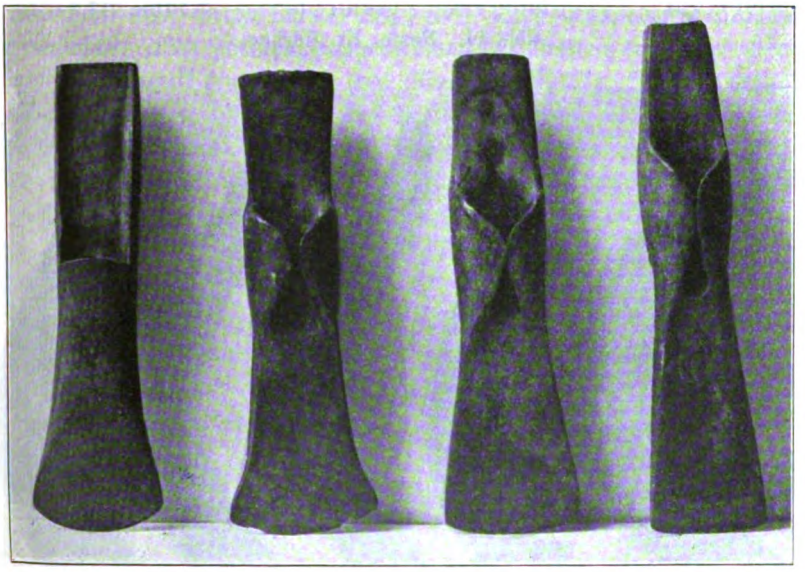
32. Lassek-Luban, Kr. Posen-West. Wüste. 1910: 872. Drei Scherben von einem doppelkonischen Tongefäße mit wagerechten Rillen über den Umbruch. — Amtliche Untersuchung im Juni 1910.

33. Lissowki, Kr. Posen-West. Gräberfeld in einem Sandrücken mit Wäldchen nördlich vom Dorfe. Drei Gräber wurden am 27. IV. 1910 vom Verfasser amtlich untersucht, die im Abstande von 1,65 und 1,35 m von Süden nach Norden aufeinander folgten. I. In reinem Sande 35 cm tief: doppelkonisch gerundete Urne mit reinem Leichenbrande, bedeckt mit Zipfelschale. Unten an der Urne lag ein alt abgeschlagener Fußgefäßboden. II. Frei im Boden 40 cm tief, über einer 35—40 cm im Durchmesser haltenden Branderdeschicht, die Scherben verschiedener Gefäße enthielt und zwei Stückchen Leichenbrand (!), drei Gefäße ohne Leichenbrand nebeneinander: Zweiörengefäß, Napfschale, gerauhter Topf mit kleiner Henkeltasse. Das ganze Grab ist also mehr eine symbolische Bestattung, in der an Stelle der Knochen nur Branderde beigesetzt wurde. Es ist das einzige Mal, daß mir Branderde in einem solchen Grabe begegnete. — III. Frei im Boden 50 cm tief Leichenbrand mit Scherben ohne weiteren Schutz. Daneben zwei Beigefäße umgekehrt, ein großer gerauhter Topf und eine Buckelhenkeltasse. Darüber lagen ursprünglich noch zwei kleinere Gefäße, ein zylindrisches und eine Schale. Auch dieser Grabtypus steht noch vereinzelt! — Alle drei Gräber gehören etwa der vierten Periode der Bronzezeit an. Außerdem wurden viele Scherben aus Stellen gesammelt, die von Raubgräbern zerstört worden waren.

Digitized by Google

34. Rosko, Kr. Filehne. 1910: 912—925. Bronzedepotfund, der bei Ausgrabungen auf dem Gräberfelde südlich des Dorfes (vgl. Nr. 35) von Lehrer Wienke, Rosko, entdeckt und geschenkt wurde. In einem doppelkonischen Tongefäße, das auf einer Steinunterlage stand, lagen vier Beile und neun Sicheln (Abb. 12 bis 15). Unter den Beilen ist das erneute Zusammentreffen des „westeuropäischen" Absatzbeiles (A α/β Variante) mit drei Lappenbeilen (mittelständiger Typus A α zweimal und A β) mit Freude zu verzeichnen. Die Absatzbeile sind mehrfach in der Provinz Posen vertreten (vgl. Lissauer, Zeitschr. f. Ethn. 1905, 813 Nr. 165—170 u. a.)[1]), während die Typenkarte für die Lappenbeile nur einen Parallelfund aus der Nachbarschaft verzeichnen kann (Lissauer, Zeitschr. f. Ethn. 1906, 853 Nr. 18), dem sich jetzt noch das Stück aus Grotnik,

Abb. 12. Rosko, Kr. Filehne. 1910: 912.



1910: 913 1910: 916 1910: 914 1910: 915

Abb. 13. Rosko, Kr. Filehne.

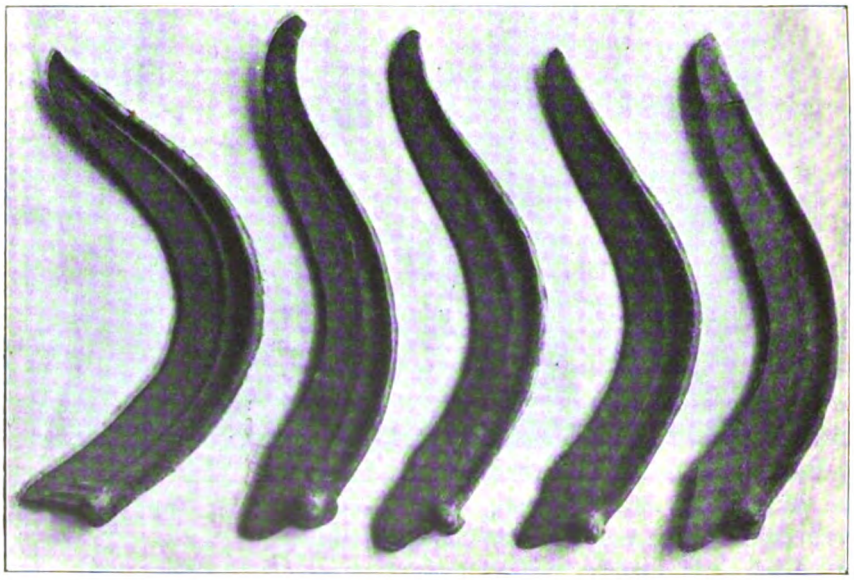
[1]) Der Fundort „Schwerin a. W." bei Nr. 169 ist zu verbessern in „Gegend von Neuenburg (Westpr.)", denn dorther stammt der Fund, der über Bromberg in das Stettiner Museum kam.

Digitized by Google

Kr. Fraustadt (Ausst. Posen 1909 Nr. 1710 auf Tafel VI), zugesellt. Die in Depotfunden des nordwestlichen Posen beliebten und sonst auch vereinzelt

1910: 920 1910: 919 1910: 916 1910: 917

Abb. 14. Rosko, Kr. Filehne.



1910: 921 1910: 922 1910: 923 1910: 924 1910: 925

Abb. 15. Rosko, Kr. Filehne.

Digitized by Google

auf Gräberfeldern auftauchenden Knopfsicheln sind hier in mehreren Arten vertreten. 1910: 917—919 haben Kreisabschnittform. Die beiden ersteren zeigen noch den unbearbeiteten Rohguß, während die letzte gut gegossen und geschärft ist. Nr. 920 u. 921 in Hyperbelform, bei dem Rohguß der ersten schimmern die Modellierspuren an der Wachsform noch deutlich durch. Bei der anderen ist die Spitze leicht geschweift; sie zeigt auch drei Wülste unterhalb des Knopfes. Der Gußzapfen saß bei ihr ausnahmsweise auf dem Rücken, während die acht anderen am Knopf gebrochen sind. Mitten auf dieser Sichel ist auch ein Eindruck in den Gratkonturen erhalten, der dadurch entstand, daß eine unvorsichtige Hand das weiche Wachsmodell an dieser Stelle mit dem Daumen berührte. Die vier letzten Sicheln endlich (Nr. 922 bis 925) haben geschweifte Form und sind alle geschärft, bei den letzten ist das Modell recht flüchtig gearbeitet worden.

35. Rosko, Kr. Filehne. Vom Gräberfelde südlich des Dorfes (vgl. Ausst. Posen 1909 Nr. 488—506 u. v. a.) 1910: 661. Sehr ungeschickt geknetetes kleines Tonnäpfchen, wie von Kinderhand, von 3,1 cm größtem Durchmesser. — G. von Hauptlehrer Nowak, R.

1910: 926. Einige Scherben. — G. von Lehrer Wienke, R.

36. Rybojadel, Kr. Meseritz. 1910: 243. Zweiösiges Buckelgefäß. 628. Scherben. 869. Große Schale. 888—897. Reste verschiedener Tongefäße, einige verschlackt, alles Formen, ausgesprochen der ältesten, westlichen Gruppe der Lausitzer Keramik angehörend (vgl. Mannus IV, 77). Sie sind gefunden bei Abholzung eines Wäldchens bei Besitzer Trompa nahe der Schierzighaulander Grenze (MBl. 1922). — G. von Lehrer B. Beil, R. — Vom selben Gräberfelde stammen 1912: 394—396, drei Tongefäße, während andere noch in Privatbesitz sind. Die meisten wurden an einer zerstörten Stelle gefunden, vielleicht einem abgetragenem Grabhügel, nur wenige wurden nahe einem erhaltenen flachen Hügelgrabe ausgegraben.

37. Schlehen, Kr. Posen-West. 1910: 606—617. Zehn Tongefäße, darunter das Gefäß Mannus IV, Taf. X Abb. 27, ein Scherben und ein Eierstein, gefunden auf einem Gräberfelde beim Ausschachten einer Kiesgrube. G. von Ansiedler Pfeifer, Schl.

38. Solacz, Kr. Posen-Ost. Krahnsches Grundstück. Amtliche Ausgrabung im März und April 1910 auf einem Siedelungsplatze etwa der vierten Periode der Bronzezeit mit zahlreichen Pfostenlöchern und zwei steinausgelegten mutmaßlichen Brennöfen für Tongefäße. Ein Schnitt durch den einen wurde in Gips gefaßt und im Museum aufgestellt. Funde 1910: 366—379, 402?, 408?, 410, 421, 426, 430/31, 435, 460—473, 502—507, 509—535, 539—569, 571, 591/2. — Die bronzezeitlichen Siedelungsreste waren teilweise durchsetzt mit Siedelungsresten aus der römischen Kaiserzeit. Vgl. Nr. 67.

Digitized by Google

39. Wojtoſtwo, Kr. Schrimm. Gräberfeld auf der Compaſchen Ziegelei. 1910: 274—276. Drei Tongefäße. — G. von Probſt Becker, Schrimm.

1910: 928—951. Funde aus einem Steingrabe (?) vom Ende der Bronzezeit. Unter einer lockeren Steinlage von 1,30 × 2,70 m lagen 23 Tongefäße ohne jeden Leichenbrand, von denen ein Buckelgefäß Mannus IV, Taf. XI Abb. 45 dargeſtellt wurde. 1910: 929 iſt eine Ständerſchale und 1910: 949 iſt ein bemalter Scherben. Das Grab iſt wiedergegeben in Abb. 16 u. 17 (Taf. XXVII, XXVIII). Ferner ſind erhalten: 1910: 928 über dem Grabe gefundene Scherben, und 1910: 952—955 Scherben, Leichenbrand und zwei Mahlſteinbruchſtücke aus zerwühlten Gräbern. — Amtliche Unterſuchung durch W. Thamm am 27. VII. 1910.

40. Zerkow, Kr. Jarotſchin. 1910: 836—845 b. Scherben von einem Siedelungsplatze der jüngeren Bronzezeit. — G. von Martin Schultze, Bromberg.

41. Zerkwitz, Kr. Jarotſchin. 1910: 676. Randſcherben einer geglätteten ockerfarbenen „Urne" mit Fingernägeleindrücken, die gefunden wurde bei einem Erweiterungsbau der Erziehungsanſtalt. — G. von Schüler Heinz Kroll, Poſen.

IV. Germaniſche Kulturgruppen.

A. Weſtgermaniſche (5. Periode der Bronzezeit bis zur mittleren Latènezeit. Etwa 1000—150 v. Chr.).

42. Bentſchen, Kr. Meſeritz. Mit den Funden aus der Bronzezeit, die beim Bau der Zuckerfabrik gemacht worden waren, wurde auch das in Abb. 18 wiedergegebene zweiöſige Gefäß als Geſchenk des Fabrikdirektors Blumenthal, B., eingeliefert. (1910: 1014.)

43. Dembſen, Kr. Poſen-Weſt. Südlich von Eichwald an der Straße nach Luban wurden bei Abtragung zweier durch eine Senke getrennter ſandiger Bodenſchwellen vereinzelte Urnengräber gefunden. 1910: 596. Urne mit kugligem Bauch, rötlichbräunlich, gerauht, mit eingezogenem geglättetem kurzem Halſe, innen noch etwas Leichenbrand haftend. — G. von Heinrich Hintz, Inhaber des Tief- und Betonbaugeſchäfts T. Neukrantz, Poſen. — Zu beiden Seiten der Senke fanden ſich auch dunkle Kulturſchichten, von denen die weſtliche der Zeit der Gräber angehörte. Pfoſtenlöcher wurden hier nicht beobachtet. 1910: 597. Vier Scherben daraus, geſammelt vom Verfaſſer am 15. XII. 1910.

44. Eitelfelde[1]), Kr. Obornik, Nr. 7. 1910: 325—330. Eiſerne

[1]) Früher Potſzanowo Dominium. Schon Schwartz, Nachtrag zu den Materialien für die prähiſtoriſche Kartographie der Prov. Poſen I, 9 verzeichnet ein Steingrab mit Urnen.

Digitized by Google

Schmuckringe mit aufgereihten bronzenen Spiralen und blauen Glasperlresten. Aus einem Steinkistengrabe. — G. von Lehrer Regulski, E.

45. Eitelfelde, Kr. Obornik, Nr. 10. Auf zwei Hügeln dieses Grundstücks, etwa 100 m voneinander durch eine Senke getrennt, lagen zwei zeitlich aufeinander folgende Teile eines Gräberfeldes, die Verfasser am 26. August 1910 untersuchte.

A. Auf dem westlichen Hügel wurden versuchsweise vier zerstörte Steingräber freigelegt, drei mit rechteckiger Kammer, das vierte kreisrund angelegt. In der Nähe sollen früher Steinkistengräber mit weißinkrustierten tannenzweigverzierten hochhalsigen schwarzen Gefäßen zerstört worden sein. — 1910: 347, 348. Mahlsteinbruchstück und Scherben.

B. Auf dem östlichen Hügel wurden wenigstens sieben mehr oder weniger zerstörte freie Urnengräber und zwei Glockengräber festgestellt, von denen eines vom Verfasser freigelegt wurde. 1910: 332 bis 346. Funde daraus, z. T. G. von Ansiedler Gottlieb Bank, E.

Abb. 18. Bentschen, Kr. Meseritz. 1910: 1012.

46. Eitelfelde, Kr. Obornik. Nr. 13. 1910: 331. Urne mit schräggekerbtem Halsansatze und drei Knopfpaaren aus einem Glockengrabe. — G. von Ansiedler Jahnsch, E.

1910: 604 Urne (?), eiförmig, geglättet, mit leicht abgesetztem Halse, am Ansatz zwei geknickte Ösen. — G. von Lehrer Klichowski, E.

47. Gora, Kr. Jarotschin. Höhe 1. 1910: 692—694. Scherben, Leichenbrand, Gürtelhakenbruchstücke (?) und gewölbter Knopf mit angeschmiedetem Ösenpaar (im Feuer patiniert) aus Eisen, sowie Hülse aus drei schmalen Bronzebändern von 1,1 cm Länge, zusammengedrückt. Aus einem Steinkistengrabe. 833—834 Scherben.

Höhe 3. 1910: 713—721. Keramik aus Grab 4. 722—730. Keramik und Beigaben aus Grab 6. 731—735. Keramik und Beigaben aus Grab 7. 736. Eiserner Messerdorn aus Grab 10. 737—751. Keramik und Beigaben aus Grab 11. 752/53 Urne und Schlacken aus Grab 12. 754 Holzkohle aus Grab 13. 756—758 Keramik aus Grab 15. 759—765. Keramik aus Grab 16. 768—769. Keramik aus Glockengrab 18. 770—772 Keramik aus Glockengrab 19. 775/6 Beigabe und Urne aus Grab 20. 777—819. Funde aus Grab 21. 820—824 Keramik. — G. von Martin Schultze, Bromberg.

48. Gora, Kr. Schrimm (?). 1910: 658 und 659 unregelmäßig kuglige Bronzeperle und Bronzeanhänger wie Ausst. Posen 1909 Nr. 801 auf Taf. XII. — G. von Oberlehrer Dr. Noryskiewicz, Schrimm.

Digitized by Google

49. Jerka, Kr. Kosten. Heiferſcher Acker. 1910: 353—358. Scherben, Salzdeckel und Leichenbrand der Steinkiſtenzeit. Ein abweichendes Gefäß noch im Beſitze des Geſchenkgebers Rittergutspächters Lorenz, J., aus einem Steinkammergrabe, das drei Urnen enthielt. Möglicherweiſe handelt es ſich hier um ein illyriſch-germaniſches Übergangsfeld.

50. Lengen, Kr. Pleſchen. 1910: 882—886. Deckelurne und Urne mit Deckſchale, ſowie einzelne Schale aus einem Steingrabe, das bei der Beſtellung des Ackers gefunden wurde. — G. von Anſiedler Franz Schledde, L.

51. Rzadkowo, Kr. Kolmar. 1910: 910—911. Reſte zweier ſchwarzer Urnen aus einem Steinkiſtengräberfelde. Von demſelben: Mannus I, S. 140 Nr. 32. — G. von Lehrer Wienke, Rosko.

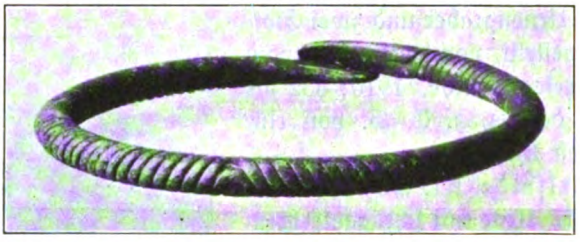
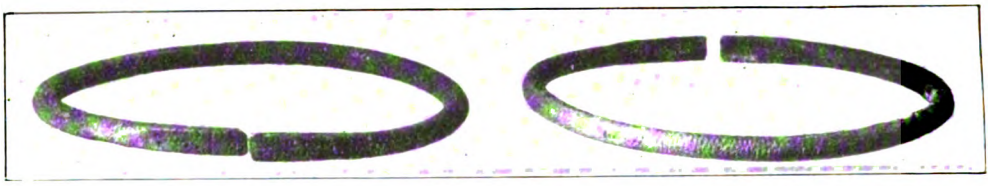


Abb. 19. Wahlſtadt, Lkr. Bromberg. 1910: 648.



1910: 649 1910: 650

Abb. 20. Wahlſtadt, Lkr. Bromberg.

52. Wahlſtadt (fr. Woynowo), Lkr. Bromberg. 1910: 648—650. Depotfund von drei Bronzehalsringen, bereits Ausſt. Poſen 1909 Nr. 2618 bis 2620. — Leihgabe von Baumeiſter Köſewitz, Poſen. Der Fund beſteht aus einem echten Wendelringe mit dreimaligem Wechſel der Drehung; die Enden laufen flach aus und ſind ineinander gehakt und außen mit ausgezogenen und punktierten Linien verziert, und zwei gleichen Wendelringen mit nachgeahmter Drehung (Spirallinien), ebenfalls dreimal wechſelnd, die Enden ſind abgeflacht und außen mit Hoftüpfeln und punktierten Linien verziert (Abb. 19 u. 20).

53. Winiary, Kr. Poſen-Oſt (?). Die beiden Stücke wurden in aufgefahrener Erde an der Kernwerkmühle zu Poſen gefunden. Die Erde ſoll einer Kiesgrube zwiſchen den Chauſſeen nach Solacz und Winiary nordweſt-

Digitized by Google

lich vom Kernwerk entnommen sein. 1910: 322, 323. Henkeltasse und überbranntes Bruchstück eines Siebgefäßes aus Ton. Die Löcher sind von außen nach innen durchgestochen und bilden auf der Innenseite wulstartig erhöhte Ränder. — G. von Erich Theuer, Posen.

53. Zgierzynka, Kr. Neutomischel. 1910: 30. Urnenrest, außen gerauht, innen schwärzlich. Gefunden auf einem Platze mit historischen Skelettgräbern. — G. von prakt. Arzt Dr. Otto Lüders, Neustadt b. P.

B. Ostgermanische (älteste Eisenzeit bis jüngere Kaiserzeit. Etwa 800 v. Chr. bis 350 n. Chr.).

55. Dalki, Kr. Gnesen, Nr. 43. Am 8. November 1910 wurde ein großes Steinkistengrab zerstört, nachdem es bereits dem KSM. gemeldet worden war, so daß Verfasser bei der amtlichen Untersuchung am folgenden Tage nur noch Trümmer sammeln konnte. Die Ostwand der Kammer bestand aus einer großen Platte von 80 cm Höhe und 1 m Breite. An der Südseite scheint der nur mit Kopfsteinen verschlossene Eingang gewesen zu sein. Die größte Tiefe wurde durch den Stein der Ostwand mit 1,15 m erreicht. Das Grab hatte wenigstens 10 Tongefäße enthalten.

56. Dembsen, Kr. Posen-West. 1910: 619—622. Scherben und Tierknochen aus einer Abfallgrube aus der römischen Kaiserzeit. Sie liegt am Abhange zur Wartheniederung westlich vom Eichwald. — Gesammelt von W. Thamm und Verfasser. — Aus derselben Grube: Mannus III, 295 Nr. 36.

57. Gora, Kr. Jarotschin (?). 1910: 849. Bräunliche Urne, doppelkonisch gerundet mit ausgeprägter Stehfläche und ausladender Mündung, gerauht, zum Rande geglättet. Kaiserzeit. — G. von Martin Schultze, Bromberg.

58. Hartfeld, Kr. Mogilno. 1910: 605. Urne, weitbauchig mit abgesetztem Halse, auf der Schulter sechs Knopfpaare, enthielt Leichenbrand und eine eiserne Schwanenhalsnadel mit bandförmig ausgehämmertem und aufgerolltem Kopfende, und Reste von blauen Glasperlen und bronzenen Ringen. Beim Pflügen gefunden. — G. von Ansiedler W. Schmidt, H.

59. Kempen. In der Kiesgrube des Fuhrwerkbesitzers L. Pezalski am Hang der Höhe mit dem Bismarckturm südwestlich der Stadt, unmittelbar an der Bahnstrecke nach Namslau, wurden zehn Bernsteinperlen (1910: 1033) nahe bei Skelettresten gefunden, die aber nicht einheitlich sein dürften (1910: 1034—37). Vielleicht handelt es sich z. T. um Skelettgräber der jüngeren Kaiserzeit. — G. von Gymnasialprofessor Dr. Heintze, K.

60. Königsruh, Kr. Obornik (früher Smolary-Hauland). Amtliche Untersuchung durch W. Thamm am 17. XII. 1910.

Digitized by Google

Grab I. bereits zerstörtes rechteckiges Steinkistengrab aus gespaltenen Platten mit 10 Urnen (nach Angabe des Besitzers), von denen zwei mit Schalen, die übrigen mit flachen Steinen zugedeckt gewesen sein sollen. Eine bräunliche Urne, eiförmig, mit einer Reihe kleiner Tupfen unter dem Halsansatze, mit Leichenbrand, Bronze- und blauen Glasperlresten und einer geraden Eisennadel, deren Kopf bandförmig eingerollt war, und ein gewölbter Kalkdeckel wurden gerettet (1910: 629—631). Sonst nur noch einzelne Scherben (1910: 632—641). Grab II. Kinderglockengrab (1910: 642—643). Unvollständig. Grab (?) III. Tongefäß ohne Leichenbrand. Grab (?) IV. Umgestülptes leeres Tongefäß. (III u. IV ungenügend beobachtet durch den Lehrer). 1910: 644. Scherben. Grab V. Großes Steinkistengrab mit etwa 25 Urnen in den siebziger Jahren zerstört.

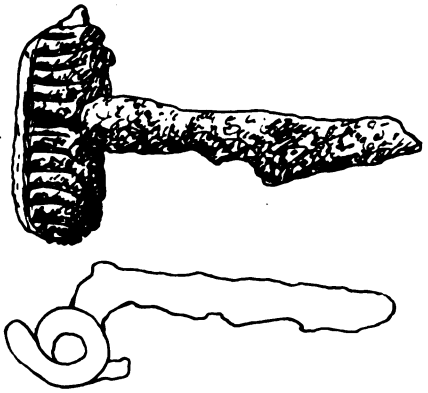


Abb. 21. 1/1. Selchowhammer, Kr. Filehne. 1910: 902.

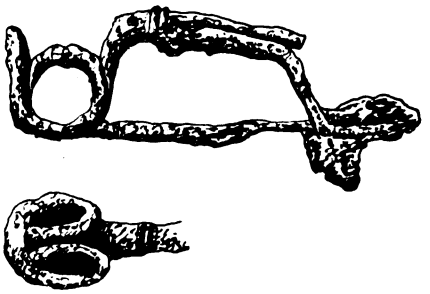


Abb. 22. 1/1. Selchowhammer, Kr. Filehne. 1910: 903.

61. Latkowo, Kr. Hohensalza. Höhe 3. 1910: 360—362. Scherben, gerauht, geglättet (Randstücke mit Henkel), einer schwarz. — G. von Landschaftsrat v. Busse, L.

62. Latkowo, Kr. Hohensalza. M. Schultze schenkte die Fundstücke der Untersuchung eines Hausgrundrisses mit neun Pfostenlöchern, vornehmlich zahlreiche große Bewurfstücke. Die mitgefundenen Scherben, die Deckplatte eines Dreilagenkammes aus Knochen scheinen die Anlage in das 5./6. Jahrhundert n. Chr. zu setzen. Doch bleibt ihre Kulturzugehörigkeit noch unsicher.

63. Rokutow, Kr. Pleschen. 1910: 678—683. „In einer Urne" gefunden: eingliedrige Fibel mit umgeschlagenem Fuße, Achsenschnalle mit rechteckigem Rahmen und rechteckiger Riemenkappe mit zwei Nieten, Querstab eines Knochenkammes mit breit geschlagenen Enden, Pfriem, Messerklinge mit beiderseits abgesetztem Griffdorn, kurze Speerspitze, alles aus Eisen und im Feuer patiniert (Stufe B jgr. + C nach Blume „Die germanischen

Digitized by Google

Stämme" Mannusbibliothek 8). — G. von Schornsteinfegermeister Pätzoldt, Pleschen. — Weiteres „Aus dem Posener Lande" 1911, S. 253, Nr. 7.

64. Selchowhammer, Kr. Filehne. 1910: 898—907. Latènefunde: wenigstens vier eiserne Gürtelhaken, bandförmig mit nach innen gebogenen Enden, zwei eiserne Latènefibeln (Abb. 21 u. 22) [Abbildung bei

Abb. 23. Selchowhammer, Kr. Filehne. 1910: 261.

Abb. 24. Selchowhammer, Kr. Filehne. 1910: 262.

Beltz, Zeitschr. f. Ethn. 1911, 816 Nr. 403 und 404. Die eine fälschlich unter den Spätlatènetypen, die andere, unbestimmt, hat eine Parallele in der Latènefibel von Grotnik, Kr. Krautstadt, KKM. 1909; 571 = Ausst. Posen 1909 Nr. 2647], Reste dreier Gefäße, von denen eines das Mäandermotiv einer gebrochenen Doppellinie zwischen zwei ausgezogenen Strichen zeigt, Leichenbrand und Holzkohle. — G. von Besitzer R. Steinke, S.

Abb. 25. Selchowhammer, Kr. Filehne. 1910: 263.

65. Selchowhammer, Kr. Filehne. 1910: 261—263. Braune Urne, doppelkonisch gerundet mit aufgebogenem Rande, in der eine bronzene Fibel mit zweilappiger Rollenkappe vom Typus Almgren, Abb. 40/41, und die bronzene Achsenschnalle, Blume „Die germanischen Stämme" Mannusbibliothek Nr. 8 Abb. 52, lagen (also Stufen B jgst. + C) (Abb. 23, 24, 25). — Von Besitzer Rach, S. — Vgl. andere Funde dieser Zeit Ausst. Posen 1909 Nr. 1594—1632 mit Abb.

66. Smardow, Kr. Ostrowo. 1910: 235—237. Schwarze Urne mit vier Knopfpaaren auf der Schulter, braune Ösenschale, schwarze Henkeltasse aus einem Steinkistengrabe dicht am Bartschbruche, wo früher schon viel zerstört wurde. — G. von Lehrer W. Krüger, Sm.

Digitized by Google

67. Solacz, Kr. Posen-Ost, Krahnsches Grundstück. Reste einer ostgermanischen Siedelung aus der römischen Kaiserzeit, z. T. mit älteren vermengt. Da wo sie getrennt lagen, ließ sich eine schwarze germanische Kulturschicht ohne Pfostenlöcher feststellen mit rechteckigen Steinherden, von denen im ganzen acht festgestellt wurden. Zu einem gehörten die Reste dreier Eisenschmelzanlagen. Ferner wurde ein wohl in diese Zeit gehöriges kreisrundes Pflaster mit Resten vom Lehmbelag ausgegraben und z. T. in das Museum gebracht.

Funde. 1910: 380—388, 390, 391b, 395, 396, 398—401, 403—407, 411?, 413—419, 423, 427, 8, 432—434, 436—453, 474—499, 508, 536—538, 570, 573—581, 584, 586, 593.

68. Solacz, Kr. Posen-Ost. 1910: 315—320. Von einem Gräberfelde nahe dem Schulhause: Tonschale mit drei knopfartigen Randerhöhungen an einer Stelle, Lanzenspitze, Messer und Latènefibel (Beltz, Zeitschr. f. Ethn. 1911) aus Eisen. Fibel zur Gruppe Almgren V, 8 gehörig (Stufe B jgst.) und eine andere eingliederig mit umgeschlagenem Fuße (Stufe C), beide aus Bronze mit Silberbelagspuren. — G. von Lehrer Tonn, S.

69. Studsin, Kr. Kolmar. 1910: 908 und 909. Kleine schwarze Gesichtsurne, doppelkonisch mit hohem Oberteil und Deckel in Form eines abgerundeten Kegels. Das Gesicht war durch Nase und Augenpunkte angedeutet. Darunter abwechselnd schräg gestellte lange Strichgruppen zwischen Parallelen; dasselbe Motiv auf dem Deckel. Ferner Scherben einer Gesichtsurne; Nasenvorsprung zwischen Augenkreisen, darunter Nadeldarstellung, am abgesetzten Hals der Urne. Der Absatz ist gesäumt mit kurzen Schrägstrichen, von denen dreifache ebenso gesäumte Liniengruppen ausgehen. In den Tiefritzungen manchmal noch Reste weißer Einlage. — Beide Gefäße aus einem Steinkistengrabe mit vier Urnen. — G. von Lehrer Wienke, Rosko.

V. Slawische Zeit (6.—12. Jahrh.)

70. Bentschen, Kr. Meseritz. 1910: 1017. Tonnapf mit Drehtupfen, plumpe Arbeit mit einer Rille unterhalb des Randes, aus der Zeit vor 1000 n. Chr. (Abb. 26 u. 27). Vielleicht gehören hierzu die Skelettreste 1910: 1018.

71. Krone a. d. Brahe, Lkr. Bromberg. 1910: 312. Scherben und Tonklumpen aus einer Grube, die nach Mitteilung des Finders mit Ton ausgelegt war. — G. von Brauereidirektor Th. Schemel, Krone.

72. Dembsen, Kr. Posen-West. Bei den unter Nr. 43 genannten Erdarbeiten im Winter 1910/11 wurde am östlichen Rande der Senke eine slawische Kulturschicht beobachtet, aus der einige Scherben (1910: 598) vom Verfasser gesammelt wurden. Der Schnitt durch eine Herdstelle wurde photographiert (Abb. 28). Von dieser Herdstelle stammen Scherben (Randstück, Bodenteil mit ausgeprägter Marke, also 11.—12. Jahrh. n. Chr.), Knochen-

Digitized by Google

reste, Tonbewurf und Holzkohle (1910: 645—647). Auf der Höhe dieser Bodenschwelle wurde der Oberstein einer Handmühle (1910: 599) gefunden und von dem Bauunternehmer H. Hintz, Posen, geschenkt.

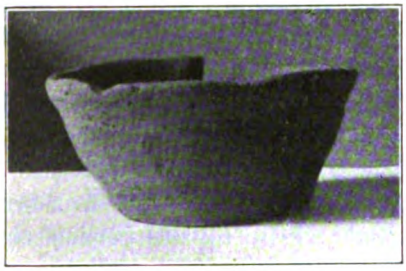


Abb. 26. 27. Bentschen, Kr. Meseritz. 1910: 1017.

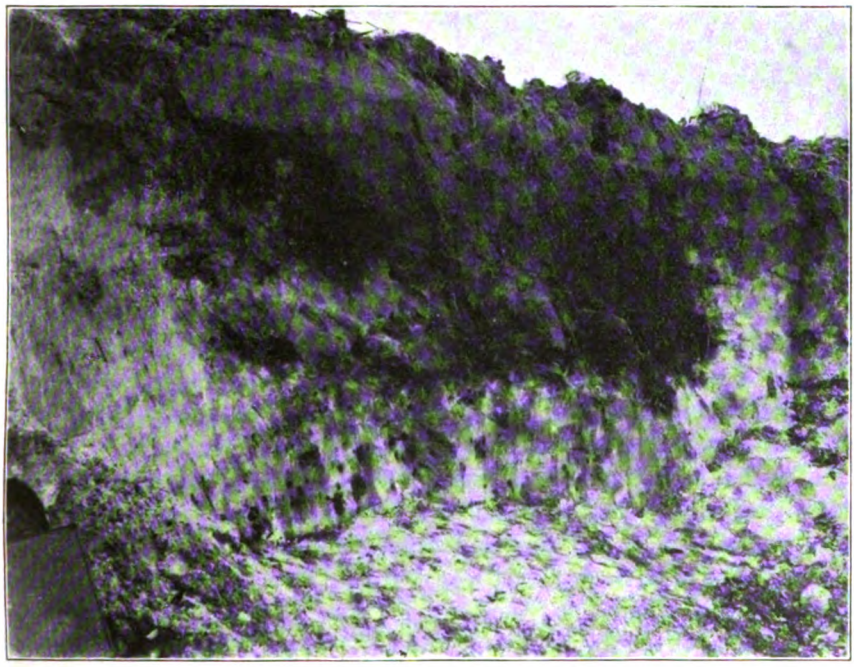


Abb. 28. Dembsen, Kr. Posen-West.

73. Golencin, Kr. Posen-Ost. Fundstelle IV. 1910: 600. Scherben. — Gesammelt von W. Thamm, Posen.

74. Golencin, Kr. Posen-Ost. Fundstelle I. 1910: 691. Drei spätslawische Scherben. — Gesammelt von W. Thamm, Posen.

Digitized by Google

75. Gora, Kr. Jarotschin. Schwedenschanze. 1910: 856. Drei spätslawische Scherben, ein Bewurfstück. — G. von Martin Schultze, Bromberg.

76. Großdorf, Kr. Birnbaum. 1910: 313. Gefäßscherben von einer frühmittelalterlich-slawischen Siedelung. — Amtliche Untersuchung durch Wahle.

77. Grunziger Heidemühle, Kr. Meseritz. Schloßberg, der aus einer steil ins Obratal vorspringenden Landzunge besteht, die durch Wall und Graben nach der Landseite abgeschützt ist. Ein Einschnitt, der bei der amtlichen Untersuchung durch den Verfasser am 2. Januar 1910 in den Wall westlich vom Zugange gemacht wurde, ergab das (Abb. 29) abgebildete Profil.

Als Geschenk des Herrn Rittmeisters Büttner, Grunzig, gelangten von den Funden bei Anlage des Schnittes in das Museum einige slawische Scherben (1910: 1—5), Tierknochen, wohl vom Rinde (1910: 6), und Holzkohlenreste,

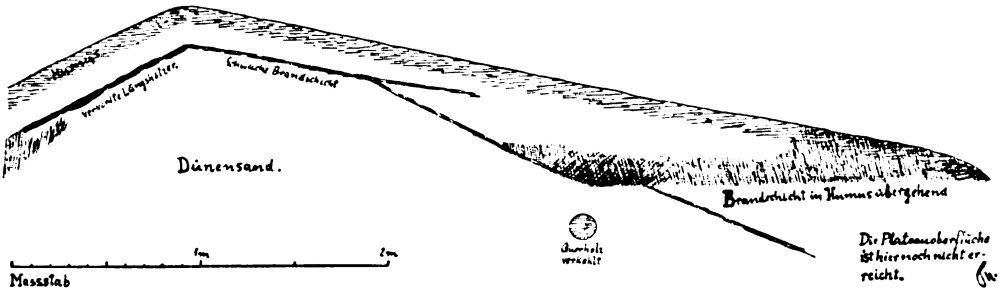


Abb. 29. Grunziger Heidemühle.

die nach der Bestimmung von Prof. Pfuhl-Posen von einer Nadelholzart (Fichte, Lärche oder Tanne, nicht Kiefer oder Wacholder) stammen (1911: 7).

78. Krzywagura, Kr. Wreschen. Auf den Schiefen Bergen aus einer Siedelungsstelle 1910: 870/1. Spätslawisches Tongefäß und Scherben mehrerer anderer. — G. von Lehrer Dobrogowski, Grabowo.

79. Liebusch, Kr. Schwerin a. W. 1910: 349. Scherben mit sechsfacher Wellenlinie zwischen parallelen Linien. Gefunden bei Arbeiten des Dampfpflugs. — G. von Rittergutsbesitzer Merckel, L.

80. Noskow-Buden, Kr. Jarotschin (?). 1910: 847/8. Slawische Scherben, Bewurfstück und Knochen. G. von Martin Schultze, Bromberg.

81. Oberpritschen, Kr. Fraustadt. 1910: 321. Bronzener silberplattierter Schläfenring aus einem Skelettgräberfelde. — G. von August Pelz, O.

82. Pawlowke, Lkr. Bromberg. 1910: 309, 310. Wellenverziertes Tongefäß aus der Zeit vor 1000 (Abb. 30) und Schlittknochen von dem Gelände, auf dem die Skelettgräberbeigaben Ausst. Posen 1909 Nr. 229—240 = KSM. 1909: 29—40 gefunden wurden. Die beiden Stücke lagen dicht-

Digitized by Google

beieinander in Resten von Siedelungen an einem Höhenrücken in Kies. — G. von Strommeister Lüdtke, Fuchsschwanz.

83. Rosko, Kr. Filehne, Pawlitsberg (in den Netzewiesen). 1910: 668—671. Spätslawische Scherben aus einer Kulturschicht gesammelt am 25. X. 1910.

84. Siedlemin, Kr. Jarotschin. Gut Rudunk. Auf dem slawischen Siedelungsplatze (vgl. „Aus dem Posener Lande" 1911, 341, Nr. 16; 391, Nr. 8; 440, Nr. 11; S. 595, Nr. 39) wurden am 25. Oktober 1910 durch W. Thamm zwei Gruben (Nr. IV und V) untersucht, aus denen Stein- und Bodenproben, Scherben und Bewurfstücke mitgebracht wurden (1910: 873 bis 881). Der stark abgeplattet kugelige Spinnwirtel 1910: 878 aus violettem Schiefer wurde von Pfarrer Gibasiewicz, Si., geschenkt.

Abb. 30. Pawlowke, Lkr. Bromberg. 1910: 309.

85. Wirsitz. Spitzberg. 1910: 26—29. Slawische Scherben, z. T. verziert mit Wellenlinien und Einstichen eines vierzinkigen Geräts. — G. von Tischlermeister Otto Roprecht, W.

86. Wzionchow, Kr. Koschmin (oder Malgow). 1910: 854. Slawische Schulterscherben, gefunden auf einem sandigen Platze, auf dem Steine und Scherben vom Winde ausgeweht waren. — G. von Martin Schultze, Bromberg (von Oberamtmann Dräger, Roszkow).

87. Zerkow, Kr. Jarotschin. Burgberg. 1910: 855. Zehn spätslawische Scherben. — G. von Martin Schultze, Bromberg.

VI. Unbestimmte Zeit.

88. Bergenhorst, Kr. Kolmar. 1910: 673. Oberer Stein einer Handmühle, als Schwelle eingemauert. — G. von stud. rer. nat. Richard Arndt, Schneidemühl.

89. Stöwen, Kr. Kolmar. In einer Sandgrube bei Besitzer Radtke neben Holzkohlen 1910: 674: oberer Stein einer Handmühle.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 16. Wojtostwo, Kr. Schrimm.

Blume, Aus der Provinz Posen 1910.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

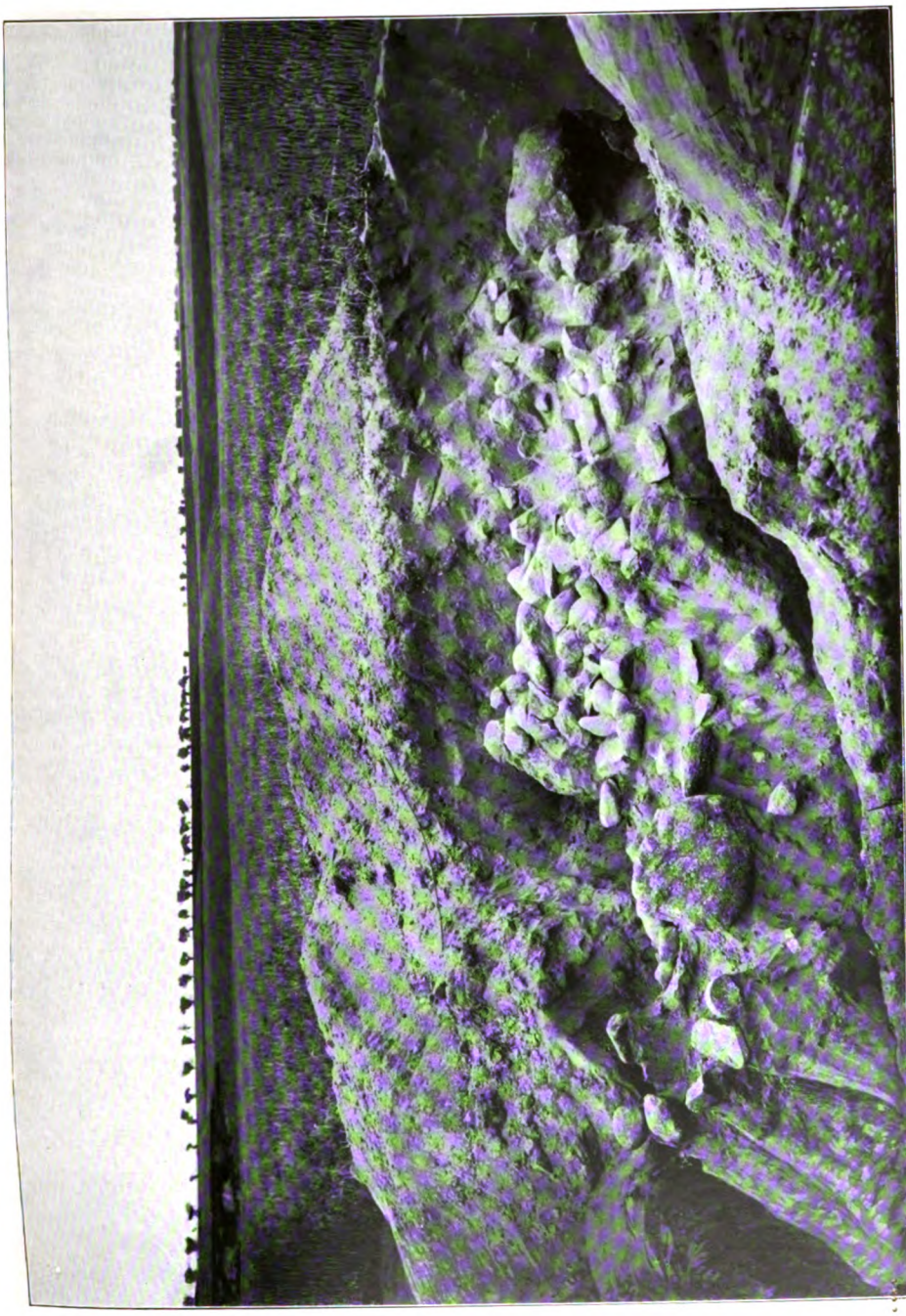


Abb. 17. Wojtostwo, Kr. Schrimm.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Grabungen für das Lüneburger Museum 1912/13.

Kurzer Bericht von M. M. Lienau.

Mit 5 Tafeln (XXIX—XXXIII) und 5 Textabbildungen.

A. Grabungen 1912.

1. **Kolkhagen,** Ldkr. Lüneburg, „Dewels Heide" (Hofbesitzer Fuhrhop).

Untersucht wurden 6 Grabhügel der Bronzezeit.

a) Grabhügel 1. Bronzeperiode II. Vergangenes Skelett.

Dieser Hügel ist eingehend veröffentlicht worden in Mannus V, 3 S. 195/197 (daselbst Taf. XIV Abb. 1/2).

b) Grabhügel 2, enthielt bereits durchwühlte Steinpackungen.

c) Grabhügel 3, Grabform der Bronzeperiode II. Vergangenes Skelett.

Sonst nur Scherbenfunde über der Grabanlage. Über den Opferplatz siehe Mannus V, 3 S. 216, 6 (daselbst Taf. XIII Abb. 6).

d) Grabhügel 4, Bronzeperiode III. Vergangene Skelette.

Eingehender erwähnt in Mannus V, 3 S. 213, 3 (daselbst Taf. XVI Abb. 2 u. 6).

e) Grabhügel 5, Bronzeperiode II. Vergangene Skelette.

Auch dieser Hügel ist eingehend beschrieben in Mannus V, 3 S. 197/205 (daselbst Textabb. 1/4 u. Taf. XII Abb. 3, Taf. XIV Abb. 3, 4, 5).

f) Grabhügel 6. Grabform der Bronzeperiode II. Vergangenes Skelett. Sonst keine Funde.

2. **Zeltberg** bei Lüneburg. (Pachtland, Gräfl. Schwiechel'sches, des Herrn Hofbesitzers Herm. Garben, Ochtmissen bei Lüneburg.)

Es wurden untersucht 36 sehr kleine und flache Grabhügel. Größter Durchmesser 5,50 m bei 0,60 m Höhe, kleinster Durchmesser 2 m bei 0,20 m Höhe. Die meisten Hügel hatten 3 m Durchmesser bei 0,35—0,40 m Höhe. Zeitstellung etwa 2—300 nach Chr.

Digitized by Google

Die Urnen, wie auch der lose liegende Leichenbrand waren ohne Steinschutz.

Von den 36 Hügeln enthielten:

9: Je eine Urne mit Leichenbrand, zentral stehend. Zweimal lagen im Leichenbrand Tierknochen (Mannus V, 3 S. 218 Anmerk. 10).

6: Zentralen Leichenbrand, bisweilen mit einigen Scherben.

1: Ziemlich flach einen unverbrannten Knochen, unbestimmbar ob vom Menschen oder Tier.

1: Einen Tierzahn.

19: Nichts oder nichts mehr (also in erster Linie wohl vergangene Skelette).

Von Urnenfriedhöfen „Langobardischer Zeit" stehen im Lüneburger Museum (Museum des Bardengaus):

In Übereinstimmung mit Jahn-Breslau.

1. Rieste, 100 oder 50 vor Chr. bis 200 nach Chr.
2. Nienbüttel (nur wenige Funde, sonst Hannover), 100 oder 50 vor Chr. bis 200 nach Chr.
3. Bahrendorf (Lüneburg und Hamburg), 50 vor Chr. bis 250 nach Chr.
4. Westersunderberg, Chr. Geb. bis 200 nach Chr.
5. Boltersen, Chr. Geb. bis 300 nach Chr. (einige Gräber darüber hinaus, bis um 500 nach Chr.).
6. Rebenstorf, Chr. Geb. bis 300 nach Chr.

7. Zeltberg
8. Nahrendorf

} kleine Hügel, 200 nach Chr. bis 300 nach Chr.

Von den Nahrendorfer Funden hat das Lüneburger Museum nur Zeichnungen ausgestellt, die Funde selbst stehen bei einem Kaufmann in Nahrendorf.

9. Heiligenthal, 200 nach Chr. bis 350 nach Chr.

Nach dem Lüneburger Katalog stammen die Heiligenthaler Funde aus drei großen Grabhügeln. Nach den neuesten Erkundigungen scheint es dem Berichterstatter möglich, sogar wahrscheinlich, daß es sich um natürliche rundliche Erhöhungen gehandelt hat.

(NB. Vor allen Zahlen ist „etwa" zu denken.)

Nach archäologischen Zeugnissen müssen die Langobarden um 300 nach Chr. spätestens ausgezogen sein unter Zurücklassung sehr kleiner Volksreste — (man beachte in Schrank 18 der Lüneb. vorgeschichtl. Mus.-Abteil. das fast völlige Versiegen der Funde nach 300 nach Chr.) —, wenn man nicht annehmen will, daß die zurückgebliebenen Langobarden so bestattet haben, daß wir ihre Gräber nicht mehr auffinden können. Diese Annahme wäre immerhin eine gesuchte.

Von den genannten Friedhöfen scheidet „Rebenstorf" als „langobardischer Begräbnisplatz" wahrscheinlich aus, weil Rebenstorf (nach „Hammerstein, der Bardengau") schon außerhalb des von Hammerstein ermittelten

Digitized by Google

langobardischen Gebietes liegt, aber auch, weil es, wie „Darzau" (Museum Hannover) und „Westersunderberg", keine Waffen führt. Vielleicht gehören Rebenstorf, Darzau, Westersunderberg einem Volksstamme an, über dem die Langobarden als Herren saßen. Fraglich ist es auch aus diesem Grunde (dem Fehlen der Waffen unter den Grabbeigaben), ob Zeltberg, Nahrendorf, Heiligenthal den **Langobarden** zuzurechnen sind, vielmehr jedoch deshalb, weil diese drei Friedhöfe erst um 200 nach Chr. beginnen und sich in Anlage und auch Inhalt (jedenfalls auch im „Inhalt" der Zeltberg) von den unter 1. bis 6. angeführten Begräbnisplätzen unterscheiden.

Alle 9 (mit Darzau 10) Friedhöfe gehören der „Langobardischen Zeit", aber dem „Langobardischen Stamme" mit Sicherheit nur Rieste, Nienbüttel, Bolterfen, Bahrendorf an. In den (wenigen) Gräbern, die Bolterfen nach 300 nach Chr. aufweist, können wir mit Recht zurückgebliebene Langobarden vermuten.

3. Stelle, Kreis Winsen a. d. Luhe „im olen Torp" (Kornhändler Gust. Meyer).

Ein Grabhügel, am Rande einer größeren Grabhügelgruppe liegend. Der Hügel enthielt einen großen zentral liegenden hufeisenförmigen Steinring. Innerhalb desselben lagen Bruchstücke einer „Hannov. Fibel", Bronzeperiode III, zwischen einem Häufchen verbrannter Knochen, die nicht bestimmt werden können auf ihre Herkunft, ob vom Menschen oder Tier.

Am Rande des Steinrings befanden sich verbrannte Knochen (noch nicht auf ihre Provenienz untersucht) mit Beigaben aus dem 5. oder 6. Jahrhundert nach Chr.: Riemenenden, Schnallen, Beschlag von Pferdezaumzeug.

Wie schon eben „unter 2., Zeltberg" bemerkt: versiegen die Funde im „Bardengau" (wie übrigens, wenn auch 1½—2 Jahrhunderte später, fast überall in Norddeutschland, aber auch bis zu einem gewissen Grade in Dänemark) nach 300 nach Chr. bis etwa über 700 nach Chr. hinaus. Was wir aus diesen Jahrhunderten der Leere kennen, die also im „Bardengau", der einen großen Teil des heutigen „Regierungsbezirkes Lüneburg" umfaßt, erheblich früher als im übrigen Hannover einsetzen, stammt, soweit ich die Funde übersehen kann, in der Hauptsache aus Nachbestattungen in älteren größeren Grabhügeln. So die Funde von „Anderlingen" (Mus. Hannover), „Eyendorf" (Mus. Lüneburg) u. a.

Eine Ausnahme machen die augenscheinlich vom südgermanischen Gebiete beeinflußten Reihen-Skelettgräber von Rosdorf-Göttingen. Man vergleiche Lüneb. Mus. Bl. Heft 7 S. 230/231.

Diese Fundleere im „Bardengau" würde also zu setzen sein zwischen den „Auszug der Langobarden" (vgl. Lüneb. Mus. Bl. Heft 8 S. 338/339)

Digitized by Google

mit etwa anderen unter ihrer Herrschaft stehenden Stämmen um 300 nach Chr. unter Zurücklassung sehr geringer Volksreste (nachweisbar in „Boltersen", siehe vorstehend 2.) und den „Einzug der Sachsen" in größerer Zahl von ihren Sitzen an der unteren Elbe im Dreieck zwischen Kuxhaven, Bremerhaven und Harburg. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Sachsen in nennenswerter Zahl erst zur Zeit Karls des Großen in den Lüneburger Bezirk kamen, um das linke Elbufer längs der Lüneburger Heide gegen die von Karl d. Gr. zur Hilfe gerufenen Wenden zu verteidigen. Der Einwand: sowohl die zurückgebliebenen Langobarden, wie auch die Sachsen hätten in den zur Rede stehenden Jahrhunderten der Leere ihre Toten so bestattet, daß wir die Begräbnisse heute nicht mehr finden können, entbehrt vorläufig der Begründung. (Bei den seefahrenden Sachsen wird freilich eine Versenkung der Toten ins Wasser häufig gewesen sein und eine solche Sitte könnte ja auch von den landbewohnenden Stammesgenossen angenommen worden sein.)

Nun weichen freilich die späteren Hügelgruppen (aus der Zeit 2—350 nach Chr.) von Heiligental, Zeltberg, Nahrendorf von den sonstigen langobardischen Friedhöfen ab. Sie stellen also völkerkundliche Fragen, die auch ein früheres Eindringen sächsischer Elemente in unseren Bezirk umschließen können. Der „Zeltberg" mit seinen sehr eigentümlichen Fundverhältnissen stellt auch Fragen über die Bestattungssitten nach 300 nach Chr.

4. Hügelgruppe **Wellendorf-Nateln,** Kreis Ülzen.

a) Hügel 1, Wellendorf-Nateln (Gemeinde) (Hofbes. Harms).

Steinzeitlich mit reichen Funden.

Dieser Hügel ist eingehend beschrieben worden in der „Mannus-Bibliothek Nr. 13, Grabformen der Lüneburger Gegend."

b) Hügel 2. Nateln (Hofbes. Harms). Bronzeperiode II/III.

Glasperlen. Bronzering mit Ovalen.

Die Beigaben lagen getrennt in Häufchen verbrannter Knochen, die noch nicht auf ihre Provenienz bestimmt sind.

c) Hügel 3. Nateln (Hofbes. Harms).

Wahrscheinlich Bronzeperiode II wegen „hängespiral-ähnlichem" Bronzering (Textabb. 1), der in der Schädelhöhlung von Skelett 1 gefunden wurde.

Abb. 1. Nateln. 1/1.

Es handelt sich bei diesem Hügel um zwei Skelette, die Mund auf Mund schräg übereinander lagen (vgl. Lüneb. Mus. Bl. Heft 7 S. 203 unter Addenstorf, Hügel 4"; hier lagen aber die Skelette beide mit dem Gesicht nach oben). Vom oberen weiblichen Skelette (1), das also auf dem Leibe lag, war nur der Schädel ohne Unterkiefer erhalten, vom unteren, auf dem Rücken liegenden, wahrscheinlich männlichen Skelette (2) Wirbelsäule, Fußknochen und der Unterkiefer.

Digitized by Google

Schon im Feldbuche habe ich genaue Bemerkungen über die verzerrte Lage des Skeletts (ich glaubte damals an nur ein Skelett) gemacht. Erst nach längerer Zeit, bei Untersuchung der Zähne durch Dr. med. Philipp, Lüneburg, stellte es sich heraus, daß es sich um zwei Skelette handelt. Beim unteren Skelett (2) konnten mit Sicherheit eine, mit Wahrscheinlichkeit zwei weitere Zahnextraktionen konstatiert werden.

Das obere weibliche Skelett (mit dem „hängespiralähnlichen" Bronzeringe) gehört nach Untersuchung durch Hofrat Schliz zur „Aunjetitzer" Rasse. Es handelt sich um eine Frau von 60—70 Jahren.

d) Hügel 4, Nateln, Hofbes. Harms.

Ohne Funde. Der Grabform nach wahrscheinlich Bronzeperiode III.

c) Hügel 5, Nateln, Hofbes. Harms.

Ohne Funde. Auch die Grabform bot keinen chronologischen Anhalt.

5. **Harmstorf,** Kreis Bleckede, Hofbes. H. Brockmann. Früheisenzeitliches Urnenfeld. „Schwantes-Stufen IIa, b". 6—400 vor Chr.

6. **Katemin a. d. Elbe,** Kreis Bleckede, Schuhmacher Soltau. Früheisenzeitliches Urnenfeld, „Schwantes-Stufen IIa, b". 6—400 vor Chr.

B. Grabungen 1913.

1. Deutsch-Evern, Ldkr. Lüneburg, Plantagenbesitzer Soltwedel.

Aufdeckung einer steinzeitlichen Werkstatt.

Die großenteils klingenförmigen Artefakte (eine Auswahl auf Tafel XXIX) sind sämtlich unretuschiert und unbenutzt. Die am Ufer der Ilmenau liegende Werkstatt muß also in Eile verlassen worden sein. Die Funde lagen ganz flach und auf einem Raum von nur 1½ m im Quadrat gedrängt beieinander. Die meisten Funde wurden gesichtet 0,18 m unter der Oberfläche (Heide) bis zur Tiefe von 0,25 m unter Oberfläche. Wenige Stücke lagen bis 0,43 m unter Oberfläche. Die Fundschicht bestand aus hellgrauem Sande. Im ganzen wurden 61, meist größere Klingen, ein Nukleus-Rest und viele kleine Abfälle gefunden.

Nach Dr. R. R. Schmidt, Tübingen, handelt es sich um das **Voll**neolithikum. An dieser Stelle sei noch einmal Herrn Dr. R. R. Schmidt herzlichster Dank abgestattet.

Ganz in der Nähe dieser Werkstatt wurden schon in früheren Jahren von Herrn Soltwedel Streufunde kleineren Kalibers gemacht, die nach Dr. R. R. Schmidt gleichfalls dem **Voll**neolithikum zuzurechnen sind.

Digitized by Google

2. Garlstorf, Kreis Winsen a. d. Luhe, Gutsbesitzer Jagau.

a) Untersuchung eines Grabhügels beim Gutshofe. Der Grabform nach Bronzeperiode II.

Dies Grab ist veröffentlicht worden in der „Mannusbibliothek Nr. 13, Grabformen der Lüneburger Gegend".

b) Reste eines Urnenfeldes. Montelius V/VI.

c) Es wurde aus einer Bodenkammer des Gutshauses eine Buckelurne mit Bronzebeigaben in das Lüneb. Museum — als Geschenk des Herrn Jagau — gerettet.

Es gelang dem Berichterstatter, die Fundumstände genau festzustellen, da zwei zuverlässige Zeugen des Fundes noch leben.

Es handelt sich um einen niedrigen Grabhügel von 11 m Durchmesser und 0,60 m Höhe im Gutsgarten dicht beim Gutswohnhause. Außer der Buckelurne mit den Beigaben wurden etwa je 4—5 m von ihr entfernt noch zwei andere Urnen späteren bronzezeitlichen Charakters gefunden, die also als Nachbestattungen anzusprechen sind. Die Bronzen lagen teils im Leichenbrand der Buckelurne, teils, in einem Abstande von höchstens 0,25 m von der Urne, um sie herum.

Es handelt sich um eine „Hannov. Fibel" der III. Bronzeperiode und um 7 Bronzeringe (z. T. Bruchstücke) mit Ovalen. Auch die Bronzeringe gehören ausgesprochen in die III. Bronzeperiode (Abb. 2a).

Die Buckelurne gehört nach Kossinna zum „illyrischen Typ" (Abb. 2b).

Unsere Urne hat Ähnlichkeit mit der von Kossinna in Mannus V, 3 auf Tafel XXVI unter 5. abgebildeten des Gräberfeldes in Wilhelmshöhe bei Usch, welches Kossinna etwa in die Zeit von 1100—900 vor Chr. setzt.

Ich würde die Buckelurne von Garlstorf demnach — unter Berücksichtigung der Beigaben — in den Schluß der III. Montelius-Periode, also um 1100 (nach Kossinna um 1250) vor Chr. datieren.

Soviel ich weiß, ist aus der III. Periode eine zweite Buckelurne in der Provinz Hannover nicht gefunden wurden.

3. Glienitz a. d. Elbe, Kreis Dannenberg (Besitzer Bonatz).

Kleines Urnenfeld im ansteigenden Elbufer aus den letzten Jahrhunderten vor Chr.

Zum Teil standen die Urnen in oder unter größeren Steinpflastern, jedoch in von frühzeitigeren (Schwantes II a/b) Steinpflastern abweichender Weise. Dies Urnenfeld bietet den Schwantes-Stufen gegenüber chronologische Unstimmigkeiten, während die sonstigen Grabungen des Verfassers die Schwantes-Chronologie bestätigt haben.

Die in Glienitz vorkommende „Fibel mit offenem Nadelhalter" und die „Rand-Verdickungsleisten" an den Urnen müßten das Urnenfeld in

Digitized by Google

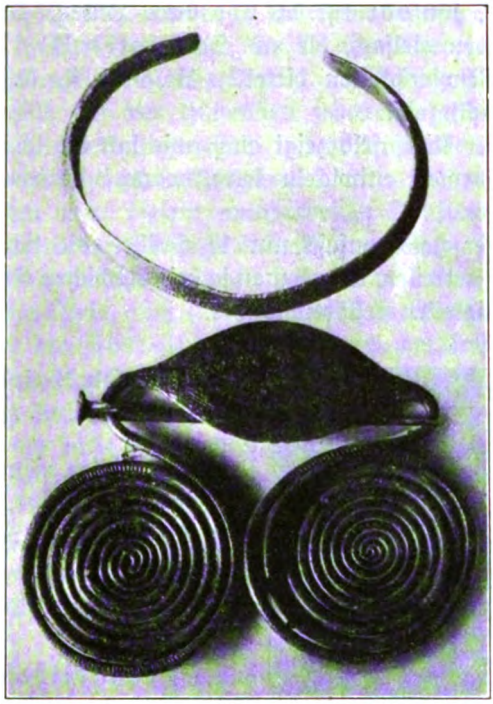


Abb. 2a. 2/3. Garlstorf (siehe Urne Abb. 2).

Abb. 2b. Garlstorf. 1/4.

Digitized by Google

„Schwantes IV", 150 vor Chr. bis Chr. Geb., stellen. Dem widersprechen aber die Urnentypen vielfach, die zu „Schwantes II c/III" gehören.

Besondere Schwierigkeiten bietet z. B. Grab 4, dessen Ton-Situla noch einen Halswulst zeigt.

Das Glienitzer Urnenfeld zeigt auch, wie sich die „Situla" sehr wohl aus heimischen Formen entwickeln kann, worauf Knorr aufmerksam gemacht hat.

Das Glienitzer Feld umfaßt nur 17 Gräber, die sich also kaum über größere Zeiträume verteilen, womit man ja bei zahlreichen Gräbern die chronologischen Unstimmigkeiten erklären könnte.

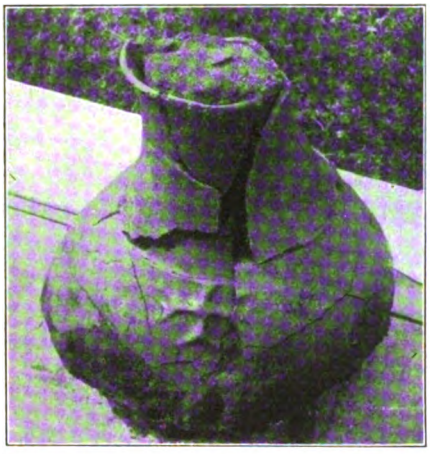


Abb. 3. Ramelsloh. 1/2.

4. Ramelsloh, Kreis Winsen a. d. Luhe, Heidestück Kröbroch (Hofbesitzer Maak).

a) Einige ziemlich zerstreut liegende Urnen-Nester. Zeitstellung 600 bis 400 vor Chr. (Schwantes II a/b).

Unter den Urnen befindet sich eine mit einem „Maltheserkreuz" (Textabb. 3).

Das Maltheserkreuz ist nach Montelius ein Sonnensymbol. Es kommt schon auf steinzeitlichen Kultgefäßen des Latdorf-Bernburger Stils vor. Ob hier eine Überlieferung oder Neubelebung vorliegt, kann vorläufig nicht entschieden werden.

b) Ein Grab, ovaler Steinsarkophag, mit vergangenem Skelett und ohne Beigaben unter einer kleinen natürlichen Bodenerhebung. Die Grabform der ovalen Steinsarkophage mit Skelett gehört in die Bronzeperiode III, wohl hauptsächlich in III a.

Dies Grab ist in der „Mannusbibliothek Nr. 13, Grabformen", veröffentlicht worden.

5. Oldendorf bei Amelinghausen, Landkreis Lüneburg (Besitzer: der Ortsvorsteher).

Ein Grabhügel ohne Beigaben mit Grabform der II. Bronzeperiode.

Ferner wurden im Jahre 1913 „Megalith-Gräber" inventarisiert, hauptsächlich im Kreise Bleckede und im Landkreise Lüneburg.

Es konnte ferner mit Sicherheit nachgewiesen werden, daß das vielumstrittene Hünenbett im Klecerwalde bei Harburg vollkommen

Digitized by Google

korrekt wieder hergestellt worden ist auf Veranlassung des Herrn Regierungsrates Meyer, früher Lüneburg. Es ist abgebildet (ohne Ortsangabe) bei Schwantes „Aus Deutschlands Urzeit", 2. Auflage, Abb. 64/65.

Ursprünglich hat dies Hünenbett jedoch wahrscheinlich eine zwei oder dreifache Steinumfriedigung gehabt. Jetzt steht also noch der innere Kern mit der Kammer und zwei Wächtern.

Leider hat man diesem wundervollen Denkmal ein gut Teil Stimmung in übertriebener Fürsorge dadurch genommen, daß man es mit einer geradlinigen Baumanlage umgeben hat.

Um solche Male muß sich der Wald als Mantel legen. Wie leicht könnten viele der überall verfallenden **herrlichen** Steinzeitdenkmale durch Aufrichten der Steine, unter sachkundiger Leitung, wieder hergestellt werden, wenn unsere maßgebenden Regierungsstellen nicht — man muß als Fachmann das harte Wort gebrauchen — in ostentativer Weise die Germania libera vernachlässigten. Das wird hoffentlich nach dem Kriege endlich anders. Ich empfehle z. B. eine Besichtigung der beiden leicht in Ordnung zu bringenden, so stimmungsvollen Hünenbetten beim Forsthause Schieringen, Haltestelle der Kleinbahn Dahlenburg-Bleckede, Kreis Bleckede, Bezirk Lüneburg. Man lese auch Mannusbibliothek Nr. 13, Seite 2.

Von besonderer Wichtigkeit ist noch ein **Baggerfund**, der im Winter 1912/13 bei Lüneburg am linken Ilmenau-Ufer bei der Faßfabrik des Herrn Senators Reichenbach aus Anlaß der Errichtung einer Kaimauer für einen Lagerschuppen gemacht wurde. Die ausbegaggerten Funde verteilen sich auf ein Terrain von 40 m Länge zu 9 m Breite; sie kamen aus einer Tiefe von 1,20—2 m.

Es handelt sich um 14 Geweihstücke, davon 11 mehr oder weniger bearbeitet, 1 durchlochte Steinaxt (diese wurde in der gleichen Tiefe 6 m von einem schön bearbeiteten Geweihstück gefunden), 1 Hirschschädel (der vordere Teil unterhalb der Augenhöhlen fehlt; wahrscheinlich hat man die Zähne als Schmuck verwendet), 1 Stierhorn (noch nicht bestimmt, aber anscheinend vom „Ur"), 1 linker menschlicher Oberschenkelknochen von einem muskulösen, etwa 1,70 m großen Menschen (nach Oberstabsarzt a. D. Dr. med. Harmsen, Lüneburg), 1 Stück Holz mit Schnittfläche und schließlich etliche Gefäßscherben, von denen einige mit Sicherheit der Steinzeit angehören.

Tafel XXX Abb. 1 gibt eine kleine Auswahl der Funde: oben links eine große, oben rechts eine kleine Hacke. Bei der großen Hacke ist eine Stange (nach links greifend) zum Griff hergerichtet (abgekürzt) worden, während eine zweite (senkrecht unter der „Rose") bis auf einen kleinen Stubben abgeschnitten worden ist, um bei der Verwendung des Geräts als Hacke nicht zu hindern. Unten links sieht man einen Scherben mit „Randkerben ausge-

Digitized by Google

sprochen steinzeitlichen Charakters (steinzeitlicher Technik)". Das schön geglättete Stück (rechts in der Mitte), dessen Spitze (rechts) abgeflacht ist, dürfte „als Druckstock" gedient haben. Es trägt vielleicht (eingeritzte) Eigentumszeichen.

Ich bringe jetzt auf Taf. XXX Abb. 2 und Taf. XXXI Funde aus einer Steinkammer „auf dem Weißen Berge bei Glienitz a. d. Elbe, Kreis Dannenberg (Hofbesitzer Griebe)". Die Steinkammer, welche nach der Beschreibung klein („dyssen"-ähnlich) gewesen ist, wurde vom Besitzer im Jahre 1898 zersprengt (vgl. Mannusbibliothek Nr. 13, S. 6, Abs. 2). Damals wurden die Steinbeile (Taf. XXXI) ins Lüneburger Museum eingeliefert. Bei einer Nachprüfung des Platzes, auf welchem die Steinkammer gestanden hat, durch den Berichterstatter im Jahre 1913 wurden die steinzeitlichen Scherben (Taf. XXX Abb. 2) gefunden.

Zum Schlusse bringe ich einen Hausgrundriß und Funde aus einer mittelalterlichen Siedlung aus dem 12. und 13. Jahrhundert nach Chr. vom „Kneterberge bei **Dahlenburg,** Kreis Bleckede" (vgl. Lüneb. Mus. Bl. Heft 7 S. 208/9 und Heft 8 S. 343/44).

Die Grabungen wurden in den Jahren 1909—1911, auf Anregung des Herrn Lehrers Baumgarten in Dahlenburg, gemacht. Da auf dem Gelände fortwährend Kies abgefahren wurde, so gestaltete sich die Arbeit sehr schwierig und es handelt sich um einen ganz besonderen Glückszufall, daß noch ein ungestörter Hausgrundriß zu Papier gebracht werden konnte. Die Funde befinden sich im Lüneburger Museum Schrank 23 u. 24. Wenige Funde stehen in der Dahlenburger Schule, darunter allerdings gut erhaltene Töpfe (Situationsskizze siehe Textabb. 4).

Die Siedlung auf dem „Kneterberge" (Textabb. 4) gehört augenscheinlich zu der „alten Burg"[1]), die nach Angabe des Herrn Hauptlehrers Menke-Dahlenburg auf dem Gelände des alten Kirchhofes (Textabb. 4) gelegen haben soll, woselbst ja noch heute die alte Schloßkirche steht. Auf Grund der Siedlungsfunde ist Berichterstatter zu dem Ergebnis gekommen, daß diese dem XII. und hauptsächlich dem XIII. Jahrhundert angehören müßten. Da nun unsere Siedlung durch Feuer zerstört ist, so darf man vielleicht vermuten, daß es sich um die gleichzeitig mit der Burg[2]) zerstörten Behausungen der Leute handelt, die sich dicht neben der Burg unter ihrem Schutze niedergelassen hatten. Waffen sind nicht gefunden

[1]) Nachrichten über „die Dalen(m)burg" findet man bei „von Hammerstein, der Bardengau, S. 71. 72. 504" und in „den Jahrb. f. Mecklenb. Geschichte und Altertumskunde, XXVII, S. 127. 128. 130." (Letzteren Hinweis verdanke ich Herrn Geh. Archivrat Grotefend, Schwerin.)

[2]) Dann würde also die Burg etwa um 1300 zerstört worden sein.

Digitized by Google

worden, aber mehrfach Hufeisen, ferner ein Sporn und ein Armbrustbolzen. Also die Armbrust führten die Bürger.

Bevor ich auf den Hausgrundriß zu sprechen komme, gebe ich auf Taf. XXXII (Abb. 1/2) einige Funde von anderen Wohnstätten der Siedlung, und zwar auf Abb. 1: eine Sichel, eine Lampe (tellenförmig), ein Webstuhlgewicht, einen Sporn, zwei Schlüssel, eine Gabel — alles aus Eisen bis auf das

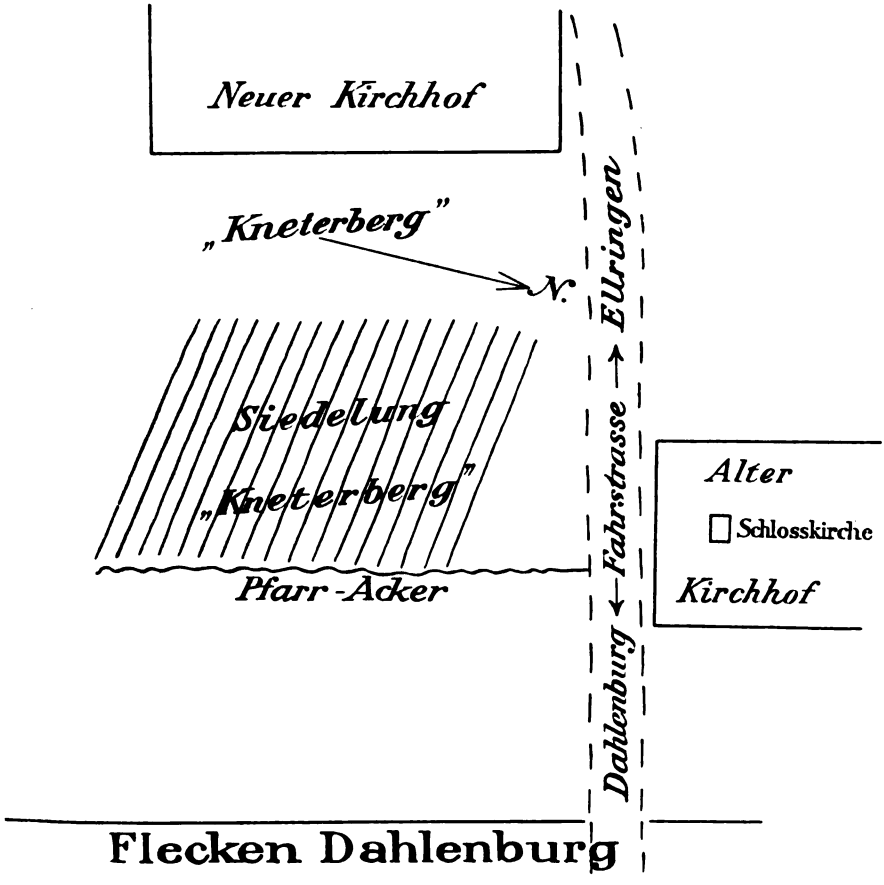


Abb. 4. Dahlenburg.

tönerne Gewicht —, ferner auf Abb. 2: oben in der Mitte (links) eine runde Kinderklapper aus Ton, rechts ein Hufeisen mit ovalen Durchlochungen, sonst verschiedene Gefäßbruchstücke[1]), so oben in der linken Ecke einen Gefäßdeckel mit Griff. Ein in der Siedlung gefundener nichtabgebildeter Gefäßrand trägt noch das altslawische Wellenornament.

[1]) Fast sämtliche Gefäße (Gefäßbruchstücke) sind grau und gut gebrannt.

Digitized by Google

Nun bringe ich den Hausgrundriß auf Abb. 5. Es handelt sich um Wohnstätte 9.

Aus der Legende geht alles Nähere hervor. Aus den Beobachtungen ergibt sich, daß es sich um ein „Schwellen"-Haus mit Lehm-Fachwerk-Wänden handelt, welches durch Feuer zerstört wurde. Das Haus besteht aus zwei durch eine Wand getrennten Räumen. Da, wo Türen eingezeichnet sind, wurden Tür-Zubehöre gefunden. Die Fußböden bestanden aus Lehmtenne mit darüber befindlichem Feldsteinpflaster. Der primitive Herd, in verschiedene Kochlöcher gegliedert, erinnerte an vorgeschichtliche Herde. In Raum II,

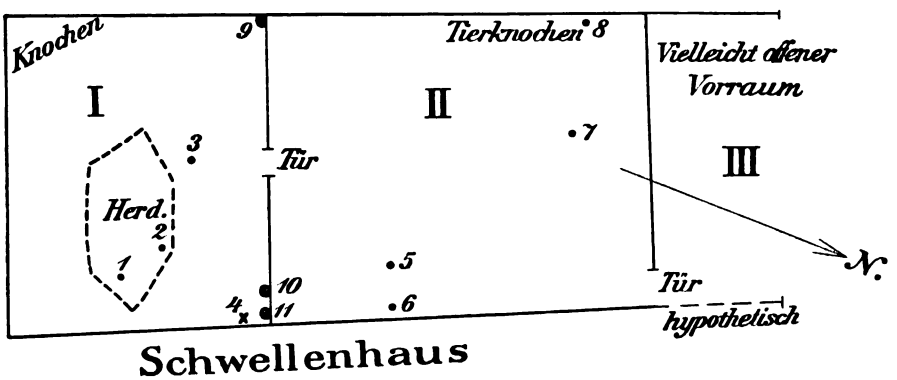


Abb. 5. Dahlenburg, Kr. Bleckede, „Kneterberg". Hausgrundriß. Stätte 9.

1. Flachsraufe. 2. Stück eines Bronzekessels. 3. Gefäßrand mit Ausguß. 4. Teil eines Lava-Mahlsteins. 5. Verkohlte Früchte (Erbsen?). 6. Bronzeschmuck, eis. Schnalle, verkohlte Früchte (Erbsen?) 7. Hufeisen. 8. Eis. Schnalle. 9, 10, 11. 3 Töpfe (sogen. „Bauopfer") unter der Lehmwand zwischen Raum I und II. — Gesamtlänge des Hauses (ausschließlich des Vorraums III) 6,25 m. Länge von Raum I: 2,50 m, von Raum II: 3,75 m. Breite des Hauses „im Mittel": 3 m.

von dem man durch eine Tür ins Freie gelangte, scheint Vieh gestanden zu haben. Die Tierknochen in Raum I sind wohl als Herdabfälle aufzufassen. In der Nähe des Herdes lag der Mahlstein (4 ×), im Herde die Eisenteile einer Flachsraufe und Bruchstücke eines Bronzekessels.

Die Abbildungen auf Taf. XXXII Abb. 1 rühren — bis auf den mit Rillen und Strichen verzierten Scherben (unten in der Mitte) — sämtlich von der Wohnstätte 9 her, und zwar die drei Gegenstände ganz links (von oben nach unten) aus Raum I. Der oberste Gefäßscherben zeigt einen Tüllen-Ausguß, der unterste Gegenstand ist das Bruchstück eines Mahlsteines aus rheinischer Lava (Legende 4 ×). Solche Mahlsteine kommen auch häufig in „Haithabu", zerstört um 1050 nach Chr., vor. Die übrigen Gegenstände stammen alle aus Raum II, nämlich: eine Schnalle (Legende 8), ein Schlüssel (Bronze), ein kreuzförmiger Schmuck aus Bronze (Legende 6), ein Hufeisen-

Digitized by Google

rest mit ovalen Durchbohrungen (Legende 7), ein Schuppen-Gefäßscherben mit dünner gelblicher Glasur, schließlich ganz rechts Zubehöre von der aus Raum II ins Freie führenden Haustür. Oben das Kastenschloß, oval mit oberem fast geradlinigen Abschluß.

Abgebildet auf Taf. XXXII Abb. 1 ist nur eine kleine Auswahl der Funde aus Wohnstätte 9.

Ganz besonders wichtig war der Fund von drei Töpfen unter der Raum I von Raum II trennenden Wand. Es handelt sich um sogenannte „Bau-Opfer", die im Mittelalter häufig, wahrscheinlich gebräuchlich sind und die (nach Hauptlehrer Menke, Dahlenburg, Kreis Bleckede) in der Dahlenburger Gegend noch heutigen Tages fortleben. Besonders unter den Eingangsschwellen von Viehställen, aber auch unter den Krippen werden kleine Schalen mit Getreidekörnern eingemauert.

Was nun unsere „Bauopfer-Töpfe" betrifft (Taf. XXXII Abb. 2), so entspricht (von links nach rechts) Topf 1 dem „der Legende" 10, Topf 2 (in der Mitte) dem „d. L." 11, Topf 3 dem „d. L." 9.

Topf 1 („L." 10) enthielt Lehm und angekohltes Holz.

Topf 2 („L." 11) enthielt ein unregelmäßig geformtes Stück grün patinierter Bronze, von der Größe eines Fünfmarkstückes.

Topf 3 („L." 9) war mit „organischer" Erde angefüllt, hatte wahrscheinlich also Getreide oder sonstiges Verzehrbares enthalten. Am Rande dieses Topfes lag ein Topfscherben (anderer Herkunft).

Diese „Bauopfer" sollten den Bewohnern und dem Viehbestand des Hauses Glück bringen oder Unglück abwenden.

Neuerdings wurde auch in Lüneburg beim Neubau eines Hauses in der Straße „am Berge" ein Bauopfer, aus zwei Töpfen bestehend, gefunden, welches dem XIV. Jahrhundert nach Chr. angehören dürfte. Diese Töpfe stehen in Schrank 21 der Lüneburger vorgeschichtlichen Abteilung.

Über „Bauopfer" befindet sich in der Zeitschrift der Berliner Anthropologischen usw. Gesellschaft eine längere Abhandlung von Professor Sartori, Dortmund.

Als letzte Arbeit für die vorgeschichtliche Abteilung des Lüneburger Museums hat Berichterstatter, mit freundlicher Unterstützung durch Herrn cand. phil. Flebbe, Lüneburg, die „Vorgeschichtlichen Fundstellen" auf der „Geologischen Karte des Regier.-Bezirkes Lüneburg", welche Herr Oberlehrer Dr. Konrad Olbricht, jetzt Breslau, schon vor längerer Zeit entworfen und freundlichst geschenkt hatte, mittelst verschiedenfarbiger Fähnchen eingetragen.

Möge die vorgeschichtliche Abteilung des Lüneburger Museums, unter der Obhut von G. Schwantes-Hamburg, eine im wissenschaftlichen Sinne gedeihliche Weiterentwicklung durch-

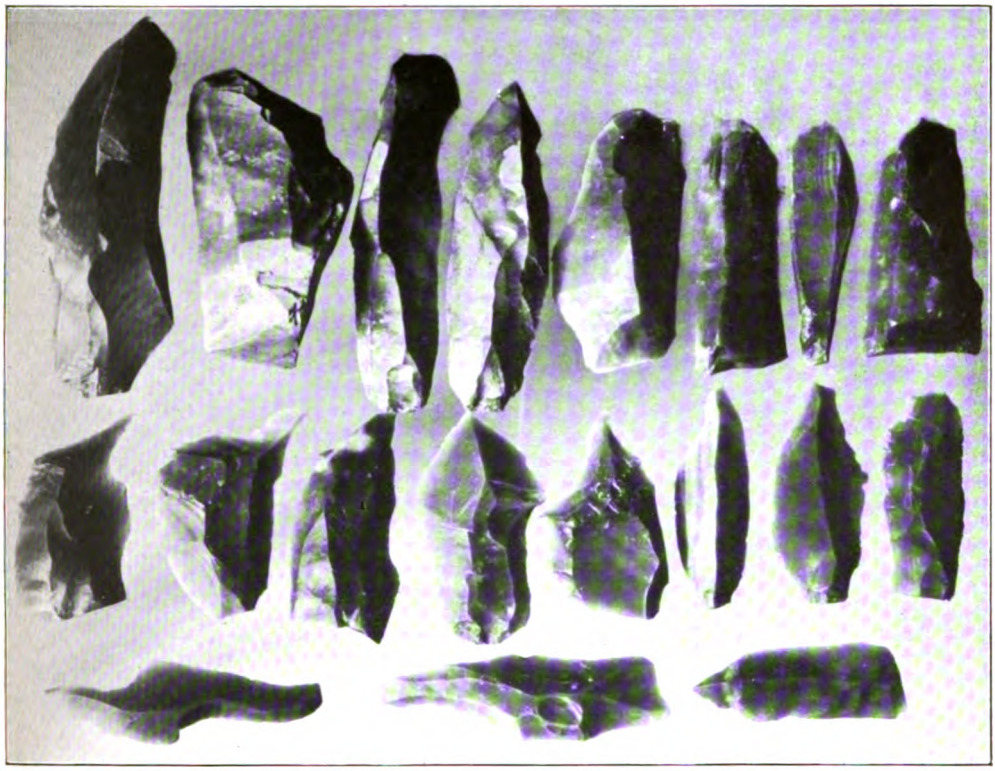
Digitized by Google

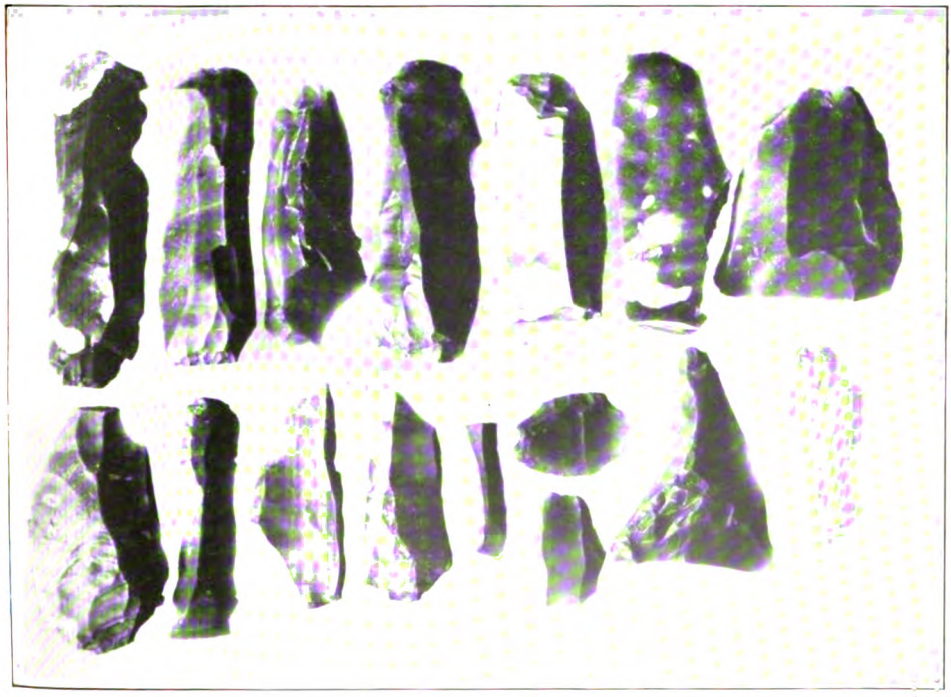
machen. Aber auch der Dank für die Herren, die vor mir sich für die Abteilung interessiert und für sie gewirkt haben, muß an dieser Stelle ausgesprochen werden, vor allem der Dank für meinen unmittelbaren Vorgänger Herrn Gymnasialprofessor a. D. Th. Meyer, derzeitigen Vorsitzenden des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg. Meine Herren Vorgänger haben den Acker hergerichtet, ohne den eine Saat für mich unmöglich gewesen wäre. Mögen meine Nachfolger reichliche Gelegenheit zur Mahd finden.

Berichtigung.

In Mannusbibliothek 13 (Lienau, Grabformen) muß es heißen S. 32., Z. 9: Jahrtausends (statt Jahrhunderts) und entsprechend S. 42., vorletzte Z.: um 500 (statt 50) vor Chr.

Digitized by Google





Deutsch-Evern. 1/2.

Digitized by Google

Digitized by Google

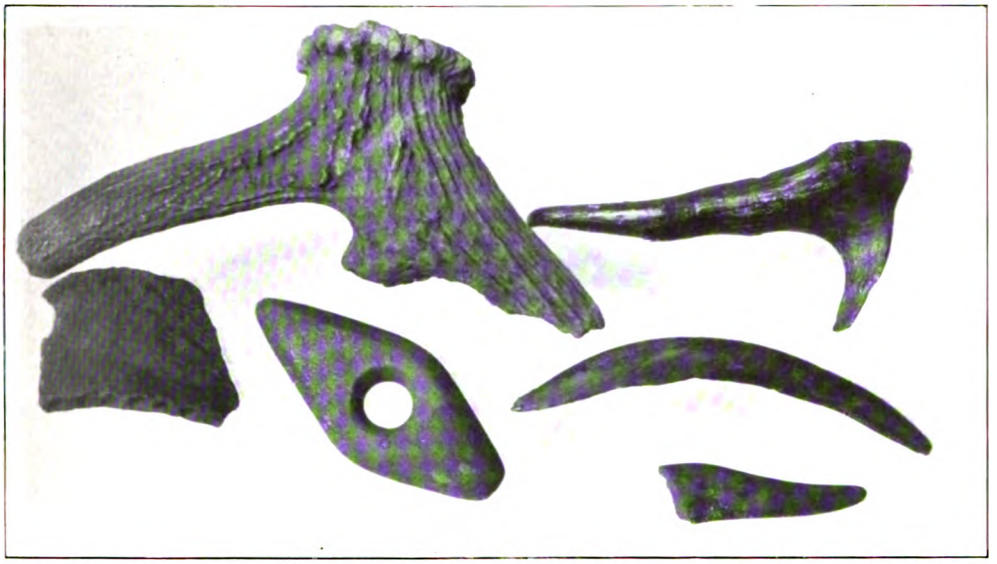


Abb. 1. Lüneburg. 1/2.

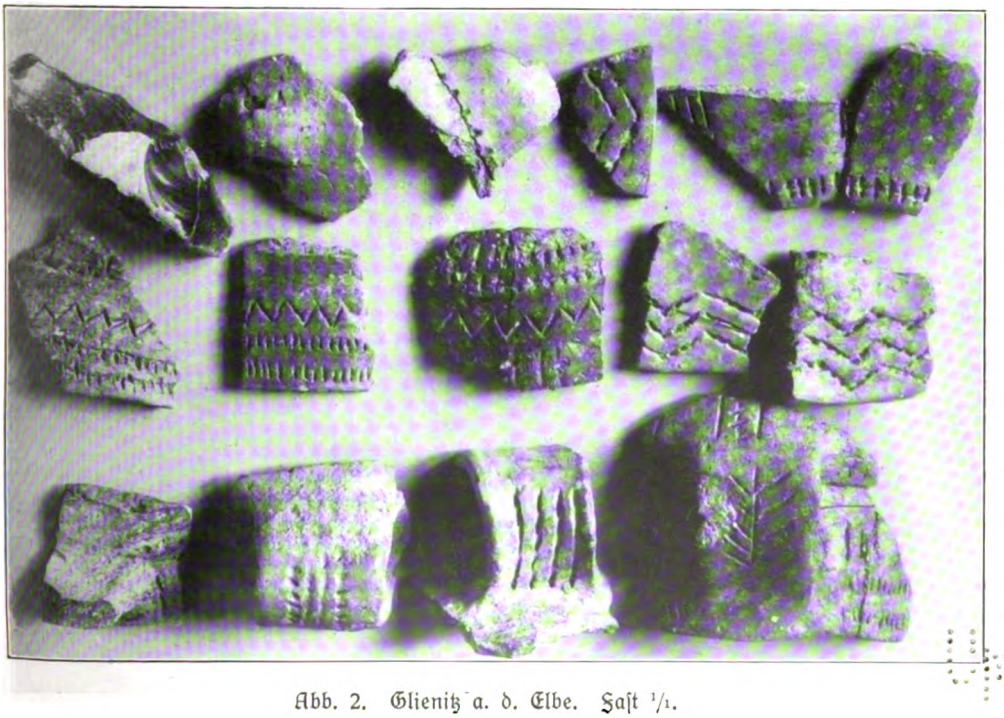
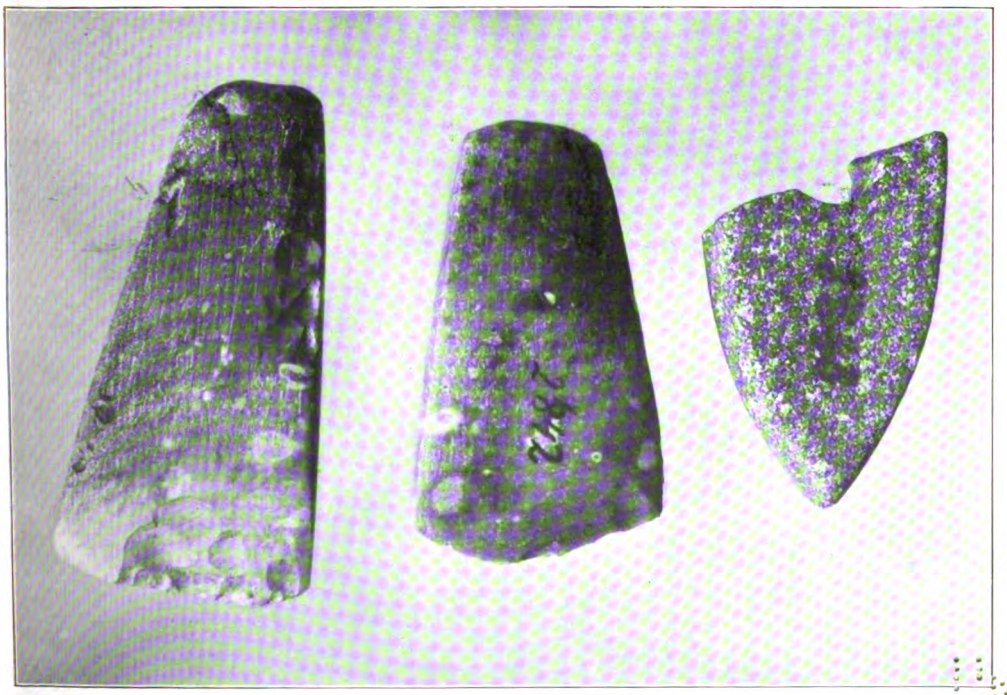


Abb. 2. Glienitz a. d. Elbe. Fast 1/1.

Digitized by Google

Digitized by Google



Glienitz a. d. Elbe. 1/1.

Digitized by Google

Digitized by Google

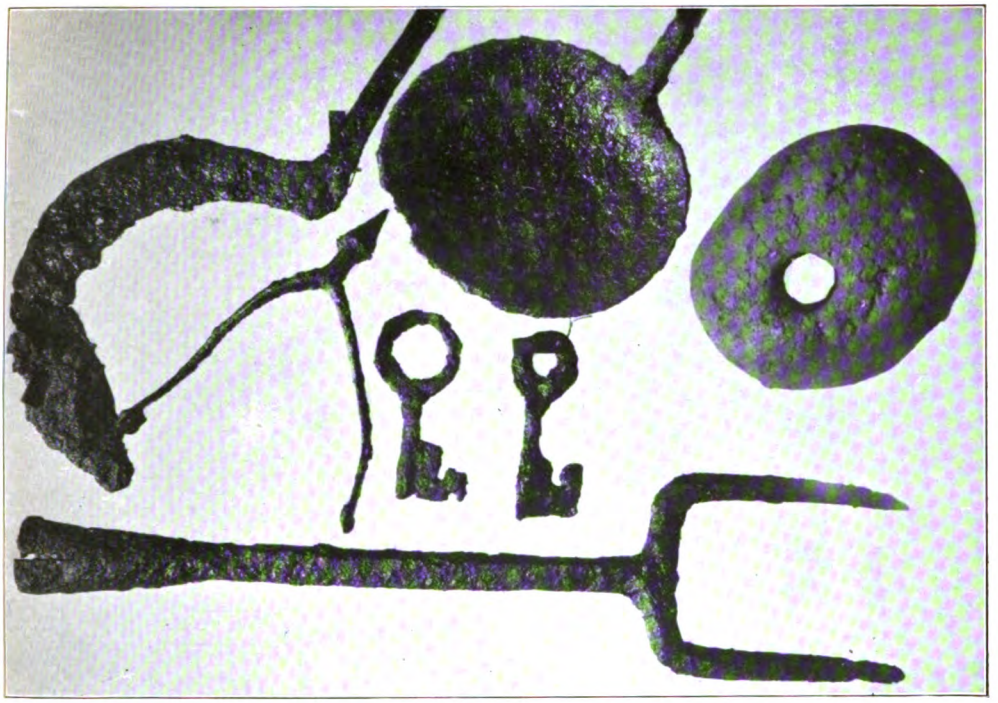


Abb. 1. Dahlenburg. $^2/_3$.

Abb. 2. Dahlenburg. $^2/_3$.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1. Dahlenburg. 2/5.

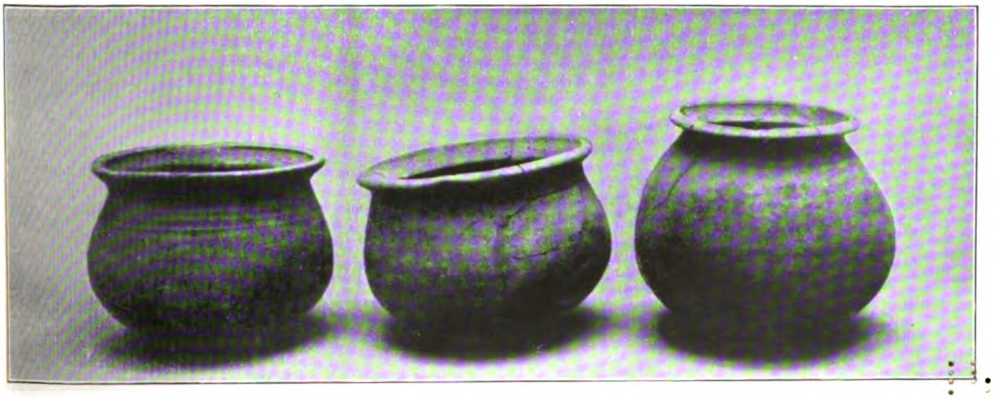


Abb. 2. Dahlenburg. 1/5.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.
Zweiggesellschaft Berlin.

Sitzungsberichte 1915.

Von Gustaf Kossinna.

Die **2. Kriegssitzung** fand am 6. Februar im großen Hörsaal der Kgl. Bergakademie statt. Sie wurde ausgefüllt durch einen ebenso reizvollen als zeitgemäßen Lichtbild-Vortrag unseres Mitgliedes des Kgl. Bezirksgeologen Dr. Heß v. Wichdorff (Berlin): Masuren, Land und Leute.

Das alte Königsberger Scherzwort „Wo sich aufhört die Kultur, fängt sich an zu leben Masur" hat nach den Ausführungen des Vortragenden seit dem Anfang dieses Jahrhunderts seine Berechtigung verloren. Die Fürsorge der preußischen Regierung hat dafür gesorgt, und die sehr anstellige Bevölkerung ist allen Maßnahmen der Behörde mit Verständnis entgegengekommen. Schon in den siebziger Jahren erörterte der Landrat von Marggrabowa die Frage, wie das Land zu heben sei; früh erfaßte die „Masurische Dampfer-Kompagnie" den Wert der hohen landschaftlichen Schönheit des Gebietes und führte ihm besonders im letzten Jahrzehnt, dank der besseren Verkehrsmittel, einen Strom von Wanderern zu. Es lohnt, die verschwiegenen Reize der waldumkränzten Seen und Moore, die weiten Wälder, die im Frühling mit Blumen wunderbar geschmückten Wiesenflächen zu besuchen und dem Zauber friedlichen Kleinstadtlebens sich hinzugeben. Namentlich Freunde des Wassersports suchen das seenreiche Gebiet in steigender Zahl auf. Es gehört keine eingehende Kenntnis des Tier- und Pflanzenlebens dazu, um die ganz eigenen Reize landschaftlicher Bilder gerecht zu würdigen, welche in Masuren im Frühjahr die dichte Besetzung der Ufer mit der gelben Schwertlilie und der weißen Calla bietet, neben dem scheinbar unergründlichen tiefschwarzen, moorigen Gewässer, und es tut der Pracht der Frühjahrsflora nur geringen Eintrag, daß sie meist nur kurz ist, dafür wird sie aber stets in üppigster Entfaltung gesehen. Eigenartig wirkt auch der die Ufer häufig säumende Eibenbaum (Taxus baccata), für dessen Erhaltung, als er auszusterben drohte, man sich im 17. Jahrhundert eifrig bemüht hat, weil er einen gut zustutzbaren Parkbaum abgibt. Während dies aber an vielen Stellen in Europa geschah, hatte man es in Masuren nicht nötig; denn hier lebte die „wilde" Eibe in unverkürzter Schönheit weiter. Noch in vielen masurischen Forsten, z. B. in der Borker Heide, begegnet man ihr mit ihren blaugrünen, glänzenden Nadeln in achtungswerten Beständen. Nicht so hoch als andere Nadelhölzer, wild nur als Unterholz vorkommend, strebt die Eibe bis auf höchstens 7 m in die Höhe, aber Torheit ist es, an ihr drohendes Aussterben aus keinem anderen Grunde zu glauben, als weil sie angeblich keine Frucht trage. In der Borker Heide kann man sich von den prächtig

Digitized by Google

rot gefärbten Früchten des Baumes überzeugen. Die Bestandsverminderung der Eibe erklärt sich einfach daraus, daß ihr Holz sehr nützlich ist und, im frühen Mittelalter zumal, seiner hohen Biegsamkeit halber als Bogenholz, namentlich nach England, stark ausgeführt wurde. Nach 1780 wird durch einen Schriftsteller das Eibenholz als für den Drechsler zur Herstellung von Löffeln und zu Schrankeinlagen besonders geeignet bezeichnet. Doch Masuren und seine stillen Seen bergen auch noch manche andere Seltenheiten der Pflanzenwelt, die anderswo in Deutschland wohl auch einstmals reichlich vorhanden waren, aber je seltener sie wurden, um so mehr zur vollständigen Ausrottung reizten und früher noch nicht die eifrigen Naturfreunde fanden, die jetzt hin und wieder öffentlich zum Schutz dieser oder jener unsere Flora bereichernde Pflanze gegen unverständige Verwüstung aufrufen. So wird man erfreut sein, dem schönen Straußfarn, der seit 1890 von den Höhen des Thüringer Waldes bei Oberhof bis auf das letzte Exemplar durch Sommerfrischler entführt worden ist, in Masuren wieder zu begegnen, und in welcher schönen Entfaltung! Hoffentlich bleibt es so, wofür die Aussicht günstig ist, weil die Fundorte nicht nur ziemlich abgelegen sind, z. B. im Schwalgtal am Gasthof zum „Waldkater", sondern weil der Straußfarn hier auch seine Ausrottung selbst durch starke Verbreitung und baumartigen Wuchs erschwert. Am bezeichneten Ort erfüllt er zu tausenden das ganze Tal und bietet in seinen mannigfaltig verästelten Formen eine der schönsten landschaftlichen und botanischen Erscheinungen. Im übrigen weiß auch Masuren von auf seinem Boden erfolgten Ausrottungen pflanzlicher Besonderheiten zu erzählen. So besaß noch 1595 Caspar Hennenberger in Oppen bei Wehlau nach Bericht der Chronik eine tausendjährige Eiche von solcher Größe — 27 Ellen im Umfang —, daß man im hohlen Baum herumreiten konnte. Bezeichnend ist, was die Chronik vom Schicksal des Baumes berichtet: Da Jedermann sich in seiner Rinde durch Einschneiden des werten Namens zu verewigen wünschte, verdorrte die im Übermaß beanspruchte Rinde und trug die Last des Baumes nicht länger. Zu den lieblichsten Erscheinungen der masurischen Flora gehört auch der „Pfaffenhütchen"- oder Spindelbaum (Evonymus europaea) genannte, bis 6 m hohe Strauch, der bald nach der Schneeschmelze schon feines grünes Laub treibt, um die Zeit der Obstblüte sich mit kleinen, grünlich weißen Blüten bedeckt und bald nachher prächtig rot gefärbte Beeren entwickelt, die aufplatzend eine orangefarbene Samenmandel zeigen. Im späteren tief purpurfarbenen dauerhaften Laubschmuck bietet der oft große Flächen an den Schluchten bedeckende Strauch einen sehr erfreuenden Anblick. Endlich sei noch zweier Schmuckquellen gedacht, denen sich die Ufer aller Seen in herrlichster Üppigkeit rühmen können, die eine sogar oft als ein Hindernis für das Beschauen der Seen gescholten, die andere mehr zu dem still beobachtenden als zu dem schaulustigen Menschen sprechend. Schmuckquelle 1 ist die Sumpfrohrzone längs der Ufer, 20—30 m breit, erfüllt von Schilf, Binsen, Wasserrosen, Mummeln und den vielfältigen, meist zierlichen, dem Sumpf entsprossenden zarteren Blumen und Blüten. Prachtstücke dieser Schmuckquelle findet man namentlich in den zahlreichen, allmählich der Verlandung verfallenden Buchten. In solche Seebucht hineinzuschauen, zu beobachten, wie sich die Uferpflanzen in Vorbereitung der Verlandung verankern, ist ein eigenartiger Genuß. Schmuckquelle 2 will bei Kahnfahrten unter der Oberfläche des Wassers gesucht werden, wo die „Armleuchtergewächse" unterseeische Wiesen bilden, die unverändert im schönsten Hellgrün prangen. Die Armleuchtergewächse sind Kryptogamen, Algen, und das Grün dieser hier vertretenen Gattung der ausgedehnten Algenflora, der Chlorospermen, ist ganz unverfälschtes Chlorophyll, wenn man es eine Fälschung zu nennen wagen darf, daß andere Algenarten durch Mischung von Chlorophyll mit verschiedenen anderen Farbstoffen ein anderes, zweifellos oft recht schönes Aussehen von der Natur empfangen haben. Algen sind für ihren Aufbau auf Kalk angewiesen; 50% ihres Gewichts besteht aus diesem Urstoff und bei ihrem Absterben (z. B. auch beim Trocknen der nur untergetaucht gedeihenden Gewächse) bleibt dieser in Gestalt von Kalkröhrchen zurück.

Digitized by Google

Die Unterwasserflora ist zugleich von hoher Wichtigkeit für die Tierwelt, in ihr laichen die Fische. Algen verfaulen nicht beim Absterben außerhalb ihres Elements; wie bei Luftabschluß, bilden sich Kalkablagerungen, nichts weiter. Es folgt hieraus, daß auch die Algen ein ganz allmähliches Verlanden bewirken. Wo sie wachsen, wird der Wasserspiegel flacher, von 1½ m Minimalwasserstand ab begann die Verlandung in den Formen der Hochmoorbildung.

Es bleibt noch von der Tierwelt Masurens zu berichten. Zu ihr stellen Hasen, Rehe, Dachse und Füchse den wichtigsten und bedeutendsten Beitrag. Besonders sieht man kaum irgendwo soviel Rehkitzchen, die sich sonst tief im Walde versteckt halten. Hirsche gibt es wenig, den Forst um Sorquitten ausgenommen. Elche sind fast ausgestorben; im Herbst kommen sie von der Kurischen Nehrung wohl herab bis Königsberg, aber bis Masuren verirren sie sich nicht. Der sonst so wohlgesinnte Masur hat zumeist über Wilddieberei und Fischdiebstahl von alters her recht freie Rechtsanschauungen; trotz aller Aufsicht bezieht er sein Fleisch recht oft aus dem Forst. Der Wolf wird als Überläufer aus Rußland angeblich häufig (?) beobachtet, man hört wenigstens jährlich etwa 2 bis 3mal, es sei einer gesehen oder geschossen worden. Ein Berliner Landforstmeister, der vor 8 Jahren dienstlich nach Johannisburg kam, hatte das Jagdglück, vier Stunden nachdem er dem Eisenbahnzug entstiegen, einen starken Wolf zu erlegen. Er verdankte das seiner waidmännischen Erfahrung, welche aus der Unruhe der jungen Rehe auf Anwesenheit des Raubtieres schloß. Für die verhältnismäßige Seltenheit des Wolfes kann der Vortragende aber bezeugen, daß er auf seinen Streifereien durch Masuren zu allen Jahreszeiten nur einmal einen ausgewachsenen Wolf gesehen hat.

Doch, so unterbrach sich an dieser Stelle der Vortragende, es könnte nach dem bisher Mitgeteilten so scheinen, als erschöpfe sich das Interesse für Masuren in seiner schönen Flora und seiner zahlreichen Fauna, während der Mensch doch den begründetsten Anspruch hat, daß über ihn berichtet werde. Bei der Schilderung der Siedelungen und der Landbewohner erregte zunächst eine große Reihe schöner Lichtbilder ein schmerzliches Bedauern, weil sie zum Teil die Zustände nach dem russischen Einfall und der von diesen Wilden geübten Mordbrennerei wiedergaben; doch die Hoffnung auf die Auferstehung Masurens im früheren Glanze erweckten im Geiste der Zuschauer neben den gezeigten Bildern solche sogar von höherem Glanze, weil man der Zuversicht leben darf, daß dem Lande manche besondere Guttat zugewandt werden wird, um die durchlebte Schreckenszeit vergessen zu machen. Es bleibe daher künftig zu zeigenden Bildern vorbehalten, das wieder auferstandene Masuren zu zeigen, und es sei in Kürze hier nur erwähnt, welcher Art die Gegenwarts- oder Jüngstvergangenheitsbilder waren, unter denen natürlich auch solche sich befanden, die der Zerstörung letzter Monate entgangen sind: 1. ein masurisches Dorf; 2. Häuser landesüblicher Art mit kleinen Vorgärten im Schmuck roter Malereien; die Dächer an den Firsten verziert durch sich kreuzende sogenannte Reithölzer; 3. der Leinauer See bei Ortelsburg — Frauen klopfen Wäsche; 4. See mit Boot „Seelenverkäufer" zur Aufnahme der Fischer und ihres Fanges; 5. ein stattliches Rittergut, von einem mächtigen Zaun umgeben; 6. eine Hofanlage, Holzhaus mit Schnitzereien verziert; 7. ein schlichtes Schulhaus; 8. ein modernisiertes, d. i. von Ziegeln gebautes Dorf, doch das einzige vorhandene Holzhaus ist das bei weitem hübscheste; 9. Heide- und Seenbilder; 10. 2 Masuren, richtige Typen der ländlichen Bevölkerung; 11. die Stelle einer vorgeschichtlichen Ausgrabung — Gräberfelder, Urnen, Bernsteinschmuck, Silberschmuck, häufig gefundene eiserne Waffen; 12. der Goßlershauser Burgberg, daneben ein verlandeter See; 13. das Städtchen Rothfließ; 14. der Krockse; 15. 5 Bauern mit Holzschuhen (Schlorren); 16. Schule in Leinau; 17. Wallfahrer von Heiligenlinde (gehört schon nach dem angrenzenden katholischen Ermland, denn die Masuren sind evangelisch). — Die Bilder hatten dem Vortragenden Anlaß gegeben, gelegentlich von den Eigenschaften der Masuren zu berichten. Zunächst ist ihr Fleiß,

Digitized by Google

ihre große Handgeschicklichkeit (z. B. in der Holzschnitzerei), ihr Ehrgeiz, voranzukommen, besonders bei den Landleuten, ihre wirtschaftliche Tüchtigkeit zu loben. Daß sie der Trunksucht ergeben, ist nicht zutreffend; in ganz Ostpreußen liebt man, entschuldigt durch das Klima, einen kräftigen Trunk, vermeidet zumeist aber ein Übermaß. Im weiteren brachte der Redner eigene Beobachtungen und Zeugnisse früherer Beobachter zur Geltung: Über das „Land der 1000 Seen" schrieb 1584 Caspar Hennenberger: „Wo gibt es anderswo ein Land mit diesen schönen Seen, wie unser Preußen? Wo sind sie so malerisch und geeignet über das Land verteilt, entlang dem baltischen Höhenrücken, womit ihre Nützlichkeit für das umgebende Gebiet zusammenhängt? Ihre Schönheit ist der Wechsel bei verschiedener Witterung. In heißer Sonne spiegelblank, sind sie dem Aufsteigen von Dunstwolken, von dunklen Wetterwolken unterworfen und häufig in wildem Aufruhr. Fischer können manchmal kaum die Ufer noch erreichen. Ist das Glück gut, so kommt zuerst ein Vorbote, ein scharfer Sturmwind (die sogenannte Eilung), der jeden See in Wallung bringt. Prächtig sind die rot-goldenen Reflexe bei Sonnenuntergang mit folgender violetter Färbung, wenn die Schatten des Waldes aufs Wasser fallen." — So zutreffend diese Schilderung, so bleibt der Zustand der Seen doch recht wechselvoll. Orkane sind so selten nicht, ihre Stärke hängt mit dem kontinentalen Klima zusammen, ja es gibt kräftige Wirbelstürme, die in den Wäldern die Bäume umreißen, in den Dörfern die Dächer abdecken. Die Tiefe der Seen ist recht verschieden. Die langgezogenen (bei 200 m Breite bis 11 km Länge) Rinnenseen sind die tiefsten und werden deshalb von den Dampfergesellschaften gern benutzt. Die tiefsten Seen, wie der 50 m und darüber tiefe Spirdingsee, sind die fischreichsten, hier finden sich auch die selten vorkommenden Maränen, die wandern und den tiefsten Gewässern den Vorzug geben. Über die Entstehung der Seen ist noch nichts bekannt; vermutlich entstanden sie nach Spaltung des Eises beim Abschmelzen der Gletscher, die einst das Land bedeckten. Dies ist für die Rinnenseen wahrscheinlich, welche durch Schmelzwasser ausgehöhlt sein mögen. — Von den Bewohnern Masurens ist zu sagen, daß die Städter aus allen Teilen Deutschlands stammen. Die das Land kultivierenden Ordensritter brachten die Leute aus ihrer Heimat mit, andere kamen als Kaufleute, noch andere wurden, zumal nach Pestzeiten, als Ansiedler ins Land gerufen. Anders ist, abgesehen von eingewanderten Salzburgern und Pommern, die Herkunft der Dörfler. Sie stellen einen polnischen Volksstamm dar, der vollständig in germanische Art aufgenommen wurde, seit 1525 auch evangelisch ist. Die Stadtbewohner sind behäbig, lieben bei allem Fleiß eine gewisse Behaglichkeit, sind voll Liebe für das deutsche Heimatland. Zwar haben sie ihre Steckenpferde, und häufig finden sich Sonderlinge unter ihnen. Gutmütig und guter Gesinnung, gleich ihnen, sind auch die eigentlichen Masuren, vielleicht etwas verschmitzter und leicht schadenfroh, doch sehr anstellig und pfiffig. Ein Bauer prellt den anderen gern, liebt aber auch harmlose Späße. Beide Bevölkerungsteile sind gute, königstreue Staatsbürger, fleißige Zeitungsleser. Strebsam in seinem Beruf, schickt der Bauer den Sohn sicher auf die landwirtschaftliche Fortbildungsschule. Überhaupt ist das hier vorhandene Maß landwirtschaftlicher Intelligenz sehr schätzenswert. Rührend ist die Kinderliebe bei beiden Bevölkerungsteilen. Hiermit hängt auch zusammen, daß an alten Gebräuchen, einschließlich der Erntefeste, an Tanzsitten usf. streng festgehalten wird. Das sogenannte Wassergießen ist ein unausrottbarer Scherz bei allen Erntefesten. Es besteht darin, daß bis zum Beginn des Tanzes um die Erntekrone die Mägde alle Gefäße, deren sie habhaft werden können, mit Wasser füllen, um es den Knechten über den Kopf zu gießen. Eigentümlich ist auch die Sitte, sich bei Lebzeiten den Sarg anzuschaffen. Gewöhnlich stehen auf dem Boden der Kirche 40 schwarze leere Särge mit dem Namen des späteren Inhabers. Wird ein Platz leer, findet sich sofort Ersatz. Wunderlich ist, daß das Saatgetreide im Sarge des Familienvaters aufgehoben wird. Das Baumaterial der Häuser war früher ausschließlich Holz, in älteren Zeiten wurden Blockhäuser gebaut, während jetzt Verschalung, oft mit

Digitized by Google

Schnitzerei am Giebel, vorgezogen wird. Die Dächer sind mit Schilf gedeckt, und in der oben erwähnten Weise am First verziert. Die Giebelzierate sind häufig sehr schön, und viel Wert wird darauf gelegt, im Hause schön geschnitzte Tische und Bänke zu haben. Noch ist zum Preise der Masuren zu sagen, daß die Militäraushebung den höchsten Prozentsatz Diensttauglicher ergibt, was auch erklärt, daß hohes Alter in Masuren oft vorkommt, was besonders von der Landbevölkerung gilt (nach der „Nordd. Allg. Zeitung").

* * *

Die 3. **Kriegssitzung** fand Sonnabend den 8. Mai 1915 wieder in dem altgewohnten Raume, im Großen Hörsaale des Museums für Meereskunde, statt.

Eröffnet wurde die außerordentlich stark besuchte Versammlung durch eine Ansprache des Vorsitzenden, Prof. Dr. Kossinna, die etwa folgenden Wortlaut hatte:

„Unsere Gäste wundern sich vielleicht, daß eine streng wissenschaftliche Gesellschaft wie die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte ihre Sitzungen während des Krieges als „Kriegssitzungen" bezeichnet. Wer sich darüber wundert, kennt unsere Gesellschaft nicht. Der Ausdruck „Kriegssitzung" bedeutet für uns nicht nur eine Sitzung während des Krieges, sondern hat auch seine volle innerliche Berechtigung. Wenn auch in der Form streng wissenschaftlich, ist die Gesellschaft in ihrem ganzen Inhalt, mag sie wollen oder nicht, eine hervorragend nationale. Denn die Wissenschaft, die sie treibt, ist eben eine hervorragend nationale, wie ich durch mein zu Beginn des Krieges in 2. Auflage erschienenes bekanntes Buch genügend erwiesen zu haben glaube. Dies Buch zeigt, welche für unsere gewöhnliche Schulweisheit überraschende und geradezu unbegreiflich hohe Zivilisation und auch Kultur in den ältesten Zeiten seit der Steinzeit Europa gegenüber dem Orient, und Nordeuropa, vor allem Deutschland, unsere germanischen Vorfahren, vor Südeuropa gehabt haben. Dies gilt zum Teil noch für die frühgeschichtliche Zeit, und so konnte in unserer ersten Kriegssitzung in ausgezeichneter Weise gezeigt werden, durch welche Kriegskunst und mit welch vorzüglicher Bewaffnung, freilich nicht Verteidigungs-, sondern nach deutscher Art fast ausschließlich Angriffsbewaffnung, die Siege unserer altgermanischen Vorfahren über die Römerheere erfochten wurden: von den Kimbernkämpfen an bis zur vollen Eroberung des Römerreiches.

Man braucht nicht einmal Vorgeschichtsforscher oder Altertumsforscher zu sein, um in diesem Kriege auf Schritt und Tritt das herrliche Bild altgermanischer Kriegszeiten vor sich auftauchen zu sehen. Ja, man braucht dazu nicht einmal Deutscher zu sein.

Es ist seinerzeit bekannt geworden, wie ein italienischer Journalist, der im November unsere Schützengräben bei Toul besucht hatte, im höchstem Maße erstaunt war, dort und in ganz Lothringen unter unseren Soldaten immer wieder dem „modernen Arminius", den er in den deutschen Großstädten so wenig gesehen hatte, zu begegnen, jenen „Kolossen mit langen blonden oder rötlichen Bärten und großen, hellblauen Augen". Das gilt aber nicht nur für unsere äußere Erscheinung, sondern viel mehr noch für unser inneres Wesen. Immer wieder von neuem treibt es uns unwiderstehlich zum alten Heldentume zurück, und wenn für unser Volk die Stunde der Not schlägt, so erwacht in uns selbst das altgermanische Heldentum, wie wir es kennen aus den furchtbaren und doch so großen Kämpfen der Völkerwanderung. Es leben auf die alten Hochziele dieser Helden: Ehre und Treue, die alles bedeuten, während der Tod nichts ist. Still und unbeugsam ging damals und geht heute dies Heldentum seine Pflichtwege, sieht im Kampfe ums Dasein die Höhe des Lebens und erwehrt sich bis zum letzten Atemzuge kämpfend der Übermacht oder unterliegt mit Lachen oder wenigstens mit dem Lächeln, wie es jetzt wieder auf den Lippen der gefallenen Jünglinge in Flandern so oft beobachtet wurde, jenes Lächeln, das den letzten Gedanken der Gefallenen auf den Zügen festhielt: Süß ist es, für das Vaterland,

Digitized by Google

für das Volkstum zu sterben. Es ist kein Zufall, daß das vor wenigen Jahren entstandene Wort der Nibelungentreue sogleich zum geflügelten Worte geworden ist.

Eine wahrhaft epische Tapferkeit ist es genannt worden, wie unsere akademische Jungmannschaft bei Dixmuiden mit dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" in den Tod stürmte, und dasselbe gilt von den unsterblichen Matrosen der „Gneisenau", die in der Seeschlacht bei den Falklandsinseln sich nicht auf das englische Schiff retten wollten, sondern mit den Tönen desselben Liedes lieber der eisigen Umarmung des Meeres sich überlieferten, als daß sie ihr sinkendes Schiff verließen. Solche Meldungen klingen wie ein altes Heldengedicht.

Die zahllosen Seitenstücke, die unser Tun und Wesen im jetzigen Kriege an altgermanischem Heldentum findet, sollen von mir einmal in einem besonderen Vortrage beleuchtet worden.

Aber die ganze vorgeschichtliche Entwicklung Europas ist von größter Bedeutung für das Verständnis des heutigen Weltkrieges, sowohl für seine Entstehung, wie für die furchtbare, geradezu bestialische und teuflische Art, wie dieser Krieg von unseren Gegnern vorbereitet wurde und wie er geführt wird. Man muß dazu die Vorgeschichte aller beteiligten Völker, vor allem ihre Rassenzusammensetzung kennen. Auch dieser Stoff wäre eine reiche Aufgabe für einen besonderen Vortrag.

Ich will heute, wo wir uns mit Frankreich beschäftigen werden, nur noch kurz von einer Rasse reden. Von der mittelländischen, jener kleinwüchsigen, dunkelfarbigen, langschädeligen Rasse, deren paläolithische Ahnherren wir in den diluvialen Skeletten von Cro-Magnon erkennen müssen. Das ist ja eine der schon altausgebeuteten Fundstätten jenes kulturgeschichtlich so wunderbaren Dézèretales, in das uns der Vortrag des heutigen Abends führen wird.

Jene mittelländische Rasse verbreitete sich in der Epoche, da wir die Eiszeit hatten, über die Küsten des westlichen Mittelmeeres und über ganz Nordafrika. Von dort ist sie, als Nordafrika später zum großen Teil Wüste wurde, nach Südeuropa zurückgeflutet und hat sich in gewaltigem Zuge nicht nur Italien, sondern auch Frankreich und sogar England erobert. Damals mußte jene andere, blonde, höher gewachsene Rasse aus Nordfrankreich weichen und das Ostseegebiet aufsuchen, die in Skandinavien zum Indogermanenvolke wurde. Jene Indogermanen, die zu allen Zeiten die Träger vornehmer Rittergesittung und eines ruhelosen Kulturfortschrittes gewesen sind. Indogermanen haben später ganz Europa unterworfen und sitzen oder saßen hier früher überall als Herrenschicht, als Grundbesitzer, Kriegsadel usw. Aber die große Masse der andersrassigen Unterbevölkerung blieb ebenfalls überall bestehen. Und nicht nur das: sie gewann im Laufe der Jahrtausende ganz allmählich die von der ausgestorbenen Siegerrasse verlassene Herrenstellung zurück. Und so erkennen wir, wie nach dem Aussterben der nordischen Herrenschicht in Italien schon längst, aber auch in Frankreich und in neuerer Zeit selbst in England die südliche, dunkelfarbige Rasse, die alten Mittelländer, allmählich wieder zum Einfluß, ja zur Herrschaft gelangt ist. Daher der blinde Haß der Romanen gegen uns, deren ihnen überlegene Eigenart sie nicht verstehen, noch weniger sich anzueignen imstande sind. Ihr eigenes Wesen ist aber das eines Herdenvolkes mit demokratischen, ja anarchistischen Neigungen. Der römische Anthropologe Sergi, dem der Typus der mittelländischen Rasse als der körperlich vollendetste erscheint — nun, wer die Italiener kennt, wird dazu lächeln — schildert doch den echten Mittelmeermenschen, namentlich Süditaliens, als den geborenen Anarchisten, der sich in keine gesellschaftliche Ordnung füge. Die Überlegenheit Norditaliens über Süditalien stamme daher, daß in Norditalien die sogenannte alpine Kurzkopfrasse überwiege, und weil die lange österreichische Herrschaft dort die Bevölkerung mehr an mitteleuropäische Verhältnisse gewöhnt habe! Wenn nicht ein Tyrann die Mittelmeerrasse zum gefügigen Herdenvolke mache, überlasse sich jeder

Digitized by Google

seinen wilden, verbrecherischen Trieben. So urteilt ein durchaus national gesinnter Italiener. Dabei ist diese Rasse stark theatralisch veranlagt und beseelt von lächerlicher Eitelkeit, so daß sie, an sich leichtgläubig und kritiklos, ein Opfer jeder hohlen Phrase wird, wenn diese nur ihrer Eitelkeit schmeichelt. Das haben wir ja soeben in Genua erlebt, wo die geschwollenen Tiraden eines Schwätzers und Dichterlings wie d'Annunzio den Leitstern für die Politik eines ganzen Volkes bilden.

Bei den Franzosen kommt zu der Sucht der Selbstvergötterung noch der Wahn ihrer Unbesiegbarkeit und der Glaube an ihre geistige Überlegenheit. Daher bei ihnen der ewige Gegensatz zwischen ihrer beispiellosen Verblendung und der tatsächlichen Wirklichkeit. Sie leben ständig in einer Phantasiewelt, die eine geradezu kindliche Neigung zur Schönfärberei ihnen vorgaukelt.

Auch in der französischen Wissenschaft führen jetzt Dichter das große Wort, wie in Italien bei der Politik. Der Dichter Moritz Barrès entflammte im Januar ganz Paris und Frankreich durch einen Aufsatz im „Echo de Paris" mit dem packenden Titel „Der Kampf um die Asche der Toten", der den Fall „Otto Hauser" behandelte. Zuerst wurde da in Anlehnung an mein Buch höhnisch festgestellt, daß die verdammten Deutschen auf Grund der Ergebnisse der Vorgeschichte über alle Völker Europas sich erheben wollten. Neuerdings geschehe das sogar auf dem Gebiete der diluvialen, paläolithischen Archäologie (wo Frankreich freilich ursprünglich alleinherrschend war, aber nur deswegen, weil es in seinem Boden aus dieser Zeit den reichsten Stoff hat, Deutschland dagegen verhältnismäßig wenig Stoff. Und trotzdem jetzt ist auch für diese älteste Periode der Vorgeschichte die deutsche Forschung wie überall an die Spitze gekommen). „Da kam vor 16 Jahren", sagt Barrès weiter, „ein sogenannter Schweizer Archäologe namens Hauser ins Dézèretal, ein großer Fresser und fürchterlicher Säufer, dabei ein vollkommener Ignorant, der nur durch sein vieles aus Deutschland ihm zugesteckte Geld seine Ausgrabungen ermöglichte, nur deutsche Gelehrte dabei zu Rate zog und alles Ausgegrabene nach Deutschland verkaufte" (was nicht wahr ist). Herr Hauser hat tatsächlich die deutsche Wissenschaft darum bevorzugt, weil er von ihr die beste Ausnutzung seiner epochemachenden neuen Funde erwarten durfte; eine Erwartung, worin er sich nicht getäuscht hat. Frankreich war früher nicht und ist in den letzten Jahrzehnten schon gar nicht mehr in der Lage gewesen, so viel Geld für die Wissenschaft aufzubringen, wie Herr Hauser an einer Stelle es getan hat.

Wir aber konnten ihn für seinen ungeheuren Kostenaufwand entschädigen, indem wir ihm die beiden berühmten Skelette abkauften.

Der Aufsatz von Barrès schließt mit dem Satze: „Welch ein Symbol — eine Rasse von Spionen, die sich auf eine Rasse von Kavalieren stürzt, um sie ihrer Urkunden, ihrer Ahnen zu berauben!"

Dasselbe traurige Beispiel einer entfesselten Barbarei zeigten die Reden in den Sitzungen der französischen Gesellschaft für Vorgeschichte in Paris, gehalten zur Begründung des Ausschlusses der deutschen Mitglieder aus dem deutschen Reiche und Österreich-Ungarn aus dieser Gesellschaft. „Deutsch" hier rein im völkischen Sinne gedacht. Ich habe mich glücklicherweise nicht darunter befunden, unter diesen „boches", wie es heißt, diesen „Abnormitäten, diesen Monstra ohne Menschlichkeit, deren Kulturstufe wir vergebens suchen würden, stiegen wir selbst die Stufenleiter menschlicher Entwicklung herab bis zum Pithekantropos". — Denn mich hatten, abgesehen von der beispiellosen Dürftigkeit des wissenschaftlichen Inhalts der Verhandlungen und Veröffentlichungen der französischen Gesellschaft, die politischen Hetzereien Frankreichs gegen unser Volk schon vor Jahren zum Austritt aus jener Gesellschaft veranlaßt.

Die politische Lage in Europa war für mich der Grund, weshalb ich eine im Jahre 1913 geplante internationale Tagung für Vorgeschichte in Köln verhindert habe. Denn

Digitized by Google

wie hätte ich noch 1913 französischen oder englischen Gästen auf deutschem Boden Schmeicheleien sagen können. Unmöglich.

Nicht nur Regierung, Heer, gemeines Volk haben in Frankreich im allgemeinen ihre Unkultur und ihre niedrige Denkweise enthüllt, sondern, wie Sie sehen, auch die gebildeten Stände, sogar die Vertreter der Wissenschaft.

Für dieses entartete Volk voll Unkultur und rassenmäßigem, daher ewigem Hasse gegen uns haben wir nur Verachtung übrig und hoffentlich beim Friedensschluß eine vernichtende Strafe!"

Nach dieser durch ungewöhnlich starken Beifall der Versammlung belohnten Ansprache hielt unser Mitglied, der Archäologe Otto Hauser (Basel), den durch zahlreiche Lichtbilder erläuterten Hauptvortrag: Aus den Fundstätten des diluvialen Menschen im Dézèretal.

Gerade heute, da eisenbewehrt die Angehörigen verschiedener Rassen in den Titanenkampf gezogen sind, liegt vielleicht ein eigener Reiz darin, hinabzuschauen in jenes unendlich tiefe, weite Neuland, das Jahrhunderttausende hinter uns liegt, und wo sich allgemach uns mehr und mehr lichte Stellen zeigen, die wir rastlos bemüht sind, in Beziehung zu den Fragen nach dem Ursprung, nach der Herkunft unserer Art zu bringen.

Was ich Ihnen mit vielen Bildern vorführen will, stellt, wie Sie wohl wissen, das Ergebnis eigenen Schaffens dar, es sind sozusagen selbstbehauene Bausteine am großen Gebäude der Menschheitsentwicklung, Bausteine, auf denen, wie ich bestimmt hoffe, kommende Geschlechter weiterbauen können. Wir werden im Laufe der Ausführungen sehen, wie sich des Eiszeitmenschen Werkzeuge und Waffen entwickelt, wie sich notwendigerweise mit den Veränderungen der Tier- und Pflanzenwelt seine seelischen Regungen, seine geistigen Anlagen, umgestaltet haben.

Einwandfrei haben frühere Untersuchungen erwiesen, daß schon zur Eiszeit in Mitteleuropa verschiedene Menschenrassen gelebt haben, die in ihrer ganzen Art sich so vollständig voneinander verschieden erweisen, daß keine Ableitung der einen aus der anderen möglich wäre.

Wir wollen hier nicht die Frage der Verwandtschaft von Menschen und Menschenaffen berühren, wir stellen lediglich fest, was einer meiner Skelettfunde, der Acheulmensch von Le Moustier, dargetan hat in bezug auf einen gewissen Zusammenhang der Neandertalrasse, zu der jenes Skelett gehört, mit den Gorillas; wir stellen fest: daß dieser alte fossile Mensch und der Gorilla wahrscheinlich sehr früh getrennte Zweige eines gemeinsamen Stammes sein dürften, dessen Urgruppe in den höheren Primaten, den Herrentieren, zu suchen ist. Ein gleiches gilt wohl für meinen zweiten Fossilfund, den Aurignacmenschen, in seinen Beziehungen zum Orang. Wie wir sehen werden, habe ich diese beiden Urmenschenstämme in einer meiner Forschungsstätten (in Combe Capelle-Montferrand du Périgord) vereinigt zusammen gefunden, d. h. das beinahe vollständig erhaltene Skelett des einen und die primär an der gleichen Stelle abgelagerten Kulturen aus den früheren Moustérien.

Aus dem körperlichen Aufbau meiner beiden großen Fossilfunde geht unwiderleglich hervor, daß wir bei der Einwanderung der urgeschichtlichen Nomaden nach Europa, je mit einem großen West- und Oststrom rechnen dürfen. Auf dem Entwicklungswege, vielleicht nahe dem Ursprungsgebiet dieser Sonderung in West- und Ostgruppe, müssen Spaltungen stattgefunden haben, die nach Klaatsch einerseits zur Hervorbringung primitiver Menschenrassen führten, andererseits aber Menschenaffen in die Erscheinung treten ließen.

Die Zeugnisse der menschlichen Frühgeschichte gehören weitentlegenen Erdperioden

Digitized by Google

an und davon kommen heute für uns das Tertiär und das Diluvium besonders in Betracht.

Aus dem ersteren kennen wir fossile Menschenreste noch nicht; wohl aber haben wir merkwürdig geformte Steinfunde, denen wir, zum Teil wenigstens, beabsichtigte Formgebung („intentionelle" Bearbeitung) durch Menschenhand nicht absprechen können. Ich selbst habe vor 10 Jahren schon in der Auvergne, am Puy Boudieu bei Aurillac, unter einem mächtigen Basaltband und unter vulkanischer Asche Hunderte von Steinen ergraben, die zweifellos von Menschenhand zugeschlagen und benützt worden sind. Steine, Werkzeuge dieser Art nennen wir jetzt Eolithen, Zeugen aus den Tagen der Morgenröte der Menschheit. Sie sind ein untrüglicher Beweis dafür, daß der Urmensch schon sehr lange vor der Zeit gelebt hat, die ich zum eigentlichen Ausgangspunkt meiner Forschungen im Tale der Dordogne gemacht habe.

Wenn wir die feinen morphologischen Verschiedenheiten meiner beiden Skelette verfolgen, so tritt uns überwältigend die Tatsache vor Augen, daß es ungeheurer Zeiträume bedurfte, um solche sicher nachweisbaren Umwandlungen des Knochenbaues hervorzubringen.

Zum Quartär oder Diluvium, der „Sintflut" der alten Gelehrten, gehören alle diejenigen Zeitepochen, die ich mit meinem Spaten im Boden Südwestfrankreichs wieder zum Dasein erwecken konnte.

Dieses Diluvium zerfällt nun in verschiedene Abschnitte und die Lagebeziehungen der einzelnen Entwicklungsstufen werden gekennzeichnet durch die verschiedenen Ablagerungen der Gletscher, die damals im besonderen Mittel- und Nordeuropa bedeckt hielten. In den Alpen und Pyrenäen zeigen sich diese Trennungslinien deutlich und lassen stufenweise eine viermalige Vereisung des Landes erkennen; zwischen diesen Eiszeiten lag jedesmal eine Zwischeneiszeit, mit wärmerem Klima und dementsprechend veränderter Tierwelt. In Norddeutschland entspricht dem eine dreimalige Vereisung.

Glücklicherweise blieb gerade das Gebiet, das ich für meine Arbeiten gewählt, das Land vom Nordfuß der Pyrenäen bis gegen Lyon hin von der Vereisung befreit; wir haben es dafür freilich viel schwieriger, die Ablagerungen, welche durch die Ansiedelungen des Menschen, d. h. seine Werkzeuge und Küchenabfälle geschaffen wurden, nach den Beispielen der nördlichen Vergletscherungen zu beurteilen. Für Aufstellung einer schematischen Zeitfolge können nur die Tierüberreste wegleitend sein, die wir als Überreste der menschlichen Nahrung und des Jagderfolges in den Behausungen vorfinden.

Gabriel de Mortillet in Paris hat als erster die Funde der 60er und 70er Jahre hier in eine Zeitfolge gereiht und ist dabei so vorgegangen, daß er die sich leicht voneinander unterscheidenden Typen nach ihren Fundorten benannt hat. So kam er zu der ältesten Periode des Diluviums, dem Chelléen, nach dem Fundort Chelles im Dep. Seine et Marne, einer Periode, die durch das Vorkommen großer, noch roh behauener Faustkeile charakterisiert wird; als zweite Stufe treffen wir das Acheuléen von St. Acheul an der Somme an, mit bereits verfeinerten Faustkeilen und dem erstmaligen Vorkommen eines Schabinstrumentes. Im klassischen Moustérien von Le Moustier, im Tale der Dézère, sehen wir die ersten Spitzen. Die Siedelung Solutré bei Macon gab dem Solutréen den Namen und kennzeichnet sich durch das Vorkommen von ganz hervorragend schön gearbeiteten Lanzen- und Pfeilspitzen; diese lorbeerblattförmigen Geräte und die kleineren Kerbspitzen kann ich mir nur als Waffe denken und tatsächlich fallen ihre Urformen zeitlich zusammen mit dem gewaltigen Besitzergreifen des Landes durch die eingangs erwähnte Ostgruppe, die Leute vom Aurignactypus; denn unmittelbar vor der Periode des Solutréen schiebt sich eine Kulturstufe ein, die Mortillet noch nicht gekannt hat, das Aurignacien, so genannt nach dem Fundort Aurignac in der Haute-Garonne. In dieser Zeit, also dem Aurignacien,

Digitized by Google

lebte der Vertreter meines zweiten großen Fundes. Er brachte eine ganz neue Kultur mit sich, fertig entwickelt, und was ihn vor allem weit über die geistige Stufe der früheren Urweltvölker erhebt, das ist seine Fähigkeit, auf Knochen und Steinen Zeichnungen auszuführen. Sein erstes Erscheinen aber war mit Kampf verbunden, er fand an den bewohnbaren Flußläufen schon eine alteingesessene Bevölkerung, ganz urzeitliche Leute, mit fast tierischem Gesichtsausdruck und von schwerem, plumpem Körperbau, die Genossen des Acheulmenschen; in der sofortigen Umwandlung seiner Werkzeuge zu scharfen Waffen haben wir den Beweis dafür, wie unmittelbar er den Vernichtungskampf aufgenommen hat; der Sieg und der endgiltige Besitz des Landes blieb ihm, als geistig Höherstehendem.

Als letzte Kulturgruppe des Diluviums kennen wir die Magdalenienleute, so bezeichnet nach Funden der Grotte von La Madeleine, am Oberlauf der Dézère, zwischen Le Moustier und Les Eyzies. Während dieser Periode tritt nun die Bearbeitung des Steinmateriales wesentlich zurück zugunsten der Bearbeitung von Knochen bei einer ganz hervorragenden Kunstbetätigung. Aus dieser Zeit stammen die herrlichen Wandmalereien, die zierlich geschnitzten Renntierknochen und Geweihstangen.

Die für meine Untersuchungen in Frage kommenden Siedelungen gehören den Zeiträumen von der zweiten Zwischeneiszeit bis und mit der vierten Eiszeit an. Die neuesten Arbeiten von Dr. Wiegers auf der von mir schon 1905 in Angriff genommenen Station La Micoque haben seit 1912 den Nachweis erbracht, daß wir der allgemein bis jetzt bekannten Zeiteinteilung neu einfügen dürfen den Sondertyp von Micoquien, einer dem klassischen Moustérien vorgelagerten, warmen Zeitabschnitt.

Mit der Aufzählung der für jede dieser Epochen charakteristischen Tierwelt will ich Sie hier nicht behelligen; ich will nur anführen, daß beispielsweise das Renntier vom kalten Moustérien über und während vier großer langer Erdperioden bis zum Schluß der Diluvialzeit, also wohl während mindestens 40000 Jahren gefunden wird. Die Verschiedenheit der Tierwelt kennzeichnet aber immer recht deutlich die einzelnen Stadien der Klimaschwankungen.

Die großen Tiere, die wir in den Zeichnungen der Höhlenbewohner bewundern, sind in einem unbestreitbaren Zusammenhang mit den jeweiligen Erdperioden, sie bilden für uns also gewissermaßen einen Zeitmesser, der unmöglich täuschen kann. Alle zeichnerischen Darstellungen jener Zeit geben in streng realistischer Auffassung, rein physioplastisch, lebenswahr und nicht etwa durch Traumvorstellung beeinflußt, diejenigen Tiere wieder, die dem körperlichen Auge des Höhlenbewohners „greifbar" waren. Eine Parallelerscheinung zu den Tierzeichnungen habe ich im Juli 1914 festgestellt, indem es mir gelungen ist, **endgiltige Beweise einer beginnenden Zeichenschrift zu entdecken.** Wir dürfen heute mit aller Bestimmtheit sagen, daß mindestens die Urweltstämme des Dézèretales für sich und untereinander ein Verständigungsmittel außerhalb ihrer Sprache besessen haben.

Es wird freilich ein hartes Stück Arbeit werden, diese Schriftzeichen einer Deutung näher zu bringen; aber ich denke, gerade ein großer Fund vom Monat Juli des vergangenen Jahres gibt sichere Richtlinien. Vereinzelt hat man wohl ab und zu in Ausgrabungen auffallende Zeichen auf Knochenstücken gefunden, man deutete sie als Eigentumsmarken, als Kalender, als Zeichen für erlegtes Wild usw.

Seit 2 Jahren verfolgte ich ein ganz bestimmtes Vorkommen gewisser künstlerisch hervorragender Funde, in bezug auf ihre Lage, in meiner größten Station, und ich habe dann als Erfolg meiner Erfahrungen, im vergangenen Juli, an einer bestimmten Stelle den Spaten eingesetzt und bin zu einem ganz außerordentlichen Ergebnis gekommen.

Ich habe nämlich die erste paläolithische Heiligtumsstätte gefunden. Nirgends zeigte sich bislang etwas Ähnliches in all den Siedelungen der ganzen Gegend. Wir kennen

Digitized by Google

wohl Grotten mit Wandzeichnungen, von denen wir annehmen, daß man dort die Jagdtiere habe bannen wollen, aber es fehlen an jenen Stätten alle ursprünglichen Werkzeuge, während an dem von mir bloßgelegten Platz das ganze paläolithische Heiligtum so uns wiederersteht, wie es vor etwa 25000 Jahren verlassen worden ist. — Zu jener Zeit muß eine starke Erderschütterung den Absturz vieler überhängender Felsdächer hervorgerufen haben und diesem Umstand verdanken wir es, daß wir nun alles unberührt so vorfinden, wie die Leute es damals fluchtähnlich verlassen haben. Ich räumte den alten Felsschutt weg, legte einen Felsblock von etwa 480 m³ beiseite und fand nun in einem 11 m langen Oval eine große Menge behauener Steine aufgestellt. Sie fassen den ganzen Platz ein, in dessen Mitte hoch aufgeschichtet Schädel und Hörner verschiedener Urwelttiere liegen. In der Mitte des Platzes liegt ein wunderbarer Schmuck aus durchbohrten und verzierten Knochenstücken, aus Perlen von Bergkristall, daneben ein unversehrter Feuerherd und große Schalen aus Stein herausgemeißelt. Auf dem Boden daneben fanden sich einige ganz selten große Feuersteinmesser, einige der berühmten sogenannten „Kommandostäbe" mit Gravuren. Ich untersuche die den Platz einfassenden Steine und entdecke zu meiner großen Freude auf etwa 20 davon die herrlichsten Tierdarstellungen, ja einzelne sind sogar auf Vorder- und Rückseite mit Tieren geziert, andere aber erweisen sich als wahre Meisterwerke der Skulptur, Tiere bis zu einem Meter Länge aus dem Stein gemeißelt; nahe den großen Opferschalen hebe ich Knochen mit den besprochenen Zeichen. — Die Wichtigkeit dieses Fundes erhöht sich noch dadurch, daß aus dreien der Steine menschliche Gestalten mit unverkennbarer Steatopygie gemeißelt sind. An der gleichen Stelle entdecke ich auch das erste paläolithische Holz. Ich habe alles das photographisch und topographisch aufgenommen — da kam der Krieg.

Dem an mich ergangenen Wunsche Folge gebend, will ich an dieser Stelle kurz dem Werdegang meines Werkes einige Worte widmen und des schicksalsschweren Endes meiner Arbeit gedenken, damit Sie ein französisches Stimmungsbild bekommen aus jenen geschichtlich denkwürdigen ersten Augusttagen 1914.

Am 4. April 1898 betrat ich zum ersten Male jenen Teil Südwest-Frankreichs, wo mir späterhin in mühevoller Arbeit wissenschaftlich bedeutende Ergebnisse zu erreichen vergönnt war.

In meinem Aufsatz in der „Umschau" vom 23. I. 1915 habe ich auf den Tiefstand französischer Diluvialforschung zu Beginn meiner Tätigkeit hingewiesen und die Schwierigkeiten betont, denen der Aufbau meines Werkes im fremden Lande notwendigerweise begegnete.

Die erste Periode meiner Arbeit schloß gewissermaßen mit der Entdeckung des Homo Mousteriensis vom Jahre 1908.

Dieser erste bedeutende Skelettfund lag unweit der Stelle, die ich 10 Jahre früher zum Ausgangspunkt meines Werkes genommen; was ich damals, am 4. April 1898, im Dörfchen Le Moustier wie eine Offenbarung geahnt, wurde zur glänzenden Tatsache am 8. August 1908, als ich meinem hochverehrten Freunde Professor Dr. Klaatsch-Breslau das Schädelskelett des Homo Mousteriensis, des Aheul-Menschen von Le Moustier, enthüllte. Dankerfüllt gedenke ich der Kommission deutscher Gelehrten, die zu diesem denkwürdigen Ereignis von der Anthropologenversammlung zu Frankfurt a. M. herreisten und die dann, kritisch mein Werk prüfend, in einem umfangreichen Protokoll mir ihre Anerkennung zollten.

Tatkräftig setzte ich meine Arbeit fort; es galt wichtige Stationen des Aurignacien und Magdalenien zu untersuchen; außer den gewöhnlichen Feuersteinwerkzeugen fanden sich wertvolle Zeichnungen, Knochengeräte und Schmuckgegenstände.

Digitized by Google

In einem recht weltverlorenen Seitentälchen der Dordogne reizte mich die Nachprüfung einer von den Franzosen als unfruchtbar aufgegebenen Niederlassung. Hier in Combe Capelle-Montferrand du Périgord habe ich zum ersten Male einwandfrei die Schichtenfolge fünf verschiedener Siedelungsepochen festgestellt und dann am 26. August 1909 den Homo Aurignacensis Hauseri, den zu einer anderen Rasse der Steinzeit gehörigen Aurignac-Menschen, entdeckt. Am 11. September 1909 fand wiederum gemeinsam mit Professor Klaatsch die Hebung des ausgezeichnet erhaltenen Skelettes statt. Damit trat zu den alten Menschenrassen vom Neandertal- und Cro Magnon-Typus eine neue, die Rasse von Aurignac, mit außerordentlich wichtigen Einblicken in den Entwicklungsgang der Menschheit. Zum zweiten Male sah ich also mein zähes Ausharren von großen Erfolgen gekrönt.

Mit dem Jahre 1910 traten zu meinem Wirkungskreise noch die großen Ansiedelungen der Laugerie intermédiaire und Laugerie haute. Hier habe ich die verworrene französische Schichtenauffassung des Solutréen klargestellt; ich war an der Untersuchung eines unbekannten Horizontes ungewöhnlicher Steinwerkzeuge. 3—4 m mächtig stehen die herrlichsten Profile; eine ununterbrochene Schichtenfolge von 250 m Länge bietet Ausblicke auf die Siedelungsverhältnisse zwischen Solutréen und Magdalénien. Hier fand ich, wie bereits erwähnt, das erste altsteinzeitliche Holz. An anderer Stelle legte ich kürzlich Übereinanderlagerungen von Acheuléen - Moustérien - Aurignacien frei, wie wir sie charakteristischer noch nie vorher zu beobachten Gelegenheit gehabt haben.

Zum dritten Male gelang mir im Juli 1914 eine Entdeckung von großer Tragweite; ich sah sie seit 2 Jahren kommen, habe ihre Spuren zäh verfolgt und schließlich den Spaten da eingesetzt, wo es sein mußte. Kulturgeschichtlich bedeutender als meine Skelettfunde, gewinnen wir durch diesen Fund Einblicke in die seelische Entwicklung des Diluvialmenschen, seiner Kunst, seiner Zeichenschrift, seines Kultes, die alles, was wir Ähnliches kennen, in den Schatten stellen.

Da kam, sagte ich, der Krieg.

In toller Flucht habe ich das Land verlassen müssen, das mir wie eine zweite Heimat ans Herz gewachsen war. Wo ich beinahe zwei Jahrzehnte meines Lebens verbracht, mein Gut und den Schweiß meines Ringens geopfert, da verstand man mich mit einem Male nicht mehr; wo ich geglaubt hatte, Liebe gesät, Verständnis für Recht und Kultur verbreitet zu haben, da standen sie vor mir die Gascogner des Cyrano von Bergerac, die menteurs und bretteurs, die Lügner und Aufschneider; da, wo ich, der mit zäher Arbeit der denkenden Menschheit Kulturwerte geschaffen, wo ich, der ich der faulen, fatalistischen Bevölkerung Verdienst und Fremdenindustrie aus einem Nichts mühselig herausentwickelt habe — da sah ich mich urplötzlich versetzt in ein Narrenhaus, umgeben von sinnlosen Bestien, die meine einfache Behausung stürmen wollten, mein armseliges Leben forderten.

Ich erkenne des einzelnen Physiognomie nicht wieder, eine Höllenangst stiert aus aller Augen, sie fühlen den deutschen Stahl schon im Leibe; ihr Empfinden ist in diesem ersten Augenblick des Schreckens richtiger als einige Stunden später, da die schamlose Lügenpresse in Tätigkeit trat; es ist psychologisch höchst reizvoll gewesen, zu beobachten, wie überall im ersten Augenblick der Mobilmachungsbekanntgabe das ganze Volk zur leblosen Masse wurde; ich glaubte nicht, daß der temperamentvolle Südfranzose derart bestürzt werden könnte; in jener ersten Stunde, da konnten sie alle das Ungeheuerliche ihrer Schicksalswendung noch nicht fassen, die Gewißheit, fort zu müssen von der Scholle, die sie so leicht ernährt hatte, und in den Krieg für wen? für eine nichtswürdige Regierung? Das raubte ihnen den Verstand. Die qualvolle Ruhe der Leute war unerträglich, sie wirkte geradezu erstickend. Aber nicht umsonst hängt in der kleinsten Wirtschaft des entlegensten Dörfchens ein Anschlag der Veteranenvereine und ihrer Satzung, und das trägt in weithin leuchtenden

Digitized by Google

Buchstaben seit 44 Jahren die Aufschrift: Oublier .... jamais. Vergessen — niemals! Daß die glimmende Asche des Hasses nie ganz zum Verlöschen gekommen ist, dafür hat in jeder Ortschaft irgendein Hetzer gesorgt und in den südlichen Provinzstädten sind ja bis 1914 Revanchedenkmäler errichtet worden, zu deren Einweihung stets ein bis zwei Minister sich herbemühten; dann ist in zwei- bis dreitägigen Festen die Seele des Volkes gründlich genug verpestet und edlere Regungen sind systematisch im Keime erstickt worden. Bei uns in der Hauptstadt der Dordogne, in Périgueux, hat Briand ein solches Standbild 1911 enthüllt, ein Standbild der rachelechzenden Französin, die mit flatternden Haaren, aufgerissenem Mund die mit Seitengewehr bewaffnete Rechte nach Osten schwingt.

Am 15. September 1913 hatte Poincaré dort einen Kranz niedergelegt. Zu diesem Oublier—jamais sind die Leute dann auch rasch geführt worden — in die Wirtshäuser: alles schrie nach Absinth und dann kam schleichend, schleppend Begeisterung. In immer höherem Maße fühlte sich jeder als Patriot; gewaltige Mengen Absinth auf 6—700 Einwohner und die Stimmung war da, um Abschied zu nehmen von Weib und Kind, von Herd und Hof, noch in die Tasche eine Flasche, denn Berlin durfte man doch ohne Rausch nicht betreten. Wie sie sich's ausmalten, diese Reise nach Berlin! diese irregeleiteten großen Kinder!

Um 4 Uhr am 1. August war die Mobilmachung bekannt gegeben; ich weiß heute, daß schon vom 25. Juli ab Kriegsmaterial und Mannschaften in den auffallend vermehrten Eilgüterzügen abbefördert worden sind.

Gegen 7 Uhr abends schien für den Haupthetzer des Dorfes, den Lehrer Peyrony, der Augenblick gekommen, sich des einzigen Fremden im Ort zu erinnern; er und der Absinth taten seine Schuldigkeit auch bei den Weibern, und im Rate dieser Hyänen wurde beschlossen, daß ich ermordet werden sollte. Ein braver Handwerksmann kam heimlich, mich zu warnen. Der Bürgermeister war nicht anwesend und ohne amtlichen Abschied und Übergabe meines Eigentums in seinen Schutz mochte ich mich nicht heimlich wie ein Dieb flüchten. Meine Behausung wurde belagert, die Treppe von johlendem Gelichter besetzt; ich höre, daß ich am frühen Morgen, wenn die ersten Jungen abzureisen hätten, als Verräter büßen müßte. Vergessen war das Gute, das die Leute seit Jahren unmittelbar und mittelbar durch mich genossen hatten; vergessen vor allen Dingen meine Zugehörigkeit zu einer neutralen Nation; die seit 1910 regelmäßig wiederkehrenden Verdächtigungen meiner Person durch den „Matin" und andere französische Preßorgane fanden nun ihren Widerhall. Ich ließ die Leute auf mein Zimmer bitten, mit der Zusicherung, es stünde der Ausführung ihres Vorhabens, da ich ohne jede Waffe sei, schon am gleichen Abend nichts im Wege; meine kalte Ruhe schien ihnen aber doch nicht angenehm. Gegen 3 Uhr morgens ließ ich mein Automobil unbemerkt in sicheren Gewahrsam fahren, denn einige der Kerls zeigten die Absicht, mir den Wagen in Brand zu stecken. Gegen 9 Uhr vormittags kam endlich unser Bürgermeister und Generalrat angefahren, mitten in die trunkene Menge hinein; beschwichtigende Worte, Hinweise auf meine Papiere, die mich als Schweizer auswiesen, halfen ihm nichts, er konnte die toll Gewordenen nicht beruhigen: noch könne er seine schon vor übermäßigem Absinthgenuß ganz tollen Leute vielleicht noch eine Stunde zügeln, doch da sie immer weiter tränken, müsse er schon jetzt jede Verantwortung ablehnen; zwei Mitglieder des Gemeinderates bewachten das Haus, sie trieben uns zu größter Eile; nur die allernotwendigsten Kleider konnten wir zusammenraffen, unmöglich war es, aus dem 2 km entfernten Museum und Archiv auch nur ein Stück zu retten; man ließ meinen Wagen vorfahren, der Bürgermeister stellte sein eigenes Automobil als Schutz davor, umarmte mich inmitten der gröhlenden Menge, Pfiffe ertönen, Geschrei, „Prussien", „espion" — ein letzter Gruß an treu Gebliebene, Tränen bei den Vernünftigen — Flüche bei anderen — der treue Motor rattert — ich schalte um — die „vierte" — sausend gefolgt vom Wagen des Bürgermeisters, der mich deckt — vorbei an all den vertrauten

Digitized by Google

lieben Stätten, wo 16jährige Tatkraft der denkenden Menschheit Kulturbilder von unvergleichlicher Größe geschaffen, vorbei an meinen geliebten Arbeitsplätzen, an meinem Museum — zur Dorfgrenze, wo der Wagen des Ortsvorstehers abbiegt, wo sein Schutz aufhört, ein letztes Grüßen, letztes Tücherschwenken — zurückgelassen alles, was man in hartem Kampfe errungen — zerschmettert die schönsten Hoffnungen, umsonst die vielen Mühen, durch jahrelange Aufklärung das Volk zu fördern, umsonst die Opfer an Jugend und Gut — der Unverstand hat gesiegt, die Brutalität mein Werk bezwungen!

Und das alles so nahe am hart erstrittenen Ziele: zwölf Tage vor Übernahme und Bekanntwerden meiner letzten großen Entdeckungen.

Nach 9 Uhr abends sichten wir die Lichter von Clermont-Ferrand, eine halsbrecherische Abfahrt ins Tal beginnt und um wenigstens 40 der allergefährlichsten, rechtwinkligen Kurven, hinab zu der hellerleuchteten Stadt. Nach einer Stunde münden wir auf dem herrlichen Platz mit dem Orgetorix-Denkmal; wir erstarren über das Schauspiel, das sich uns bietet! Der große Platz, im Lichte vieler Bogenlampen, ist erfüllt von Tausenden von Spaziergängern — aber kein Laut, ein gespensterhaftes Wogen der schwarzen Menschenmasse, Kommen und Gehen, hin und her — kein Ton ist hörbar, wie ein ungeheurer Leichenzug flutet es über den Platz. Entsetzen packt einen ob des grausigen Anblicks dieser völlig versteinerten Tausende.

Die Fahrt an den Ufern des Ain hinan nach Nantua und Bellegarde gehört zu den schönsten Partien, die ich je gemacht, eigenartiger noch als viele Pässe der Pyrenäen. Endlose Serpentine führen vorbei an gähnenden Abgründen, immer höher und höher, die Dörfchen im Tal entschwinden den Blicken, die Kirchtürme erscheinen nur noch als winzige Spitzchen, jeder Laut erstorben; hier oben Bergfriede — unter uns das aufgewühlte, zuckende Menschental mit seinem Weh und Leiden! —

Endlich Bellegarde, die Grenzstadt — nur einige 20 Kilometer noch von heimatlicher Erde! Die Straße durch starke Drahtseile gesperrt, jede Gasse bewacht und ohne besondere Grenzpässe der Geheimpolizei für jedermann verboten. Ich werde zum Spezial-Polizeikommissär befohlen, der mir nach eintägigem Warten schließlich den Paß zum Verlassen des Landes ausstellt; mein Automobil wird kurzerhand beschlagnahmt, irgendeine Quittung darüber auszustellen weigert man sich, es sei nach dem Kriege Sache meines Gesandten, nach dem Wagen zu suchen! Mit Not und Mühe erreiche ich schließlich mit der Eisenbahn nach mancherlei Abenteuern die Schweizer Grenze: ich war in Freiheit!

Wenden wir uns nunmehr wieder zu wissenschaftlichen Fragen, zu meinen Grabungen und Forschungen in diesem Teile Südfrankreichs.

Das Tal der Dordogne ist eines der charakteristischen französischen Erosionstäler, die es gibt; die mächtigen Wasser aus dem Zentralplateau haben nach und nach das Tal herausgenagt, eingeschnitten, wir haben auf Grund der verschieden gelegenen Kulturhorizonte im Ober- und Unterlauf der Vézère berechnet, daß es ungefähr 1700000 Jahre wird bedurft haben, um das Tal so einzuschneiden, wie es sich heute unseren Blicken zeigt. Die großen Wasser haben in Strudeln sich an den hohen Felswänden gerieben und Halbhöhlen herausgemahlen. Und wie die ersten Urweltnomaden ins Tal kamen, da fanden sie einen fischreichen Fluß, Wälder auf den Höhenzügen mit viel Wild und vor allem, sich von selbst wohnlich darbietende Behausungen; denn das letzte Viertel der großen Wasser hat wenige Meter über dem höchsten Stand des Flusses, an beiden Ufern, Halbhöhlen ausgewaschen, und unter diesen haben sich die Menschen sofort mit richtigem Gefühl diejenigen ausgewählt, die gegen Süden und Osten offen lagen, aber geschlossen waren gegen die rauhen Nord- und Westwinde. Bei der Feststellung meiner Grabungsarten habe ich mir diese Tatsache sofort zunutze gemacht und immer erst mit meinem Kompaß die geographische Lage einer jeden Stelle festgelegt und bin dadurch auch nie in meinen Voraussetzungen getäuscht worden.

Digitized by Google

Damit können wir nun übergehen zur Betrachtung der eigentlichen Fundstellen, zu meinen Ausgrabungen und ihren Ergebnissen.

[Hier folgte eine Vorführung zahlreicher Lichtbilder.]

In Umrißzeichnung gleichsam nur haben wir soeben einen viele Jahrhunderttausende umfassenden Zeitraum unserer Entwicklungsgeschichte gesehen; wir können uns nur vorstellen, welcher Zeiten es bedurfte, um über den zur sogenannten Neandertalrasse gehörenden Acheulmenschen von Le Moustier hinweg den Menschen der Pfahlbauten werden zu lassen. Wir sehen diese, der sogenannten jüngeren Steinzeit angehörige Bevölkerung im Besitz vorgeschrittener Fähigkeiten, sie kennen Töpferei und Weberei; unter den Tieren begegnen wir schon dem gezähmten und gezüchteten Rind, Geräte und Sämereien weisen auf regelrechten Ackerbau, auf eine seßhafte Bevölkerung hin, die auch in ihrem Seelenleben nur wenig noch gemein hat mit jenen Urweltnomaden der Dordognetäler. Und trotzdem ist es merkwürdig, wie ein großer Kulturbesitz verloren gegangen ist: die Fähigkeit zur darstellenden Kunst, und wie dagegen ein anderer von meinem Acheulmenschen bis zur jüngsten Zeit sich erhalten hat: die Kenntnis des Feuers und seiner Verwendung. Gerade in diesem Besitz liegt wiederum ein nicht hoch genug anzuschlagender Unterschied zwischen Mensch und Menschenaffen. Kein Tier ist mit dem Feuer so vertraut, daß es dasselbe zu unterhalten oder gar zu erzeugen fähig wäre. Es bleibt wohl immer ein Rätsel, auf welchem Wege der urzeitliche Mensch sich zuerst die Gewalt über das Feuer angeeignet hat. Blitzschlag und vulkanische Feuererscheinungen dürften unmittelbar zur Erhaltung des einmal geschaffenen Feuers hinübergeleitet haben.

Spuren des Feuers und seiner Verwendung zur Bereitung des Fleisches von erlegten großen Urtieren gehen zurück bis zu meinem Acheulmenschen. Die vielen ihn umgebenden angebrannten Knochen können nicht anders gedeutet werden, als daß die Überlebenden ihrem im Jünglingsalter abgeschiedenen Mitmenschen Nahrung mitgegeben haben auf seine Todesreise. Damit aber gelangen wir sofort zu weiteren Schlüssen: zur Bestattung, ich möchte beinahe sagen zur rituellen Beerdigung und zum Glauben an ein Weiterleben oder zur Furcht davor.

Die Furcht, der einmal Gestorbene könnte in vielleicht feindlicher Gestalt wieder in die Erscheinung treten, offenbart sich dadurch, daß die meisten der vorgeschichtlichen Skelettfunde bedeckt, gewissermaßen verwahrt sind mit unverhältnismäßig großen und schweren Steinen oder Steinplatten; es ist das schwerlich bloß wegen des Schutzes vor wilden Tieren geschehen. Die Sitte dieser Steinbedeckung hat sich Jahrtausende erhalten und ist schließlich auf unsere Zeit gekommen, in der Form von Erinnerungszeichen, Ehrendenkmalen, als Grabstein, dem wir freilich längst eine wesentlich andere Bedeutung geben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß meine beiden Fossilskelette regelrecht bestattet worden sind: beim Acheulmenschen geht das hervor aus der Schlafstellung, die man dem Kopf des toten Jünglings auf einer Art Steinkissen gegeben hat, und aus den Beigaben; beim Aurignacmenschen daraus, daß im natürlichen Felsen für die Kreuzbeinregion eine Vertiefung besonders ausgehauen worden war, außerdem zeigte sich die Leiche in Ruhelage beigesetzt, ein linker Mittelfußknochen war durchbohrt, sicherlich zum Zwecke eines Umschnürens der beiden unteren Gliedmaßen, d. h. um dem Toten ein Wiederkommen unmöglich zu machen.

Eine bevorzugte Stelle innerhalb der Höhlenwohnung bildete den engeren Bestattungsplatz. Beim Acheulmenschen aus Le Moustier lag das Skelett noch innerhalb des Felsschutzdaches, und zwar zufällig derart, daß das den Kalkfelsen passierende Sickerwasser direkt auf den Leichnam träufelte. Durch diesen Vorgang wurde der verwesende Leimstoff der Knochen durch Kalkwasser ersetzt und die Bewahrung des wertvollen Fundes gesichert.

Der Aurignacmensch muß in seiner Horde eine besonders angesehene Stellung innegehabt haben, auf seine Lagerung und Bestattung ist offenbar große Sorgfalt verwendet

Digitized by Google

worden, und als ganz besonders wertvollen Schmuck dürfen wir die Halskette aus 12 Meermuscheln ansehen, aus nassa reticulata, einen Schmuck, der uns zugleich verrät, daß die Rasse der Ostgruppe Sinn für Sammeln von Naturgegenständen besaß und daß ihre höhere geistige Fassungskraft sie schon zum Ausdruck einer gewissen Geschmacksrichtung geführt hatte.

Dagegen wurde der Mousticrjüngling schmucklos bestattet; aber man gab ihm je eines der beiden schönsten Werkzeuge mit, die sein Volk damals überhaupt zu fertigen wußte, einen Faustschläger und einen Schaber.

Es müssen in jenen fernen Zeiten gewaltige Naturveränderungen stattgefunden haben, und damit ist eine ungeheure Kraftentfaltung des höchsten Lebewesens Hand in Hand gegangen. So allein ist die Entwicklung des Gehirns vom Tertiärmenschen zum Künstler der figürlichen Werke meines zuletzt entdeckten paläolithischen „Heiligtums" zu erklären.

IV. Bücherbesprechungen.

Joseph Déchelette, La collection Millon. Antiquités préhistoriques et gallo-romaines. Ouvrage publié avec la collaboration de MM. l'abbé Parat, le Dr. Brulard, Pierre Bouillerot et C. Drioton. Paris. Verlag Paul Geuthner. 282 Seiten. 58 Textabbildungen. 46 Tafeln.

Eine Veröffentlichung guter geschlossener Funde aus Privatbesitz ist von vornherein ein lohnendes Unternehmen, das allseitig mit großer Freude begrüßt zu werden pflegt; denn die Privatsammlungen vor- und frühgeschichtlicher Altertümer sind in unserer Zeit so zahlreich geworden, daß es schwer hält, sie alle zu überschauen, und das Bedürfnis sich immer mehr und mehr fühlbar macht, systematisch einmal alle Privatsammlungen durch genaue Kataloge zu erschließen. Bei uns in Deutschland ist in dieser Beziehung bisher noch so gut wie nichts geleistet worden, und das vor kurzem erschienene, im folgenden zu besprechende Werk, das eine große französische Privatsammlung uns erschließt, regt vielleicht bei uns zu Arbeiten in gleichem Sinne an.

In Dijon befindet sich im Besitze des Herrn Millon eine Sammlung von Funden aus allen prähistorischen Zeiten, von der Steinzeit an bis zur gallisch-römischen Zeit. Die Mehrzahl der Funde stammt aus Bourgogne und der Nachbargegend; die Funde sind also nicht, wie man es in den Privatsammlungen so oft antrifft, aus aller Herren Länder zusammengerafft, sondern sie sind zum weitaus größten Teil von dem Besitzer selber gesammelt oder ausgegraben, wodurch die Sammlung natürlich an wissenschaftlicher Bedeutung beträchtlich gewinnt. Nur wenigen Gelehrten war diese prächtige Sammlung bisher bekannt; in der Literatur war aus ihr so gut wie nichts veröffentlicht. Jetzt hat sie der eifrige Forscher J. Déchelette im Verein mit einigen anderen Lokalforschern einer mustergültigen Bearbeitung unterzogen, deren Ergebnis wir vor uns liegen haben: ein prächtiger Textband von 282 Seiten und ein Tafelanhang von 46 Tafeln, die zwar alle in Autotypie hergestellt sind, aber auch in dieser Form das Beste leisten, was in dieser Reproduktionsart geboten werden kann, und den Tafeln, die von deutschen Verlegern geliefert werden, völlig ebenbürtig sind; im allgemeinen stehen ja die französischen Ab-

Digitized by Google

bildungen auf einer recht geringen Höhe, ganz besonders diejenigen der Zeitschriften (z. B. des Bulletin de la société préhistorique française).

Über die Gesamtanlage des vorliegenden Werkes und den Inhalt ist kurz folgendes zu sagen: In einem Vorwort gibt zunächst Déchelette einen Überblick über die Geschichte der Sammlung und über das Zustandekommen dieser Veröffentlichung. Das Werk selbst ist in fünf Hauptteile geteilt. Der erste Teil des Werkes umfaßt die Steinzeit. Hier behandeln der Abbé Parat und Dr. Brulard die paläolithischen Funde von Othe (Yonne et Aube) S. 3—33 Taf. I*—XI und daran anschließend die übrigen in der Sammlung befindlichen Funde aus neolithischer Zeit, von denen die Mehrzahl aus der Auvergne und Côte d'or stammt, S. 35—43 Taf. XII—XV; beide Abschnitte bieten wenig Neues.

Der zweite Hauptteil, der die Bronzezeit behandelt, gliedert sich in folgende zwei Abschnitte: 1. Funde verschiedener Herkunft, zum größten Teil aus Bourgogne bearbeitet von Pierre Bouillerot, S. 47—65 Taf. XVI—XX. 2. Ein bronzener „Sphäroid", leider von einem unbekannten Fundort, beschrieben von Dr. Brulard, S. 67—70 Taf. XXI. Dieses letztere Gerät, durch Vergleichsfunde in die Periode IV datiert, gehört zu einer nur in Frankreich vorkommenden Gruppe von Geräten, die besonders von Saint-Venat studiert sind (Compte rendu des Congrès internationaux d'archéologie et d'anthropologie. Monaco 1906, II. S. 278. Vergl. dazu Déchelette, Manuel II, 1, S. 301), und die als Kultgeräte gedeutet werden; gerade das Exemplar der Sammlung Millon weist einige Besonderheiten auf, die die früheren Deutungen erschüttern.

Der dritte Teil behandelt die erste und zweite Stufe der Eisenzeit. In ihm begegnen wir einer Beschreibung zweier Gräber von Chamouilley (Haute Marne) aus der Feder von Bouillerot (S. 73—77 u. Taf. XXII—XXIII). Weiter folgt die Beschreibung eines Tumulus von Camp Rougeuax, commune de Courcelles (Haute Marne) von Déchelette, S. 79—86 Taf. XXIV—XXVII; dann aus der Feder von Bouillerot die Beschreibung von 7 Gräbern von Semoutiers (Haute Marne), S. 87—100 u. Taf. XXVIII. Zu guter Letzt kommt ein Tumulus von La Motte-Saint-Valentin (commune de Courcelles, Haute Marne), beschrieben von Déchelette, S. 101—151 u. Taf. XXIX bis XXXIV. Reiche Beigaben der Stufe Latène I, darunter ein bronzener Stamnos und ein attischer Kantharos des 5. Jahrhunderts (wie Rodenbach, Rheinpfalz; Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. III Heft 5 Taf. 1) machen diesen letzteren Fund besonders wichtig.

Der vierte Teil behandelt latènezeitliche und gallisch-römische Funde, hauptsächlich Waffen, aus dem Flußbette der Saône bei Chalon; in die Würdigung dieser Funde haben sich Déchelette und Drioton geteilt (S. 155—189 Taf. XXXV—XL, XLII u. XLVI). Daran schließt sich ein Exkurs von Déchelette über gewisse eiserne Nadeln aus der Gallierzeit, die wie die vor wenigen Jahren erst von Svoronos richtig gewürdigten ὀβελίσκοι des Königs Pheidon von Argos (vgl. Revue belge de Numismatique 1909 S. 115) als Vorläufer der Münzen gedient haben; aus Deutschland wird u. a. der Fund von Beilngries (bayer. Pfalz, vgl. Korrespondenzbl. für Anthropologie 1906 S. 128) in diesen Zusammenhang gezogen. Weiter ist hier die Beschreibung zweier Funde aus der Römerzeit zu nennen, die aus der Feder von Déchelette stammt (S. 245—262 Taf. XLIII—XLVI); besonders wichtig ist der Teil eines römischen Visierhelmes aus Bronze.

Den fünften Teil des Werkes nehmen gallisch-römische Funde von verschiedenen Orten ein (S. 265—270); es sind nur ein Goldrädchen von Balesme (Haute-Marne) und eine Bleiröhre mit römischem Stempel von Varois (Côte d'or).

Daß dem Werke ein Verzeichnis der Ortsnamen und der erwähnten Schriftsteller beigefügt ist, versteht sich von selbst.

Digitized by Google

Wir begrüßen die französischen Forscher zu dieser wertvollen Veröffentlichung, und wir wünschen, daß wir noch mehr derartig prächtige Werke erhalten. Vielleicht gewinnen dadurch die deutschen Forscher die Anregung, ähnliche Werke in Deutschland zu schaffen, wo wir gleiche Beschreibungen von Privatsammlungen leider überhaupt nicht aufzuweisen haben.

Wernigerode. Hugo Mötefindt.

Joseph Déchelette, Manuel d'archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine. II. Archéologie celtique ou protohistorique. Troisième partie: Second âge du fer ou époque de La Tène. Paris 1914. S. 913—1693. Abb. 385—786. Taf. IX—XIII.

Noch ist kein Jahr seit dem Erscheinen des Hallstattbandes der großen französischen Vorgeschichtsenzyklopädie vergangen, da überrascht und erfreut uns ihr Verfasser bereits mit einem weiteren bedeutend umfangreicheren Bande. Wir können nicht umhin bei dieser Gelegenheit dem emsigen Fleiße des Herrn Déchelette unsere Bewunderung und vollste Anerkennung auszusprechen. Wenn man sich einmal zusammenstellt, was Déchelette seit dem Jahre 1900 an besonderen Werken veröffentlicht hat — ich erwähne außer den nunmehr fünf Bänden des Handbuches nur noch die Vases céramiques de la Gaule romaine (2 Bde. Paris 1904) und die Übersetzung des Werkes von Pič: Le Hradischt de Stradonitz en Bohême (Leipzig 1908) —, so kommen schon dadurch weit über 3000 Druckseiten zusammen; nicht mitgerechnet sind dabei die zahlreichen Abhandlungen in den französischen Zeitschriften, z. B. in der Revue archéologique. Mögen auch die großen Werke in jahrzehntelanger Arbeit vorbereitet sein (anders sind sie ja überhaupt nicht denkbar), sie sind sämtlich dem neuesten Stande unserer Wissenschaft angepaßt und die neueste Literatur, auch des Auslandes, findet sich bei jedem einzelnen Punkte in weitgehendem Maße berücksichtigt. Wer da aus eigener Erfahrung weiß, was für eine zeitraubende und mühselige Arbeit es ist, sich über die einheimische und ausländische in Betracht kommende zerstreute Zeitschriftenliteratur jährlich auf dem Laufenden zu erhalten, der wird eine besondere Genugtuung darüber empfinden, daß in diesem neuen uns Anfang Juli 1914 zu Gesicht gekommenen Bande z. B. der Jahrgang 1913 unseres Mannus ebenso wie die einzelnen Lieferungen des Hoopsschen Reallexikons noch verwertet sind.

Doch nun zu dem neuen Bande selber. Er behandelt diejenige Epoche, welche die Franzosen als zweite Eisenzeit ansehen, die Latènezeit. Die Anlage des Bandes ist folgende: Ein allgemeiner Überblick über den Begriff Latène führt zu einer Schilderung der wichtigsten Fundstätten (La Tène, Stradonitz u. a. m.); daran schließen sich Abschnitte über das Befestigungswesen, Wohnungsbau und das Bestattungswesen. Der Abschnitt Bestattungswesen leitet über zu einer eingehenden Behandlung der Beigaben, zunächst der Angriffs- und Verteidigungswaffen und all dessen, was damit in Zusammenhang steht (z. B. Streitwagen, Pferdegeschirr), dann der Kleidung und des Schmuckes, des Toilettengerätes; weiter besondere Abschnitte über Amulette, Bernstein, Koralle, Glas, Gold und Silber. Erst dann folgen eine Reihe von Kapiteln über Geräte aller Art, über die Bronzegefäße und die Keramik; daran schließen sich Zusammenfassungen über Kunst und Kunstgewerbe, Ausführungen über das Münzwesen, Handel und die Keltendarstellungen bilden den Abschluß des inhaltreichen Bandes. Als Anhang ist eine Zusammenstellung der bisher bekannten griechischen, italisch-griechischen und etruskischen Funde aus der Hallstatt- und ersten Stufe der Latènezeit in dem Gebiete nördlich der Alpen beigegeben; außerdem natürlich ein gutes, sorgfältig ausgeführtes Inhaltsverzeichnis; daß das Werk in Ausstattung und Aufmachung den früheren Bänden gleichkommt, braucht eigentlich nicht besonders erwähnt zu werden.

Digitized by Google

Die Anordnung und Gliederung des gewaltigen, in diesem Bande verarbeiteten Stoffes ist im allgemeinen als recht gut und wohl überlegt zu bezeichnen. Die Abschnitte über Gold und Silber sowie über die Verwendung der Koralle und des Bernsteins hätte ich jedoch lieber hinter dem Abschnitt über die Emailtechnik gesehen, denn logisch gehören sie in den Zusammenhang des Kunstgewerbes; ebendort hätte auch der Abschnitt über die Ornamentik untergebracht werden müssen.

Daß ein Spezialforscher an einem so großen Werke inhaltlich immer etwas auszusetzen finden wird, ist natürlich von vornherein klar. So ist mir z. B. aufgefallen — um nur einen derartigen Punkt zu erwähnen —, daß die Gesichtsurnenkultur erst in diesem Bande behandelt wird. Außerdem sind auch die Angaben über die Verbreitung der Gesichtsurnen nicht ganz einwandfrei. Wenn als Hauptgebiete „Pomeranie, la province de Posen et Silesie" genannt werden (S. 1504), so hätte dabei doch auch unbedingt die Provinz Westpreußen erwähnt werden müssen, aus deren westlich der Weichsel gelegenen Teile überhaupt statistisch die meisten Gesichtsurnen bekannt sind. Das Tafelwerk von Conwentz (das westpreußische Provinzialmuseum 1880—1905, Danzig 1905) scheint Déchelette nicht bekannt geworden zu sein, und ebenso werden die amtlichen Berichte über die Verwaltung der naturgeschichtlichen, vorgeschichtlichen und volkskundlichen Sammlungen des westpreußischen Provinzialmuseums in Danzig (seit 1880) ihm entgangen sein (übrigens nicht weiter verwunderlich, da sie selbst in Berlin einzig und allein in der Bibliothek der anthropologischen Gesellschaft vorhanden sind!), aber die einschlägigen Arbeiten namentlich von Olshausen (Verhandl. Berliner Gesellschaft 1899, S. 129) hätte Déchelette hier erwähnen müssen!

Doch das sind alles nur Kleinigkeiten gegenüber der Gesamtleistung. Wer das Buch einmal in die Hand genommen hat, wird es mit Freude lesen und gern wieder zu ihm greifen. Wir wollen wünschen, daß Déchelette sein Lebenswerk möglichst bald zu einem Abschluß bringt, und wir sehen mit großen Erwartungen den folgenden Bänden des Handbuchs entgegen[1]).

Wernigerode. Hugo Mötefindt.

Oscar Almgren. Die ältere Eisenzeit Gotlands nach den in Statens Historiska Museum, Stockholm, aufbewahrten Funden und Ausgrabungsberichten im Auftrage der Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien. Heft 1. Stockholm 1914. 56 Seiten, 20 Tafeln und 100 Textabbildungen. Preis 10 Kr.

Das Stockholmer historische Reichsmuseum hat seit langer Zeit eine zusammenfassende Veröffentlichung der reichen und zum großen Teil von Fachleuten planmäßig gehobenen Eisenzeitfunde Gotlands vorbereitet. Nunmehr liegt der erste Teil dieses Tafelwerkes vor, der die Zeit vom Beginne des Eisenalters bis zur Mitte der römischen Kaiserzeit (um 200 n. Chr.) umfaßt. Der Stoff ist chronologisch und typologisch bis in die Einzelheiten aufs genaueste verarbeitet, wie es ja bei einem Forscher wie Almgren, dessen Fibelwerk die Grundlage der verfeinerten Chronologie der Kaiserzeit bildet, selbstverständlich ist. Den Text begleiten eine reiche Anzahl ausgezeichneter und gut geordneter Abbildungen, die dem Leser schnell einen klaren Überblick über die wichtigeren Fundarten jeder Zeitstufe geben.

[1]) Anmerkung bei der Korrektur: Diese Erwartungen sind inzwischen durch den Tod des Verfassers durchkreuzt worden, und es scheint wenig Hoffnung auf einen Abschluß des Werkes, wenigstens augenblicklich, zu bestehen.

Digitized by Google

Almgren folgt in der Einteilung des behandelten Zeitraums der von Montelius eingeführten Zählung, nach der die vor dem Beginne unserer Zeitrechnung liegende Eisenzeit in die Stufen 1 bis 3 zerfällt. Die Stufe Montelius 4 (ältere römische Kaiserzeit) kann Almgren in zwei klar getrennte Unterstufen zerlegen, so daß jedem nachchristlichen Jahrhundert ein fest umrissener Kulturabschnitt entspricht (Stufe 4,1 = 1. Jahrhundert n. Chr.; Stufe 4,2 = 2. Jahrhundert n. Chr.).

Die älteste Stufe (1) ist in Gotland nicht sehr stark vertreten. Den Hauptteil der Fundstücke bilden Schmuckgegenstände (Kropfnadeln, Halsringe u. a.), die vielfach rein gotländisches Gepräge haben. Auch in allen späteren Zeitstufen, in denen sich starke kulturelle Einflüsse aus verschiedenen Richtungen her nachweisen lassen, fällt trotzdem die starke Heimats-Färbung der gotländischen Formen auf, ein Umstand, der durch die abgeschlossene Einheit, den eine alleinliegende Insel trotz allen Verkehrs bildet, erklärlich ist. Die 2. eisenzeitliche Stufe fehlt in Gotland fast völlig; erst mit der Spät-Latènezeit (Stufe 3) setzt eine reich vertretene Kulturgruppe ein, die sich dann in lückenloser Entwicklung bis in die spätere Eisenzeit fortsetzt.

Unter den Schmucksachen stehen an erster Stelle die Fibeln. Sie weisen in der Stufe 3 mancherlei Verwandtschaft mit norddeutschen Stücken auf, bilden sich aber häufig rein lokal fort (besonders die Gruppe mit falscher Spirale). Mit dem Beginne der Kaiserzeit macht sich eine Einwirkung aus dem markomannischen Böhmen geltend (Augenfibeln), während die Fibeln des 2. Jahrhunderts meist aus Ost- oder Westpreußen eingeführt sind. Die Art des gotländischen Gürtelverschlusses weicht von der im übrigen Germanien verbreiteten Form ab. Während die Germanen sonst in der Spät-Latènezeit den Gürtel mit einem metallenen Gürtelhaken, in der Kaiserzeit mit einer Schnalle schlossen, tritt der Gürtelhaken unter den gotländischen Funden der Stufe 3 ganz zurück, und kommt die Schnalle erst im Verlaufe des 1. Jahrhunderts n. Chr. häufiger in Gebrauch. An ihrer Stelle treffen wir in Gotland eigenartige Gürtelringe an, deren Bedeutung und Formentwicklung Almgren in einer Weise aufgedeckt hat, wie es nur eine mit liebevoller Sorgfalt durchgeführte Bearbeitung auch unscheinbarer, spröder Gegenstände und Einzelheiten erreichen kann. Das eine Gürtelende lief in eine Beschlagplatte aus, an der ein Ring hing, durch den das andere Gürtelriemenende durchgezogen und dann verknotet wurde (vgl. Textabb. 7). Vorstufen zu diesen Gürtelringen finden sich in Schleswig, ihre weitere Ausbildung während der Stufen 3 und 4,1 ist jedoch rein gotländisch. Da, ähnlich wie bei dem Verschluß mit einer Schnalle, das eine Gürtelende frei endigte, ging man in Gotland schon in der Spät-Latènezeit zur Verwendung einer metallenen Riemenzunge über, die das freie Ende abschloß. Im übrigen Germanien konnte man zum Gebrauch einer Riemenzunge erst nach dem Absterben des Gürtelhakens (d. h. erst in der ältesten Kaiserzeit) gelangen. Wie das Vorkommen der Gürtelringe in Gräbern des 1. Jahrhunderts n. Chr. zeigt, ist dieses Verschlußstück hauptsächlich der Frauentracht eigentümlich[1]). Am Ende der Stufe 4,1 verschwinden die Gürtelringe und machen dem Verschluß mittelst Schnallen Platz. Waren daher die Gürtelschnallen im 1. Jahrhundert noch nicht allzu häufig und ohne große Verschiedenheit in der Form, so trifft man in 4,2 auf zahlreiche und mannigfaltige Entwicklungsarten. Die Riemenzungen bleiben naturgemäß auch nach dem Abkommen der Gürtelringe in Gebrauch. Almgren weist die allmähliche Entwicklung ihrer profilierten Enden nach und betont den im 2. Jahrhundert n. Chr. auftretenden Übergang der Vollformen in verkümmerte flache Formen, die aber die Umrisse der alten

[1]) Übrigens sind auch die Gürtelhaken fast ausschließlich in Frauengräbern gefunden worden, vgl. Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit, Berliner Dissertation 1915 S. 42.

Digitized by Google

Formen noch ziemlich getreu wiedergeben. Eine ähnliche Übertragung vom Körperlichen ins Flächenhafte scheint mir schon im 1. Jahrhundert vorzukommen, wenn auch nicht an ein- und demselben Gegenstande und in so unmittelbarem Zusammenhange. Die am Beginne der Kaiserzeit auf den verschiedensten Beschlagplatten so häufig vorkommenden Arten geschweifter, „vasenartiger" Formen, von denen auch Almgren auf Taf. IX Abb. 131—132 einige abbildet, möchte ich von Vollformen wie Taf. IX Abb. 137 ableiten. Die Flachformen durchlaufen während der beiden ersten Jahrhunderte n. Chr. eine lange Entwicklungsreihe, die sich am geschlossensten an den Schildfesselformen darstellen läßt, wie ich es in einer im Druck befindlichen Arbeit über die germanische Bewaffnung in der älteren Eisenzeit versucht habe. Diese Gestaltungen sind trotz ihrer Unscheinbarkeit von großer Bedeutung, da sie ungemein häufig von Römern und Germanen verwendet wurden, wo immer an Gegenständen Nietplatten vorkamen, und da sie wichtige Mittel zur genaueren Zeitbestimmung darstellen[1]). Eine andere Art weiblichen Schmuckes bilden kleine Bronzebuckelchen, die meist als Besatz von Hauben dienten. Sie kommen in Gotland ebenso wie die Gürtelringe nur innerhalb der Stufen 3 und 4,1 vor.

Auf die Bewaffnung geht Almgren nur bei der Stufe 3 ein. Die einschneidigen Schwerter und Scheidenbeschläge und eine verzierte Lanzenspitze bezeugen den starken Einfluß, den Nordostdeutschland damals auf Gotland ausübte. Die Waffen der Kaiserzeit sollen im 2. Heft im Zusammenhange behandelt werden. Bei den Geräten fällt auf, daß halbrunde (Rasier-) und geschweifte Messer in Gotland erst im 2. Jahrhundert n. Chr. nachzuweisen sind, während sie sonst bei den Germanen spätestens schon in der Stufe 3 vertreten sind[2]). Übereinstimmend mit Ostgermanien ist das Aufkommen von Knochenkämmen und Holzkästchen mit metallenen Beschlägen, Schloß und Schlüssel in der Stufe 4,2.

An Gefäßen finden sich in den Stufen 3 und 4,2 eingeführte Bronzegefäße und ein Glasbecher. Die Keramik hat teilweise wenig hervorstechende Züge, z. T. ist sie in Form und Verzierung höchst eigenartig. Häufige Grabbeigaben sind zusammengenähte Holzschachteln, deren Nähte mit Harz ausgeschmiert wurden. In Brandgräbern haben sich nur Reste von dieser Harzdichtung erhalten. Auch das in nordwestdeutschen Urnenfeldern als Grabbeigabe so vielfach angetroffene „Räucherharz" stammt offenbar von solchen Schachteln. Kleine Metallbeschlagstücke, die bisweilen noch Holzreste umschließen, deuten außerdem noch auf das Vorkommen von gedrechselten Holzschalen hin. Die Metallbeschläge der kaiserzeitlichen Trinkhörner fallen durch die Mannigfaltigkeit ihrer Formen auf. Chronologisch wichtig ist u. a. der Unterschied in der Art ihrer Tragketten. Sie bestehen in Got-

---

[1]) Wegen der vasen- und rautenförmigen Gestalt der Nietplatten möchte ich auch den Trinkhornmundbeschlag (Taf. XVIII Abb. 278) noch ins 1. Jahrhundert n. Chr. setzen, während ihn Almgren der Stufe 4,2 zuzählt. — Der auf Taf. XV Abb. 237 abgebildete Bronzegegenstand „dürfte — nach Almgren — am wahrscheinlichsten als Gürtelhaken zu deuten sein; also ein letzter Ausläufer jener alten Befestigungsart". Nach der Abbildung möchte ich in ihm vielmehr ein Knebelglied zur Befestigung der Kinnkette sehen, wie sie in dieser Form an spätkaiserzeitlichen Pferdegebissen vorkommen. Vgl. z. B. Kleinwangen, Kr. Querfurt, Götze-Höfer-Zschiesche, Taf. XIX Abb. 280; Georgendorf, Kr. Steinau, Mertins Wegweiser, Abb. 298; Ostrowek, Kr. Strelno, Posener Album, Heft IV Taf. LXVII Abb. 20; Småland, Schweden, Montelius, Sveriges Forntid Abb. 297.

[2]) Die Annahme Almgrens: „Die Scheren, die in Mitteleuropa schon in der Latènezeit allgemein vorkommen, erscheinen auf germanischem Gebiet wohl erst am Anfang der römischen Eisenzeit" (S. 20) entspricht nicht den Fundergebnissen. Auch bei den Germanen ist die Schere in der Spätlatènezeit eine ganz geläufige Grabbeigabe.

Digitized by Google

land während der Stufe 4,1 völlig aus Bronze; erst später schieben sich zwischen die Bronzeglieder lederne Zwischenstücke ein.

Die Grabformen der drei Hauptstufen 3 bis 4,2 sind ziemlich gleichartig. Unter Hügeln, die meist klein und flach, nur im 2. Jahrhundert n. Chr. größer sind, liegen die Reste der Leiche. Leichenverbrennung und Körperbestattung sind gleichzeitig im Gebrauch. Bei den Brandgräbern wird der Leichenbrand in einer ebenen Brandschicht ausgestreut, die entsprechend den Hügeln in Stufe 4,2 an Größe zunimmt. Bei der Körperbestattung wird die Leiche in eine Grube gelegt, die mit einer Steinschicht bedeckt, oft sogar mit Kalksteinplatten als echte Steinkiste ausgekleidet wird. Unter den größeren Hügeln der Stufe 4,2 wird die Steinkiste oft nicht mehr in den Erdboden eingesenkt, sondern auf der ursprünglichen Erdoberfläche aufgeführt. Das Skelett liegt gewöhnlich mit dem Kopfe nach Norden oder Nordosten gerichtet. Im übrigen besteht keine Regelmäßigkeit: Rücken- und Seitenlage, selbst Lage auf dem Bauche kommt vor. Bald sind die Skelette gestreckt, bald ihre Gliedmaßen mehr oder weniger angezogen. Echte Hockerlage ist jedoch nicht beobachtet worden. Am Ende der Stufe 4,2 tritt eine neue Grabform auf: Flachgräber, bei denen der Leichenbrand in einer Brandgrube niedergelegt wird, in die eine über die Erdoberfläche hinausragende Steinplatte, ein Vorläufer der späteren Bildsteine, gesetzt wird.

Für die an Gotland geknüpften ethnologischen Fragen ist das Aufkommen der Körperbestattung auf dieser Insel von besonderer Wichtigkeit. Obwohl schon am Beginne der Eisenzeit (in Stufe 1) Skelettgräber auftreten, stehen diese nicht im Zusammenhange mit den späteren, da einmal in der Stufe 2 Gräber überhaupt fehlen und dann in der Stufe 3 nur Brandgräber nachgewiesen worden sind. Erst am Beginne der Kaiserzeit finden sich in Gotland ähnlich wie in vielen anderen Gegenden Germaniens wieder Körperbestattungen, deren Entstehung Almgren in der Fortsetzung seiner Arbeit zu behandeln gedenkt.

Das Almgrensche Werk ist nicht allein ein ausgezeichneter Führer durch die eisenzeitliche Kultur Gotlands, sondern wird wegen der Bedeutung, die diese Insel für die germanische Kulturgeschichte besitzt, auch der deutschen Forschung als zuverlässiges Handbuch sehr erwünscht sein.

Breslau. M. Jahn.

V. Nachrichten.

Das 40jährige Jubiläum unseres Mitgliedes des Geheimrats Dr. Lemcke als Vorsitzender der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde im November 1913 gab Mitgliedern dieser Gesellschaft Anlaß, zu bleibender Erinnerung an ihren Vorsitzenden eine Marmorbüste desselben anfertigen zu lassen. Diese Büste des Herrn Lemcke ist nunmehr fertig gestellt, inmitten der von ihm geschaffenen Altertumssammlung im neuen Stadtmuseum zu Stettin aufgestellt und am 12. Mai d. J. in kleinem Kreise und in aller Stille enthüllt worden. Möge sich der verehrte Jubilar an dieser Ehrung noch lange Jahre erfreuen.

Todesfälle.

Im Jahre 1914 ist unser Mitglied der Kgl. Ökonomierat S. Jaffé auf Sandfort bei Osnabrück verstorben.

Am 6. Februar 1915 starb nach kurzem, schwerem Krankenlager unser Mitglied der praktische Arzt Dr. med. Karl Haake in Braunschweig. Er war ein unermüdlicher

Digitized by Google

Digitized by Google

Gabriel Gustafson
† 16. April 1915

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Erforscher vorgeschichtlicher Fundstätten, insonderheit Wohnstätten, in seinem Braunschweiger Heimatlande, das er Sonntag für Sonntag forschend durchwanderte. Das überaus reiche Ergebnis dieser Sammlungen kann man im Städtischen Museum zu Braunschweig bewundern. Besonders beschäftigte ihn auch die Technik der Feuersteinbearbeitung und es gelang ihm, mit einem von ihm erfundenen kleinen Holzhämmerchen kleine Feuersteingeräte recht artig herzustellen, was 1904 bei der Anthropologenversammlung zu Greifswald vielfach bestaunt wurde. Dann wandte er sich der paläolithischen Kultur zu, erwarb hier achtungswerte Kenntnisse und entwickelte eine große Tatkraft als Sammler französischer Diluvialgeräte. So wurde er ein ständiger Besucher der Versammlungen der französischen prähistorischen Gesellschaft und wohnte auch im Verein mit anderen Mitgliedern unserer Gesellschaft der Aufdeckung des Homo Mousteriensis Hauseri bei. In den letzten Jahren hatte er infolge eines Beinleidens vielfach gekränkelt. Dennoch wird sein Tod vielen seiner Freunde unerwartet gekommen sein.

Am 22. April 1915 verschied zu Berlin-Lichterfelde nach schwerem Krankenlager im Alter von 43 Jahren unser Mitglied Dr. Heinrich Pohl, Hauptschriftleiter der Berliner Zeitung „Die Post". Er stammte aus Mühlheim a. d. Ruhr, war zuerst dort Gymnasiallehrer, leitete von 1903 bis 1910 die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" und übernahm dann, als die „Post" in einen neuen Verlag überging, ihre Hauptschriftleitung. Er hat es verstanden, dem Blatte in steigendem Maße eine geachtete Stellung zu erringen. Er war ein Mann von glühender Vaterlandsliebe, von aufrechter Entschiedenheit und von untadeliger Gesinnung. Unbeirrt durch die wechselnden Meinungen des Tages ging er den Weg, den er als richtig erkannt hatte. Eine tiefe Tragik liegt darin, daß dieser Mann, der in unerschütterlicher Festigkeit die Ziele des Weltkrieges für unser Volk hoch steckte, wie kein Zweiter, die Früchte unserer Siege nicht mehr sehen, ja nicht einmal die letzten entscheidenden Siege, die uns die Zukunft bringen muß, erleben durfte.

Am 1. Mai 1915 entschlief sanft im 85. Lebensjahre unser Mitglied Schulrat Dr. Kaphahn in Graudenz, der Vorsitzende der Graudenzer Altertumsgesellschaft, der mich noch zu Ostern 1914 in voller Rüstigkeit und Geistesfrische besucht hat und damals die Veröffentlichung des kostbar ausgestatteten Frauengrabes von Selnowo bei Graudenz bewirkte (Mannus VI, 212 f.). G. K.

Gabriel Gustafson † (Tafel XXIV).

Am 16. April 1915 verschied in Kristiania der dortige Universitätsprofessor für vorgeschichtliche Archäologie und Direktor des historischen Museums der Universität, Dr. phil. Gabriel Adolf Gustafson im Alter von 61 Jahren. Ein schweres Leiden (Lungenkrebs) hatte ihn seit einem halben Jahre ans Krankenlager gefesselt.

Gustafson war von Geburt Schwede, und zwar Gotländer; er war in Visby am 8. August 1853 geboren. Schon in seinen Schuljahren erweckten die zahllosen Altertümer seiner Heimatinsel bei ihm eine lebhafte Neigung zu archäologischen Studien. Als Student begann er daselbst 1877 für das Nationalmuseum zu Stockholm Ausgrabungen von Gräberfeldern, die er dann fast alljährlich bis 1888 fortsetzte. Über eine Reihe dieser Ausgrabungen hat er in der Antikvarisk Tidskrift (Bd. VIII und IX) ausführlich berichtet. Auch in Bohuslän hat er in dieser Zeit vorgeschichtliche Denkmäler untersucht und beschrieben.

In Upsala, wo er seine Universitätsstudien betrieb, war er 1881—1889 Assistent am Museum für nordische Altertümer; als solcher erteilte er auch den ersten Unterricht in diesem Fache, der an dieser Universität vorgekommen ist. Er führte einen zähen Kampf um das Recht, das Lizentiatexamen in vorgeschichtlicher Archäologie abzulegen, was ihm endlich 1889 gestattet wurde, da Hans Hildebrand als Examinator wirkte. So kann

Digitized by Google

Gustafson mit Recht als ein Bahnbrecher des vorgeschichtlichen Studiums an der größten schwedischen Universität bezeichnet werden. Selbst konnte er nicht seine Tätigkeit an dieser Universität fortsetzen, da er nach Norwegen berufen wurde; aber durch ihn war in Upsala das Interesse für die Vertretung der Vorgeschichte im Universitätsunterricht erweckt worden und die jetzt eingerichtete Professur kann also letzterhand auf seine grundlegende Wirksamkeit zurückgeführt werden. In dankbarer Erinnerung hat ihn seine alte Alma mater 1907 zum Ehrendoktor ernannt.

1889 kam also Gustafson nach Norwegen, um nach Lorangers Tod die Stelle als Konservator an der archäologischen Abteilung des städtischen Museums in Bergen einzunehmen, und von da an widmete er sich der norwegischen Altertumsforschung. Im Westlande Norwegens fand er ein reiches Feld für seine Ausgrabetätigkeit, und die Sammlungen wurden von ihm nach einem Umbau des Museums neugeordnet. Mehrere mustergiltige Fundberichte hat er in dieser Zeit in Bergens Museums Aarbog veröffentlicht.

Im Jahre 1900 wurde er nach Oluf Rygh's Tod dessen Nachfolger als Universitätsprofessor und Museumsdirektor in Kristiania. Hier erwarteten ihn noch größere Aufgaben, die seine Verdienste in vollem Lichte hervortreten ließen. Erstens galt es einer ganz neuen Aufstellung der reichen Sammlungen in einem neuen Gebäude, und dann kam 1904 die Ausgrabung des berühmten Wikingerschiffes von Oseberg. Bei dieser viel erfordernden Arbeit und noch mehr bei der überaus schwierigen Konservierung der vielen reich verzierten hölzernen Fundstücke konnte Gustafson seine ganze Meisterschaft als Ausgräber und Museumstechniker entfalten; und die wunderbare Märchenwelt der Vorzeit, die jetzt im Osebergsaale des Museums in voller Wirklichkeit unseren Augen sich eröffnet, wird zugleich das schönste Denkmal für den Mann sein, der sie mit unendlicher Geduld, Scharfsinn und Geschick aus den Trümmern aufgerichtet hat. Zu einer Veröffentlichung des großartigen Fundes wurde ihm dagegen die Zeit nicht vergönnt. Einige vorläufigen Mitteilungen und Bilder davon konnte er indessen schon 1906 in seiner Arbeit „Norges Oldtid" bringen, in der er zum erstenmal eine zusammenfassende und gemeinverständliche Darstellung der vorgeschichtlichen Kultur Norwegens gab. Dieses Werk war seine bedeutendste Schrift. Er gehörte zu den Gelehrten, die viel forschen aber nicht viel schreiben, weil sie nur das Allerbeste bringen wollen. Zu seinen letzten Veröffentlichungen gehört sein Beitrag in den Opuscula Oscari Montelio dicata (1913), wo er über einen schönen Grabfund mit römischen Gefäßen, den er mit seinen Schülern im südöstlichen Norwegen gemacht hatte, vorläufig berichtete, sowie sein Aufsatz „Megalitiske graver i Norge" in der Festschrift an Karl Rygh (Oldtiden 1914). Alle seine Arbeiten sind durch sachliche Ruhe und Klarheit ausgezeichnet.

In seinen letzten Jahren wandte sich sein wissenschaftliches Interesse wieder seiner nie vergessenen Heimatinsel Gotland zu. Nebst seinem Landsmann und Fachgenossen F. Nordin und dem Zeichner O. Sörling wollte er ein großes Tafelwerk über die merkwürdigen gotländischen Bildsteine aus der Eisenzeit herausgeben. Für diesen Zweck besuchte er mehrmals in seinen Ferien Gotland, und die schon hergestellten zahlreichen Zeichnungen waren ihm zugesandt worden; er hatte noch auf die Zeit gehofft, da er sie bearbeiten könne.

Die norwegische Zeitung Tidens Tegn schreibt in ihrem Nachrufe von Gustafson treffend: „Er war ein stiller Mann von etwas steifem Wesen, der aber für den, der ihn recht kennen lernte, seine eigene warme Lyrik besaß". Und weiter: „Was Gustafson mit der Konservierung und Aufstellung des Osebergfundes geleistet hatte, übertraf bei der lang ersehnten Eröffnung der Ausstellung selbst die kühnsten Erwartungen. Hier hatten alle seine Talente, seine Geduld, seine Gemütsruhe, seine Gelehrsamkeit, seine Verachtung aller Hascherei und endlich seine stille Lyrik sich kristallisiert und waren zum Genie geworden."

Oscar Almgren.

Digitized by Google

Alfred Schliz. †.

Am 30. Juni 1915 starb zu Heilbronn unser Mitglied Hofrat Dr. med. Alfred Schliz, Stadtarzt und Vorstand des Historischen Vereins zu Heilbronn. Geboren am 18. Sept. 1849 zu Heilbronn, studierte er von 1867 ab an sechs Universitäten Medizin, machte den Feldzug von 1870/71 mit, wurde 1872 Arzt zu Heilbronn und 1895 Hofrat. Seit 1899 Vorstand des Historischen Vereins seiner Vaterstadt entwickelte er von da ab eine äußerst vielseitige, wissenschaftlich wertvolle Tätigkeit sowohl durch die Begründung der archäologischen Sammlung des Historischen Vereins, die er durch unermüdlich betriebene Ausgrabungen aufs reichste vermehrte, als auch durch eine ungemein fruchtbare schriftstellerische Leistungsfähigkeit. Seine Schriften bewegen sich sowohl auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Archäologie wie der vorgeschichtlichen Anthropologie, vielfach auf beiden Gebieten zugleich. Die wichtigsten seiner archäologischen Schriften sind:

Die Bevölkerung des Oberamts Heilbronn. Heilbronn 1899.

Die Entwicklung der Erd- und Feuerbestattung in der Bronze- und Hallstattzeit der Heilbronner Gegend (Schriften des Histor. Ver. z. Heilbr. Heft 6). Heilbronn 1900.

Das steinzeitliche Dorf Großgartach. Stuttgart 1901.

Die Siedelungsform der Bronze- und Hallstattzeit (Fundberichte aus Schwaben IX, 1901, 21—36).

Latène-Flachgräber im württembergischen Unterland (ebenda X, 1902, 13—32).

Die alamannischen Gräberfelder des Schwabenlandes (ebenda XI, 1903, 21—62).

Der Bau der vorgeschichtlichen Wohnungen (Mitteil. d. Wiener anthropolog. Ges. 33, 1903).

Fränkische und alamannische Kunsttätigkeit im frühen Mittelalter (Schriften d. Histor. Ver. Heilbr. Heft 7). Heilbronn 1904.

Die gallischen Bauernhöfe der Frühlatène-Zeit im Neckargau (Fundberichte aus Schwaben XIII, 1905, 30—57).

Das römische öffentliche Badegebäude bei Weinsberg (ebenda XIV, 1906, 47—62).

Die Sammlungen des Historischen Museums. Heilbronn 1906.

Der schnurkeramische Kulturkreis (Zeitschr. f. Ethnol. 1906, 312ff.).

Neue Grabfunde aus der Kultur der Schnurkeramik in Südwestdeutschland (Röm.-German. Korresp.-Blatt 1908, 69—75).

Beiträge zur Kulturbewegung der Bronze- und Hallstattzeit in Württemberg. Stuttgart 1908 (Württ. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. N. F. XVII, 421—457).

Die Frage der Zuteilung der spitznackigen, dreieckigen Steinbeile in Südwestdeutschland (Korresp.-Bl. d. d. anthropol. Ges. 1908, 92—96).

Heilbronner Urgeschichtsforschung und ihre Ergebnisse für das Historische Museum. Heilbronn 1909.

Urgeschichte Württembergs. Mit einer erdgeschichtlichen Einleitung von E. Fraas. Stuttgart 1909.

Neolithische Landsiedlungen der Pfahlbauzeit bei Heilbronn (Röm.-German. Korresp.-Blatt 1909, 17—23).

Die Systeme der Stichverzierung und des Linienornaments innerhalb der Bandkeramik (Präh. Zeitschr. II, 1910, 105—144).

Ausgrabungsbericht über die steinzeitlichen Wohnstätten in Großgartach (ebenda III, 1911, 238—250).

Siedlungswesen und Kulturentwicklung des Neckarlandes in vorgeschichtlicher Zeit. Festschrift. Heilbronn 1911.

Die Keramik der nord- und westalpinen steinzeitlichen Pfahlbaukulturen und ihre Zeitstellung (Monteliusfestschrift 1913, 19—36).

Digitized by Google

Ganz oder wenigstens überwiegend anthropologisch sind folgende Schriften:

Schulkinderuntersuchung zum Zwecke der Rassenbestimmung. 1900.

Künstlich deformierte Schädel in germanischen Reihengräbern (Archiv f. Anthropol. 1905, N. F. III, 192—204).

Die steinzeitlichen Schädel der Schweriner Altertumssammlung (ebenda 1908, N. F. VII, 276—286).

Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte (ebenda 1908, N. F. VII, 239—267; 1910, N. F. IX, 202—251).

Die diluviale Vorzeit Deutschlands von R. R. Schmidt, unter Mitwirkung von E. Koken und A. Schliz. Stuttgart 1912 (1913). (Darin von Schliz: S. 229—256 III. Anthropologischer Teil.)

Beiträge zur prähistorischen Ethnologie. I. Remedello-Adlerberg-Straubing. II. Die Grabhügel auf dem Gute Marityn (Präh. Zeitschr. 1912, IV, 36—67; 1913, V, 114—157).

Die Schädel der Nekropole von Nikolajewska am Dnjepr (ebenda 1913, V, 148—157).

Die Vorstufen der nordisch-europäischen Schädelbildung (Archiv f. Anthropol. 1914, N. F. XIII, 169—201).

War auch nicht alles, was Schl. geschrieben hat, gleichmäßig tief erarbeitet, sondern manches mit „leichter Feder" hingeworfen, so zeichnete sich doch alles durch weiten Blick und selbständige Gedanken aus. Denn er hatte sich bald nach seinen ersten Anfängen über den beschränkten Gesichtskreis eines Provinzialarchäologen zur Höhe mitteleuropäischer, ja zuweilen europäischer Betrachtung emporgerungen. Diesen großen Vorzügen traten aber auch nicht unerhebliche Mängel gegenüber. Zunächst fehlte ihm, wie den meisten heutigen Vorgeschichtsforschern, zumal solchen, die erst in höherem Alter mit unserem Sache beginnen, die strenge Schule in europäischer Chronologie und so sah er oft Einflüsse einer Kultur auf eine andere, wo entweder überhaupt keine solche Einflüsse bestanden oder wo sie in umgekehrter Richtung gelaufen sind. Und so wurde es ihm möglich, nicht nur an eine Gleichzeitigkeit fast sämtlicher neolithischer Kulturen in Südwestdeutschland zu glauben, sondern auch die eine Kultur einer Herrenbevölkerung eines Ortes, die andere einer gleichzeitig daneben wohnenden Bauernbevölkerung zuzuschreiben. Zeigt sich hierbei eine ganz unzulässige Übertragung heutiger Kultur- und Wirtschaftsunterschiede auf vorgeschichtliche Zustände, so kam bei Schl. noch eine leicht bewegliche Phantasie hinzu, die ihn Dinge sehen ließ, die für eine ruhige Beobachtung gar nicht vorhanden waren. Zu der bewundernswerten Willenskraft, mit der er von seinem von Kränklichkeit im letzten Jahrzehnt stark heimgesuchten Körper anhaltend so bedeutende geistige Arbeitsleistung abtrotzte, kam auf der anderen Seite eine gewisse Schwäche, wenn er es auf alle Weise vermied, Fehler seiner Auffassung und Darstellung, die er unter dem Einfluß von Mitforschern als solche erkannt hatte, nunmehr offen einzugestehen; vielmehr liebte er es ganz unbefangen in gleitender Form zu der neuen Lehre überzugehen. Solches geschah selbst auf seinem ureigensten Gebiete, der vorgeschichtlichen Anthropologie. Dem jahrelangen, sehr lebhaften Briefwechsel mit ihm verdanke ich auf diesem Gebiete manche Belehrung. Aber auch hier vertuschte er gern seinen Meinungswechsel, so, wenn er meine Beurteilung des Skeletts von Plau in Mecklenburg als eines der Ancyluszeit gegen seine frühere ganz andere Beurteilung eintauschte. Bei der so wichtigen Frage des Verhältnisses des Cro-Magnon-Rasse zur nordeuropäischen Langkopfrasse, wo wir doch seit Aufdeckung des Combe-Capelle-Skelettes nur dieses in eine gewisse nähere Beziehung zur nordischen Rasse setzen (Mannus II, 170), den Cro-Magnon-Menschen dagegen als Ahnherrn lediglich der mittelländischen Rasse anzusehen vermögen — selbst bei dieser wichtigen Frage wollte Schl. brieflich sich nicht erinnern, den Cro-Magnon-Menschen zu einem der Hauptahnen des Nordeuropäers

Digitized by Google

gemacht zu haben, was er doch noch 1908 und 1909 mit größter Sicherheit ausgesprochen hatte. Im übrigen sind seine Arbeiten und Erkenntnisse auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Anthropologie entschieden seine größte Leistung; er nahm auf dem Gebiete nacheiszeitlicher Anthropologie dieselbe führende Stellung ein, die Klgatsch auf dem Gebiete der Diluvialarchäologie inne hat. Manche meiner anthropologisch durchgebildeten Freunde bestreiten die Richtigkeit der Schlizschen Arbeitsweise und also auch ihre Ergebnisse. Nach meiner Überzeugung indes hat Schl. hier geradezu epochemachend gewirkt und wenn ich auch stark dazu neige, in den großen Gedankengängen der vorgeschichtlichen Rassenforschung wie auch schon in manchen Einzelheiten den neuen Erkenntnissen von Karl Felix Wolff in Bozen den Vorzug zu geben, so wird es für mich doch stets [illegible] bedauerns bleiben, daß es Schl. nicht mehr vergönnt war, die große Aufgabe des letzten Jahrzehnts seines Lebens, die Ableitung des frühgeschichtlich germanischen Schädels von seinen erreichbar ältesten vorgeschichtlichen Vorstufen, ganz durchzuführen. G. K.

Heinrich Willers †.

Im Juli d. J. ist der Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek zu Berlin Dr. Heinrich Willers nach jahrelanger Kränklichkeit im Alter von 44 Jahren verschieden. Geboren zu Algermissen in der Provinz Hannover am 30. Sept. 1870 studierte er zu Bonn und Göttingen klassische Philologie und Archäologie und trieb besonders Münzstudien. Nach einem mißlungenen Versuch, am Berliner Münzkabinett angestellt zu werden, gelang es ihm 1897 eine Hilfsarbeiterstelle am Kestnermuseum zu Hannover zu erhalten. Dort verfaßte er die Abhandlung zur Münzenkunde „Serrati im freien Germanien“ (Numismat. Zeitschr. 31. Wien 1900) und vor allem die wichtige Arbeit „Die römischen Bronzeeimer von Hemmoor“ (Hannover 1901). Nachdem er dann eine Zeitlang größere Reisen unternommen hatte, erhielt er 1903 eine Stelle als Hilfsarbeiter an der Universitätsbibliothek zu Bonn, woselbst er im Jahre 1906 sich gleichzeitig als Privatdozent für klassische Archäologie habilitierte. 1907 wurde er Bibliotheksassistent, dann Hilfsbibliothekar; 1914 wurde er nach Breslau versetzt und 1915 als Bibliothekar nach Berlin. Seine späteren Werke sind: Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua und von Niedergermanien (Hannover 1907); Geschichte der römischen Kupferprägung vom Bundesgenossenkrieg bis auf Kaiser Claudius (Hannover 1909); Beschreibung römischer Altertümer, gesammelt von Konsul Karl Anton Nießen, 3. Bearbeitung 2 Bde. (mit S. Loeschcke, Köln 1911); Verzeichnis der Schriften Karl Justis (Bonn 1912); Studien zur griechischen Kunst (Leipzig 1914).

Wenn auch das Verhältnis des Verstorbenen zur Vorgeschichte mehr nur ein äußerliches genannt werden muß, insofern es sich darauf beschränkte, daß er nur einem vereinzelten Teil des Inhalts der germanischen Gräber der Kaiserzeit den hauptsächlichsten Stoff für seine beiden Werke über die getriebenen Bronzegefäße der campanischen Industrie der Latènezeit und frührömischen Epoche, sowie der niederrheinischen Industrie in der spätrömischen Epoche entnahm — diese beiden Werke selbst werden unbedingt noch für lange Zeit einen unentbehrlichen Bestandteil der literarischen Rüstkammer des deutschen Vorgeschichtsforschers bleiben. G. K.

Gustav Stimming †.

Am 25. Juli entschlief sanft nach kurzem Krankenlager im beinahe vollendeten 84. Lebensjahre Gustav Stimming, zu Großwusterwitz, wohin er sich vor etwa einem Jahrzehnt aus seinem alten Wohnsitz Brandenburg a. H. zurückgezogen hatte, um den Rest seines Lebens bei seinem Sohne, dem praktischen Arzte Richard Stimming, unserem Mitgliede, zu verbringen. Bekannt ist er in unserer Wissenschaft durch sein umfangreiches

Digitized by Google

Werk „Vorgeschichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg", Berlin 1887, zu dem A. Voß eine Einleitung schrieb. Jahrzehnte hatte er sich systematischen Ausgrabungen in der Weise gewidmet, daß er im Havellande und in den westlich daran grenzenden Kreisen der Provinz Sachsen Äcker, in denen er vorgeschichtliche Gräberfelder festgestellt hatte, so lange pachtete, bis die Gräberfelder vollständig ausgebeutet worden waren. So brachte er allmählich eine Sammlung zustande, die längst zu den größten Privatsammlungen Deutschlands gehören würde, hätte er nicht zu verschiedenen Malen große Bestände davon an das Museum für Völkerkunde in Berlin verkauft, in dessen unzugänglichen Katakomben sie freilich sobald keine Auferstehung feiern werden. Erstaunlich war insbesondere der Reichtum der Sammlung an germanischen Mäanderurnen und an früh-neolithischen Knochengeräten. Leider ist von alledem nur ein kleiner Teil in dem genannten Werke der Wissenschaft zugänglich gemacht worden. Die für eine Fortsetzung dieses Werkes bestimmten Tafeln habe ich seit langen Jahren in Zeichnung gesehen, doch scheint die Herausgabe des Werkes auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein. Möge daher unser Mitarbeiter R. Stimming Sohn fleißig fortfahren, in Zeitschriften-Aufsätzen die Schätze der väterlichen und seiner eigenen Sammlung nach und nach zu veröffentlichen. G. K.

Kriegsnachrichten.

Zu den 43 von mir namhaft gemachten Mitgliedern unserer Gesellschaft, die im Felde stehen oder in der Heimat Kriegsdienste leisten (Mannus VI, 346 f., 403) und von denen 4 bereits den Heldentod gestorben sind, sind weiter hinzugekommen:

44. Stud. arch. Georg Girke (Berlin): war Landsturmmann in Südpolen, dann erkrankt lange im Lazarett zu Oppeln, gegenwärtig zur Heimat beurlaubt.
45. Dr. Alfred Hennig (Meißen): im Felde.
46. Professor Dr. Klingholz (Berlin): im Felde.
47. Stud. arch. Georg Lechler (Berlin): in Ausbildung bei der Fliegerabteilung zu Adlershof bei Berlin.
48. Dr. Joh. Richter (Posen): im Felde.
49. Schriftsteller Karl Felix Wolff (Bozen): im Felde an der Südtiroler Grenze.
50. Stiftsdame Frl. A. v. Auerswald: am Reservelazarett in Kyritz.

Andauernd gute Nachrichten aus dem Felde erhielt ich von Korpsarzt Generalarzt Dr. Wilke und Hauptmann und Adjutant Prof. Dr. Paape (bisher zu Peronne in Nordfrankreich, jetzt abkommandiert nach Ostende), die beide mit bewundernswerter geistiger Spannkraft mitten im Kanonendonner unsere Wissenschaft fördern und für die Verbreitung der Teilnahme an ihr zu wirken vermögen; weiter von Hauptmann Prof. Dr. Fuhse (Picardie); von Offiziersstellvertreter Max Näbe (Leipzig), der jetzt den bedeutungsvollen Eisenfund von Wahren bei Leipzig im Mannus veröffentlichen konnte (oben S. 82 ff.); von Leutnant Dr. Eberhard Faden (Verdun), Leutnant Dr. Gärte, der vor Lomza das Eiserne Kreuz sich erworben hat, Vizefeldwebel Studiosus Paul Träger, der in den Kämpfen an der Lorettohöhe sich das Eiserne Kreuz erworben hat, zum Leutnant gewählt worden ist und nunmehr in den Argonnen steht; vom Gefreiten Dr. Walther Schulz-Minden, der in der Senne Offiziersausbildung erhält; von Gefreiten Dr. Ernst Wahle, der als Pionier in Straßburg i. E. Offiziersausbildung erhält; von dem freiwilligen Pfleger Fritz Lissauer in Flandern; endlich von Schriftsteller Karl Felix Wolff, dessen Briefe wie stets die Gegenwart mit der Vorzeit der Germanen und Indogermanen verbinden und eine Fülle wissenschaftlicher Betrachtungen im Anschluß an den Krieg enthalten; die Nachricht von seinem Abmarsch als Standschütze an die Tiroler Grenze gab er mir mit den Zeilen:

Digitized by Google

Als freier Schütze zog ich aus
An unseres Landes Mark;
Und was mir auch begegnen mag,
Mein Wille bleibt von Tag zu Tag
Unwandelbar und stark.

Ferner kann ich berichten daß Paul Quente als Vizefeldwebel der Lichterfelder Gardeschützen mit einem Mannschaftsanzug an die Front nach dem Wasgau gegangen ist.

Glücklicherweise haben wir diesmal kein Mitglied durch den mörderischen Krieg verloren. Leider aber haben zwei Fachleute die nicht unsere Mitglieder waren, den heiligen Tod für das Vaterland sterben müssen: im Frühjahr ist als Kriegsfreiwilliger gefallen der Germanist Studiosus Wilhelm Axt, der 1913—1914 ein eifriger Teilnehmer meiner Vorlesungen und Übungen gewesen war und von wärmster Begeisterung für die Wissenschaft der deutschen Vorgeschichte sich hatte erfüllen lassen; desgleichen der Museumsdirektor Dr. Brenner aus Wiesbaden.

Eduard Brenner †.

Am 3. April ist Museumsdirektor Dr. Eduard Brenner aus Wiesbaden, der als Kompagnieführer an den blutigen Karpathenkämpfen teilnahm, infolge eines Bauchschusses verschieden. Mit herzlichem Bedauern gedenken wir dieses trefflichen Mannes von herzgewinnender Liebenswürdigkeit, der unserer Gesellschaft bei ihrem Besuche des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz nach Abschluß der Coblenzer Tagung im August 1911 im Verein mit Dr. Behn die Schätze dieser einzigartigen Anstalt in so vortrefflicher Weise vorzuführen und zu erläutern wußte. Von Hause aus reiner Philologe, Germanist, fand er das Glück, seiner brennenden Liebe zu strenger Sachforschung durch Übertritt in die Reihe der germanischen Vorgeschichtsforscher nachgehen zu können. Karl Schumacher erkannte die Begabung und die Willenskraft dieses Jüngers und ebnete ihm die Wege, die ihn zu rascher, vielseitiger Durchbildung im neu erkorenen Fache führten. So wurde Brenner, zumal als geborener Wiesbader, der gegebene Mann, um gerade in der Zeit unseres Besuches in Mainz als bevorzugter Anwärter für die damals freigewordene Stelle des Direktors des Landesmuseums nassauischer Altertümer zu Wiesbaden angesehen und auch gewählt zu werden. Leider war ihm hier eine nur dreijährige Wirksamkeit vergönnt. Zum Hauptgebiete seiner Forschung hatte er die von der strengeren Wissenschaft bisher so stiefmütterlich behandelte Merowingerzeit gewählt. Das zeigte schon sein Beitrag zu einem der letzten Hefte der „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit" (Band V, 422—431, nebst Taf. 72: Vorfränkische Funde aus Wiesbaden) aus dem Jahre 1911; noch viel mehr aber seine umfangreiche und tiefgreifende Abhandlung „Der Stand der Forschung über die Kultur der Merowingerzeit", Bonn 1914 (aus: VII. Bericht der römisch-germanischen Kommission über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschung im Jahre 1912, S. 253—350), worin er u. a. dem bisher nur von Kemke vertretenen, wenig beifällig aufgenommenen Versuche folgt, die übliche Zeitbestimmung durchgängig um etwa ein Jahrhundert jünger anzusetzen. Wir können nur schmerzlich bedauern, daß nunmehr einer der so wenigen neueren Erforscher der Merowingerzeit dahingegangen ist. Brenner stand erst im 39. Lebensjahre.

In der Frankfurter Zeitung (20. 4. 1915) fand sich folgende Mitteilung über den Gefallenen (von M. E.): „Seine kurze, unter wenig günstigen Verhältnissen sehr gehemmte Tätigkeit wird in Wiesbaden unvergessen bleiben. Gelang es doch dem rührigen Direktor, der mit seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, seinem bescheidenen Wesen und seinem frischen, unverwüstlichen Humor sich überall Freunde gewann, bereits im ersten Jahre seines Wirkens das Museum um rund 670 Inventarnummern zu bereichern. Dar-

Digitized by Google

unter befanden sich die durch Luthmer zuerst in die Literatur eingeführte schöne Madonna aus Oberauroff, eine interessante Pietà des frühen 15. Jahrhunderts aus Camp a. Rh., schöne Stücke der Westerwälder Keramik, Trachten, Kunstgewerbliches und in der archäologischen Abteilung steinzeitliche Wohngrubenfunde und fränkisch-merowingische Waffen. Es war eine Freude zuzusehen, wie die in erbärmlichen Räumen — das Depot bestand zum Teil aus einem offenen Schuppen! — untergebrachten Sammlungen unter der energievollen Leitung wuchsen. Das Jahr 1915 sollte aus diesen prähistorischen Zuständen die Erlösung bringen. Der Museumsneubau steht nahezu fertig. Die Altertumssammlung ist bereits umzugshalber geschlossen. Am 1. April erfolgte die seit langem als nötig erwiesene endgültige Trennung der Museumsleitung von dem Altertumsverein. Nun mußte einem strebsamen Leben in dem Augenblick, wo sich die Zukunft freundlicher zu gestalten schien, der Tod ein Ziel setzen!" G. K.

Von dem Direktor der Großherzoglichen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde zu Karlsruhe, Geheimrat Ernst Wagner, Exz., erhielt ich folgende tief erregende Mitteilung über „den Schrecken, den uns das rohe [französische] Bombenattentat [auf Karlsruhe am Morgen des 14. Juni] bereitet hat. Vor unserem Museumsgebäude fiel eine Bombe nieder, die auf einem Flügel, der das Naturalienkabinett beherbergt, wohl alle Fenster eingeschlagen, aber sonst glücklicherweise keinen Schaden getan hat. Vorgestern [23. 5.] fanden dann Schieferdecker, die auf unserem Dache zu arbeiten hatten, ganz zufällig noch unter meinem Altertümerflügel im Schieferdach ein Loch und auf der oberen Gewölbefläche eine nicht krepierte schöne französische Bombe, die dann vom Militär unschädlich gemacht wurde. Also sind wir im ganzen noch gut weggekommen."

Wir können die Verwaltung der Großh. Sammlungen zu diesem Glück im Unglück, wenn man die schurkische Barbarei der Franzosen so nennen will, die es hauptsächlich auf die Königin von Schweden abgesehen hatte, nur von Herzen beglückwünschen. G. K.

Beileidsbezeigung an Herrn Landeskonservator Anthes in Darmstadt.

Seit Herrn Anthes das Amt eines Landeskonservators für das Großherzogtum Hessen zugefallen ist, bemüht er sich augenscheinlich, auch zur Vorgeschichte in ein Verhältnis zu kommen. Zeugnis dafür legen einige erste Versuche ab, auf diesem ihm neuen Gebiete literarisch sich zu betätigen. So hat er im VII. Bericht d. röm.-germ. Kommission (für 1912), Frankfurt a. M. 1915 S. 152 ff. über den Zuwachs des Landesmuseums in Darmstadt berichtet. Unter den wichtigen germanischen Funden des 1. Jahrh. nach Chr. aus Nauheim Kr. Großgerau weist er auf die Augenfibeln hin und besonders auf „eine große, mit Gold- und Silbereinlage", die in Abb. 72 in $^3/_4$ nat. Größe dargestellt wird.

Wenn von germanischen Fibeln die Rede ist, so haben die römisch-germanischen Gelehrten sogleich das Wort „Augenfibeln" bei der Hand. Die vielen anderen Arten germanischer Fibeln der Kaiserzeit scheinen sie nicht zu kennen. Die abgebildete Nauheimer Fibel ist nicht nur ein schönes Stück, sondern auch dadurch wichtig, weil sie zu den hauptsächlich im Elbgebiet verbreiteten, also swebischen Fibeln gehört, die am Rhein bisher kaum vorgekommen sind. Es ist eine Fibel mit zweilappiger Rollenkappe, keine „Augenfibel". Man sieht, es wird Herrn Anthes nach mehrjährigem Bemühen immer noch sehr sauer, der allerersten Anfangsgründe in der Vorgeschichte Herr zu werden. Statt also die Jünger der Vorgeschichte, auf die er einen äußeren Zwang auszuüben in der Lage ist, von meinem Unterrichte abzuhalten, wie er es tun soll, sollte er lieber selbst meinen Unterricht aufsuchen. G. K.

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Vorgeschichtliche Sternkunde und Zeiteinteilung.

Von Regierungslandmesser Stephan, Posen.

Mit 13 Textabbildungen und 1 Karte (Taf. XXXV).

I. Die Steinkreise zu Odry in Westpreußen und ihre Vermessung[1]).

Mächtige Steinsetzungen in England und der Bretagne überliefern uns die Kunde von mathematischen und astronomischen Kenntnissen eines auf hoher Kulturstufe stehenden vorgeschichtlichen Volkes. Den Schlüssel zum Verständnis ihrer Sprache haben uns der Astronom Lockyer in seinem Werke „Stonehenge“[2]) und Korvettenkapitän Devoir im Mannus I gegeben.

Wir brauchen aber gar nicht ins Ausland zu gehen, um so schöne Feststellungen zu machen. Daß auch der heimische Boden, richtig befragt, Spuren von alter Sternkunde — in Steinmarken und Steinvisieren im Innern von Grabhügeln — enthüllen kann, das lesen wir in M. Lienaus Abhandlung „Über stelenartige Grabsteine . . .“ der Lüneburger Heide (Mannus V, 120). Sind daselbst jedoch die Anzeichen naturgemäß spärlich und unsicher, so soll im folgenden eine deutsche Stern- und Zeitenwarte beschrieben werden, die den Vergleich mit den westeuropäischen wahrlich nicht zu scheuen braucht.

Daß es auch in Deutschland und zwar hauptsächlich in Westpreußen Steinkreise gibt, wird mancher erst in Professor Kossinnas Indogermanen-Abhandlung (Mannus II, 59) gelesen haben. So ging es mir. Der Zufall führte mich in die Gegend der größten Anlage zu Odry im Kreise Konitz, und mir kam der Gedanke, daß auch hier Sternkundige den Plan des eigenartigen Denkmals entworfen haben könnten.

---

[1]) Ein kürzerer Bericht über die Messung ist in der Fachzeitschrift „Der Landmesser“ 1915, Heft 8 erschienen.

[2]) London, Macmillan. 1906.

Digitized by Google

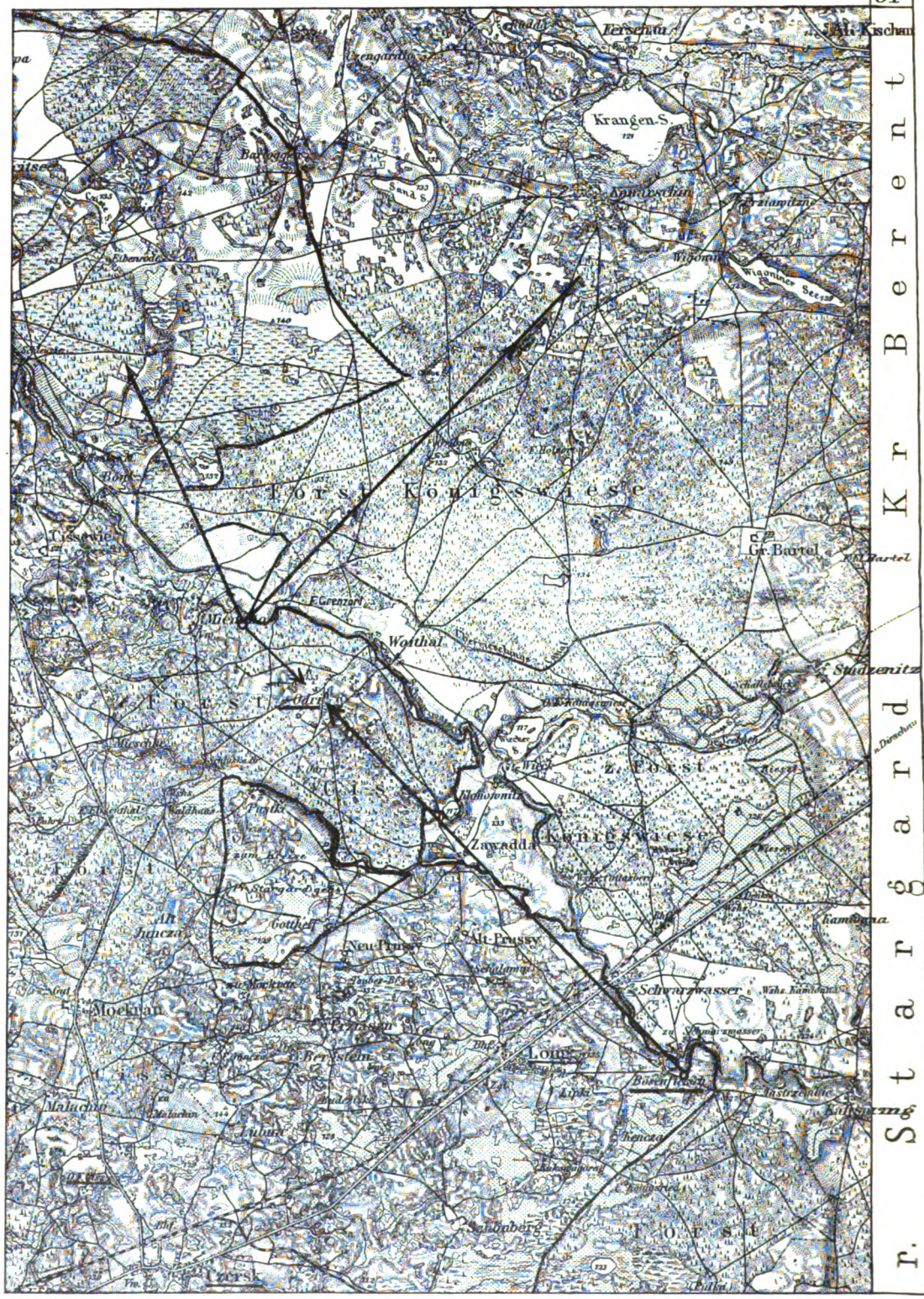


Abb. 1. Umgebung von Odry.
Nach der Generalstabskarte 1:100000 auf den ungefähren Maßstab 1:113000 verkleinert.

Digitized by Google

Bei einer archäologischen Untersuchung in den 70er Jahren hat Dr. Lissauer in jedem Kreis ein Grab gefunden mit Asche, Kohlen und gebrannten Menschenknochen, ohne Urne. Er hat kurz darüber in den Schriften der Danziger Naturforschenden Gesellschaft (N. F. III, 3, S. 16) berichtet. Eine Skizze eines Oberförsters, die einem Aufsatze v. Hirschfelds „Die Steindenkmale der Vorzeit" in der Zeitschrift des historischen Vereins Marienwerder 1877 beigefügt ist, gab auch zu weiteren Schlüssen nicht Anlaß. Nur eine sehr genaue Vermessung konnte Klarheit schaffen, und ein zustimmendes Schreiben des Herrn Professor Kossinna bestärkte mich in meinem Plan, eine solche auszuführen. Die Messung erfolgte vom 21. bis 23. Mai 1914.

Odry liegt in einer einsamen Gegend an der Nordostgrenze des Kreises Konitz am rechten Ufer des Schwarzwasserflusses. Das Denkmal befindet sich in der Nordwestecke des staatlichen Kiefernforstes, der sich nördlich von Odry in der Richtung auf Miedzno hinzieht, und zwar dicht am Schwarzwasser. Ein Weg von Odry nach Miedzno führt durch den südlichsten Kreis hindurch. Odry ist auf 13 km Chaussee und Waldweg von der Station Czersk und 10 km Landweg von der Station Long der Strecke Berlin—Konitz—Dirschau zu erreichen. Der zuständige Oberförster, der die Erlaubnis zur Vermessung erteilte, wohnt in Ciß, dicht bei Czersk. Der Revierförster ist der Hegemeister Kaiser zu Odry, der ein außergewöhnliches Verständnis für die Steine hat und dem es wohl auch zu verdanken ist, daß sie nicht längst verpflastert sind. Die Kreisflächen und schmale Wege zwischen diesen sind ausgerodet.

Die sichere Bestimmung der Nordrichtung war für die Vermessung Hauptbedingung. Eine Kompaßmessung wäre zu ungenau gewesen. Da astronomische Instrumente nicht zur Verfügung standen, war der Anschluß der Messung an das trigonometrische Netz der militärischen Landesaufnahme ein zwar etwas umständlicher, aber sicherer Weg. Zwei günstig gelegene Dreieckspunkte wurden durch einen über die Kreise geleiteten Theodolit-Polygonzug verbunden. Die Einzelaufnahme geschah durch Messung der mit Hilfe des Prismas bestimmten rechtwinkligen Abstände von den Polygonstrecken oder von Hilfslinien aus ganz nach Art der Katastervermessungen. Es wurde jeder vorhandene Stein ohne Rücksicht darauf, ob er zu einem Kreise zu gehören schien oder nicht, bis auf 5 cm genau aufgenommen, und zwar so, daß außer der höchsten Spitze[1]) auch der sehr verschieden große Grundriß zur Darstellung kommen konnte. Auch die Höhe der einzelnen Steine wurde gemessen. Unterschieden wurde zwischen unberührt aufrecht stehenden, umgefallenen und solchen Steinen, bei denen es unsicher ist, ob sie durch Menschenhand oder von Natur an ihre Stelle gekommen sind. Die Steine sind mit solcher Genauigkeit aufgenommen, daß sie als Ausgangspunkte für spätere Messungen benutzt werden können. Eine Aufnahme der Höhen-

[1]) Nur auf der Urkarte dargestellt.

Digitized by Google

unterschiede des Geländes war leider aus Mangel an Zeit nicht möglich. Die zahlreichen zwischen den Kreisen verstreuten Hügel, die erst im Laufe der Messung als künstliche erkannt wurden, sind nur ganz ungefähr durch Ermittelung der Höhe und der Durchmesser bestimmt. Die Lage des Schwarzwasserflusses, gegen den das sonst ziemlich flache Gelände auf etwa 5 m steil abfällt, ist nur an einer Stelle beim Kreis VII durch Messung ermittelt. Die Kartierung der Urkarte erfolgte im Maßstab 1:400, der alle Einzelheiten deutlich erkennen läßt. (Eine Karte in gleichem Maßstabe ist beigegeben.) Die Netzlinien des Planes beziehen sich auf rechtwinkelig-sphärische Koordinaten mit dem Nullpunkt Heinrichsthal bei Konitz. Sie decken sich infolgedessen nicht genau mit den vier Himmelsrichtungen, sondern zeigen um 24 Minuten, „die Meridiankonvergenz", zu weit nach rechts.

Die Steine des Denkmals sind Findlingsblöcke, wie sie die Gletscher der Eiszeit ins Land gebracht haben. Sie ragen 0,10 m bis 1,10 m über den Erdboden empor. Bei einigen ist an ihren glatten Seitenflächen deutlich die Abspaltung von größeren Blöcken wahrnehmbar. Irgendwelche sorgfältigere Bearbeitung ist nicht nachzuweisen. Außer vielen einzeln oder in Gruppen stehenden Steinen kann man auf der Karte mit Sicherheit 10 Kreise feststellen, deren Eigenschaften in folgender Zusammenstellung aufgeführt sind:

Kreis Nr.	Jetzt vorhandene Anzahl der Umringsteine	Ursprünglich vorhandene Anzahl der Umringsteine	Durchschnittliche Entfernung der Steine voneinander in m	Kreisdurchmesser (Innenkreis) in Metermaß	Kreisdurchmesser (Innenkreis) in Einheiten von 1,154 m	Durchschnittliche Höhe der Steine in cm	Mittelsteine
I	15	**29**	3,58	33,1	**29**	55	—
II	18	18 (+ 1)	2,84	16,25	14	45	1 ? (liegt)
III	16	**16**	3,65	18,60	**16**	70	1 (l)
IV	20	22 (+ 1)	3,93	27,56	24	65	1
V	24	23 (+ 1)	4,38	32,10	28	70	1
VI	19	20	2,36	15,05	13	50	1 (l)
VII	16	18	4,05	23,20	20	30	2
VIII	8	20	4,02	25,60	22	40	2 (liegen)
IX	7	24 (?)	1,96	15,0	13	25	—
X	10	20 (?)	4,30	27,40	24	40	1 (l)

II. Ein vorgeschichtliches Längenmaß.

Daß wir sorgfältig abgezirkelte Kreise vor uns haben, das beweisen uns die auf der Karte konstruierten Kreislinien, die sich recht genau dem Innenrande der Steine anschmiegen. Bei den Kreisen II, III, IV und VI tritt das besonders deutlich in die Erscheinung. Daher ist der Schluß gestattet,

Digitized by Google

daß sich die alten Baumeister zum Aufzeichnen einer Schnur bedienten, die wohl um einen Mittelpfahl herumgeführt wurde.

Sehr regelmäßig sind auch die Spannungen zwischen den einzelnen Umringsteinen innegehalten. Der mittlere Fehler zwischen den auf der Karte abgegriffenen Steinentfernungen und dem Soll beträgt z. B. beim Kreis V nur + oder — 9 cm, beim Kreis I, der am unregelmäßigsten zu sein scheint, + oder — 23 cm. Da die Blöcke zum Teil sehr schwer sind, war es eine tüchtige Leistung, sie so genau an die gewollte Stelle zu bringen. Für einzelne Abweichungen ist der Grund sicher nicht in einer Ungenauigkeit der ursprünglichen Absteckung, sondern in natürlichen oder mutwilligen Veränderungen im Laufe der Jahrtausende zu suchen. Auch hat bei der archäologischen Untersuchung Lissauer bedauerlicherweise verschiedene Steine umstürzen lassen. Er berichtet, um die Größe der Blöcke anschaulich zu machen, daß die einmal umgestürzten Steine von acht Arbeitern nicht wieder von der Stelle gerückt werden konnten.

Die Größe der Kreisdurchmesser ist ganz verschieden. Da man die Steine wohl nicht auf die vorgezeichnete Kreislinie selbst, sondern um diese nicht zu zerstören, von außen heransetzte, haben wir von Innenrand zu Innenrand zu messen, und da ergeben sich die Maße 15,0 m bis 33,1 m. Zunächst scheint es, als ob sie planlos gewählt seien. Stellt man die Zahlen jedoch der Größe nach geordnet zusammen, so zeigt sich deutlich, daß bestimmte Maßeinheiten darinstecken.

Die Durchmesser sind folgende:

	15,0	15,05	16,25	18,60	23,20	25,60	27,40	27,55	32,1	33,1 m
Die Unterschiede sind:			1,20	2,35	4,60	2,40	1,80		4,60	1,00 m
also etwa 1,15 oder das 1fache oder 4 fache davon. 1,15 ist in den ganzen Durchmessern rund:		13	14	16	20	22	24		28	29 mal
enthalten. Umgekehrt ergibt die Teilung der Durchmesser durch diese Zahlen:	1,154	1,158	1,161	1,162	1,160	1,164	1,142	1,148	1,146	1,141 m

im Durchschnitt 1,154 m.

Somit steht fest, daß die Erbauer ein ganz bestimmtes Maß anwandten, das 1,154 m lang war. Das ist aber sicher nichts anderes als 4 Fuß zu 28,85 cm, was der Größe des unbekleideten Fußes eines stattlichen Mannes entspricht. Aber auch das Vierfache von 1,154 m, also 4,616, muß eine Maßeinheit gewesen sein; denn 1 Kreis hat 4, einer 5, zwei haben 6 und einer 7 solcher „Ruten". Danach hätten wir eine Rute = 4 — nennen wirs „Stäbe" — = 16 Fuß = 4,616 m. In Zukunft müßten also vorgeschichtliche Anlagen nach diesem Maß gemessen werden.

Digitized by Google

Nachträglich lese ich zu meiner Überraschung im Kapitel „Maßvergleichung" in Jordans Vermessungskunde, daß bis zur Einführung des Metermaßes in Hannover eine 16teilige Rute von 4,674 m, in Mecklenburg eine solche von 4,656 m Länge in Gebrauch war. In diesen Landesteilen hat sich also durch die Jahrtausende hindurch dasselbe Maß erhalten. Es ist jetzt nur 4 bis 6 cm größer als das vorgeschichtliche,

Auch in arithmetischer Hinsicht ist die Feststellung der 16-Teilung wichtig, die also älter ist als die Zehnerteilung, die man im Hinblick auf das natürliche Vorkommen der Zahl 10 an Fingern und Zehen als die ursprüngliche ansah. Eine weitere Unterteilung des Fußes in 16 Teile, nämlich 4 „Handbreit" zu 4 „Fingerbreit", finde ich übrigens für die Deutschordensritterzeit angegeben bei Roedder, „Geschichte des Vermessungswesens Preußens" (Zeitschr. f. Vermessungsw. 1907 S. 855).

III. Sonnenvisuren.

Sind die Durchmesser so genau gemessen, so darf man schließen, daß auch alles übrige Maß und Zweck hat. Im Kreisinneren befinden sich entweder zwei Mittelsteine (Kreis VII und VIII, bei letzterem liegend), oder es ist nur einer vorhanden (Kreis II bis VI und X), oder gar keiner (Kreis I und IX). Es ist wohl aber anzunehmen, daß ursprünglich jeder Kreis wenigstens einen Mittelstein gehabt hat, wie auch von Hirschfeld (a. a. O.) nach den vorgefundenen Spuren schließt.

Die Kreise II, IV und VI haben im Innern flache Hügel, die in der Mitte etwa 0,50 bis 0,75 m hoch sind. Die übrigen sind eben. Es ist eigenartig, daß die auf der Karte festgestellten Kreismittelpunkte nie genau auf einen Stein treffen, sondern, wo zwei Mittelsteine sind, zwischen diese, wo einer ist, neben ihn. Sie sollten also aus irgend einem Grunde frei bleiben.

Die Kreise sind, wie schon ein flüchtiger Blick auf die Karte erkennen läßt, zu je 3 oder 4 in 3 Reihen angeordnet. Sollten wir nicht darin Richtlinien, etwa nach Sonnenaufgangspunkten, erblicken dürfen? Es ergäbe sich dann auch für die zwei Mittelsteine die Erklärung als Visierkimme, für die freien Mittelpunkte neben den einzelnen Steinen als Beobachterplätze. Machen wir den Versuch!

Die aus der Karte ermittelte Richtung von Kreis IV aus zwischen dem Steinvisier des Kreises VII hindurch hat einen Winkel von 48° 10′ von Norden nach Osten, die Richtung von III nach I — in letzterem dürfen wir vielleicht auch ursprünglich ein Steinvisier vermuten — hat ein Azimut von 43° 39′ (von Süden nach Osten). Die dritte Reihe, die der zwei Steine des Kreises VIII wegen in der Richtung I—VIII zu beobachten wäre, hat ein Azimut von 22° 48′ (von Norden nach Westen).

Digitized by Google

Ist unsere Annahme richtig, so entsprächen die angegebenen Winkel den tatsächlich am natürlichen Horizont beobachteten Richtungen. Um aber die theoretischen Visuren zu erhalten, müssen wir einige Reduktionen vornehmen.

Da ist zuerst zu beachten, daß der scheinbare Horizont sicher nicht mit dem wahren (astronomischen) Horizonte übereinstimmte. Eine unmittelbare Beobachtung ist natürlich jetzt in den dichten Wäldern nicht möglich. Eine Einwägung der Höhen bis an den Horizont wäre zu zeitraubend. Es blieb daher nur der Ausweg übrig, die Höhenunterschiede aus den Geländekurven der ziemlich alten Meßtisch-Aufnahme zu ermitteln. Die Eintragung der drei Richtungen in letztere sowie auch in die Generalstabskarte (siehe Abb. Nr. 1) zeigt, daß der Platz recht gut gewählt war; denn man hatte eine für so welliges Gelände beträchtliche Fernsicht. Die Richtung IV—VII trifft erst bei 6 km, die von III über I hinaus bei 1,6 km, die von I über VIII hinaus bei 5 km auf den natürlichen Horizont. Die Höhenwinkel, für Augenhöhe eines Beobachters berechnet, betragen der Reihe nach 3, 34, 4 Minuten.

Zweitens ist bei Sternvisuren am Horizont die Strahlenbrechung zu berücksichtigen, infolge deren das Bild höher erscheint, als es in Wirklichkeit steht.

Drittens ist zu bedenken, ob man als „Sonnenaufgang" das Erscheinen des obersten Sonnenrandes oder der halben Scheibe oder aber das Dasein des ganzen Sonnenballes angenommen hat. Ich möchte mich, ohne freilich zwingende Gründe dafür angeben zu können, für das letztere entscheiden.

Danach wären die beiden zuerst genannten Richtungen wie folgt zu verändern:

Richtung	IV—VII	III—I
Beobachtetes Azimut	48° 10′	43° 39′
Höhenwinkel	3′	34′
Sonnenhalbmesser	16′	16′
zusammen . .	19′	50′
Refraktion nach Bessel	— 31′	— 26′
folglich wahre Höhe der Sonne . .	— 12′	+ 24′
somit das Azimut, bezogen auf den wahren Horizont	48° 35′	44° 25′
im Mittel	46° 30′	

Die Berechnung des Sonnenaufgangs zu den Sonnenwenden für unsere Gegend — geographische Breite = 53° 54′ — mit dem in Jordans „Astronomischer Zeit- und Ortsbestimmung" für das Jahr 1877 angeführten Deklinationswert 23° 27′ ergibt 47° 31′ von Norden nach Osten für Mittsommer und entsprechend 47° 31′ von Süden nach Osten für Mittwinter.

Digitized by Google

Nun ist ja infolge der Veränderungen der Ekliptikschiefe die Sonnendeklination und damit ihr Aufgangspunkt im Laufe der Jahrtausende Schwankungen unterworfen, die aber nur gering sind. Sie sind von Astronomen bis in weit zurückliegende Zeiten berechnet, und Lockyer hat danach seine Datierung der Erbauung der Stonehenge vorgenommen.

Etwa aus unseren Sonnenvisuren Schlüsse auf die Entstehungszeit des Odryer Denkmals zu ziehen, geht nicht an bei dem immerhin beträchtlichen Unterschied von 4 Grad zwischen den beiden gefundenen Azimuten, die doch theoretisch gleich sein müßten. Diese Abweichung wird jedoch hinreichend erklärt durch die ungenaue Ermittelung der Höhenwinkel, vielleicht auch durch Veränderungen des natürlichen Horizontes im Laufe der Jahrtausende, nicht zum wenigsten aber durch die Schwierigkeit einer genauen Festlegung des Sonnenaufgangspunktes mit bloßem Auge. Auch läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten, daß der Beobachter gerade im Mittelpunkt der Kreise IV und III gestanden habe. Die Konstruktion des Kreises VII läßt z. B. auch die Möglichkeit zu, daß die Sehachse die auf der Karte mit Pfeil versehene punktierte Linie war, die rückwärts verlängert, auf Hügel 11 treffen würde. Der oben angenommene Mittelwert von 46° 30′ würde ganz ungefähr auf die Zeit um 1700 v. Chr. passen.

Nur das können wir als sicher hinnehmen, daß man über Kreis VII hinaus den Mittsommer-, über I hinaus den Mittwinter-Sonnenaufgang beobachtete.

IV. Eine Sternvisur und danach Datierung auf 1760 v. Chr. (?)

Bei weitem günstiger für einen Datierungsversuch wäre es, wenn wir die Visur nach einem Stern fänden. Ein Stern läßt sich viel schärfer beobachten als die blendende Sonnenscheibe. Die Zweifel, ob ganz oder halb oder nur am obersten Rande, fallen bei ihm weg. Er ist infolge des Wanderns des Frühlingspunktes auf der Ekliptik in seinen Stellungen viel größeren Veränderungen unterworfen als die Sonne, also wären Schlüsse auf die Entstehungszeit viel sicherer.

Für unsere dritte Richtung von I nach VIII mit dem beobachteten Azimut 22° 48′ (von N. nach W.), dem infolge des Höhenwinkels von 4′ und der Refraktion von — 34′ ein wahres Azimut von 23° 53′ entspricht, kann nun aber die Sonne nicht in Frage kommen, sondern nur ein Stern und zwar, da die Richtung nach Westen neigt, nur der Untergang eines solchen. Es wird natürlich ein möglichst heller und wohl auch ein solcher sein, der in der Astronomie oder in den Mythen der alten Völker eine Rolle spielt. Nach Dankwortts Sterntafeln, abgedruckt in der Vierteljahrsschrift der Astronom. Gesellschaft 1881, Heft 1, kommen für uns in Frage Arkturus (α im Bootes) und Capella (α im Fuhrmann), und zwar entspricht unsere Richtung einer

Digitized by Google

Deklination, welche Arkturus ums Jahr 350 v. Chr., Capella dagegen ums Jahr 1760 v. Chr. hatte. Selbst als Laie in vorgeschichtlichen Fragen darf ich wohl behaupten, daß 350 als Entstehungszeit ausscheidet. — Steinzeitfunde in den Gräbern. Somit wäre also, wenn die Voraussetzungen richtig sind, mit 1760 die ungefähre Entstehungszeit der Kreise und somit für Deutschland die erste absolute Datierung für so frühe Zeiten gefunden. Zu völlig sicheren Zeitbestimmungen würde zweifellos die vergleichende Untersuchung möglichst vieler derartiger Denkmäler aus allen in Frage kommenden Ländern führen.

Beim Betrachten dieser dritten Richtung auf der Generalstabskarte können wir übrigens die bemerkenswerte Feststellung machen, daß sie in ihrer Mitte auf einer Strecke von etwa 800 m Länge von der Grenze des Kreises Berent begleitet wird, der sich hier in einem Zipfel weit in den Konitzer Kreis hinein erstreckt. Da liegt der Gedanke nahe, daß die Visuren örtlich bezeichnet waren, wohl um sie von Baumwuchs frei zu halten, und daß diese Schneisen als Eigentumsgrenzen verwandt wurden. Wenn man die betreffenden Flurkarten durchforschen würde, so könnte vielleicht Klarheit über diese Frage herbeigeführt werden.

Lockyers Werk „Stonehenge", von dem ich bis dahin nur den Grundgedanken kannte, wurde mir durch die Güte des Herrn Geodäsie-Professors von Hammer zu Stuttgart übersandt, dem ich von den Ergebnissen der Messung Mitteilung gemacht hatte. Ich sehe daraus, daß für England außer anderen Sternen auch Arkturus und Capella festgestellt sind. Lockyer deutet sie als „Warner", als Sterne, deren Auf- oder Untergang kurz vor einem bestimmten Sonnenaufgang erfolgte und den Priester mahnte, daß es Zeit sei, mit den Vorbereitungen zur Feier des Tages zu beginnen. Die in Lockyers Werk abgedruckten graphischen Tafeln ergeben übrigens für unsere Capella-Visur eine etwas abweichende Jahreszahl, nämlich 1680, zufällig dasselbe Jahr, das Lockyer — allerdings mit der ausdrücklichen Angabe eines mittleren Fehlers von + oder — 200 Jahren — aus der Sonnenvisur von Stonehenge erschlossen hat. Auch bei Devoir ist in dem beigegebenen Schema eine Richtung von 24° von N. nach W. verzeichnet, jedoch ohne Erklärung.

Eine Notiz, daß Capella „signum pluviale" genannt wurde, weil „sein Untergang während der Morgendämmerung für die Griechen und Römer in einer sehr stürmischen Zeit erfolgte" (nach Eudoxus in dem Kalender beim Geminus sieben Tage vor der Wintersonnenwende), finde ich bei Ideler, Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternennamen. Berlin 1809, S. 93.

Warum mag der Stern „Capella" und das Sternbild „Fuhrmann" heißen? Ohne mir in mythologischen und sprachwissenschaftlichen Fragen irgend ein Urteil erlauben zu können, möchte ich nur die Aufmerksamkeit auf folgendes lenken: Capella bedeutet, ebenso wie die arabische Bezeichnung

Digitized by Google

des Sterns „die Ziege“[1]). Auf alten Sternkarten wird der Fuhrmann (auriga) mit der Ziege im Arm dargestellt[2]) (Abb. 2), welcher der Stern Capella angehört. Das Altertum sah im Fuhrmann den athenischen König Erichthonius, welcher zuerst in den panathenäischen Spielen mit einem Viergespann fuhr und deshalb von Jupiter unter die Gestirne versetzt wurde[3]). In ihm lebte nach Krause (a. a. O.) das Andenken an den Lenker des Sonnenwagens, zugleich Wege-, Handels- und Grenzgott, Hermes-Irmin fort. Und da sehen wir, daß die Ziege, die wohl als das älteste Haustier gilt, ebenso wie dem indischen Herd- und Opfergott Agni[4]) (vergl. agnus und agnus dei?), so auch dem Hermes sowohl wie dem Irmin heilig war. Und an den Her-men und Men-hirn und Irminsäulen floß als Opfer Ziegenblut. Sollte nicht der zwischen oder bei den heiligen Steinen herabfallende Stern von der an gleicher Stelle als Opfertier blutenden Ziege den Namen erhalten haben? In der deutschen Tiersage heißt die Ziege „Hermen“ und noch heute in Westfalen „Hiärmen“[5]).

Abb. 2. Erichthonius der älteren Sternkarten. (Nach Krause, Tuiskoland.)

Außer den durch die drei Kreisreihen festgelegten Visuren lassen sich noch andere nachweisen. So bildet die Verbindungslinie zwischen Kreis V und III und ihre Verlängerung über einen großen, liegenden Stein hinweg bis Hügel 17 die genaue Nord-Südrichtung, die zwischen VIII und IV, sowie zwischen IX und III die Ost-Westrichtung, also die nach den Auf- und Untergängen der Sonne zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen. Dieselbe Richtung scheint, wenn auch weniger genau, durch die vier Steine am Ostrande der Anlage in Verbindung mit dem größten Block zwischen Kreis II und III bezeichnet zu werden. Letzterer muß wohl die Bedeutung eines Beobachtungsmittelpunktes gehabt haben; denn er steht auch in der Linie III—I und zugleich mit seinen beiden Nachbarsteinen in der Linie IV—X.

Daß die Mittelpunkte der mittleren Kreise jeder Linie nicht genau in der Geraden liegen, sondern einmal links und einmal rechts hinaus, hat sicher einen bestimmten Grund, den ich nicht anzugeben vermag. Auch in England kommt die gleiche Anordnung vor, und Lockyer nimmt an, die

[1]) Ideler, a. a. O.
[2]) Ernst Krause, Tuiskoland. Glogau 1891, S. 286.
[3]) Ideler, a. a. O.
[4]) Karl Schirmeisen, Die arischen Göttergestalten. Brünn 1909, S. 218.
[5]) Krause, Tuiskoland. S. 262.

Digitized by Google

einzelnen Kreise seien in verschiedenen Jahrhunderten angelegt und es kämen ihnen daher verschiedene Sternenazimute zu. Dem widerspricht aber, daß die Kreise zu Odry, wie wir noch deutlicher sehen werden, sicher nach einheitlichem Plane zu gleicher Zeit angelegt sind. Vielleicht sollte diese Anordnung nur bewirken, daß die Hauptvisur frei blieb.

Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß die Stellen am fernen Horizonte, an denen man die Auf- und Untergänge beobachtete, ebenso wie zum Teil bei den britischen Denkmälern, noch durch besondere Steinmarken bezeichnet waren.

Die Richtung von III über I hinaus um 11 km verlängert, stößt fast genau auf den ehemaligen Standort des Steinkreises zu Bösenfleisch (s. Abb. 1). Es liegt jedoch westlich vom Dorfe Odry ein Höhenrücken dazwischen, der eine gegenseitige Sicht ausschließt. Denkbar ist aber, daß auf diesem Berge ein Steinvisier stand, das von Odry III aus in der Richtung auf den Mittwinteraufgang, von Bösenfleisch aus jedoch auf den Mittsommeruntergang benutzt wurde.

V. Kalender[1]).

Welchen Zweck haben aber die einzelnen Kreise gehabt? Daß im Altdeutschen das Jahr mit einem Ring verglichen wird, jâres umbehring, könnte ein Fingerzeig sein für ihre Bedeutung als Kalenderkreise. Aber durch ihre Steineanzahl vermögen sie selber eine sichere Antwort zu geben.

Kreis VII hat 18, Kreis VI 20 Steine. Die fehlenden sind dabei natürlich mitgerechnet. $18 \times 20 = 360$. Danach hätten wir 18 Monate zu 20 Tagen. Da die indogermanische Woche fünf Tage hatte[2]), kämen damit auch wieder unsere „vier Wochen" heraus. Die beiden nächsten Kreise mit 23 und 22 Steinen zeigen uns, daß man das Jahr noch genauer zu bestimmen verstand. Setzt man nämlich an Stelle von zwei der 20tägigen Monate zwei unregelmäßige zu 23 und 22 Tagen ein, so hat man 365 Tage.

Der Gebrauch des eigenartigen Kalenders dürfte wohl so zu denken sein: Hatte der Observator der Sternwarte den Beginn des Jahres zu einer der beiden Sonnenwenden festgestellt, so steckte er ein Zeichen an den ersten Monatsstein des Kreises VII und zugleich ein solches an den ersten Tagesstein des Kreises VI. Tag für Tag wurde das letztere um einen Stein weiter gerückt, bis der Ring herum war und mit dem Beginn des zweiten Monats der zweite Monatsstein ausgesteckt wurde. 16mal wurde das regelmäßig wiederholt, beim 17. Monat sprang man jedoch auf Kreis V, beim 18. auf

---

[1]) Dieses Kapitel ist im Gedankenaustausch mit Herrn Reg.-Landmesser Fischer in Posen entstanden, dem ich auch sonst manche Anregung verdanke.

[2]) Schurtz, Urgeschichte der Kultur. 1900, S. 632. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte usw. 2. Aufl. 1914, S. 96.

Digitized by Google

Kreis IV über. Die beiden zuletzt genannten Kreise haben in der Mitte je eines ihrer gleichen Abschnitte noch einen überzähligen Stein. Der könnte sogar für Schaltjahre Bedeutung haben.

Schaltmonate von 23 und 22 Tagen kommen auch in der ältesten römischen Chronologie vor, dienen dort aber zum Ausgleich zwischen Mond- und Sonnenjahr. Nun ist nur die Teilung des Jahres gerade in 18 Monate etwas sonderbar, obwohl ja 18 und 20 diejenigen Faktoren von 360 sind, die sich am meisten gleichen. Aber es gibt eine Parallele dazu, zwar nicht in der alten Welt, wohl aber bei den Azteken in Mexiko. Auf Grund von Humboldts Untersuchungen sagt Lersch in seiner „Chronologie" 1899, S. 31: „Eine ganz eigene Form des Jahres von $365\frac{1}{4}$ Tag war das mexikanische Sonnenjahr, bestehend aus 18 Monaten von je 20 Tagen und 5 Ergänzungstagen....." Der bekannte große mexikanische Kalenderstein, abgebildet in von Schweiger-Lerchenfeld, Atlas der Himmelskunde, und bei Schurtz (a. a. O. S. 632) zeigt einen in 20 Felder eingeteilten Ring und der „Mexikanische Jahresring", ohne Quellenangabe nebst dem Kalenderstein im „Neuen Buch der Erfindungen" I, 1876 dargestellt, zeigt einen 18teiligen Kreis. Die Ethnologen mögen entscheiden, ob die wunderbare Übereinstimmung mehr als zufällig ist.

Die 18 Monate lassen sich aber nicht zwischen die 4 durch die Richtlinien bezeichneten Jahrespunkte der Sonnenwenden und Nachtgleichen einreihen. Diesem Mangel sollte wohl Kreis III abhelfen, der ja einen Durchmesser von 16 Stäben und 16 Ringsteine hat und somit vielleicht 16 Jahresteile bezeichnen soll. Nach Lersch[1]) hat auch der germanische Norden zur Runenzeit ein 16monatiges Jahr gekannt. Da 16 Monaten je 22 oder 23 Tage entsprechen würden, so ist offenbar Kreis III absichtlich zu den Kreisen IV und V in Beziehung gesetzt. Kreis II hat wieder 18 Steine mit einem Zwischenstein. Kreis I hat 29 Steine und verkörpert wohl sicher den Mondumlauf. Da es solcher „Mondmonate" im Jahr 12 oder 13 geben müßte, suchen wir vergeblich nach einem entsprechenden Kreis mit dieser Steineanzahl. Nun stehen aber südöstlich vom Kreis II drei unberührte Steine, die sich sehr wohl zu einem Kreis mit 12 Steinen vereinigen ließen. Sein Mittelpunkt würde, ganz wie zu erwarten, dicht südwestlich der Visur liegen, sein Durchmesser $4\frac{1}{2}$ Ruten groß sein. Wir hätten dann auch in dieser Reihe vier Kreise wie in den beiden andern. Wie wir in der Reihe VII—IV das reine Sonnenjahr haben, so könnte diese zweite das Mondjahr mit seiner Abstimmung auf das Sonnenjahr darstellen. Obwohl die Annahme der 16 Jahresteile bei Kreis III so einleuchtend ist, könnten andererseits auch die Kreise III und II Schaltmonate zum Zwecke der genannten Abstimmung bezeichnen. Ich begebe mich zwar hier auf schwan-

[1]) A. a. O. S. 61.

Digitized by Google

kenden Boden, will jedoch den Gedanken durchführen: In vierjährigem Turnus, wie er so häufig in den Chronologien vorkommt, wohl weil alle vier Jahre das Sonnenjahr mit einem vollen Tag endigt, hätten wir $29 \times 12 = 348 + 18$ (Kreis II) $+ 348 + 16$ (III) $+ 348 + 19$ (II mit Zwischenstein) $+ 348 + 16$ (III) $= 1461$ Tage in vier Jahren, oder $365^1/_4$ Tage in einem Jahr. Doch hierüber könnte ja schon eine Untersuchung des Bodens nach den Standlöchern der vermuteten Kreissteine Klarheit verschaffen.

Die dritte Reihe mit 20, 24 (?) 20 Steinen weiß ich nicht zu erklären. Vielleicht sollte sie Perioden von ganzen Jahren zählen.

Haben wir in der ersten Richtung das Sonnenjahr, in der zweiten das Mondjahr, in der dritten die Visur nach dem während der Morgenröte untergehenden Stern, so scheint der Hinweis auf die von Bing[1]) festgestellte Götterdreiheit Sonne, Mond und Morgenröte nicht überflüssig.

Daß man sich in vorgeschichtlichen Zeiten mit mathematischen Kreisoperationen befaßte, ist nichts Neues. Man betrachte nur die Genauigkeit, mit der die Kreise und Spiralen der wundervollen bronzezeitlichen Gürtelplatten und anderer Schmuckstücke abgezirkelt sind, die wohl eine Untersuchung vom mathematischen Gesichtspunkt aus verdienten. So darf uns die Genauigkeit der Kreisteilungen nicht überraschen. Bei Kreis VII ist sicher erst der Durchmesser abgesteckt, der rechtwinklig zur Visierlinie liegt und durch die zwei Mittelsteine sowie zwei Umringsteine markiert wird. Dann hat man wohl mit Hilfe des sechsmal auf der Kreislinie abgetragenen Halbmessers ein regelmäßiges Sechseck gebildet und die Unterteilung der Abschnitte in je drei Teile vielleicht durch Probieren bewirkt. Cantor sagt in seiner „Geschichte der Mathematik", daß diese Sechsteilung als bewußt geometrische Arbeit bei den alten Babyloniern außer Zweifel gesetzt sei. Unser steinernes Archiv belehrt uns, daß auch unseren Vorfahren diese Kenntnis zu eigen war. Bei den Kreisen, deren Steinezahl durch vier teilbar ist, wäre ja die Absteckung der vier Quadranten und dann deren weitere Teilung durch Probieren möglich. Bei den übrigen muß man jedoch eine Messung des Umrings und danach die Bestimmung der Abschnitte annehmen. Warum sollten die Erbauer aber nicht verstanden haben, die Kreisabschnitte zu errechnen? Zu welchem Zwecke hätten sie auch sonst die Durchmesser so genau abgemessen? Ein bestimmtes Verhältnis zwischen Anzahl der Steine und Länge der Durchmesser konnte nur bei den Kreisen I und III nachgewiesen werden, bei denen Zahl der Steine und Anzahl der „Stäbe" des Durchmessers gleich sind.

Für die Wahl der Abstände der einzelnen Kreise voneinander konnten keine Grundsätze gefunden werden. Es fällt nur auf, daß die Linie I—X

[1]) Mannus VI, 158.

Digitized by Google

= IV—V = 21 Ruten, ferner die Entfernung I—II = I—IX ist. Auch ist bemerkenswert, daß die beiden Kreise IV und X, die je 6 Ruten Durchmesser haben, 6 × 6 = 36 Ruten voneinander entfernt sind.

VI. Trilithen. — Hügel. — Erdtrichter.

Von den außerhalb der Kreise stehenden Steinen sind schon einige erwähnt. Die bereits genannte Karte des Oberförsters weist südlich von den Kreisen II und III eine schöne Trilithenreihe auf, in der 11 Dreisteine wie nach der Schnur gerichtet stehen. Es fanden sich jedoch draußen erst nach langem Suchen südlich von II unterm Moos versteckt drei Gruppen von je drei kümmerlichen, nur bis 25 cm hohen, aber sicher künstlich gesetzten Steinen und weiterhin südlich von III auch größere Steine, diese aber fast alle liegend. Es ist wohl möglich, daß eine Säuberung des Waldbodens vom Moos noch mehr Steine zutage fördern würde. Die einzelnen Gruppen haben ost-westliche Richtung. Eine Verbindungslinie über die vier erhaltenen Gruppen würde der Linie IV — großer Block zwischen III und II — X gleichlaufend sein.

Lissauer hat nach dem angeführten Grabungsbericht bei drei untersuchten Gruppen Urnen mit gebrannten Knochen dicht neben dem Mittelstein „genau nach Osten" gefunden, bei einer Gruppe Knochenreste ohne Urnen, bei zwei Gruppen jedoch gar nichts. Der einzige größere erhaltene Dreistein befindet sich am Ostrande. Die Steine sind 30 bis 60 cm hoch, je vier Fuß voneinander entfernt. Dicht dabei mit sechs Fuß Zwischenraum steht ein vierter Stein. Ein aufrechter 60 cm hoher Stein östlich von VIII kann in Verbindung mit drei liegenden Steinen zu einem weiteren Kreis gehört haben. Die drei Steine zwischen II und III waren schon erwähnt. Der mittelste ist ein gewaltiger 0,75 m hoher Block. Der westliche hat einen scharfen Grat, der in Verbindung mit der glatten Seite des kantigen Steines südöstlich von II genau nach dem Mittelpunkte von I zeigt. Der östliche Stein ist nur 15 cm hoch.

Zwischen II, IX und X stehen und liegen zahlreiche Steine herum, die sich keiner Figur einfügen. Hier muß die Zerstörungswut früherer Zeiten arg gehaust haben.

Ähnlich wie Stonehenge von Grabhügeln umgeben ist, so zeigt auch unsere Karte 18 Hügel in der Nachbarschaft der Kreise. Sie müssen wohl Lissauer nicht aufgefallen sein, da er sie sonst sicher erwähnt hätte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich im dichten Kiefernwald versteckt noch mehr befinden. Keiner von ihnen ist in eine der Hauptvisuren hineingebaut, wohl aber stehen zwei vor dem Anfang einer solchen Richtung, nämlich Nr. 10 vor III—I, 11 vor IV—VII. Sollte man sie dahin gesetzt haben, damit von ihnen aus die Richtungen zu übersehen waren? Die Höhe der Hügel ist 0,50 m

Digitized by Google

bis 2 m, ihr Durchmesser 8 bis 20 m. Nr. 1, 2 und 8 sind anscheinend ausgebeutet, die übrigen wohl noch unversehrt. Auf 4 und 17 befinden sich Steinhaufen. Auf 5, 8, 9 und 13 sind in der Mitte kleine Gruben. Hügel 18 hat außer einem Mittelstein drei nebeneinander liegende Steine am Abhang und drei Steine im Norden, Westen und Süden am Fuß des Hügels. Letztere können sehr wohl zu einem Kreise gehört haben. Auch am Fuße der Hügel 6, 10, 14 und 17 stehen einzelne Steine.

Südwestlich vom Kreise I befindet sich ein recht regelmäßig geformter Erdtrichter von etwa 6 m Tiefe und 50 m oberem Durchmesser. Er könnte ja als Strudelloch aus der Gletscherzeit zu gelten haben. Es ist aber auch möglich, daß er künstlich ist und wie die „Mare" in der Bretagne und in Lothringen als Wohngrube und den Sternkundigen als Behausung gedient hat.

Um zu sehen, ob im Volksbewußtsein irgend eine Erinnerung an die große Bedeutung der alten Sternwarte haften geblieben wäre, fragte ich verschiedene Einwohner aus. Das Ergebnis war sehr spärlich: „O, die Hünergräber sind noch von alten Zeiten, wohl aus der Franzosenzeit. Ein Kirchhof soll da gewesen sein, auch eine Kirche. Die ist versunken. Das Loch sieht man noch (der genannte Trichter). Manchmal hört man die Glocken läuten."

VII. Andere Steinkreise Westpreußens.

Das Werk Dr. Lissauers über „Die Prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreußen" 1887 weist wohl 18 Orte auf, an denen es früher Steinkreise gab. Meist beschränkt sich der Bericht auf die kurze Angabe, daß die „Hügelgräber und Steinkreise" jetzt zerstört sind, und wo er bezüglich der Grabungen ausführlicher ist, bringt er keine oder unsichere Zahlenangaben. Von Hirschfeld beschreibt in der angeführten Arbeit neun westpreußische Steinkreise und führt meist auch Zahlen an für Durchmesser oder Umringsteine. Das Beispiel von Odry zeigt jedoch, daß nur die noch vorhandenen Steine gezählt wurden, ohne die Lücken zu berücksichtigen.

Sehen wir, was sich danach für unsere Untersuchungen verwerten läßt.

1. Trzebcz, Kreis Kulm[1]) (Abb. 3a u. b). Das Denkmal bestand aus drei konzentrischen Kreisen, die drei nebeneinanderstehende Mittelsteine einschlossen. In der Mitte fand sich unter einem Steinpflaster ein Grab, das Bernsteinperlen und Gefäßbruchstücke mit horizontalen Strichzonen und Zickzacklinien enthielt. Der Durchmesser des Außenkreises betrug 15 m. Das

[1]) Lissauer, a. a. O. S. 31. v. Hirschfeld, a. a. O. Die Maße und Zahlen sind nach den Angaben v. Hirschfelds gebracht, die auch mit dessen Lageplan übereinstimmen. Der im Mannus II, 66 Abb. 20 b wiedergegebene Grundriß weist eine abweichende Steineanzahl auf, ist wohl aber nur als Schema zu betrachten.

Digitized by Google

sind nach dem für Odry gefundenen Urmaß 52 vorgeschichtliche Fuß = 13 „Stäbe“ (Kreis VI und IX zu Odry sind ebenso groß).

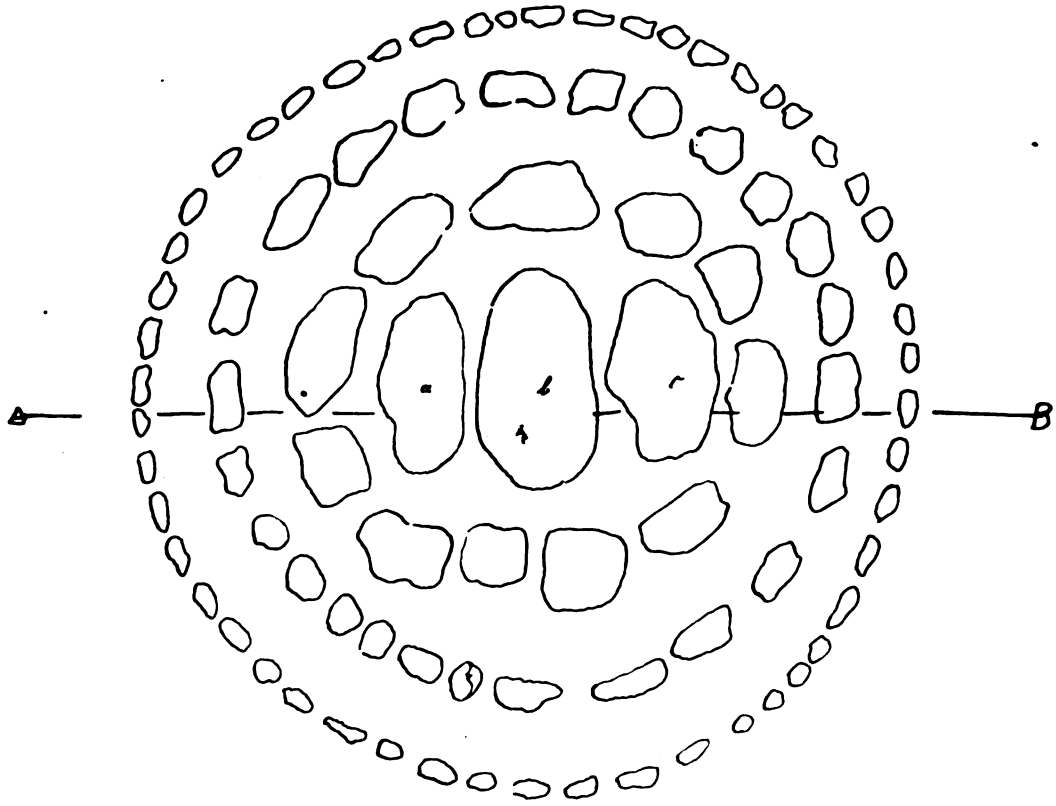


Abb. 3a. Steinkreis I von Trzebcz (Grundriß). Maßstab 1:150.
(Nach v. Hirschfeld, Zeitschr. d. hist. Ver. Marienwerder 1877).

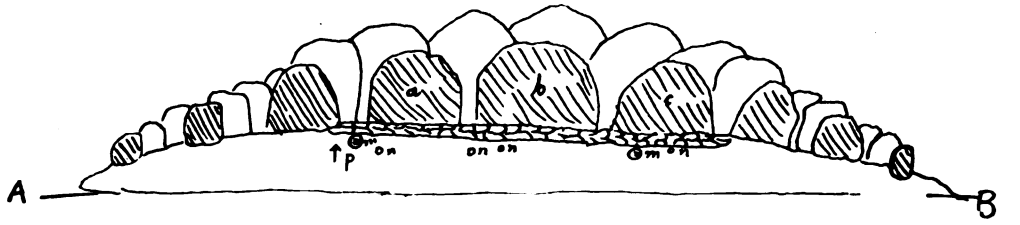


Abb. 3b. Steinkreis I von Trzebcz. (Querschnitt.) Maßstab 1:150.
P = Steingerät (Kugel). m = Tongefäße. n = Bernsteinkorallen.

Der Außenkreis hatte 52 Steine, also gerade so viel, wie der Durchmesser Fuß. Der nächste Kreis soll aus 25, der innere aus 11 Steinen bestanden haben. Dann kamen die drei Mittelsteine. Wäre nur eine Ände-

Digitized by Google

rung erlaubt, nämlich anstatt 25 die Zahl 28 zu setzen, so möchte ich folgende Deutung vorschlagen, die durch spätere Beispiele noch erhärtet werden wird: 28 Tage hat ein „Mondmonat". 52 ist die Anzahl der Monate in vier Jahren, $52 \times 28 = 1456$. Alle vier Jahre aber einmal anstatt 28 einen unregelmäßigen Monat von $11 \times 3 = 33$ Tagen gesetzt, gäbe fünf Tage mehr, also 1461 in vier Jahren oder $365\,^1/_4$ Tage im Jahr. Danach würden wir in Trzebcz einen Mondkalender haben, abgestimmt auf das Sonnenjahr. Ich finde in den Berichten über dieses hochwichtige Denkmal nirgends die Bemerkung, daß es zerstört sei. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß es noch besteht.

Für Seefeld im Kreis Carthaus ist eine ähnliche jetzt verschwundene Anlage von mehreren konzentrischen Kreisen um drei Mittelsteine bezeugt, leider ohne weitere Angaben[1]).

2. Neben einem Steinviereck von ungefähr 65×11 m Seitenlänge befand sich bei Trzebcz noch ein zweiter Kreis. Er hatte nur 4 m Durchmesser und sechs Steine. Nimmt man anstatt 4 m eine Länge von 3,46 m an, was wohl angeht, wenn man statt von Mitte zu Mitte, wie wohl gemessen sein wird, von Innenrand zu Innenrand mißt, so hätten wir einen Durchmesser von 12 Fuß. Danach hätte hier der Halbmesser 6 Fuß, ebensoviel wie der Kreis Steine hat. Die Zahl 6 könnte Teile des Jahres bezeichnen.

3. Blandau, Kreis Kulm (Abb. 4). Nach v. Hirschfeld befand sich hier ein Steinkreis von 26 Steinen, je 1 m voneinander entfernt, und 15 m Durchmesser. Eine der drei angegebenen Zahlen ist sicher falsch; denn 26 Steine müssen bei 15 m Durchmesser je 1,80 m Abstand voneinander haben. Da 15 m = 52 vorgeschichtliche Fuß sind, so hat hier wieder der Halbmesser soviel Fuß wie der Kreis Steine. Mit 26 könnte die Anzahl der Monate in zwei Jahren gemeint sein. In der Mitte hat in einem Steinhaufen ein Mittelstein gestanden. In dem Haufen fanden sich zwei Urnen mit Asche und Menschenknochen. Etwa 30 cm tiefer lag im losen Sande ein Skelett. In der Nähe des Kinnes fand sich eine Münze (Theodosius!).

4. Bösenfleisch, Kreis Konitz[2]). Ein Steinkreis wurde 1841 durch Baurat Erdmann vermessen: 24 Steine, in der Mitte drei Steine um einen Mittelstein. Der Durchmesser ist zu 29,5 m ermittelt worden. Das wären 102 Fuß = $25\,^1/_4$ „Stäbe" (oder waren es 26 Stäbe und dementsprechend 26 Steine?). $24 \times 3 = 72$ könnte wohl die Anzahl der fünftägigen Wochen im Jahre bedeuten; denn $5 \times 72 = 360$.

5. Groß-Linichen, Kreis Dramburg Reg.-Bez. Köslin[2]). Einer von zahlreichen zerstörten Kreisen hatte 15,69 m Radius, also 31,38 m Durchmesser = 109 Fuß = 27 „Stäbe" mit 23 Steinen. (Vergl. Kreis V zu Odry mit 23 Steinen und einem Durchmesser von 28 „Stäben".)

---

[1]) Lissauer, S. 45.

[2]) v. Hirschfeld, a. a. O.

Digitized by Google

Sind die Deutungen im einzelnen natürlich wenig sicher, in ihrer Gesamtheit bestätigen sie nur das für Odry Gefundene. Zur Erklärung des Vorkommens sowohl zwei- als vierjähriger Perioden braucht man nur daran zu denken, daß sowohl in Griechenland wie anderwärts die Zeitrechnung sich vielfach nach den Festen, den „festen Zeiten" richtete, also nur hier alle zwei, dort alle vier Jahre ein Fest anzunehmen.

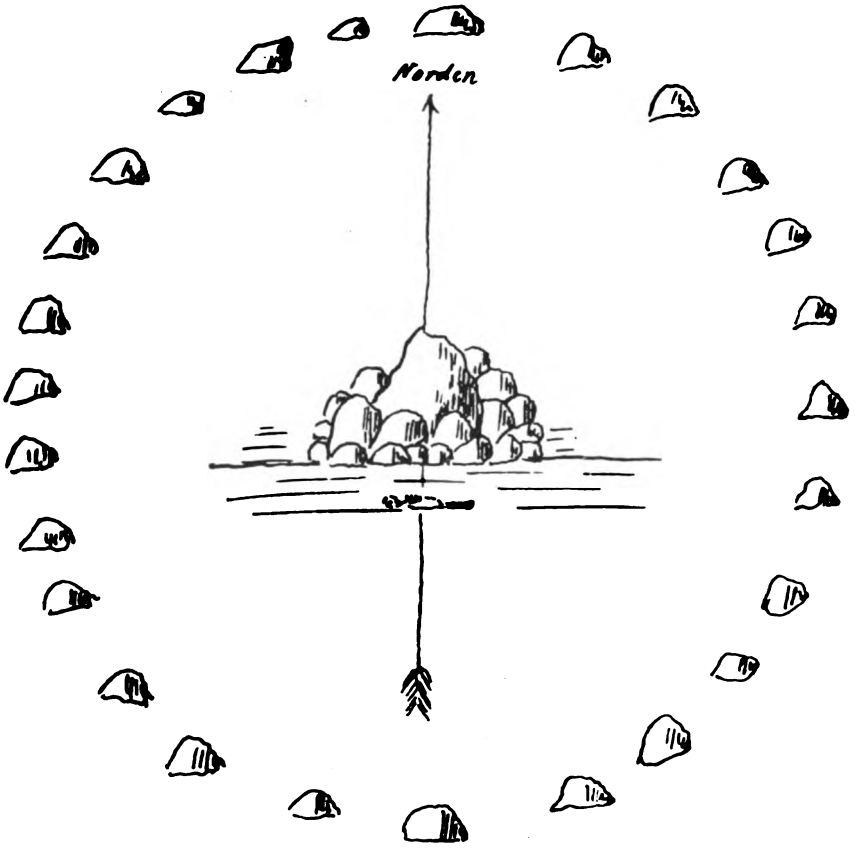


Abb. 4. Steinkreis von Blandau.
(Aus: Zeitschr. d. hist. Ver. f. d. Reg.-Bez. Marienwerder 1877.)

Wie die Kreise zu Odry gerade an der Stelle liegen, wo der Schwarzwasserfluß fast rechtwinklig auf die Grenze zwischen den Kreisen Konitz und Berent stößt, so liegen auch viele der anderen Steinkreise an hervorragenden Grenzpunkten zwischen zwei politischen Kreisen oder gar an einem Dreiort. So stoßen dicht bei Bösenfleisch die drei Kreise Konitz, Tuchel und Preußisch-Stargard zusammen, Luttom liegt da, wo die Brahe die Grenze zwischen den Kreisen Konitz und Tuchel schneidet, Blandau und Trzebcz liegen an

Digitized by Google

der Kulmer Kreisgrenze und Gr.-Linichen und Kremerbruch auf pommerschem Gebiet, dicht an der Grenze Westpreußens.

Da unsere Kreisgrenzen meist uralt sind, muß wohl irgendwelche Beziehung zwischen Grenze und Steinkreis vorliegen, sei es nun, daß die Kreise, um mehreren Stämmen zugleich als Sternwarte, Festplatz und Versammlungsort zu dienen, in die Nähe vorhandener Grenzen gelegt wurden, oder daß man bei Neubildung von Grenzen die Steinkreise als Marken annahm.

Einige Ortsnamen scheinen mir von den Steinkreisen hergeleitet werden zu können. So liegt gegenüber dem Denkmal zu Odry, auf dem anderen Schwarzwasserufer, die Försterei Grenzort. Der polnische Name dafür Uroſze bedeutet neben Grenze auch Zauberei durch bösen Blick. Bösenfleisch, polnisch Zlemienso, weist sicher auch auf den Zauberspuk hin, mit dem spätere Zeiten die Kreise umwoben haben. Der „Teufelsstein“ [1]) bei Belno im Kreise Schwetz war ursprünglich auch mit einem Steinkreis umgeben. · Beachtenswert erscheint mir auch der Name Belno. Er ist wohl auf die urslavische Wurzel beln zurückzuführen, von der man sowohl belena = Bilsenkraut, Raserei erweckendes Zauberkraut (bei Plinius apollinaris), als auch Belenos, den Namen des keltischen Lichtgottes, der Apollo gleichgestellt wird, ableitet.

VIII. Die englischen Steinkreise.

Steht nun die Tatsache fest, daß die deutschen Steinkreise sinnreiche Kalendarien bilden, so liegt die Frage nahe, ob nicht auch die britischen, unter den gewonnenen Gesichtspunkten betrachtet, in neuem Lichte erscheinen. Lockyer, der die englischen Steinkreise sehr gründlich vom astronomischen Standpunkt aus untersucht, wendet leider der Zahl der Steine und Größe der Durchmesser keine weitere Beachtung zu. Außer seinem Werke stand mir nur ein Aufsatz von Professor Hammer zu Stuttgart „Über die Genauigkeit einiger antiker Absteckungen“ [2]) zur Verfügung. Nach Veröffentlichung der Ergebnisse meiner Vermessung in der Fachzeitschrift „Der Landmesser“ wurden mir jedoch zwei Arbeiten zugesandt, eine von Vermessungsinspektor Albrecht über „Vorgeschichtliche Baudenkmäler bei Merrivale in Südengland und ihre astronomische Deutung“, „Das Großsteindenkmal Avebury in Südengland“ und „Stonehenge“, erschienen im „Weltall“ [3]) und eine kürzere von P. Kahle „Über Absteckung und geometrische Beziehungen einiger Bauten aus alter Zeit“ [4]). Besonders die Abhandlung von Albrecht

[1]) v. Hirschfeld, a. a. O.

[2]) Zeitschrift für Vermessungswesen. 1911.

[3]) „Weltall“, Verlag der Treptow-Sternwarte. Berlin 1914, Heft 5, 6, 13, 14, 15, 1915, Heft 1—9. — Leider erfuhr ich zu gleicher Zeit, daß Herr Albrecht in einem Feldlazarett verstorben ist.

[4]) Allgemeine Vermessungs-Nachrichten. Liebenwerda, Reiß 1913, Nr. 20.

Digitized by Google

mit ihren zahlreichen Plänen und Abbildungen gibt für unsere Untersuchungen dankenswerte Unterlagen. Auf die bedeutende Arbeit von G. Wilke „Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient“[1]) machte mich Herr Professor Kossinna aufmerksam. An zahlreichen Kulturparallelen wird darin die Verwandtschaft der Megalithbauten der alten Welt und der Weg ihrer Entwicklung vom Westen nach dem Osten überzeugend nachgewiesen. Auch werden wiederholt die astronomischen und mathematischen Fragen erörtert. Sehen wir zu, was uns die Zahlen der britischen Steinsetzungen zu sagen haben.

1. „The Hurlers“. Drei Kreise stehen in einer Reihe. Der mittelste liegt nur um $12^1/_2$ Fuß westlich von der Verbindungslinie der beiden anderen. Lockyer gibt die Durchmesser in englischen Fuß und die Steineanzahl an:

	Durchmesser in			Steine
	engl. Fuß	Stäben	Ruten	
nördlicher Kreis	110 (112?)	28	7	28
großer Mittelkreis	135 (132?)	33	$8^1/_4$	33
südlicher Kreis	105 (104?)	26	$6^1/_2$	26

Verändert man die Fußanzahl nur ganz wenig — Zahlen in Klammer — so bekommt man eine runde Anzahl von „Stäben“ oder gar Ruten, und das Auffallendste ist, daß stets die Steinezahl gleich der Zahl der Stäbe ist.

Die Kreissteine überliefern uns, daß der Monat 28 Tage hatte. 26 solcher Monate gab es in zwei Jahren. Alle vier Jahre trat an Stelle eines der regelmäßigen Monate ein unregelmäßiger zu 33 Tagen. Also $26 \times 28 + 25 \times 28 + 33 = 1461$ Tage in vier Jahren, oder $365^1/_4$ in einem Jahr. Und nun vergleiche man hiermit die Steinsetzung zu Trzebcz. Jetzt erscheint die Annahme, daß der zweite Kreis 28 statt 25 Steine haben müsse, wohl berechtigt und man muß über die Verwandtschaft beider Anlagen staunen.

2. Stanton Drew. Wiederum sind hier drei Kreise zu einer Gruppe vereinigt. Die beiden äußeren bilden jedoch mit dem mittleren einen Winkel. Auch hier gibt Lockyer Durchmesser in Fuß und Anzahl der Steine an. Die entsprechenden Zahlen sind:

	Durchmesser in			Steine
	engl. Fuß	Stäben	Ruten	
nördlicher Kreis	97 (96?)	24	6	8
großer Mittelkreis	367 (360?)	90	$22^1/_2$	30
südlicher Kreis	145 (144?)	36	9	12

Es bedarf wieder nur einer unbedeutenden Verbesserung — Zahlen in Klammer — um runde Stäbe oder Ruten zu erhalten. Und selbst der

[1]) Mannus-Bibliothek Nr. 7. Würzburg, Kabitzsch 1912.

Digitized by Google

angenommene Unterschied von 7 Fuß beim Mittelkreis erscheint gering im Verhältnis zur Länge (noch nicht zwei aufs Hundert), besonders wenn man annimmt, daß Lockyer wohl von Steinmitte zu Steinmitte gemessen hat, während, wie wir gesehen hatten, die Innenränder maßgebend waren.

Die Steine verhalten sich hier zu den Stäben stets wie 1 : 3.

Sind die Kreise zu Stanton Drew eine Kalenderanlage, dann hatte das Jahr 12 Monate, der Monat 30 Tage. Alle zwei (?) Jahre wurde eine Schaltzeit von acht Tagen eingeschoben, so daß man ein Jahr zu 364 Tagen hatte. Das wäre eine im Vergleich z. B. mit der älteren römischen immer noch sehr schöne Bestimmung der Jahreslänge.

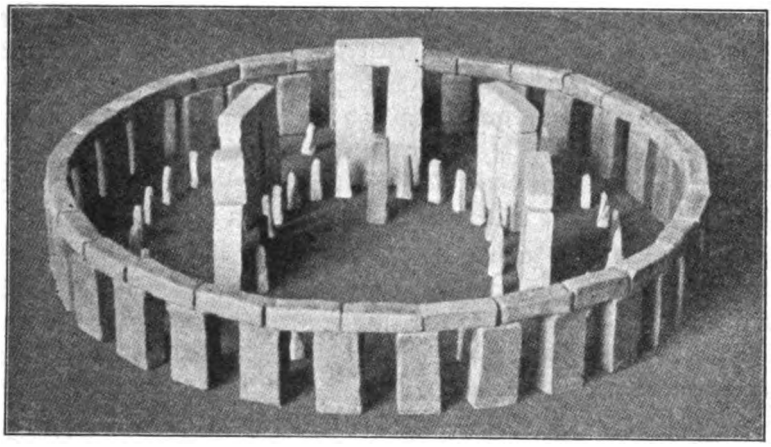


Abb. 5. Modell der ursprünglichen Gestalt des Stonehenge.
(Nach „Weltall" Jg. 15 Heft 1/2.)

3. The Tregaseal Circles. Lockyer gibt den Durchmesser zu 69 (64 (?) = 4 Ruten) Fuß an, die Anzahl der Steine zu 28 (Mondumlauf?).

4. Stripple Stones. Nach Lockyer 148 Fuß (144 (?) = 9 Ruten) Durchmesser und 16 Steine (16 Monate?).

5. Standing Stones of Stennes. Hammer gibt a. a. O. S. 582 „ungefähr 340 englische Fuß" als Länge des Durchmessers an. 336 Fuß wären 21 Ruten. Ursprünglich waren es seiner Vermutung nach 60 Steine und er meint, „daß wir hier vor einer neuen merkwürdigen Anwendung der 60-Teilung des Kreises stehen". Könnten nicht mit 60 Steinen die Tage zweier Monate gezählt worden sein. Vielleicht war in der Nähe ein zweiter Kreis, der mit sechs Steinen $6 \times 60 = 360$ Tage bezeichnete?

6. Stonehenge. Die bisherigen Ergebnisse berechtigen den Versuch, auch das Dunkel zu durchdringen, das noch immer die vielumstrittenen beiden größten Anlagen in England, Stonehenge und Avebury, umgibt. Ein voll-

Digitized by Google

endetes Kunstwerk in Grundriß und Aufbau, wirkt Stonehenge überwältigend auf den Beschauer (s. Abb. 5). Im Außenring des Rundbaues tragen behauene Pfeiler von 3,80 m Höhe[1]) einen fortlaufenden Kranz von 1,10 m starken Auflagesteinen. Mit Steinzapfen und Vertiefungen ist ein regelrechter Verband hergestellt. Das Gestein ist eine Sandsteinart, Sarsen genannt. Bläuliches Gestein, eine Art Diabas, ist das Material des zweiten Kreises von etwa 1,80 m hohen Säulen. Da es in England nicht ansteht, nimmt man an, daß die Erbauer die Blöcke als seltene Geschiebe der Eiszeit sammelten oder gar aus der Bretagne herüberholten. In Hufeisenform, das Ganze wuchtig überragend, schließen sich nach innen fünf Trilithen an, von den beiden äußeren, die mit Deckstein 5,8 m hoch sind, über die nächsten mit 6,3 m bis zum mittelsten zu der gewaltigen Höhe von 7,9 m ansteigend. Sie bestehen wieder aus Sarsen. Den vierten Ring bilden wiederum Blausteine von 2,30 m Höhe. Meist wird er auch für hufeisenförmig gehalten. Da aber die erhaltenen Steine auf einem wirklichen Halbkreisbogen liegen und nur ein Stein abseits steht, ist es nicht ausgeschlossen, daß es ein Kreis war. Im Innern liegt zwischen dem Mittelpunkt und dem größten Trilithen der „Altarstein". Er ist lang und schmal, 4,6 m × 1,1 m.

Die Hufeisengestalt gibt dem Denkmal eine Achse, die ja bekanntlich durch Lockyer als die Richtung nach dem Sonnenaufgangspunkt zur Sommersonnenwende ums Jahr 1680 v. Chr. bestimmt ist[2]). Und noch heute wallfahren die Umwohner in der Morgendämmerung des Johannistags dahin, um den Sonnenaufgang zu erwarten.

Die Richtlinie war, nach einem Plane von Aubrey aus dem Jahre 1666 zu schließen[3]), wohl durch ein Visier von zwei Steinreihen außerhalb des Rundbaues noch besonders festgelegt. Jetzt sind davon nur der liegende „Schlachtstein" und der dahinter stehende „Astronomische Stein" vorhanden.

Eine sehr genaue Aufnahme von Stonehenge liegt dem Plan zugrunde, der 1902 auf Tafel VII von Band LVIII der „Archaeologia", London, von der Society of Antiquaries veröffentlicht ist. Sein Maßstab ist 1 : 227. Eine Wiedergabe im Maßstab 1 : 386 findet sich in dem angeführten Aufsatz von Hammer S. 585. Die Abbildung 6 ist danach gezeichnet. Mit erstaunlicher

---

[1]) Die Höhenangaben sind dem Aufsatz von Albrecht entnommen.

[2]) Eine klare, gemeinverständliche Entwicklung der Berechnungsweise gibt Prof. Biereye in Heft 32/33 der „Saalburg", Mitteilungen der Vereinigung der Saalburgfreunde 1914, in seinem Aufsatz: „Wie fand Lockyer das Jahr der Erbauung von Stonehenge auf astronomischem Wege?" Er kommt bei seiner Rechnung auf „das Jahr 1750 v. Chr." ohne auf den von Lockyer angegebenen mittleren Fehler von + oder — 200 Jahren einzugehen. Ich verdanke die Zusendung Herrn Prof. Dr. Galle vom Geodätischen Institut zu Potsdam. Da die Drucklegung schon begonnen hat, kann ich hier nur kurz auf diese Arbeit hinweisen.

[3]) Wiedergegeben bei Albrecht, „Weltall". 1915, S. 11.

Digitized by Google

Genauigkeit sind die Steine an die sicher mit peinlicher Sorgfalt abgezirkelten Kreise herangesetzt. Die größte Abweichung, die sich bei den gewaltigen Pfeilern des Außenrings erkennen läßt, beträgt wenig mehr als ein Fuß

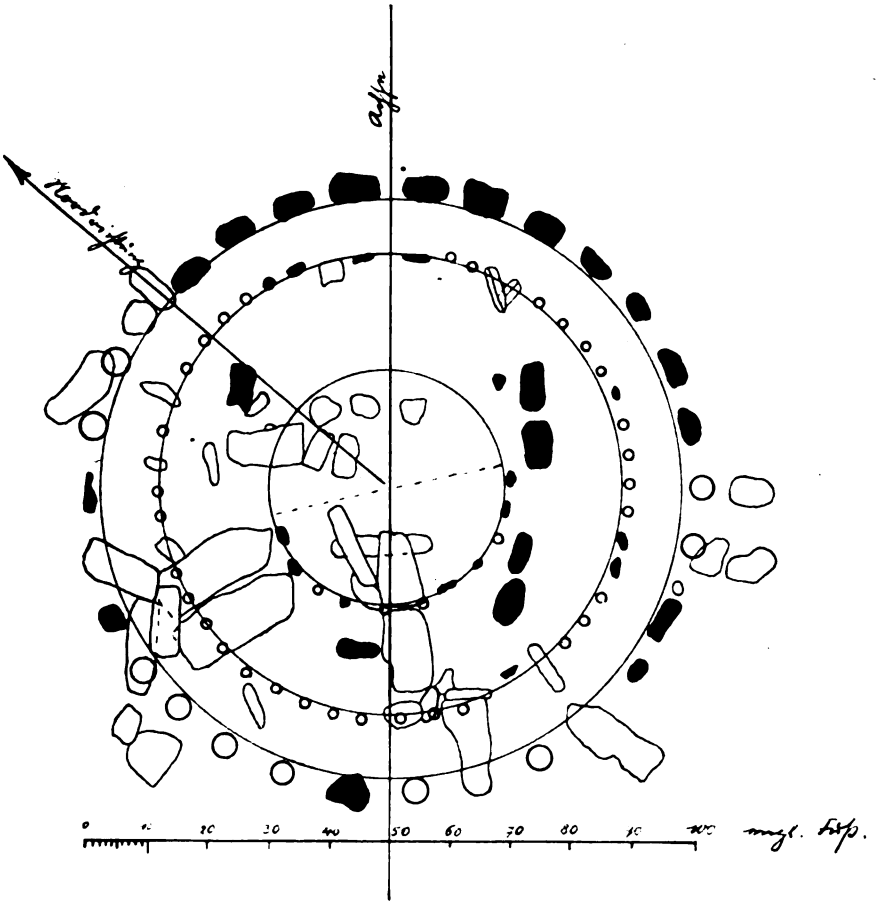


Abb. 6. Plan von Stonehenge.
Maßstab 1:386.

(1. stehender Stein rechts von der Nordrichtung). Es ist richtig, wenn Hammer sagt, daß die Hinaufschaffung der Decksteine auf ihre Unterlagen, die dem Beschauer wohl die schwierigste Arbeit gewesen zu sein dünkt, „vergleichsweise einfacher war, als diese Standpfeiler genau an dem gewollten Ort vertikal zu stellen". Die nach dem Grundriß konstruierten Mittelpunkte der

Digitized by Google

drei Kreise fallen nicht zusammen, sondern liegen 1 bis 2 Fuß auseinander. Ob darin eine Absicht liegen mag, weiß ich nicht anzugeben.

Die Anzahl der Steine des äußeren Kreises war unbedingt 30. So wird sie auch überall angegeben. Für den zweiten Kreis finde ich nur einmal eine Zahl genannt, und zwar bei Albrecht („Weltall" 1915, S. 8), „wahrscheinlich 30". Betrachtet man aber in der Abbildung den Winkel zwischen Nordlinie und Achse, der vier Steine des Außenkreises, dagegen aber mindestens sechs Steine des zweiten Ringes einschließt, so leuchtet schon ein, daß 30 viel zu wenig ist. Bei Ermittelung der vorhandenen Abstände nach dem Grundriß und ihrer Verteilung auf den ganzen Kreis, und zwar bei wiederholten Versuchen, komme ich immer wieder auf die Zahl 48. An der 5-Zahl der Trilithen ist wohl trotz der Skizze Aubreys, die zwei weitere ergänzend andeutet, nicht zu zweifeln. Der bestehende Halbbogen des innersten Kreises hat bestimmt 11 Steine gehabt, dem Vollkreis kämen also 22 zu. Ist der Ring offen gewesen, so waren es vielleicht einige weniger. Albrecht gibt „ungefähr 17" an[1]). Vieles spricht dafür, daß der Altarstein ein aufrechtstehender Mittelstein war: seine geringe Breite, die rauhe Oberfläche, die ihn zum Altar ungeeignet erscheinen läßt. Vielleicht ist er beim Sturz des großen Trilithen umgeworfen. Da er sicher nicht zur Hälfte, sondern nur etwa $^1/_3$ bis $^1/_4$ seiner Länge in der Erde gestanden haben wird und sich beim Fall um diese Stelle drehen mußte, so ist nach dem Grundriß klar, daß er nicht in der Achsrichtung gestanden haben kann, sondern seitlich davon. So ließ er also die Visierlinie frei.

Was sagen uns nun die Zahlen? Die fünf Trilithen können die fünf Tage der Woche verkörpern, entsprechend den damals bekannten fünf Planeten. Vielleicht galten sie den Erbauern als Leerthrone für die Wochengötter. Die 30 Steine bezeichnen die Anzahl der Monatstage. 48 solcher Monate bilden eine vierjährige Periode, jedoch nicht ganz, ein Schaltmonat von 22 Tagen muß zum Schluß eingefügt werden, um vier Jahre vollzumachen. $30 \times 48 + 22 = 1462$. $\frac{1462}{4} = 365^1/_2$ Tage für ein Jahr.

Unwillkürlich denkt man bei einer vierjährigen Periode zuerst an die griechische Olympiade. Und die vorgeschichtliche „Rennbahn", als welche die mit Wällen eingefaßte, 2700 m lange und 100 m breite Straße $^1/_4$ Stunde nördlich von Stonehenge wohl allgemein gedeutet wird, fordert zu weiteren Vergleichen mit den olympischen Spielen heraus. Da ist es doch mehr als Zufall, daß auch diese (nach Ideler, Historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten, Berlin 1806, S. 332) um die Zeit der Sommersonnenwende[2]) gefeiert wurden, daß sie fünf Tage dauerten und

[1]) Daselbst S. 9.

[2]) Nach Lersch, „Chronologie", S. 79 haben sich allerdings Unger, Nissen und Mommsen „für einen späteren Ansatz ausgesprochen" — ob mit Recht?

Digitized by Google

sich stets abwechselnd im 49. (vergl. 48 + 1 Schaltmonat) und 50. Monat, diese allerdings zu 29 und 30 Tagen gerechnet, wiederholten. Sollten wir also in Stonehenge die monumentale Jahresuhr erblicken dürfen, die den Erbauern die Wiederkehr ihrer fünftägigen Festspielzeit anzeigte? Sonnenverehrung und andere religiöse Handlungen könnten selbstverständlich trotzdem in dem Bau stattgefunden haben.

In dem berühmten Bericht über den merkwürdigen Apollotempel im Hyperboreerlande, womit ja wohl zweifellos Stonehenge gemeint ist, sagt Hekatäus von Abdera (4. Jahrh. v. Chr.), daß die Bewohner ihren Lichtgott

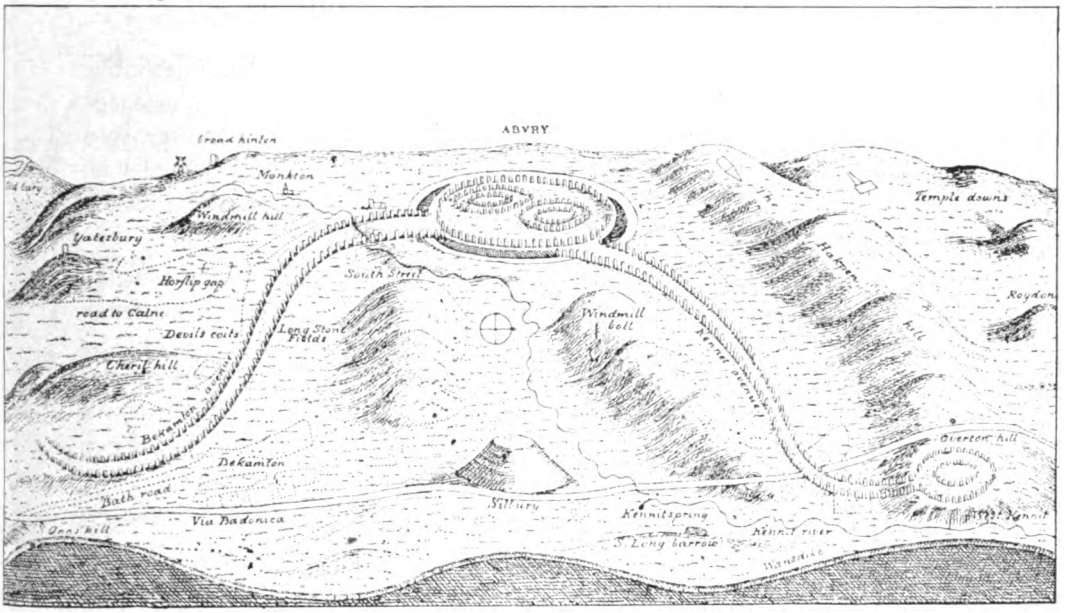


Abb. 7. Die ursprüngliche Ansicht von Avebury nach Stukeley.
(Nach „Wiltshire Magazine" Bd. IV 1859.)

den ganzen Tag durch immerwährende Lobgesänge preisen. Er nennt den Tempel σφαιροειδής und nicht κυκλοειδής, wie man für „kreisrund" erwarten sollte, und Prof. Schuchhardt[1]) nimmt an dieser für ein Bauwerk unmöglichen Kugelgestalt Anstoß. Nun ist ja wohl Hekatäus nicht gerade Mathematiker gewesen und er könnte, wie wir das auch zuweilen tun, eben mit „rund wie eine Kugel" nichts weiter als „kreisrund" gemeint haben. Aber σφαῖρα hat doch noch eine besondere Bedeutung. Legen wir die zugrunde, so lesen wir: „Der Tempel sieht aus wie eine Sphäre, ein Himmelsglobus, — ein Kalendarium."

[1]) „Stonehenge", Prähistorische Zeitschrift 1910, S. 337.

Digitized by Google

Im Hinblick auf die Basaltkreise, die kümmerlich erscheinen gegenüber den künstlerisch ausgeführten Sarsenringen, hat man zwei Bauperioden angenommen. Aber abgesehen davon, daß die überaus genaue Abzirkelung des Außenkreises über die bestehenden inneren Kreise hinweg technisch recht schwierig auszuführen gewesen wäre, so findet der Größenunterschied wohl schon dadurch eine Erklärung, daß das Zunächstliegende und darum Wichtigste, also die Wochen- und Monatstage am größten dargestellt wurden, ebenso wie an unseren Uhren der Minutenzeiger größer ist als der Stundenzeiger, an den Abreißkalendern die Tagesnummer weithin sichtbar erscheint und ganz klein die Angabe des Monats dabeisteht. Der Durchmesser des Außenkreises hat 96 englische Fuß, also 6 Ruten[1]).

7. Avebury. Weniger durch künstlerische Betonung als durch gewaltige Flächenausdehnung wirkt das 28 km nördlich von Stonehenge gelegene Avebury. Ein Steinkreis von 400 m[2]) Durchmesser schließt im Innern zwei Doppelringe ein. Zwei Steinalleen von je etwa 2300 m Länge führen vom Hauptkreis nach SO. und SW. und wenigstens eine von ihnen endete wieder in einem doppelten Steinkreis.

Von Lageplänen aus früheren Zeiten, die das Bild des fast gänzlich zerstörten Bauwerks annähernd bewahrt haben, sind am bemerkenswertesten die von Aubrey aus dem Jahre 1666 und die von Stukeley von 1724. So wenig zuverlässig die Aufnahme Aubreys erscheint, die ein ganz verzerrtes Bild ergibt, um so größere Sorgfalt muß man der Messung Stukeleys zusprechen, der genau unterscheidet zwischen stehenden, umgefallenen Steinen und den nachweisbaren Standörtern der verschwundenen (Abb. 8).

Beginnen wir unsere Betrachtungen mit dem Doppelkreis am Ende der Kennett-Avenue, dem sogenannten Sanctuarium. Stukeley gibt für den Außenkreis 40, für den inneren 18 Steine als ursprünglich vorhanden an, während Abrey nach einem Vermerk auf seiner Skizze anscheinend 22 und 15 noch vorfand. Unter der Zahl 22 steht 37, womit er wohl die ehemalige Gesamtzahl meint. Wir haben aber keinen Grund, an Stukeleys Angaben zu zweifeln; denn: 18 Monate zu 40 Tagen = zwei Sonnenjahre gibt eine schöne Lösung, die der bei Odry VII und VI gefundenen ähnlich ist und auch an die mexikanische Zeiteinteilung erinnert. Die Durchmesser der Kreise sollen nach Stukeley rund 44 und 15 m gewesen sein, das wären 9 und 3 Ruten.

---

[1]) Im „pietätvollen" England ist, der Tägl. Rundschau vom 16. Okt. 1915 zufolge, Stonehenge in diesen Tagen meistbietend versteigert worden.

Die Kreise zu Odry hingegen sind seit 1875 unter staatlichem Schutz, und Geheimrat Conwentz will sich jetzt von neuem um die Sicherung bemühen.

[2]) Nach Albrecht, 1914, S. 188. v. Hirschfeld, a. a. O. gibt 502 m, Sorrers Reallexikon 455 m an.

Digitized by Google

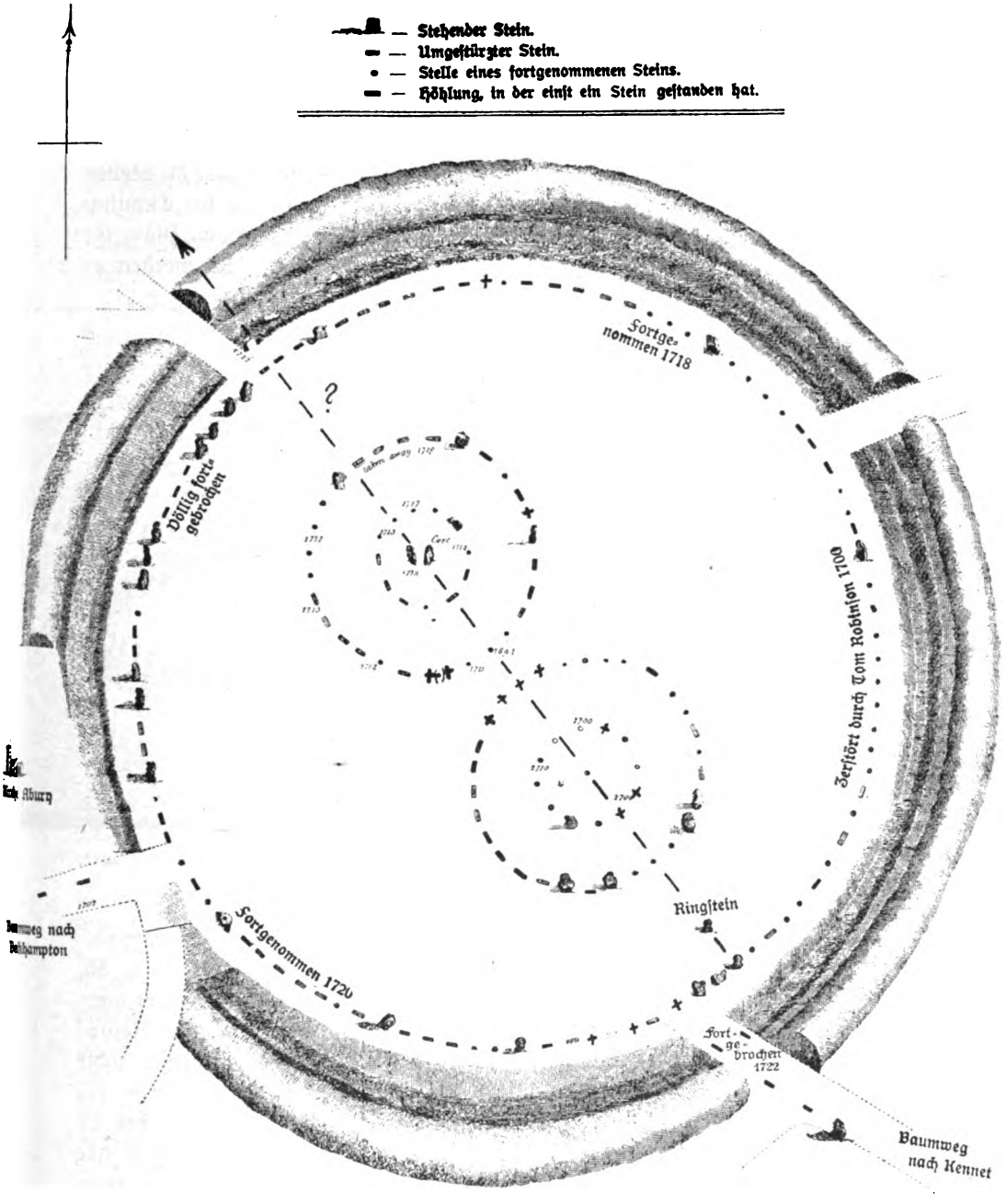


Abb. 8. Stukeleys Plan der Hauptanlage von Avebury aus dem Jahre 1724.
(Nach „Wiltshire Magazine" Bd. IV 1858.)

Digitized by Google

Für den großen Außenring der Hauptanlage ist nur einmal eine bestimmte Zahl angeführt, nämlich 100 (bei Albrecht, 1914, S. 195). Da aber in unseren Betrachtungen bisher nie das Dezimalsystem vorgekommen ist, halte ich diese Zahl für unwahrscheinlich. Eine Rekonstruktion nach Stukeley und Hoare (s. Abb. 9) weist 99 Steine auf, und daß diese Zahl wirklich auf Vermessung beruht, zeigt uns der Plan Stukeleys (Abb. 8), der die Stellen von 95 Steinen nachweist. Eine Lücke genau im Norden, eine in der Einmündung des Baumwegs nach Kennett und zwei links davon ergeben die Plätze für weitere vier Steine (in Abb. 8 durch Kreuze bezeichnet). So werden es

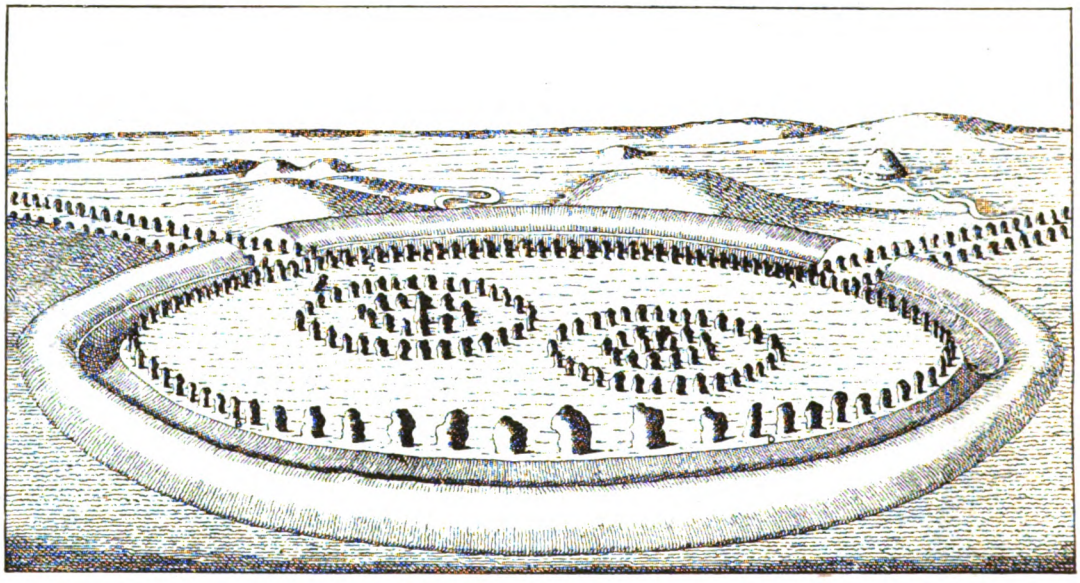


Abb. 9. Ursprüngliche Ansicht der Hauptanlage von Avebury nach Stukeley und Hoare. („Wiltshire Magazine“ 1859.)

wohl tatsächlich 99 Steine gewesen sein. Verschiedentlich wird für die Doppelringe im Innern des großen Kreises angegeben, daß ihre Außenkreise je 30, die Innenkreise je 12 Steine gehabt hätten. Sollten aber wirklich zwei ganz gleiche Anlagen nebeneinander bestanden haben? Die genannte Rekonstruktion zeigt zwar beide Male 30 und 12. Auf Stukeleys Plan zählt man unter Berücksichtigung der Lücken ebenfalls für beide Innenkreise 12, für den südlichen Außenkreis 30 Steine. Der nördliche Außenring hat 27 nachgewiesene Standorte. Nördlich von dem einzigen stehenden Stein der Ostseite ist jedoch eine größere Lücke und auch im Süden scheint ein Stein zu fehlen, so daß eine große Wahrscheinlichkeit für 29 vorhanden ist.

Im Innern des nördlichen Doppelkreises befinden sich nach Stukeleys Plan zwei Steine (Steinvisier?), im südlichen Doppelkreis ist der Standort

Digitized by Google

für einen Stein angegeben. Ein einzelner Stein steht noch südlich von diesem Kreis. Er heißt wunderbarerweise „Ring Stone" und steht mit Mittelstein und Steinvisier der Kreise in einer Linie. Welche Sternvisur ist damit gemeint?

Was besagen die Zahlen? Daß mit 29 der Mondumlauf, mit 12 die Anzahl der Monate im Jahr bezeichnet wird, ist einleuchtend, ebenso daß 30×12 eine arithmetisch bequeme Einteilung des Sonnenjahres darstellt. Was sollen aber die 99 Steine bedeuten? Mit 99 Jahren ist nichts anzufangen, wohl aber geben 99 Monate eine befriedigende Erklärung.

Sowohl $29 \times 12 = 348$, als auch $30 \times 12 = 360$ weicht von der wirklichen Jahreslänge beträchtlich ab. Das mußte die alten Chronologen darauf bringen, die Monate mit abwechselnd 29 und 30 Tagen solange weiterzuzählen, bis Monatsende und Jahresende wirklich zusammenfielen und das ist nach 99 Monaten der Fall; denn damit sind acht volle Jahre gezählt.

$$\begin{aligned} 49 \times 29 &= 1421 \\ 50 \times 30 &= 1500 \\ \hline 99 \text{ Monate} &= 2921 \text{ Tage in acht Jahren} \\ &\quad 365\,{}^1/_8 \text{ Tage im Jahr.} \end{aligned}$$

Und nun vergleiche man hiermit, was vorhin über die olympischen Spiele gesagt wurde: „abwechselnd im 49. und 50. Monat (zu 29 und 30 Tagen)".

Aber eine noch genauere Parallele aus der griechischen Chronologie ist bei Ideler angeführt[1]). Er zitiert Geminus: „Zuerst bildeten sie (die alten Griechen) die achtjährige Periode (Ὀκταετηρίς), welche aus 99 Monaten, unter welchen drei eingeschaltete, und 2922 Tagen bestand....." Für Avebury hatten wir nur einen Tag weniger: 2921 gefunden. Sollte der 2922. etwa durch den „Ringstein" bezeichnet werden?

Ideler stellt fest[2]), daß die Astronomen Meton und Eudoxus, die im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. lebten, sowie auch die Dichter und Schriftsteller über den Landbau sich auf alte Kalender und „alte Sphären" bezogen, die den astronomischen Daten nach auf weitentfernte Zeiten, ja bis ins 15. Jahrh. v. Chr. zurückzuführen seien, „und da man unmöglich voraussetzen kann, daß die Griechen schon damals im Besitz astronomischer Kenntnisse und Beobachtungen waren, so ist man genötigt, jene alten Kalender den Ägyptern und Chaldäern beizulegen".

Uns ist jetzt viel wahrscheinlicher, daß die Griechen, ebenso wie nach dem Zeugnis des Homer und Hesiod ihren Lichtgott Apollo, so auch ihren Kalender und die Zeitrechnung aus unseren nordischen Ländern bezogen. Die beiden von der Hauptanlage Aveburys ausgehenden gewundenen

[1]) a. a. O. S. 185.
[2]) Daselbst S. 336 und 337.

Digitized by Google

„Feststraßen", in denen manche die Nachbildung von Stierhörnern oder „Mondsymbole" zu erblicken glauben, passen so gar nicht zu den sonstigen Grundrissen, die doch nur gerade Linien und Kreise, oder höchstens einmal eine Hufeisenform aufweisen. Da ist es denn wichtig, daß Wilke[1]) bei seinen örtlichen Untersuchungen festgestellt hat, daß der Baumweg nach Kennett zweimal knickt, also aus drei geradlinigen Strecken besteht (Abb. 10). Er weist auf die genau gleiche Anordnung der langen Steinreihen von Carnac in der Bretagne hin. Ich möchte hier auch die Verbindungslinien der Kreismittelpunkte der drei Reihen zu Odry zum Vergleich heranziehen, die auch erst nach rechts, dann nach links knicken. Vielleicht bringen eingehendere Untersuchungen aller drei Absteckungen noch Licht in diese Frage.

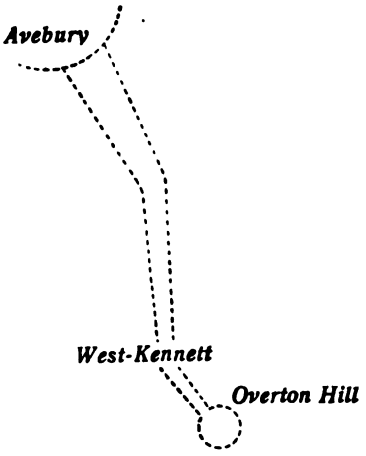


Abb. 10.

Lockyer glaubt, für die von Südwesten kommende Straße die Richtung nach dem Sonnenaufgang zu Beginn des Maijahrs, für die südöstliche die Richtung nach dem Stern α Centauri, dem „Warner" beim Sonnenaufgang am Novemberfest annehmen zu können. Die genaue Vermessung der spärlichen erhaltenen Reste ist auch hier Grundbedingung aller Forschung.

Was ich hier über Stonehenge und Avebury als Kalendarien sagte, ist übrigens nicht völlig neu. So hat D. John Smith bereits 1771 geschrieben: „Der äußere Kreis des Tempels (Stonehenge) besteht aus 30 Pfeilern, diese multipliziert mit den 12 Zeichen des Tierkreises, ergeben 360. Das sind die Tage des alten Sonnenjahres". „Der innere Kreis ist der Mondmonat. Zwischen ihm und der großen Ellipse soll die Form des Mondes, wenn er sechs Tage alt ist, zu erkennen sein." Außer den fünf Trilithen hätten noch zwei kleinere bestanden, die zusammen die sieben Planeten darstellen sollten[2]).

Und über Avebury berichtet L. Bowles[3]) im Hermes Britannicus (1828), die Steine des Nord- und Südkreises seien Darstellungen der Monate, Jahre, Tage und Stunden, eingeschlossen in den Kreis der Ewigkeit, und Rev. Edm. Duke[3]) schreibt, die Sonne sei durch den südlichen Doppelkreis, der Mond als Satellit der Sonne durch den nördlichen Steinkreis der Hauptanlage dargestellt. Die 30 Steine der Außenkreise seien die Monatstage,

[1]) Wilke, a. a. O. S. 165.
[2]) Albrecht, „Weltall". 1915, S. 70.
[3]) Albrecht, 1914, S. 228.

Digitized by Google

die 12 der Innenkreise die Monate im Jahr, der eine Stein im Sonnenkreis bezeichne ein Jahr, die drei Steine im Mondkreis die drei Jahreszeiten, der Ringstein stelle einen Gnomon dar.

Ihre richtigen Auslegungen wurden zusammen mit den falschen als phantastisch bezeichnet und wenig beachtet.

Am Schluß des Abschnitts 3 war die Vermutung ausgesprochen, daß man die Steinspannungen zu errechnen verstand. Jetzt, wo wir den Kreis unserer Betrachtungen erweitert haben, können wir diese Frage wieder aufnehmen.

Die Anzahl der Umringsteine verhält sich bei

Odry I und III	zu der Anzahl der Stäbe des Durchmessers wie								1 : 1
The Hurlers I bis III	„	„	„	„	„	„	„	„	1 : 1
Trzebcz I	„	„	„	„	Fuß	„	„	„	1 : 1
Trzebcz II	„	„	„	„	„	„	„	„	1 : 2
Blandau	„	„	„	„	„	„	„	„	1 : 2
Stanton Drew I bis III	„	„	„	„	Stäbe	„	„	„	1 : 3

Der Kreisumfang ist bekanntlich $= d\pi$, wobei d die Maßeinheiten des Durchmessers und π eine Zahl $= 3{,}14159$ bedeutet. Ist die Anzahl der gleichen Kreisabschnitte $= a$ und die Länge eines jeden $= b$, so ist $b = \frac{d\pi}{a}$. Macht man nun, wie bei Odry I usw $d = a$, so ist klar, daß stets die sämtlichen Steinspannungen $= \pi = 3{,}14159$ Einheiten sein müssen. Die alten Baumeister können dies Maß auch durch Versuche gefunden haben, indem sie die einfachste Teilung des Kreises in vier Teile wählten und dessen Durchmesser vier Einheiten groß machten: so hatten sie das Maß b, das für alle Kreise gilt, bei denen Anzahl der Steine und Anzahl der Durchmessereinheiten übereinstimmten.

Rätselhaft bleibt noch, nach welchen Grundsätzen die Teilung bei Stonehenge, Avebury und Odry II, IV bis X erfolgt ist.

Da die Durchmesserlängen der britischen Anlagen in englischen Fuß ausgedrückt sind, die doch mit 30,48 cm um 1,63 cm größer sind als der gefundene deutsche vorgeschichtliche Fuß, und sie trotzdem durch vier und meist auch 16 teilbar sind, so müssen wir auch für vorgeschichtliche Zeiten für England einen etwas größeren Fuß als für Deutschland annehmen. Die 16-Teilung der Rute ist auch für England sehr wahrscheinlich.

Wilke macht (a. a. O. S. 27 und 119) auf die von Lewis[1]) gefundenen Maßverhältnisse der englischen sowie ägyptischen Steinkreise aufmerksam, deren Durchmesser stets genau ein Vielfaches einer ägyptischen Elle sein soll.

[1]) Lewis, Prehistoric Remains in Cornwall; Journal of the Anthropol. Institute, Vol. XXV, No. 1, 1885.

Digitized by Google

Das läßt sich insofern mit unserem Maß in Übereinstimmung bringen, als die alte königliche Elle in Ägypten 52 bis 53 cm, also ungefähr 2 Fuß groß war[1]).

IX.

Es wird eine lohnende Aufgabe sein, auch andere Teile Deutschlands auf solche Überreste von Kalenderanlagen hin zu untersuchen. Auf einige will ich hinweisen[2]). Bei v. Hirschfeld werden noch folgende Steinkreise genannt: 1. in der Geisheck bei Wiesbaden, 2. bei Bilkheim (Reg.-Bez. Wiesbaden), 3. bei Helmstädt, 4. auf Amrum, 5. auf Sylt. Kahle erwähnt (a. a. O. S. 230) einen Doppelring um eine Grabanlage bei Tensfeld in Holstein.

Forrer bildet in seinem Reallexikon einen Miniaturkreis ab, den er auf dem Odilienberg unterhalb des einst vorhandenen Steinkreistempels gefunden hat. Er besteht aus wohl fünf konzentrischen Kreisen kleiner Sandsteinpflöcke und hat nur 1,70 m Durchmesser. Sein Außenring scheint 72 Steine (fünftägige Wochen im Jahr) zu haben.

Für Ostpreußen gibt Hollack in den Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Übersichtskarte von Ostpreußen (Glogau 1908, S. LIV) Steinkreise zu Groß-Lensk und Grodtken an.

In der polnischen Literatur, die mir Herr Dr. Kostrzewski, Posen, zugängig machte, sind auch verschiedene Steinkreise beschrieben, mehrfach in der Nachbarschaft von Steindreiecken. Sie liegen größtenteils in Westpreußen, aber auch auf russischem Gebiet, bis in die Gegend von Lomscha.

Einer Anlage in Mitteldeutschland, den Mannuslesern aus Bd. II, S. 232 ff. bekannt, scheinen auch astronomische Absichten zugrunde zu liegen. Es ist das berühmte Seddiner Königsgrab. In einem besonderen Aufsatz im „Weltall", 14. Jahrg., Heft 19, behandelt Albrecht diese Frage. Ich will kurz das anführen, was in den Rahmen unserer Untersuchungen fällt.

Aus einem Lageplan, den der Geologe Dr. Solger 1909 aufgenommen hat, schließt Albrecht, daß die runde Grabkammer in etwa 17 m Entfernung vom Hügelmittelpunkt liege und der Durchmesser der kreisförmigen Steinsetzung am Hügelrande etwa 130 m betrage. Er folgert, daß bei Annahme eines Fußmaßes von 28 cm Länge sich für Halbmesser und Exzentrizität als Vervielfältigungszahlen ungefähr 200 und 60 ergeben, und weist dabei auf die eigentümliche Rechnungsweise der Kelten und Nordgermanen nach Zwanziger-Einheiten hin.

Hier hat Albrecht etwas sehr abgerundet; denn 65 m (Halbmesser) durch 28 cm geteilt, gibt doch 232. 17 durch 0,28 ist allerdings 61. Unter

---

[1]) Hammer, Gesch. d. Landmessung in Ägypten. Z. f. Vermessungsw. 1908. S. 382.

[2]) Vielleicht finde ich Gelegenheit, ausführlicher darauf zurückzukommen.

Digitized by Google

Zugrundelegung des zu Odry gefundenen Maßes von rund 29 cm hätten wir genau 28 Ruten für den Durchmesser und, falls man die — schwer bestimmbare — Exzentrizität zu 18,5 statt 17 m annehmen darf, 4 Ruten für diese.

Albrecht sagt, daß die Linie vom Mittelpunkt über die Grabkammer hinweg ein Azimut von 135° (von N. über O.) habe, also dem Aufgangspunkt der Mittwintersonne entspreche, in entgegengesetzter Richtung betrachtet, nach Mittsommer-Untergang zeige. Auch eine Orientierung der Grabkammer durch die Linie von ihrem Mittelpunkt über die Mitte ihres Zugangs mit 24° von N. nach O. hält Albrecht für möglich.

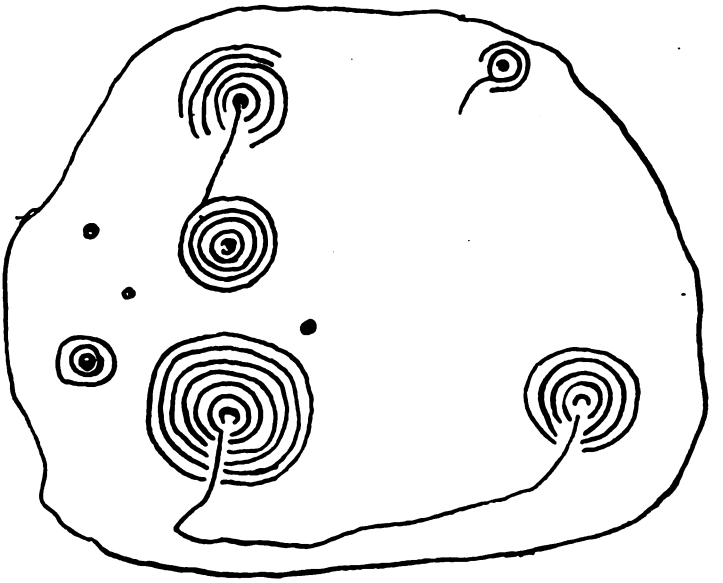


Abb. 11. Figurenstein von der Kuppe des Pfingsthügels (Northumberland). 1/27 Größe nach G. Tate. (Krause, Trojaburgen.)

Seine Ansicht ist durchaus wahrscheinlich. Nur müßten an Ort und Stelle genauere Messungen angestellt werden. War der Steinkreis am Hügelrande etwa ein Kalenderkreis? Ist der Hügel erst nachträglich aufgeschüttet?

So dürften sich auch anderwärts ähnliche Anlagen finden. Auch die Sagen, die sich z. B. in der Provinz Sachsen an einzelne Steine knüpfen, können zum Teil sehr wohl ihren Ursprung in der früheren astronomischen Bedeutung derselben haben. So wird[1]) von einer Laterne erzählt, die sich auf den Stein zubewegt und dort verschwindet, und von Wagen, die daselbst in den Grund fahren — untergehender Stern und Sonnenwagen?

[1]) Größler, Altheilige Steine in der Provinz Sachsen. Halle, Hendel 1896.

Digitized by Google

Vielleicht fällt bei weiteren Untersuchungen auch neues Licht auf die rätselhaften Bildersteine in England, natürlich anstehende Blöcke oder auch Menhire und Kreissteine, auf denen in tausendfacher Wiederholung konzentrische Kreise dargestellt sind. Diese stehen oft zu 3 oder 4 in einer Reihe und ihr „Radius" kann recht gut ein Überrest der Visur sein.

Bildersteine und Trojaburgen erweisen sich dann vielleicht als symbolische Nachahmungen der Steinkreise aus einer Zeit, in der man den eigentlichen Zweck nicht mehr kannte und nur von der Beziehung zur Sonne, zu bestimmten Festtagen und zum Wetter wußte.

Es ist klar, daß die Steine hauptsächlich durch ihre Zahl und die Stellung zueinander Aufschlüsse geben. Ein einmal umgeworfener Stein hat, selbst wenn er wieder „ganz genau" an seine Stelle gesetzt wird, den größten Teil seines Wertes als Urkunde verloren. Das wird man bei künftigen Ausgrabungen berücksichtigen, auch bezüglich der Hügel, die sehr wohl Beobachtungspunkte und auch Richtungspunkte sein können.

Abb. 12.
Steinfiguren von Horton-Mor $^1/_{27}$.
(Nach Willi Pastor, Aus germanischer Vorzeit, Abb. 35.)

Einleuchtend ist ferner, daß nur die genaueste Vermessung sichere Schlüsse gestattet. Denn selbst die Skizze eines Malers, wie sie dem Bericht Dr. Lissauers beigefügt ist, gestattet keine Erörterung mathematischer Fragen. (Sie ist andererseits aber wegen der Darstellung von damals wohl vorhandenen sechs Dreisteinen zwischen den Kreisen doch nicht wertlos.) (Abb. 13.)

Der Vorgeschichtsforscher hat sich ja meist die Fertigkeit in kleineren Aufnahmen angeeignet. Neben den so zahlreichen Gebieten, die er beherrschen muß, ist es aber nicht zu verlangen, daß er größere Vermessungen ausführen soll. Da möchte ich, so wie Devoir im Mannus I die Lehrer zur Mitarbeit aufruft, die Aufmerksamkeit auf einen anderen Beruf lenken.

Es gibt in Deutschland Tausende von geprüften und vereideten Landmessern, die als Katasterkontrollöre, Regierungslandmesser, städtische und Privatlandmesser, in einigen Staaten als Geometer, fast in jedem Städtchen zu finden sind. Man ziehe diesen Beruf zur Mitarbeit heran. Der Landmesser ist auch Kenner und Verwahrer alter Flurkarten, die dem Vorgeschichtler oft willkommene Aufschlüsse geben, er kommt bei seinen Arbeiten in die entlegensten Winkel der Gegend und ist in steter Berührung mit der Landbevölkerung. Die Bodenarbeiten bei Wege- und Tiefbauten fördern viele Funde zutage. Er würde durch seine Mitarbeit gern einen Teil des Schadens wieder gutmachen, den er wider seinen Willen oft bei Wegebauten, Land-

Digitized by Google

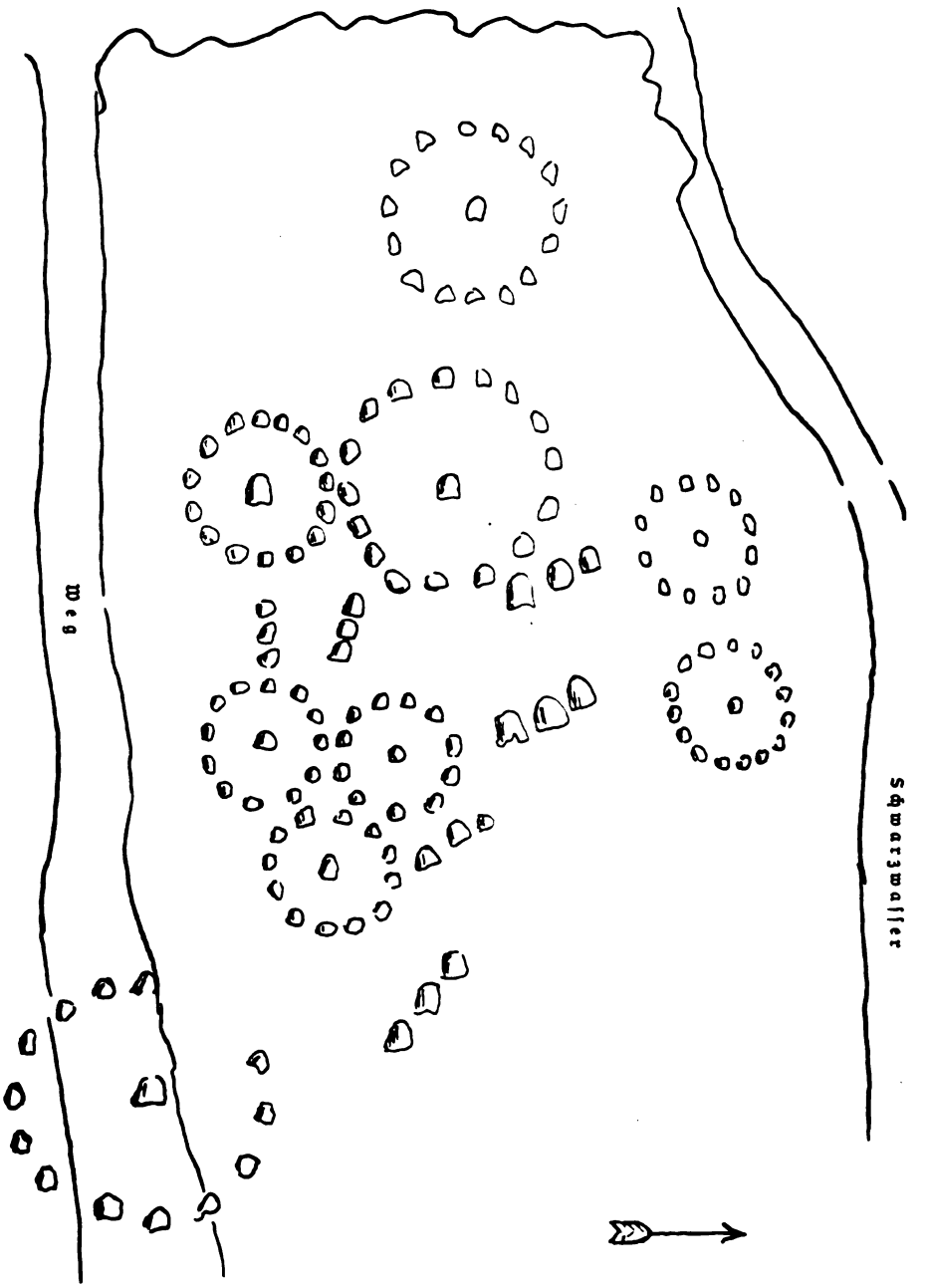


Abb. 13. Die Cromlechs und Trilithen bei Odry (Skizze des Malers Stryowski). (Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Neue Folge III, 3. 1874.)

Digitized by Google

umlegungen und Parzellierungen den Bodenaltertümern der Heimat zufügen muß.

Noch viele Rätsel bleiben ungelöst. Wie sind die Gräber in die Kreise gekommen? Ist es derselbe Brauch gewesen, nach dem wir jetzt noch die Toten in unseren Kirchen beisetzen?[1]) Dafür sprächen ja die zwei Bestattungen übereinander in Blandau[2]), Bordzichow[3]) und Münsterwalde[4]) und die Tatsache, daß es Kreise ohne Bestattung gibt[5]). Was für ein Volk hat die Steinsetzungen erbaut?

Doch das alles mögen die Vorgeschichtsforscher entscheiden. Einen Schritt vorwärts in der Erkenntnis haben uns die Kreise zu Odry gebracht. Mögen diese Zeilen zu weiteren Untersuchungen anregen.

---

[1]) Vergl. W. Pastor, Zeitschrift für Ethnologie. 1910, S. 963.
[2]) Lissauer, a. a. O. S. 148.
[3]) Daselbst S. 155.
[4]) Daselbst S. 158.
[5]) Krause, Tuiskoland. S. 74.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Skelettreste aus Steinzeitgräbern in der Uckermark

beschrieben und beurteilt von Prof. Dr. Strauch.

(Zur Abhandlung „Neuere Funde von Steinzeitgräbern in der Uckermark" Mannus VII, S. 33 ff.)

Stolzenhagen.

Steinplattenkiste.

Skelett A.

Vom Skelett sind vorhanden:

4 Röhrenknochenreste,
1 Schädel,
ein kleiner Rest vom Oberkiefer und
die rechte Hälfte vom Unterkiefer.

Die Röhrenknochen erweisen sich als die beiden Oberschenkel und beiden Schienbeine.

Diese Knochen sind zwar recht defekt, vor allen Dingen fehlen an jedem einzelnen entweder die oberen oder die unteren Gelenkenden, so daß sie eine sichere Messung nicht zulassen, und damit ein Schluß auf die gesamte Körperlänge des Individuums nicht sicher zu ziehen ist.

Aber immerhin, besonders beim Danebenlegen entsprechender Vergleichsknochen, haben die gefundenen Oberschenkelknochen eine Länge von 455 mm und die Schienbeine eine solche von 375 mm.

Dies ergibt nach Toldt ungefähr eine Körperlänge von 170 cm.

Allgemein sei weiter hervorgehoben, daß die Oberschenkel, wenn sie auch schlank und gar nicht plump erscheinen, so doch überaus kräftig gewesen sein müssen, wofür die starke und deutlich hervorspringende sogenannte Muskelleiste, rauhe Linien u. dgl. sowohl am Oberschenkel, wie am Unterschenkel sprechen.

Daraus ist ein Rückschluß auf gute und kräftige Muskulatur und straffe Anspannung der Muskeln im Leben möglich.

Digitized by Google

Der Schädel.

Es läßt sich nur das Längenmaß des Schädels mit 196 mm nehmen; da ein großer Teil der rechten Seitenfläche fehlt, ist die Breite nicht bestimmbar, ein genauer Index deshalb nicht zu berechnen, aber unzweifelhaft ist dieser Schädel ein ausgesprochener Langkopf.

Die kleinste Stirnbreite (direkte Entfernung der einander am meisten genäherten Punkte der halbkreisförmigen Linien an der Stirn) beträgt 94 mm.

Die Augenbrauenwülste springen nur mäßig vor. Es fällt auf, daß zu den starken Knochenleisten an den unteren Gliedmaßen nur die Muskelleisten am Hinterhaupt ziemlich schwach ausgebildet sind.

Der Schädel macht nach diesen Maßen und in seiner ganzen Bildung einen schönen, ebenmäßigen, man kann sagen, edlen Eindruck.

In bezug auf die Altersbestimmung ist bedauerlich der Mangel der Zähne, denn sowohl die Reste vom Oberkiefer wie vom Unterkiefer sind so defekt, daß nicht einmal mit Sicherheit gesagt werden kann, daß dieselben zu diesem Schädel gehören. Man ist somit nur auf die Beschaffenheit der Nähte angewiesen, und in der Richtung ist hervorzuheben, daß die Nähte fast völlig verstrichen sind, somit der Schädel einem älteren Individuum, wohl über 50 Jahre, angehört haben mag.

Zu erwähnen ist noch, daß in der Gegend des linken Scheitelbeinhöckers sich eine 95 mm lange, 19 mm breite, flache Vertiefung findet, und eine ähnliche, aber kleinere, am linken Stirnbeinhöcker, in deren Tiefe zum Teil die Schwammsubstanz sichtbar wird. Diese Vertiefungen sind wohl während des Lebens entstanden und mögen vielleicht durch irgendeine mit Knochenschwund einhergehende Erkrankung in Zusammenhang gestanden haben (Syphilis?).

Stolzenhagen.

Steinplattenkiste.

Skelett B.

Vom Skelett sind vorhanden:
ein Schädel und
drei defekte Röhrenknochen.

Was zunächst den Schädel betrifft, so macht derselbe durch sein Ebenmaß, durch seine schöne schlanke Form einen geradezu edlen Eindruck. Er zeigt auf den ersten Blick, daß er in ausgesprochener Weise ein Langschädel ist und zwar ein solcher, wie man ihn in dieser Wohlgestalt und in diesem Ebenmaß nur selten antrifft.

Seine größte Länge beträgt 188 mm, seine größte Breite 135 mm. Hieraus ergibt sich als Längen-Breiten-Index 71,8 (ausgesprochener Dolichocephalus).

Digitized by Google

Die größte Stirnbreite, die in der größten Breite der Kranznaht liegt, beträgt 108 mm; die kleinste Stirnbreite, die direkte Entfernung der einander am meisten genäherten Punkte der halbkreisförmigen Linien an der Stirn, beträgt 98 mm.

Wenn auch die Schädelgrundfläche teilweise fehlt, so ist sie doch in den hinteren Abschnitten erhalten und vor allem ist das Hinterhauptloch in seinem ganzen Umfang noch vorhanden.

Es läßt sich also auch die Höhe des Schädels messen, d. h. der Abstand von der Mitte des vorderen Randes des großen Hinterhauptloches bis zum Bregma (Schnittpunkt der Kranznaht und Pfeilnaht). Dieses Maß beträgt 136 mm.

Aus dieser Länge und dieser Höhe ergibt sich ein Längen-Höhen-Index von 72,34.

Wenn schon ohne Messung dieser schöne Schädelrest weder als besonders flach noch als besonders hoch imponiert, so beweist dieser genau ermittelte Längen-Höhen-Index, daß er zu den sogenannten Orthocephali gehört.

Die Augenbrauenwülste springen nur in der Gegend der Nasenwurzel etwas vor, sonst sind sie flach und schön geschwungen.

Die Schädelnähte sind fast überall noch deutlich erhalten. Wenn sie auch an den seitlichen Enden der Kranznaht und im Beginn des hinteren Drittels der Pfeilnaht etwas zu verstreichen anfangen, so läßt sich doch aus ihrer Beschaffenheit der Schluß ziehen, daß sich der Mensch befunden hat ungefähr in einem Alter um das 45. Lebensjahr herum.

Auch daß die Nähte nirgends irgendwie Schaltknochenbildung oder sonstige Auffälligkeiten darbieten, zeigt, daß das Individuum eine ungestörte und gute Entwicklung durchgemacht hat.

Die Muskelleisten an der Hinterhauptschuppe sind nur mäßig stark entwickelt, haben also offenbar einer nur mäßig starken Nackenmuskulatur zum Ansatz gedient.

Der Längendurchmesser des großen Hinterhauptloches (Basion-Opisthion) beträgt 34 mm, der Querdurchmesser 30 mm.

An den Bruchstücken der Röhrenknochen sind die kräftigen, gut ausgebildeten Muskelleisten als die Ansatzstellen der Muskeln und Sehnen bemerkenswert. Bei dem so sehr defekten Zustand der Röhrenknochen ist die Körperlänge des Individuums nicht zu ermitteln.

Was das Alter betrifft, so handelt es sich nach der Beschaffenheit der Knochen und der Schädelnähte anscheinend um einen erwachsenen Menschen, vielleicht um das 40. Jahr herum. Das Geschlecht ist, wie meist, mit Sicherheit nicht zu bestimmen.

Jedenfalls war es eine gut gewachsene schlanke Persönlichkeit.

Das Fehlen von Schaltknochen, die Gleichmäßigkeit und, man möchte sagen, edle Form des Schädels, das Fehlen jeglicher Entartungszeichen oder

Digitized by Google

Zeichen von Minderwertigkeit des Individuums deuten auf eine durchaus gesunde, gleichmäßig und gut entwickelte Persönlichkeit.

Nach dem allgemeinen Eindruck, nach der Schlankheit und dem grazilen Bau des Schädeldaches ist vielleicht eher an ein weibliches Individuum zu denken.

Melzow.

Kgl. Forst. Jagen V.

Steinplattenkiste 4.

Das Grab 4 Jagen V enthält Knochenreste eines kindlichen Individuums.

Es liegen vor Reste von platten Knochen des Schädels, von Röhrenknochen, Rippen und Gliedmaßen- und Kieferreste.

Eine ungefähre Bestimmung des Alters lassen allein die Gliedmaßenknochenreste zu und zwar vor allem der Rest des rechten Oberschenkelbeins, welcher mit einer Länge von 180 bis 190 mm dem ungefähren Alter eines Individuums von 3 bis 3½ Jahren entspricht.

Ein Kind im Alter von 3 bis 3½ Jahren hat durchschnittlich eine Körperlänge von etwa 90 cm. Es paßt mithin diese Altersbestimmung zu der Länge der lichten Weite der Steinkiste mit 60 cm, da ja das Skelett als Hocker darin gefunden sein soll.

Auch was sonst an Gliedmaßenknochen noch vorhanden ist und Messungen zuläßt, stimmt ungefähr mit diesem ermittelten Alter überein.

Die Beckenknochen zeigen deutlich, daß eine noch vollständige knorpelige Verbindung zwischen den einzelnen Knochen des Beckengürtels bestand.

Auch unter den Rippenknochenresten ist vor allem das rechte Schlüsselbein charakteristisch, und auch dessen Maß mit etwa 70 mm stimmt zu dem ermittelten Alter von 3 bis 3½ Jahren.

Die Schädelknochenreste als solche sind überaus defekt, haben die Beschaffenheit der Knochen von Kindern in zartem Alter, sie zeigen nirgends eine Verletzung oder sonst irgend etwas Charakteristisches.

Die vorgefundenen Zähne sind die eines Milchgebisses, und in dem einen Unterkieferteil sieht man den einen Backzahn noch nicht ganz durchgebrochen. Die vorhandenen Zähne sind alle soweit gesund und zeigen keinerlei besondere Abkauung.

Steinplattenkiste 5.

Aus Grab 5 liegen vor zahlreiche Trümmer von Gliedmaßenknochen, vom Becken, Schulterblättern, Rippen, Schädeldachknochen und Kieferreste.

Von den Röhrenknochen ist am besten erhalten ein linkes Oberschenkelbein.

Alle Knochenreste gehören nur einem Individuum an, und um über das Alter desselben ungefähr einen Anhalt zu gewinnen, läßt allein das linke Oberschenkelbein eine Messung zu; da aber das untere Gelenkende gänzlich

Digitized by Google

fehlt, so ist auch diese Feststellung zunächst nur sehr unvollkommen ausführbar und würde die Länge des vollständigen Knochens 40 cm betragen. Dies würde ungefähr einem Alter von 20 Jahren entsprechen.

Mit dieser Feststellung stimmt auch das Maß des rechten Oberarmbeins überein, welches mit einer ungefähren Länge von 28 cm zu derselben Altersstufe heraufreicht, und das der einen Elle von 21 cm.

Die Knochenleisten an den Gliedmaßenknochen sind, wenn auch deutlich angelegt, so doch nicht stark ausgebildet und lassen immerhin einen Rückschluß, bei Berücksichtigung der Jugend, auf eine straffe und gute Muskulatur zu.

An den Oberarmbeinen fällt auf und ist hervorzuheben, daß am rechten Oberarmbein an seinem Ellenbogenteil die Grube des Rollhügels, die zur Aufnahme des Ellenbogenfortsatzes dient, auffallend tief ist.

Die Knochenschicht ist hier sehr dünn und am rechten Oberarmbein ist hier ein rundliches Loch, das sogenannte Foramen supratrochleare, es ist ein Loch von 4 mm Durchmesser.

Am linken Oberarmbein ist das gleiche zu beobachten, nur ist hier das Loch rundlicher und von drei Knochenbälkchen senkrecht durchzogen.

Dieser Befund ist anatomisch wichtig und ich verweise auf das bei Beschreibung der Knochenreste aus dem Grabe Galgenberg 5 bei Melzow näher hierüber Angeführte.

Durch die drei Knochenbälkchen, welche sich durch das Loch am linken Oberarmbein hindurchziehen, erweckt es allerdings hier den Anschein, als ob doch diese Lochbildung auf Usur durch übermäßige Bewegungen im Ellenbogengelenk (Durchdrücken des Armes) zurückzuführen sei. Dies aber würde bei dem zweifellos jugendlichen Alter des Individuums auch wiederum auffallend und selten sein.

Die Reste der platten Knochen (Schädeldach, Schulterblatt) bieten nichts Besonderes dar. Sie sind stark mit fest anhaftenden erdigen Teilen krustiert und klingen, durcheinandergeschüttelt, wie Porzellanscherben, ein Klang, den man häufig bei Knochen beobachtet, bei denen jede Spur organischer Substanz zerstört ist durch Verwitterung, oder wenn sie dem Feuer ausgesetzt gewesen sind.

Anhaltspunkte, wie lange die Funde in der Erde gelegen haben, lassen sich auch durch diese Beobachtung nicht ermitteln.

Was die Kieferreste betrifft, so zeigt der Unterkiefer, der in zwei Teile zerbrochen ist, 14 bleibende Zähne.

Der dritte Mahlzahn jederseits ist noch nicht durchgebrochen. Die Zähne sind durchweg gesund, wenig abgekaut und auch dieser Befund unterstützt durch die Anzahl und Beschaffenheit der Zähne das aus den Röhrenknochen ermittelte Alter.

Auch die rechte Hälfte des Oberkieferbeins gehört zu diesem Unterkiefer, denn auch er zeigt die entsprechenden 7 Oberkieferzähne von der gleichen Beschaffenheit.

Digitized by Google

Die in der Streichholzschachtel befindlichen Zähne gehören kaum zu dieser Leiche, denn mehrere Zähne waren noch gar nicht zum Durchbruch gekommen und stellen kindliche Zähne dar.

Dem ermittelten Alter des Individuums, von dem die Knochenreste aus Grab 5 stammen, ungefähr 20 Jahre, würde durchschnittlich eine Körperlänge von etwa 170 cm entsprechen, die also wohl vereinbar ist mit der angeblichen Länge von 90 cm in der lichten Weite der Steinkiste, wenn, wie es hieß, das Skelett in Form eines liegenden Hockers aufgefunden wurde.

Steinplattenkiste 6.

Aus Grab 6 liegen nur spärliche Reste von Röhrenknochen und zwei Wirbelreste vor.

Von den Röhrenknochen sind zwei als die Mittelstücke vom rechten und linken Oberschenkelbein bestimmbar.

Da die oberen und unteren Gelenkenden jederseits fehlen, so ist die Länge dieser Beine nicht sicher zu messen, ungefähr sind aber die Längen auf 380 bis 400 mm zu schätzen und somit das Alter des Individuums anzunehmen auf 15 bis 20 Jahre.

An der hinteren Fläche der Oberschenkelbeine sind die sogenannten Muskelleisten sehr kräftig hervorragend und stark ausgebildet.

Dieser Befund spricht für stark ausgebildete, straffe Muskulatur und ist bei einem so jungen Individuum (kaum 20 Jahre alt) höchst auffallend.

Die anderen Röhrenknochenreste sind durch Baumwurzeln vielfach durchwachsen, auseinandergesprengt und unbestimmbar.

Die Wirbelreste zeigen nichts Besonderes.

Die vorhandenen Zähne zeigen gleichfalls jugendlichen Charakter und sind wenig abgekaut.

Steinplattenkiste 7.

Grab 7 birgt die Knochenreste eines Kindes im Alter von etwa 3 Jahren.

Das Alter geht hervor aus den Maßen der beiden Oberschenkelbeinreste, ungefähr 170 mm Länge.

Auch stimmt die Zartheit der übrigen Knochen mit diesem Alter durchaus überein, desgleichen der Rest der kleinen Darmbeinschaufel.

Das eine flache Knochenstück der Schädelkapsel zeigt an dem der Nahtstelle gegenüberliegenden Rande eine auffallende Glätte, wie abgerollt oder abgegriffen, und hat wiederum einen auffälligen, porzellanscherbenartigen Klang.

Außerdem finden sich dann noch Rippenreste, Wirbelreste und vereinzelte Schädelkapselreste.

Der in der Streichholzschachtel befindliche Zahn ist ein Milchbackenzahn, der vielleicht vor kurzem erst durchgebrochen war.

Digitized by Google

Da aus dem Begleitschreiben hervorgeht, daß die Länge der Steinkiste 35 cm betragen hat, so würde der durchschnittlichen Länge eines 3 Jahre alten Kindes von ungefähr 85 bis 95 cm der Innenraum des Grabes nur entsprechen, wenn die Hockerstellung hier eine sehr ausgesprochene war.

Steinplattenkiste 9.

Auch dieses Grab enthält die Reste eines kindlichen Skeletts ähnlich wie Grab 7.

Es finden sich Reste von Rippen, Wirbeln, Gliedmaßenknochen, Beckenknochen und Kopfknochen.

Die Reste sind stark defekt, genauere Maße deshalb kaum zu nehmen, nur aus dem einen Schienbein läßt sich bei einer Länge von 140 bis 150 mm auf ein Alter von etwa 3 Jahren schließen.

Bedeutsam ist, daß das Stirnbein dieses kindlichen Schädeldaches bei guter Modellierung und Form bereits eine fast völlige Verknöcherung der beiden Stirnbeinhälften zeigt.

Diese Verknöcherung ist individuell, bisweilen schwankend, macht sich aber im 2. oder 3. Lebensjahr bemerkbar und zwar derartig, daß die Verknöcherung in diesem Alter meist vor sich geht; nur knapp über der Nasenwurzel bleiben noch Reste der Naht, gewöhnlich bis gegen das 4. Lebensjahr, bemerkbar, und auch hier ist noch eine Andeutung der Naht über der Nasenwurzel, ungefähr auf eine Länge von 7 mm, bemerkbar.

Melzow.

Galgenberg Flachgrab 1.

Skelett A.

Es liegen vor außer dem Schädel nebst Unterkiefer sehr defekte Gliedmaßenknochen, andere Röhrenknochen, Wirbelstücke und ein Oberkieferteil.

Die Gliedmaßenknochen zeichnen sich insgesamt aus durch einen besonders starken und wuchtigen Bau. Sie haben sehr kräftige und vorspringende Muskelleisten, scharfe Kanten und dicke Knorren.

Der einzige Knochen, der, wenn auch sehr stark defekt, doch eine gewisse Messung zuläßt, ist das rechte Oberschenkelbein, dessen Gesamtlänge mit ungefähr 450 mm auf einen erwachsenen Menschen schließen läßt.

Gerade an diesem Knochen sind an der hinteren Fläche die Knochenleisten zum Ansatz der Sehnen und Muskeln besonders stark ausgebildet.

Auch die Reste des Schienbeins zeigen eine auffallende Breite von fast 5 cm.

Wie starknochig das Individuum gewesen ist, ist ferner besonders erkenntlich auch aus dem Umfang und der Massigkeit und Breite des linken Oberarmbeins, bei dem die Rauhigkeit an der äußeren Fläche des Mittel-

Digitized by Google

stücks geradezu zu einem dicken gewundenen Knorren oder Wulst ausgebildet ist, so daß man von diesem, der die Ansatzstelle des großen Schultermuskels, des sogenannten dreieckigen Muskels, darstellt, auf eine mächtige Muskulatur des Oberarms und des Schultergürtels rückzuschließen berechtigt ist.

Die Reste von den übrigen kleineren Gliedmaßenknochen, vom Schulterblatt, der Kniescheibe, die Wirbelreste sind, soweit der stark defekte Zustand Schlüsse zuläßt, ohne Besonderheiten.

Der zu diesen Resten gehörige Schädel ist leider an beiden Seitenflächen eingedrückt gewesen und die Rekonstruktion hat die völlige Wölbung nicht ganz wieder herzustellen vermocht; deshalb war eine genaue Messung der „größten Breite" nicht möglich. Aber aus der ganzen Bildung der fast völlig erhaltenen Scheitelbeine zu schließen, ist der Schädel sicher nicht breit gewesen und stellt mit einer Länge von 199 mm einen so schönen, typischen Langkopf dar, wie man ihn nur selten beobachtet.

Hierzu passen auch die ermittelten Maße der Stirn, nämlich die größte Stirnbreite mit annähernd 117 mm, die kleinste Stirnbreite mit 95 mm.

Nach seinen Nähten zu urteilen, ist der Schädel der eines erwachsenen Menschen gewesen in der Höhe seiner Entwicklung, vielleicht um das 30. bis 40. Lebensjahr herum.

Die Augenbrauenwülste springen oberhalb der Nasenwurzel etwas hervor, vermögen aber nicht den Eindruck des Ebenmaßes und der edlen Form der Stirn und des Schädels zu stören.

Leider fehlt der größte Teil der Schädelgrundfläche und des Gesichtsschädels, aber aus den noch vorhandenen Resten scheint das Gesicht eher etwas niedrig als hoch gewesen zu sein.

Das Hinterhauptbein zeigt mäßig starke, halbkreisförmige Muskellinien, die mithin nur einer mäßig starken Nackenmuskulatur zum Ansatz gedient haben mögen.

Verletzungen, die das Leben bedrohten, zeigt der Schädel nicht, ebenso keinerlei Mißbildung oder sonstige Auffälligkeiten.

Ob der Schädel einem Mann oder einem Weib angehört hat, war nicht zu ermitteln.

Der zu dem Schädel offenbar passende Unterkiefer ist dem ganzen Schädelbau entsprechend mehr schlank und leicht, nicht massig geformt, dabei doch kräftig, mit kräftigen Kaumuskelansatzstellen.

Die Breite des Unterkieferastes beträgt 31 mm. Die Breite des Unterkiefers am Winkel — Unterkieferwinkelbreite oder sogenannte untere Gesichtsbreite — beträgt 99 mm.

Das Kinn sprang im Leben gewiß etwas leicht vor.

Im Unterkiefer befinden sich 15 wohlerhaltene Zähne. Dieselben sind mäßig kräftig, zeigen aber deutlich Abkauung.

Digitized by Google

Der linke, mittlere Mahlzahn zeigt an seiner Außenfläche eine rundliche, 4 mm lange, 3 mm breite, flache Vertiefung. Ob dieselbe, die ja noch eben unter dem Zahnfleischüberzug gelegen haben muß, von einer Karies (Zahnfäule) herrührt, kann nicht entschieden werden.

Der mittlere rechte Mahlzahn ist schon vor dem Tode ausgefallen, und an den beiden hinteren Mahlzähnen rechts und links finden sich ebenfalls an der Außenfläche, dicht unterhalb des Zahnfleischüberzuges je eine kleinere, rundliche Vertiefung, ähnlich wie die am linken mittleren Mahlzahn.

Zu diesem Unterkiefer paßt dem Gebiß nach und nach der ganzen Bildung und dem Erhaltungszustand der dabei liegende Teil des Zahnfortsatzes des Oberkieferbeines mit 10 Zähnen, die in bezug auf Form und Abkauung den Unterkieferzähnen gleichen.

Hierzu kommen noch die drei Zähne, die in dem beigepackten Knochenstück stecken, welch Knochenstück zum Oberkieferrest gehört, so daß 13 Oberkieferzähne vorliegen.

In der Zahnreihe fehlt der erste linke obere Mahlzahn und zeigt die Beschaffenheit des Zahnfortsatzes an dieser Stelle, daß dieser Zahn schon lange vor dem Tode ausgefallen ist, denn die Zahnzelle ist ganz geschwunden, atrophisch.

Melzow.

Galgenberg Flachgrab 1.

Skelett B.

Vom Skelett B aus Grab 1 Galgenberg liegen vor außer einigen spärlichen Resten flacher Schädeldachknochen und Wirbelresten kleine Rippenbruchstücke und eine Anzahl von Röhrenknochen von Gliedmaßen: drei Handwurzelknochen und zwei Fingerglieder, außerdem ein Stück des linken Schlüsselbeins, ferner sieben Bruchstücke von größeren Röhrenknochen, von denen sich nur das linke Oberschenkelbein noch annähernd zusammenpassen und messen läßt. Außerdem ein Teil der linken Hüftgelenkpfanne.

Die Länge des Oberschenkelbeins entspricht mit ungefähr 42 cm der eines erwachsenen Menschen, über 24 Jahre.

Zu dieser Altersbestimmung stimmt auch der Bau und die Beschaffenheit der übrigen Knochen.

Auch die noch vorhandenen Schädelknochenreste, soweit sie noch Nahtspuren an sich tragen, zeigen, daß diese Nähte gar nicht verknöchert waren, diese Schädelknochen also auch zu dem ermittelten Alter passen würden.

Eines der Schädelknochenstücke zeigt ein eigenartiges, zerfressenes Aussehen, wie man es bei Knochenfraß am Schädel findet, meist auf Syphilis beruhend, an der Außenfläche. Aber auch an der Innenfläche sind einzelne derartige unregelmäßige, flache Vertiefungen, die es immerhin möglich machen, daß dieselben auch nur eigenartige Verwitterungserscheinungen sind.

Digitized by Google

Melzow.

Galgenberg Flachgrab 2.

Von den Resten aus dem Grabe 2 auf dem Galgenberg sind nur vorhanden drei Röhrenknochen von unteren Gliedmaßen, nämlich von beiden Oberschenkelbeinen und ein Schienbein, außerdem das untere Gelenkende des rechten Oberschenkelbeins, das durch besonders große Mächtigkeit der Entwicklung und Breite und Tiefe der Kniekehlengrube auffällt.

Sie gehörten zweifellos einem voll erwachsenen Menschen, wahrscheinlich einem Manne, an. Näheres über das Alter läßt sich aber bei dem defekten Zustand nicht gut sagen.

Melzow.

Galgenberg Flachgrab 3.

Aus dem Grabe 3 auf dem Galgenberg liegen vor außer der Schädelkalotte, dem Unterkiefer, einzelnen Bruchstücken der Schädelgrundfläche und des Gesichtsschädels eine größere Anzahl von Röhrenknochenresten der oberen und unteren Gliedmaßen, ferner Wirbelreste und der Rest eines Schulterblattes, sowie die beiden defekten Schlüsselbeine.

Die Knochen sind insgesamt kräftig mit mäßig starken Muskelleisten, und gehörten nach den Maßen, soweit sich solche nehmen ließen, einem ungewöhnlich großen Individuum an.

Das Oberschenkelbein hat im Leben eine Länge von fast 47 bis 48 cm gehabt, würde also einem Individuum von beinahe 180 cm Körperhöhe entsprechen.

Die Schienbeinknochen sind etwas platt und sehr scharfkantig, das rechte hat eine Länge von 36 cm, weist also auch seinerseits auf eine beträchtliche Körperlänge hin.

Die neben den Röhrenknochen befindlichen Gelenkfortsatzreste und Reste des Beckenknochens, des Hüftbeinknochens, lassen bestimmte Schlüsse nicht zu, ebenso nicht die vielen, kleineren Knochenstücke, die den oberen Gliedmaßen anzugehören scheinen.

Der linke Schlüsselbeinrest zeigt mit einer Gesamtlänge von ungefähr 140 mm, daß die große Entwicklung des Individuums mehr eine Längenentwicklung war, daß aber der knöcherne Brustkorb jedenfalls nicht besonders weit ausladend und breit gewesen ist.

Was die Kopfskelettreste betrifft, so läßt die Schädelkalotte nur die größte Länge messen, 195 mm, während die größte Breite durch das Fehlen der rechten Schädelhälfte nur schätzungsweise mit 140 mm ermittelt werden kann. Es würde dies einem Index von 71,8 entsprechen.

Es gehört also der Schädel in ausgesprochener Weise zu den sogenannten Langschädeln.

Digitized by Google

Die Nähte am Schädel sind deutlich erkennbar, es ist aber die Pfeilnaht nur noch in Resten vorhanden, sonst bereits verstrichen.

Die Augenbrauenwülste treten fast gar nicht hervor und das Schädeldach hat eine wohlgebildete, edle, schlanke Form.

Auch die Warzenfortsätze beider Schläfenbeinreste sind von schlanker Bildung.

Irgendwelche sogenannte Entartungszeichen, Abnormitäten oder Mißbildungen weisen die Kopfskelettreste nicht auf.

Der Oberkiefer ist schlank und leicht gebaut, nicht derb, das Kinn springt in geringem Maße vor.

Die in die Zahnzellen eingesteckten, zum Teil eingelesmten Zähne scheinen mir nicht ganz sicher so in der Weise hinein zu gehören, wie sie eingesetzt sind, besonders scheinen die rechten Mahlzähne, vornehmlich der hintere, im Leben ausgefallen gewesen zu sein, wofür die Beschaffenheit der Zahnzellen zu sprechen scheint.

Die Zähne sind so defekt und zum Teil verwittert, daß über ihre Abkauung sicheres nicht gesagt werden kann.

Im ganzen sind die vorhandenen Zähne, auch die des Oberkieferrestes, schlank und zart.

Am Oberkiefer scheinen sie etwas mehr abgekaut zu sein wie am Unterkiefer, jedenfalls ist das ganze Gebiß durch die Dürftigkeit der Zahnentwicklung auffallend, besonders im Hinblick auf die große Persönlichkeit, und hieraus, wie aus dem grazilen, schlanken Knochenbau, möchte ich eher auf ein weibliches Individuum schließen.

Melzow.

Galgenberg Flachgrab 5.

Aus dem Grabe 5 auf dem Galgenberg liegen vor eine größere Anzahl von Wirbel- und Rippenresten, an denen nichts Besonderes zu bemerken ist, ferner Kieferreste, Teile des knöchernen Beckenrings und vor allem lange Röhrenknochen.

Von diesen sind am bemerkenswertesten die beiden Oberarmbeine, von welchen das linke durch sein Längenmaß von annähernd 300 mm Rückschlüsse auf das Alter des Individuums zuläßt. Dasselbe ist dementsprechend auf ungefähr 20 Jahre zu schätzen.

Aber die beiden Oberarmbeine sind noch in anderer Beziehung wichtig, sie bieten nämlich beide, das linke mehr wie das rechte, eine besonders tiefe obere Rollhügelgrube dar, und eine ovale, quergestellte Durchlöcherung dieser Grube, ein sogenanntes Foramen supratrochleare.

Diese Lochbildung am unteren Gelenkende eines Oberarmbeins ist keineswegs zunächst etwa entstanden durch posthume Verletzungen dieser

Digitized by Google

Stelle, denn die Ränder des Loches sind glatt und gleichmäßig, auch wohl nicht dadurch entstanden, daß bei übermäßiger Beugung und Streckung des Armes im Leben der Hakenfortsatz einerseits und der Kronenfortsatz andererseits des Ellenknochens gegen diese Grube andrückte, den Knochen allmählich verdünnte und schließlich die Stelle atrophisch machte, sondern man muß sie wohl als eine Defektbildung ansehen.

In den anatomischen Werken ist nicht allzu viel darüber niedergelegt; aber nach R. Wiedersheim findet man diese Durchlöcherung „häufig bei niederen Menschenrassen, z. B. bei südamerikanischen Völkern, den Weddas, bei letzteren in ungefähr 58%, bei Skeletten aus der Steinzeit, bei Anthropoiden (Gorilla, Orang und niederen Affen)".

Ich selbst habe sie bei gemeinschaftlich mit Professor Götze ausgeführten Untersuchungen von Knochenresten eines steinzeitlichen Ganggrabes bei Rimbeck, Kreis Warburg häufig beobachtet, und dann im Jahre 1909 an ägyptischen Knochenresten aus den Felsengräbern am westlichen Nilufer bei Assuan.

Besonders starke Muskelleisten sind an den Knochen dieses Grabes nicht bemerkbar, überhaupt machen die Knochen einen schlanken, mäßig kräftigen Eindruck.

Was die Kieferreste betrifft, so liegt vor ein fast vollständiger Unterkiefer und der Zahnfortsatz des Oberkieferbeins.

Die Zähne in diesen Knochenresten sind recht gut erhalten und fast vollständig, d. h. im Unterkiefer finden sich bis auf den linken Eckzahn sämtliche Zähne (15).

Die Zähne sind mäßig kräftig und mäßig stark. Sie zeigen im Gebiet der Schneidezähne, der Backenzähne und der ersten Mahlzähne eine deutliche Abkauung, während die zweiten Mahlzähne jederseits erheblich geringer abgekaut sind, und die Weisheitszähne, offenbar erst ganz kurz durchgebrochen, an ihrer Kaufläche noch sehr wenig gebraucht sind.

Die Oberkieferzähne sind, wie die des Unterkiefers, alle wohlgebildet und alle gesund.

Die vorhandenen Zähne zeigen bis auf die zweiten Mahlzähne eine deutliche, wenn auch nicht übermäßig starke Abkauung.

In bezug auf die Altersbestimmung des Individuums ist der meiste Wert auf die beiden Weisheitszähne zu legen.

Das Auftreten der sogenannten Weisheitszähne ist ja individuell verschieden, sie treten aber nicht vor dem 16. und nur selten nach dem 30. Lebensjahr auf.

Jedenfalls spricht das Vorhandensein beider Weisheitszähne und die geringe Abkauung derselben nicht gegen das aus der Länge des Oberarmbeins geschlossene Alter des Individuums, ungefähr 25 bis 30 Jahre.

Anhaltspunkte dafür, ob das Individuum männlich oder weiblich war, ergeben die Knochenreste nicht.

Digitized by Google

Zusammenfassung.

Stolzenhagen.

Skelett A gehörte einem Individuum von ungefähr 170 cm Körperlänge und einem annähernden Alter von 50 Jahren an, das einen, wenn auch schlanken, so doch überaus kräftigen Knochenbau besessen hat und auch eine straffe, kräftige Muskulatur, die sich allerdings hauptsächlich auf die Muskulatur der Gliedmaßen, weniger auf die des Nackens, erstreckte.

Der Schädel ist ein ausgesprochener Langkopf von ebenmäßiger, edler Form mit schmaler Stirn. Die Augenbrauenwülste springen nur mäßig hervor.

Es ist nach dem Befunde an den Schädelknochen möglich, daß das Individuum in den letzten Jahren seines Lebens an einer knochenfraßähnlichen Krankheit gelitten hat.

Vom Skelett B lagen nur geringe Reste zur Untersuchung vor, immerhin ließ sich erkennen, daß der Kopf ein besonders schön geformter, schlanker Langkopf war. Der Kopf war mäßig hoch, die Augenbrauenwülste sprangen nur gering vor.

Die Statur war gut gewachsen, schlank, das Individuum war ungefähr 40 bis 50 Jahre alt.

Vielleicht handelte es sich um ein Weib.

Melzow, Kgl. Forst, Jagen V.

Grab 4 enthielt ein Kind im Alter von 3 bis 3½ Jahren.

Grab 5 enthielt einen jugendlichen Menschen im Alter von ungefähr 20 Jahren mit einer wahrscheinlich trotz der Jugend straffen und guten Muskulatur.

Auch hier zeigen die Oberarmbeine die gleiche merkwürdige Defektbildung in Form eines Foramen supratrochleare wie die aus Grab 5 vom Galgenberge bei Melzow.

Grab 6 dieser Fundstelle enthielt ein Individuum von 15 bis 20 Jahren, das für sein Alter sicher sehr starke und kräftige, straffe Muskulatur gehabt hat.

Grab 7 barg ein Kind von etwa 3 Jahren.

Grab 9 enthielt ebenfalls die Reste eines kindlichen Skeletts.

Trotzdem die Knochenreste sehr stark defekt sind, ist nach den spärlichen Massen, die genommen werden konnten, und nach der Beschaffenheit der Stirnnahtreste auf ein annähernes Alter von 3 Jahren zu schließen.

Galgenberg bei Melzow.

Im Grab 1 gehört von den beiden Skeletten Skelett A einem erwachsenen Menschen in der Blüte seiner Jahre an, vielleicht im Alter von 30 bis 40 Jahren.

Digitized by Google

Ob es ein Mann oder ein Weib war, ließ sich nicht ermitteln.

Das Individuum war starknochig, die Gliedmaßen waren von besonders kräftigem und wuchtigem Bau, die Gliedmaßenmuskulatur war stärker als die Nackenmuskulatur, sicher kräftig und straff.

Das Individuum trug einen schmalen, typischen Langkopf von edler, schöner Form, schmaler Stirn. Die Augenbrauenwülste sprangen nur wenig hervor, auch das Kinn ragte nur leicht vor. Das Gesicht war eher etwas niedrig als hoch.

Seine Zähne waren wohl erhalten bis auf geringe Veränderungen an den Mahlzähnen.

Was das Skelett B betrifft, so gehörte auch dieses einem erwachsenen Menschen, jedenfalls im Alter von über 24 Jahren an.

Nach dem Befund des Schädels ist nicht ausgeschlossen, daß das Individuum an einer Knochenerkrankung des Schädeldaches gelitten hat.

Über das Geschlecht ist sicheres nicht festzustellen.

Auch das Grab 2 barg einen voll erwachsenen Menschen, bei dem aber die Reste nicht hinreichen, um sicheres über das Alter und das Geschlecht zu sagen.

Grab 3 barg einen besonders schlanken, hochgewachsenen Menschen mit einer Körperlänge von annähernd 180 cm und mit einem nicht allzu breit und weit ausladenden Brustkorb. Seine Muskulatur war nur mäßig stark entwickelt.

Sein Schädel war ein ausgesprochener Langschädel von einer sehr wohlgebildeten, schlanken, man kann sagen, edlen Form.

Das Kinn sprang nur in geringem Maße vor, die Augenbrauenwülste fast gar nicht.

Die Zähne waren nicht besonders kräftig, sondern mehr von zartem Bau und etwas dürftig.

Nach allem scheint es sich hier eher um ein Weib gehandelt zu haben.

Die Knochenreste in Grab 5 gehörten einem Individuum von 25 bis 30 Jahren an, das schlank, mäßig kräftig gebaut war, auch in seiner Muskulatur gewiß nicht über das Mittel hinausragte.

Es hatte gute, wohlerhaltene, kräftige, gesunde Zähne.

An beiden Oberarmbeinknochen ist hervorzuheben eine eigenartige, vielleicht als sogenanntes Entartungszeichen aufzufassende Defektbildung in Gestalt eines Foramen supratrochleare jederseits.

Über die Körpergröße und über das Geschlecht ließ sich nichts ermitteln.

Digitized by Google

Götterzeichen[1].

Von Dr. Just Bing, Bergen (Norwegen).

Mit 14 Textabbildungen.

In der neuen Ausgabe seiner „Deutschen Vorgeschichte" handelt Professor Kossinna von den Göttern der Felsenzeichnungen und spricht dabei die Überzeugung aus, daß diese Götter nicht nur die ältesten germanischen Götter sind, sondern daß sie in die indogermanische Periode hinaufreichen, wo die Germanen sich von der indogermanischen Völkereinheit noch nicht ausgesondert hatten[2]. Sprachlich zeigt sich dies Ausscheiden in der bekannten, von Jakob Grimm entdeckten Lautverschiebung. Ich werde im folgenden ein paar Beispiele geben, die zeigen mögen, daß Professor Kossinna in seiner Annahme recht hat.

I.

Axel Olrik hat nachgewiesen, daß es in der Religion der Lappen Erscheinungen gibt, die auf die alte nordische Religion, doch nicht auf die der

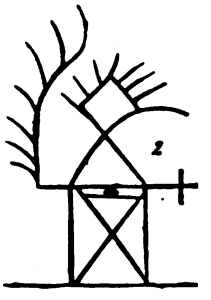


Abb. 1 u. 2. Waralden Olmay.

Wikingerzeit, sondern auf die des Bronzealters zurückweisen. Bei den Lappen findet sich ein Fruchtbarkeitsgott Waralden Olmay, der dem „Veraldar god"

[1]) Für sprachliche Bearbeitung des Aufsatzes ist Verfasser Herrn Professor Kossinna dankbar verpflichtet.

[2]) Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 2. Auflage. Würzburg 1914 S. 86.

Digitized by Google

entspricht; so haben die Sviar den Frey genannt. Auf einem Runebom vom 18. Jahrhundert hat dieser Waralden Olmay in der rechten Hand eine Hacke und zur linken Seite einen krummen Strich mit Zacken. Dies Bild ist eine Abänderung eines älteren Bildes, das im Strichschema in Rudbecks

Abb. 3. Kinnekulle, Schweden: Mann mit großer Hand und Axt.

Atlantica erhalten ist. Da ist die linke Hand in ein Renngeweih verwandelt; wir erkennen durch das jüngere Bild, daß gemeint ist, die Rechte halte eine Hacke. Dies Bild finden wir auf einer Felsenzeichnung von Kinnekulle wieder.

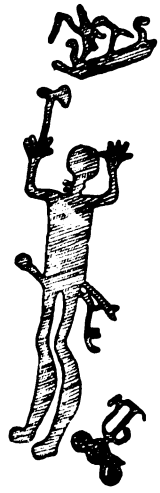


Abb. 4. Backa, Brastad, Bohuslän: „Skomakaren".

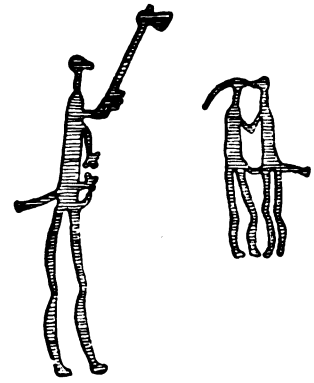


Abb. 5. Hvitlycke, Tanum, Bohuslän: Die Hochzeit.

Hier hält die eine Hand eine Axt, die der Hacke entspricht, die andere ist dünn, aufwärts gehoben, mit langen gespreizten Fingern, so daß wir verstehen können, daß diese Hand im Laufe der Zeit — einer Zeit von etwa 2500 Jahren — als ein Renngeweih aufgefaßt worden ist. Es ist dies das einzige Mal, wo wir eine ununterbrochene Überlieferung von den Bildern der Felsenzeichnungen bis zu denen einer späteren Zeit verfolgen können.

Digitized by Google

Es zeigt sich indes, daß die gespreizte erhobene Hand und die Axt zwei verschiedene Bestandteile sind, die in eine Göttergestalt verschmolzen. Denn auf einer Felsenzeichnung von Brastad in Bohuslän haben wir eine Gestalt, „Skomakaren" (der Schuster) genannt, wo die Axt einer der erhobenen gespreizten Hände beigefügt ist. Und wir haben öfters einen Gott mit erhobenen Händen ohne Axt. Die Axt hat Georg Wilke als Fruchtbarkeitszeichen gedeutet, und diese Deutung stimmt mit der Geltung des lappischen Waralden Olmay, der Fruchtbarkeitsgott ist. Ja, diese Bedeutung können wir auf den Felsenzeichnungen wiederfinden. Auf zwei Felsenzeichnungen, der von Hvitlycke und der von Stora Hoghem finden wir den Axtmann über einem Liebespaar stehen. Früher hat man dies so erklärt, daß das Liebespaar von einem Beserker überfallen wird. Nach dem vorhergehenden wird es aber so aufzufassen sein, daß hier eine Ehe dem Axtgott, dem Gotte der Fruchtbarkeit, geweiht ist. Dieser Mann mit der Axt ist also der Fruchtbarkeitsgott. Das ist unser Ausgangspunkt.

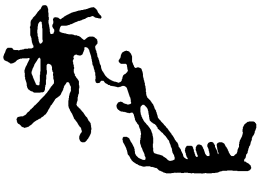


Abb. 6. Fossum, Tanum, Bohuslän (Ausschnitt nach Almgren) Axtmann vertreibt Bogenmann.

Auf einer Felsenzeichnung von Fossum in Tanum sehen wir in der Mitte das Bild eines Schiffes, auf dessen Vordersteven ein Mann mit einer Axt hervorspringt und einen Mann mit einem Bogen wegjagt. Sie sind beide größer als die übrige Mannschaft des Schiffes, die wie gewöhnlich nur durch Striche wiedergegeben ist. Deshalb mögen sie Götter darstellen, und ich nehme an, daß der Mann mit der Axt hier der Axtgott, der Fruchtbarkeitsgott ist. Sein Gegner mag denn auch ein Gott sein, aber welcher? — In Snorres Edda wird Ull als Bogengott genannt, und er ist da ein typischer Wintergott. Freilich wird nicht gesagt, daß er der Gott des Winters ist, allein seine Ausstattung ist winterlich; er ist z. B. Ski-Gott. Mit Skien und mit Bogen ist auch die Göttin Skadi ausgerüstet; sie ist die Gattin des Fruchtbarkeitsgottes Njörds. Doch die Ehe ist eine gegensätzliche Ehe; nur neun Nächte bleibt Njörd in Skadis Heim im Gebirge, nur neun Nächte bleibt Skadi in Njörds Heim an der See. Nun hat man nachgewiesen, daß der Name Skadi männlichen Geschlechts ist, und daß Njörd wörtlich der Göttin Nerthus bei Tacitus entspricht. Wir können also auch hier auf eine ältere Stufe zurückschließen, wo Skadi, der Bogengott, der Skigott, der Wintergott, der Gatte der Nerthus (Njörd), der Fruchtbarkeitsgöttin war. Mit diesem Bogengott, Wintergott möchte ich den Bogenmann gleichsetzen, der auf der Felsenzeichnung von Fossum vom Axtmann weggejagt wird. Der Wintergott wird vom Fruchtbarkeitsgotte fortgetrieben.

Nun sehen wir diesen Wintergott mit seinem Bogen auch auf einem Ehebild stehen, so wie wir den Fruchtbarkeitsgott sahen. Doch er steht in

Digitized by Google

einem gewissen Abstand und vor sich hat er eine Grube, die Montelius als das Zeichen für eine Opferhandlung nachgewiesen hat. Nun ist es ganz unmöglich, daß die Ehe dem Winter, der Kälte, der Unfruchtbarkeit geweiht werden soll. Das Verhältnis muß umgekehrt sein. Die Opfergrube wird vor den Gott gesetzt, damit er sich innerhalb dieser Grenze halten soll. „Bis hierher und nicht weiter!" Es ist also ein böser Gott, ein Unhold. Wenn man die Opfergrube neben ihm sieht, muß der Sinn dabei sein: „Do ut absis". „Ich opfere dir, damit du dich entfernest." Gerade so wie bei dieser Ehe

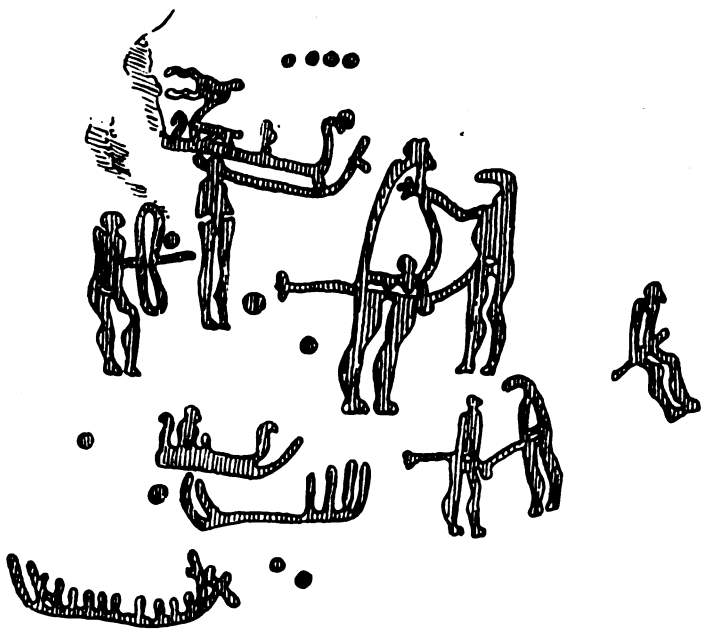


Abb. 7. Varlös, Tanum, Bohuslän: Hochzeitsgruppen, im Hintergrunde links der Bogenmann.

steht auch auf der Felsenzeichnung von Aspeberget der Bogenmann, der Wintergott, mit der Opfergrube vor sich im äußersten Winkel der Gruppe, die Ackerbau, Viehzucht usw. unter dem Schutz der Sonnengötter darstellt. Der Sinn ist derselbe. Es wird diesem Unglücksgotte Opfer gebracht, damit er sich fernhalte.

Die nordische Gestalt, die diesem hier geahnten Felsenzeichnungsgott entsprechen soll, ist sowohl bei Ull wie bei Skadi verblichen und ziemlich bedeutungslos. Blicken wir aber weiter hinaus, werden wir in der vedischen Religion eine merkwürdige Übereinstimmung finden. Da haben wir einen Gott Rudra, der Bogenschütze ist. Von den Rudrageſängen sagt Oldenberg: Ihr Inhalt, der sich immer gleich bleibt, ist Angst vor den Geschossen des

Digitized by Google

fürchterlichen Bogenschützen und Bitte, daß er Leute und Vieh mit Seuchen und Tod verschone und seine wunderbaren Heilmittel schenke. Er steht in einer Sonderstellung unter den Göttern, man fürchtet sich, ihn zu bitten, sich zu nahen, so wie man die freundlichen Götter bittet. Das Wort, womit man ihm Gaben bringt, kann durch „abfinden" übersetzt werden. Man gibt ihm seinen Teil, damit er sich entferne (Oldenberg: Religion der Veda 216—218).

Man sieht: die Übereinstimmung mit dem Bogenmann der Felsenzeichnungen ist auffallend. An beiden Stellen ein böser Gott, ein Unhold, dessen Waffe der Bogen ist. An beiden Stellen die Eigentümlichkeit, daß man ihm opfert, damit er sich fernhalte.

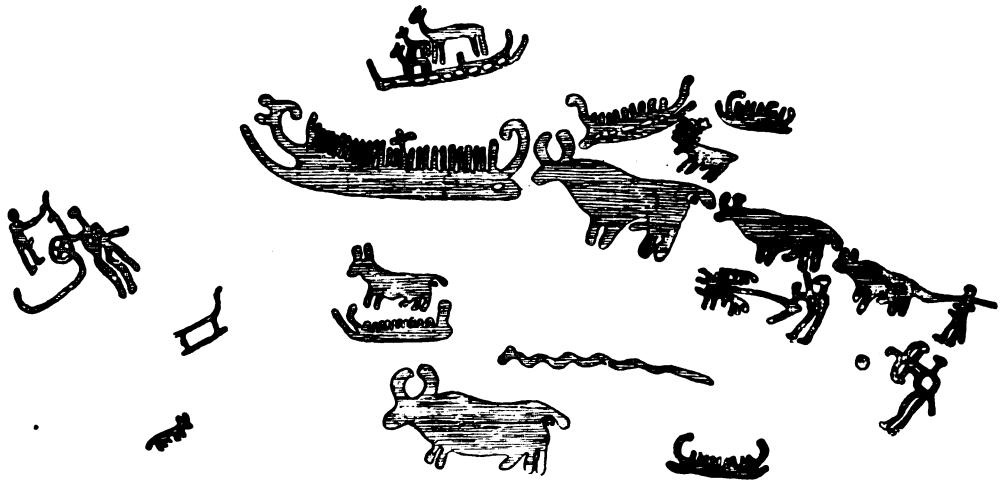


Abb. 8. Aspeberget, Tanum, Bohuslän: Ackerbau- und Viehzuchtsgruppe.

Als Bindeglied zwischen Rudra und dem nordischen Gotte tritt der Apollon der Hellenen ein. Wenn er im ersten Buche der Ilias seine Pfeile über das Heer der Achäer schießt, daß die Leute von der Pest überfallen werden, entstammt er sicherlich derselben Wurzel wie der vedische Rudra.

Vielleicht dürfen wir auf einen Zusammenhang von Skadi und Apollon schließen. Njörd hat nur neun Nächte im Gebirge bei Skadi aushalten können. Er klagt: „Der Wölfe Geheul — schien mir böse zu sein — neben dem Schwanengesang." Ich glaube aus diesem Verse schließen zu können, daß der Schwan das Tier Njörds und der Wolf das Tier Skadis gewesen. Nun ist aber bekanntlich der Wolf, λύκος, das Tier Apollons, der davon Λύκιος und Λυκεῖος genannt wird.

Wir haben hier bei den verschiedenen indogermanischen Völkern einen bösen Gott, der die wesentlichen Bestandteile eines Teufels in sich birgt.

Digitized by Google

Im Süden bringt er Seuche und Tod, im Norden hat man gefühlt, das eigentliche Unglück sei der Winter, daher ist er hier zum Wintergotte geworden. Doch mit der ursprünglichen indogermanischen Gesinnung ist der Gedanke eines Teufels unverträglich. Daher geht überall die Entwickelung dieses Gottes darauf hinaus, ihn — wenn ich so sagen darf — göttertafelfähig zu machen. Die vedischen Inder wissen, daß, wenn seine Geschosse Pest und Tod bringen, so ist er auch Herr der Seuchen und besitzt kräftige Heilmittel dagegen. Dieser Gedanke ist beim griechischen Apollon überwiegend geworden. Apollon schießt Pest über die Achäer in der ursprünglichen Ilias, aber sonst ist Apollon der heilende, der sühnende, der reinigende Gott geworden. Und man ist seit dem Altertum geschäftig, es wegzuerklären, daß das Tier des reinen Gottes der Wolf, des Menschen Feind, ist. — Im Norden ist der Wintergott durch seine Ehe mit der Fruchtbarkeitsgöttin in den Kreis der guten Götter gezogen. Freilich weiß man noch, daß die Ehe eine gegensätzliche ist, man weiß, daß Skadi zu den Jotnen gehöre. Doch hat diese Ehe die Kraft gehabt, die ursprüngliche Bedeutung zu verwischen: Als die Fruchtbarkeitsgöttin Nerthus zum Gotte Njörd geworden, hat Skadi sich fügsam in eine Göttin verwandelt. Und die Bedeutung des bösen Wintergottes ist so verblichen, daß Axel Olrik Skadi für eine Sondergöttin der Jagd hält, und man kann nicht behaupten, daß dies für die Wikingerzeit unrichtig ist, wenn man auch sehen kann, daß Skadi ursprünglich in einen anderen Kreis gehörte.

Auf den Felsenzeichnungen sehen wir, daß man sich gegenüber diesem Unglücksgotte auf verschiedene Weise verhalten hat. Man setzt die Opfergrube vor ihn, man opfert ihm, damit er sich fern halte, so wie die vedischen Inder sich mit ihrem Rudra „abfinden". So auf der Aspebergszeichnung. Allein auf der Fossumzeichnung verjagt der Axtmann den Bogenmann. Man möchte dies mit den Frühlingssitten zusammenstellen, daß „der Sommer", „der Maigraf" „den Winter" überwindet, daß man „den Tod hinaustreibt". In diesen Gebräuchen faßt man den „Tod" als die verstorbene und verwelkte Pflanzenwelt des vorigen Jahres, der von dem jungen Grün verdrängt wird. Wenn wir aber nach dem Fossumbilde den Tod mit dem Unglücksgott, dem Rudra der Inder, gleichsetzen, wird die Bedeutung dieses Frühlingsgebrauches viel derber. Im Frühling hat man die Macht des Lebens so gewaltig gefühlt, daß man meinte, der Fruchtbarkeitsgott könne den bösen Gott der Seuche und des Winters verjagen, und man könne mit seiner Hilfe „den Tod austreiben". Dies mag jedoch zweifelhaft sein. Indessen glaube ich, daß wir hier auf den Felsenzeichnungen den alten indogermanischen bösen Gott wiedergefunden haben, von dem der Bogen Ulls oder Skadis ein versteinertes Überbleibsel ist. Er stimmt namentlich mit dem indischen Rudra in der Art ihres Wesens und in der Art ihres Kultus überein. Wir haben also hier ein Stück des alten gemeinsamen Götterglaubens der Indogermanen wiedergefunden.

Digitized by Google

II.

Schwieriger wird indes eine solche Gegenüberstellung, wenn wir nicht die Gestalt des Gottes, sondern nur sein Zeichen oder sein Tier wiederfinden, und das wird der häufigste Fall sein. Wir müssen es dann als ein in verschiedene Verbindungen eingekettetes Glied suchen, es findet sich bei Göttern verschiedenen Namens und verschiedener Art und Gestalt.

Abb. 9. Alspeberget, Tanum-Bohuslän: Gott mit Pferdekopf auf dem Phallos und mit großen Händen vor der Schiffsreihe.

Auf den Felsenzeichnungen finden wir einen Pferdegott, der als Pferd dargestellt wird oder als ein Mann mit einem Pferde im Gefolge oder mit einem Pferdekopf ausgezeichnet. Auf einer Zeichnung laufen seine Arme in Pferde aus. Auf den Felsenzeichnungen entspricht er dem Gotte mit den großen Händen. Er führt den Speer, aber er führt auch die Axt. Daher können wir ihn in zwei verschiedenen Richtungen weiter verfolgen. Die Axt führt zum Fruchtbarkeitsgotte, dem Waralden Olmay der Lappen, dem Veraldar goð der Sviar, dem Frey. Der Speer führt zum Odin, der ja der besondere Speergott ist.

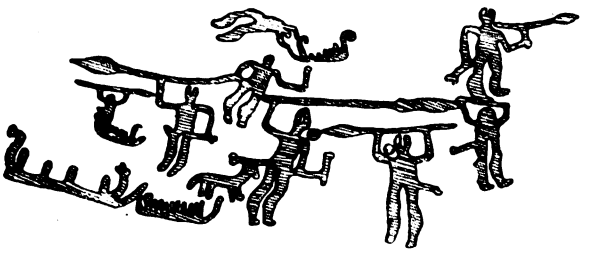


Abb. 10. Bos Utmark, Tanum, Bohuslän: Speergott mit Axt, von Pferd begleitet und von Speerkämpfern umgeben.

Das Pferd gehört dem Odin. Er reitet ja sein Pferd, den Sleipnir. Namentlich in den Winterstürmen glaubte man, Odin reite an der Spitze seines grausigen Gefolges, der Oskorei. Er ist der wilde Jäger, der der „Windesbraut", dem kleinen Wirbelwinde vor dem Gewitter, nachjagt. Doch auch auf eine andere Weise ist das Pferd mit Odin verbunden. Odin ist der Gott der Fruchtbarkeit des Feldes, man ließ die letzte Garbe für Odins Pferd stehen. In abgeänderter Form finden wir seinen Namen in den deutschen Ausdrücken für Erntearbeit „Wodlmähe" und Erntefest „Wodlbier". Den Speer führt Odin als Todesgott und — vielleicht davon abgeleitet — als Kriegsgott. Man warf den Speer über die Feinde und rief: „Odin hat Euch alle" (Óðinn á yðr alla); damit hatte man sie dem Tode geweiht.

Frey ist der besondere Fruchtbarkeitsgott der nordischen Götterwelt. Bekanntlich ist sein Tier der Farren Gullinbyrstir. Doch meint man, daß dieser

Digitized by Google

Farren Freys vom „Sonargaltr“ hergeleitet ist, der im nordischen „julegris“ wiederkehrt, und daß er ursprünglich mit Frey keine Verbindung hat. Es scheint, daß das Pferd dem Frey geheiligt war. Wir können das Pferd Freyfaxe in der Saga Hrafnkells Freysgodis nennen. In christlicher Zeit ist Frey durch St. Stephan ersetzt worden, der nur, weil er der Nachfolger Freys ist, der Schutzpatron der Pferde geworden ist. Am Stephanstage, dem zweiten Weihnachtstage, war Wettfahrt mit Pferden, an denen man nachher eine Aderlassung vollzog, die vielleicht ein Überbleibsel eines früheren Pferdeopfers ist. Der Waralden Olmay, der dem Veraldar goð, dem Frey der Sviar, gleichgesetzt ist, geht auf den Axtgott und zugleich auf den Gott mit den großen Händen der Felsenzeichnungen zurück. Sonst ist die nordische Form des Frey waffenlos. Wenn Frey den Bele mit bloßen Händen oder mit Hirschhörnern erschlägt, kann man dies auf den Händegott ohne Axt der Felsenzeichnungen zurückführen, wo die Hände zu Hirschhörnern geworden, gerade so wie die eine Hand mit den gespreizten Fingern auf der Felsenzeichnung von Kinnekulle zum Rentiergeweih bei dem Waralden Olmay geworden ist. Nun hat Professor Kossinna angenommen, daß der heilige Olav seine Axt als Nachfolger Freys führe. Dies würde dann auf eine Form zurückführen, wo Frey eine Axt tragen sollte, so wie der Waralden Olmay es tut. Wir werden indes das Pferd zum Leitmotiv bei der folgenden Untersuchung nehmen.

Abb. 11. Backa, Brastad, Bohuslän: Sonnengötter und Pferdegott; die Arme enden in Pferden.

Richten wir den Blick weiter hinaus, treffen wir zuerst auf den Mars der Römer. Er ist Kriegsgott, doch hinter dem Kriegsgotte können wir einen Fruchtbarkeitsgott entdecken. Er wurde durch Umzüge und besonders durch Wettfahrten im Frühling (März) und im Herbst (Oktober) gefeiert. Bei der Herbstfeier wurde das Handpferd des siegenden Wagens dem Mars „ob frugum eventum“ geopfert. Man nannte es „das Oktoberpferd“, sein Blut wurde von den Vestalinnen für eine Feier des folgenden Frühlings, die Palilien, aufbewahrt. Speer und Schild waren dem Mars geheiligt. Bei der Kriegserklärung ließen die Römer die Priesterschaft der Fetialen ausziehen und einen Speer über die Grenze des Feindeslandes werfen. Erinnern das Oktoberpferd, die Wettfahrt und das Opfer des siegenden Pferdes an die Wettfahrt mit nachfolgendem Opfer für Frey am Julfeste — vom Opfer ist jetzt nur das Aderlassen übrig —, so erinnert der Speerwurf der Fetialen an den

Digitized by Google

Speerwurf, womit man die Feinde dem Odin weihte und damit dem Tode übergab. Denn der Speerwurf der Fetialen ist gewiß eine ursprüngliche Verfluchungshandlung, nicht nur eine symbolische Kriegserklärung. Und zwar ist Mars der Kriegsgott und der Speer ist ihm geheiligt. Allein die Fetialen sind Jupiters Priesterschaft, nicht die des Mars. Nun sind wir aber so glücklich, diese Sitte als einen alten Speerzauber nachweisen zu können, der von den Göttern, sie mögen Mars, Jupiter oder Odin heißen, unabhängig ist. Im 2. Samuelsbuche Kap. 23 Vers 8 ff. steht ein Verzeichnis der Helden Davids, und als erster wird hier Joseb Basebeth, der Tachmonit, der Führer der Leibwache genannt, der über 800 Feinde auf einmal den Speer warf, so daß sie umkamen. Hier treffen wir diesen Speerzauber frei und unabhängig, der sonst an Jupiter, Mars oder Odin geknüpft ist. Wir können damit diesen Speerwurf aus unserer Untersuchung ausscheiden.

Wir treffen auch das Pferd mit dem Fruchtbarkeitsgotte verbunden beim Poseidon der Hellenen und beim Agni der Inder.

Agni ist in der Veda der Feuergott. Doch ist er zugleich Fruchtbarkeitsgott. Man stellte sich das Feuer als einen starken, reinen und weisen Gott dar, der seinen Freunden Ruhm, Nahrung aus ihren Heerden, kräftige Nachkommen und außerdem Geistesgaben schenkte. Mit Agni ist das Pferd verbunden. Wenn „neues Feuer" gezündet wird, führt man ein junges Pferd vor. Während der Zündung wandte man sich gegen es und und sagte: „Mit Agni zusammen werde geboren, o Agni" (Oldenberg: Religion der Veda 77 und 103). Man glaubte also, daß das Pferd eine Verkörperung des Feuers wäre, und doch schien dabei angedeutet zu sein, das Pferd sei ursprünglich vom Feuer verschieden. Dies läßt sich damit vergleichen, daß auf den Felsenzeichnungen der Pferdegott (der Windgott) und der Gott mit den großen Händen (der Feuergott) als dieselbe Gottheit aufgefaßt wird.

Der Poseidon der Hellenen ist der Meeresgott und als Meeresgott fährt er mit Pferden. Doch finden sich bei Homer Stellen, wo er als Sturmgott aufgefaßt ist und „der scharfen Winde furchtbaren Sturm erweckt" (Od. 5, 293; 7, 272; 11, 400 und 407). Doch neben dem Poseidon des Meeres haben wir einen Poseidon auf festem Lande. Sein Tier ist vorzugsweise das Pferd, er wird Pferd-Poseidon (*Π. ἵππιος*) genannt. Er ist Fruchtbarkeitsgott, er wird mit weiblichen Fruchtbarkeitsgottheiten wie Demeter und Athene zusammen verehrt. Zuweilen hat er auch mit ihnen Streit. So mit Athene in Athen und anderswo in Attika. Die Athener zogen den Ölbaum Athenes dem Pferde Poseidons vor.

So haben wir denn bei verschiedenen indogermanischen Völkern einen Fruchtbarkeitsgott gefunden, dessen Tier das Pferd ist. Zuweilen ist sein Opfertier das Pferd, und ich muß dann daran erinnern, daß nach der Meinung der Religionsforscher das Tier oder der Mensch, der dem Gotte geopfert wird, ursprünglich als eine Verkörperung des Gottes aufgefaßt wird. Der Gott

Digitized by Google

selbst wird geopfert, während er noch jung und frisch ist, damit er nicht alt und kraftlos werden soll; — so wie es mit vielen Beispielen von Frazer im Werke The Golden Bough dargestellt ist. — In einigen Formen (Odin, Poseidon) scheint dieser Gott ein Sturmgott zu sein, man hat gemeint, der Wind führe die Fruchtbarkeit herbei. Noch sagt der deutsche Bauer: „Ohne Wind verscheint das Korn." In einigen Fällen scheint der Pferdegott mit dem Feuergott gleichgesetzt zu sein (so mit dem Agni und mit dem Gotte mit den großen Händen der bohuslänschen Felsenzeichnungen); doch ist ihre Einheit nicht ursprünglich; mitten in der Gleichsetzung kann man einen Unterschied wahrnehmen.

Bei einigen dieser Götter ist der Pferdegott ein Totengott, z. B. bei Odin. Dabei ist zu beachten, daß das Pferd überhaupt ein Totentier ist. Man denke an den nordischen „Helhest" (Pferd der Hel), der sicher älter ist als die Göttin Hel. Der Teufel hat seinen Pferdefuß, weil er vom Totenpferde abstammt. Die Geister der Verstorbenen werden öfters als Pferde gedacht. Man gelangt hier zu einem Totenkult, der älter ist als die Götter. Allein dabei ist zu beachten, daß man sich auch vorgestellt hat, daß die Seelen der Verstorbenen im Winde (so in der nordischen Oskorei) oder wiederum im Feuer (so in den römischen Penaten) weiter gelebt haben. Das Problem zieht mit, wenn man auch von der Götterwelt zu anfänglicheren Vorstellungskreisen zurückgeht.

Poseidon steht in einem gewissen Gegensatz zu Athene; als Fruchtbarkeitsgottheiten stehen sie im Wettbewerb miteinander. Athene scheint mit dem Baumkult verknüpft; ihr Baum ist der Ölbaum, der besondere attische Baum. Doch der Baum ist nicht das Zeichen der Pallas Athene; das ist der Schild, und es wird mit ihrem Namen das Palladion genannt. Wir werden im folgenden den Schild als Gotteszeichen und seinen Gebrauch bei religiösen Sitten untersuchen.

III.

Chadwick hat in seinem Buche „The Origin of the English Nation" die Erzählung vom Streite herbeigezogen, den die Mönche vom Kloster Abingdon mit den Steuereinnehmern in Oxford um ein Stück Land zur Zeit König Edmunds (um 870 n. Chr.) hatten. Der Streit wurde auf die Weise geschlichtet, daß die Mönche mitten in die Themse einen Schild aussetzten, auf den eine Garbe gelegt und darüber ein brennendes Wachslicht gesetzt ward. Er trieb um das Landstück, das so dem Kloster zuerkannt wurde.

Wir haben hier vor uns eine alte religiöse Sitte. In der englischen Königsreihe wird genannt Scyld (Schild), der Sohn des Scef (Garbe). Der dänische König Skjold (Schild) kam als kleines Kind in einem Schiffe ans Land getrieben. Das hat alles mit dem geschichtlichen Königsgeschlecht nichts zu tun. Wie Axel Olrik nachgewiesen hat, ist der Korngeist als Stamm-

Digitized by Google

vater des Volkes und damit des Königshauses, angenommen worden. Auch ist nicht ursprünglich der Zweck der Sitte Land zu erwerben; Chadwick vergleicht mit Recht die Hochsitzsäulen mit den Thorsbildern, die die ersten Landnámsmänner auf Island in die See warfen, um da Land zu nehmen, wo sie hintrieben.

Daß man die letzte Garbe als Heiligtum betrachtet, davon hat man viele Beispiele. Sie ist Kornkönigin, Kornmutter. Der Geist der Fruchtbarkeit verläßt den nach und nach abgemähten Acker; sein letzter Aufenthalt wird die letzte Garbe, darin wird er bewahrt. Sie wird als Heiligtum bis zum neuen Jahre aufgehoben, das Korn davon wird von allen Leuten im Hofe als sakramentale Mahlzeit verzehrt. Man hat auch Zeugnis von der religiösen Bedeutung des Schildes. Chadwick nennt das römische ancile, das im Marstempel aufgehängt wurde und Athenes Schild Palladion. Im Norden sind Schilde gefunden, die nach Montelius zum religiösen Gebrauch und nicht zum Kriegsgebrauch gedient haben müssen. Mit solchen Schilden vergleicht Chadwick den Skjold, der als Gefjons Gatte genannt wird. Gefjon ist Göttin der Fruchtbarkeit, und mit dieser Gottheit ist also der Schild verbunden. Weiter haben wir Ull, der Schildgott (skjaldar áss) genannt wird, und der Schild wird „Ulls Schiff" genannt. Von diesen Zusammenstellungen Chadwicks werde ich hier ausgehen.

Ich beginne mit dem letzten. Ull oder Oll (Ollerus bei Saxo) ist ein vielumstrittener Gott. Doch entspricht sein Name unverkennbar dem deutschen Wodl, Waul oder Wolt. Dies ist in Süddeutschland der Ernteruf. Wenn die letzte Garbe eingefahren wird, ruft man dreimal „Waul". In diesem Gotte haben wir also der Schild und die Garbe verbunden.

In Atlakvida V. 32 werden Eide, bei „Ulls Ring" geschworen, genannt. Daß Ull einen Ring hat, hört man sonst nirgends, es steht völlig einzig da. Allein in seiner Edda sagt Snorre (Skaldskaparmál Kap. 46), daß auf den alten Schilden ein Ring (baugr) gezeichnet war, daher ist „Ring" kenning für Schild. Ich glaube nun, daß „Ulls Ring" hier nichts als „Ulls Schild" bedeutet. Und daß „Ring" dem Schilde gleichbedeutend ist, erklärt mir eine Stelle, die Mannhardt (Zeitschr. f. Ethnologie VII. 289—291) in einem anderen Zusammenhange herbeigezogen hat. Wie die Religion der Lappen weist auch die der Finnen auf die nordische zuweilen zurück. Und im mythischen Epos der Finnen, in der Kalevala, steht vom Panu, dem Feuergotte, daß er das Feuer „in des goldnen Ringes Mitte — in des Kupferfelsens Innere" — hinauf zum Himmel tragen soll. Das Feuer in einem Ringe zu tragen ist sinnlos, und noch unsinniger wird es, wenn man den Ring als des Kupferfelsens Inneres bezeichnet. Nehmen wir aber die Erklärung Snorres zu Hilfe und deuten wir also den Ring hier als einen Schild, so läßt es sich begreifen, daß man die Mitte des hohlen Schildes als des Kupferfelsens Inneres bezeichnet. Das Sonnenfeuer soll im Schilde zum Himmel gehoben werden.

Digitized by Google

Das ist, wie Mannhardt erklärt, das Nachbild von dem, was auf der Erde mit dem Feuer geschieht. Er bemerkt auch, daß im Littauischen das heilige Feuer panu heißt, so wie der finnische Feuergott. Doch ist panu nicht das gewöhnliche Wort für Feuer, es ist ein feierliches, religiöses Wort. Daß man die Sonne als Feuer btrachtet, ist selbstverständlich und uralt. Es findet sich im Veda wieder, wo die Sonne eine von den Erscheinungsarten des Feuergottes Agni ist (Oldenberg S. 108). Indessen ist Agni ursprünglich der Feuergott. Wie alt diese Auffassung ist, sie ist dennoch nicht ursprünglich. Zwar hat man eine Reihe indogermanischer Mythen, wo das Feuer vom Himmel herabgeholt wird, doch stehen denen andere zur Seite, die von der irdischen Geburt Agnis reden. Und wenn das Sonnenfeuer im Schilde (Ringe) zum Himmel gehoben werden soll, dann ist diese Vorstellung sicher eine vergrößerte Wiedergabe jener anderen, wonach das „neue Feuer", das irdische heilige Feuer im Schilde gebracht oder getragen wurde. So tragen die Vestalinnen das neue Feuer im ehernen Sieb.

Wird denn sonst irgendwo eine Verbindung des Schildes und des Feuers angedeutet? Ja, wenn wir die von Chadwick herbeigebrachte Erzählung von Abingdon genauer betrachten, glaube ich, daß man da eine Spur davon finden kann. Ein Ding hat man hier nicht in Betracht gezogen: die brennende Kerze. Freilich mag sie christlichen Ursprungs sein, sie mag ein Zeichen des Klosters sein. Doch mag sie auch aus dem Heidentum herstammen, sie mag ein heiliges Feuer bedeuten. Wenn sie mit der Garbe zusammen vorkommt, können wir sie mit den heiligen Feuern vergleichen, die bei feierlichen Gelegenheiten, am Osterabend, und in der Walpurgisnacht oder St. Johannisnacht angezündet werden, damit es reiche Ernte gebe. Dies hängt mit dem Fruchtbarkeitskult zusammen; es knüpft sich an die Johannisfeuer der Glaube, daß das Korn so hoch werden soll, wie die Flammen schlagen oder daß es auf den Feldern gedeihen soll, die vom Feuer beleuchtet werden. Jetzt betrachtet die Forschung nach dem Vorgange Mannhardts diese Sitte als einen Sonnenzauber; wenn man das irdische Feuer zündet, stärkt man das himmlische, die Sonne wird kräftiger leuchten und ein gutes Jahr geben. Freilich gibt es bei diesen Feuern Sitten, die auf eine Verbindung mit dem Sonnenkult deuten. Doch glaube ich, daß eine nähere Erklärung sich finden läßt. Als religionsgeschichtliche Erscheinung entsteht das Feuer immer bei Zündung des „neuen Feuers". Jedes Feuer im Dorfe wird gelöscht und man erzeugt das neue, reine, kräftige Feuer, indem man Holzstücke gegeneinander reibt oder einen Holzstock um und um im Loche eines unterliegenden Brettes herumdreht. Das Feuer wird dermaßen aus dem Holze heraus geboren. Es springt hervor, so wie der Geist der Lampe es tut, wenn Aladdin die Lampe reibt. Die Erscheinung des Feuers gehört demnach zum Baumkult, der über die ganze Welt verbreitet ist. Allein der Baum ist wieder heilig, weil der Geist des Pflanzenwuchses in ihm wohnt. Der Baum ist der höchste, der immer

Digitized by Google

fortgesetzte Pflanzenwuchs. Als Geist des Holzes wird das Feuer der Geist des höchsten Wachstums.

Man muß hier sich gegenwärtig halten, daß wir von den Götterzeichen und nicht von den Göttern reden. Die Götterzeichen sind gewiß älter als die Göttergestalten, und göttliche Zeichen verschiedenen Ursprungs können in eine Gottesgestalt verschmolzen werden. Der oben erwähnte Ull, der Bogengott, stammt sicher anderswoher als Ull, der Schildgott, den wir jetzt besprechen. Bleiben wir aber bei den göttlichen Zeichen, von denen hier die Rede ist, dann scheinen sie um eine heilige Handlung einen Kreis zu bilden, über die wir allerdings leider nicht klar werden können. Die Garbe und der Schild scheinen zusammen zu gehören. Wenn wir annehmen, daß Waul, dessen Namen man beim Einfahren der letzten Garbe dreimal ruft, derselbe ist wie Ull, der Schildgott, finden wir beide bei ihm vereinigt. Der Schild — oder der gleichbedeutende Ring — führt uns zum Feuer, das Feuer wieder zum Baum als Fruchtbarkeitsgott.

Daß der Schild im Festkreise des Ackerbaues Platz hatte, ersehen wir aus dem Aufzuge der Salier mit dem heiligen Schilde im März bei den Römern. Doch in den Ackerbaugebräuchen der jetzigen Völker ist der Schild selbstverständlich verschwunden. Dagegen findet sich auch außerhalb der Frühlings- und Sommerfeuer eine Sitte, die anzudeuten scheint, daß Feuer und Fruchtbarkeit sich entsprechen. In Dänemark im 17. Jahrhundert wird die Sitte bei der Aussaat erwähnt, daß man mit Feuerzeug Feuer über das Saatkorn schlägt oder Gluten darüber werfen sollte, damit es im Korn keine verbrannten Ähren gebe. Die Sitte ist uralt, doch die Erklärung trifft kaum den ursprünglichen Gedanken. Gewiß hatten die Römer gegen Kornbrand das Mittel, auf dem Acker Spreu zu verbrennen, allein das Saatkorn des Jahres verbrannten sie nicht. Wenn das Saatkorn Feuer fangen sollte, ist gewiß der ursprüngliche Sinn der, daß das Feuer, der Geist der Fruchtbarkeit, in die Saat des künftigen Jahres hineindringen soll. Man kann damit vergleichen, daß bei den Lappen Eheleute auf die Weise getraut werden, daß man über sie mit Flint und Stahl Feuer schlägt. Die Saat da, das neue Ehepaar hier werden dem Feuer, dem Geiste der Fruchtbarkeit geweiht.

Bei den nordischen Völkern findet sich keine Gottheit und keine Mythe, die dem entsprechen. Gestalten wie Ull, der Schildgott, sind nur Namen und andere Fruchtbarkeitsgötter, wie Frey und Njord, scheinen mit dem Feuer nichts zu tun zu haben. Gehen wir aber zu den Felsenzeichnungen zurück, finden wir Zeugnisse, die darauf hindeuten, Der große Mann mit der Axt, der über dem Liebespaar steht, ist gewiß nicht, wie Holmberg meinte, ein Berserker, der den Nebenbuhler in einer Schäferstunde überfällt. Er ist der Fruchtbarkeitsgott, dem die Ehe des Paares geweiht wird, und er trägt die Axt, das Fruchtbarkeitszeichen, wie der lappische Fruchtbarkeitsgott Waralden Olmay seine Hacke trägt. Diese Gestalt ist nachweisbar dieselbe wie „der

Digitized by Google

Gott mit den großen Händen", dessen große erhobene Hände ihn mit der „rhododaktylos Eos" beim Homer, mit dem Feuer auf dem Himmel und mit dem Teschub mit den flammenden Fingern, dem Blitzgott der Hettiter, dem Feuer aus dem Himmel, in Verbindung bringt, und der im Kaukasus sich wieder findet, — freilich wissen wir da nicht, was die Gestalt bedeutet. Versagen uns hier die Mythen der germanischen Völker, so reden die Felsenzeichnungen deutlich genug.

Wie beim Bogengott der Felsenzeichnungen bekommen wir auch hier bei der vedischen Religion die Antwort. Der Feuergott, der auch Fruchtbarkeitsgott ist, wird im indischen Agni wiedergefunden. Agni ist nicht nur das göttliche Feuer des Herdes, wie die griechisch-römische Hestia-Vesta. In Agni bedeutet Feuer etwas viel Umfassenderes. Er gibt Ruhm und Nahrung, kräftige Nachkommenschaft, Geistesmacht. Bei Hochzeiten betet man ihn an,

Abb. 12. Brecke, Brastad, Bohuslän: Göttergruppe, rechts Gott mit großen Händen.

Abb. 13. Bronzefigur aus Kaukasus mit großen Händen.

Abb. 14. Teschub, der Blitzgott der Hetiten.

daß er den Schoß der Braut segne und sie zur Mutter lebender Kinder mache. Doch Agni ist nicht nur auf der Erde, er wird auch im Himmel geboren, die Sonne und auch der Blitz sind seine Erscheinungsformen. Ja, er wird auch aus dem Wasser geboren. Darmesteter und nach ihm Oldenberg haben hier gewiß die richtige Erklärung gefunden, wenn sie an die alte Verbindung „Wasser und Pflanzen" erinnern, die schon in indo-iranischer Zeit fester Ausdruck geworden ist. Aus dem Wasser sind die Pflanzen geboren, Agni ist der Geist der Pflanzen und deshalb wie sie aus dem Wasser geboren. Es ist für diesen Feuergott eigentümlich, daß die Mythen weniger von seinen Taten, als von seiner Geburt reden. Aus dem Himmel als Sonne und Blitz geboren, aus dem Wasser geboren, wodurch er mit dem Apām Napāt, dem „Wasserkind", einer ursprünglich ganz verschiedenen Gottheit, gleichgesetzt wird, scheint dieser Gott alles Lebendige zu durchdringen. Auch seine Geburt aus den zwei Reibhölzern wird erwähnt, doch scheint sie in den Mythen weniger hervortretend. Es muß betont werden, daß man neben diesen Mythen von der

Digitized by Google

Geburt Agnis auch andere hat, wo das Feuer und sein Gott Agni vom Matarisvan, dem indischen Prometheus, vom Himmel herabgeholt wird.

Wie der griechische Apollon zwischen dem Bogengott der Felsenzeichnungen und dem Rudra der Inder die Brücke bildet, glaube ich, daß wir hier ein entsprechendes Zwischenglied in der griechischen Athene haben. Wir sahen, daß sie im Streite mit Poseidon als Fruchtbarkeitsgöttin auftrat und den Ölbaum als Gabe darbot. Sie sollte demgemäß mit dem Baumkult der indogermanischen Völker Verbindung haben, und mit dem Baumkult haben wir früher den Kult des Feuers in Verbindung gesetzt. Daß Athene in der ältesten griechischen Literatur als Feuergöttin gefaßt wurde, dürfte aus einer Stelle in Hesiods „Werke und Tage" hervorgehen (V. 430). Der Bauer soll sein Wagenrad für die Frühlingsarbeit ausgebessert haben, so bringt er es zu „Athenes Knecht" (*δμῶος Ἀθηναίης*). Allein „Athenes Knecht" ist hier der Schmied, und wessen, welcher Gottheit Knecht sollte er wohl sein als des Feuers? — Diese Auffassung, daß Athene Feuergöttin sei, läßt sich in vielen Zügen ihrer Gestalt wiederfinden. Zuerst in ihren scharf leuchtenden Augen, sie ist die „eulenäugige", die „gewaltig blickende" (*γλαυκῶπις, ὀβριμοδερκής, ὀξυδερκής*).

Die Geisteseigenschaften, die dem Agni beigelegt werden, kehren bei Athene in kräftiger Ausprägung wieder. Agni ist ein reiner und weiser Gott, Athene ist die jungfräuliche Göttin der Weisheit. Wie die Mythen mehr von der Geburt Agnis als von seinen Taten reden, so ist auch für Athene der Mythus von ihrer Geburt der am meisten hervortretende. Und dies ist um so auffallender, weil Athene im Zeitalter des griechischen Epos eine sehr hervortretende Göttin ist; man denke nur an die Rolle, die sie in der Ilias und der Odyssée spielt.

Die Mythe von Athenes Geburt ist eine der dunkeln Fragen in der griechischen Mythologie. Der Hauptmythus gilt der Geburt Athenes aus dem Zeus. Wenn dabei hinzugefügt wird, daß sie aus dem Kopfe des Zeus geboren wurde, bringt man dies mit ihrem Zunamen Kranaa, Akria usw. in Verbindung, die bezeichnen sollen, daß sie auf Bergeshöhen angebetet und gefeiert wurde. In späteren Quellen, nicht bei Hesiod und in dem homerischen Hymnus, wo die Sage zuerst vorkommt, wird erzählt, daß Hephaistos, Prometheus oder Hermes durch einen Axtschlag den Kopf des Zeus öffnet. Von diesen sind die beiden ersten Gottheiten solche, die mit dem Feuer in Verbindung stehen, und die Axt, die im Mythus ursprünglich sein soll, ist Fruchtbarkeitszeichen. Man wäre versucht: Zeus den Vater Athenes mit dem Baum-Zeus, Zeus endendros oder dendrites, der in der griechischen Götterwelt vorkommt, gleichzusetzen. In Dodona stand seine heilige Eiche, die ursprünglich die Gottheit selbst war. Allein in der griechischen Mythenwelt haben die olympischen Götter gesiegt, wir haben keine Andeutung auf eine Verbindung zwischen Athene und dem Baum-Zeus. Für die Hellenen

Digitized by Google

steht es fest, daß der Zeus, aus dessen Kopfe Athene geboren wurde, der himmlische, der olympische Zeus sei. Die Forscher, die auf die Feuernatur Athenes aufmerksam gewesen sind, haben die Athene in diesem Mythus als den Blitz angesehen, der aus der Gewitterwolke geboren wird, oder das Hellwetter, das aus der dunklen Wolke geboren wird, wenn der Donner losbricht. Freilich scheint die letztere Erklärung einem lucus a non lucendo bedenklich nahe zu kommen. Man muß sich also damit begnügen, auf die himmlische Geburt Agnis hinzuweisen, nach der Sonne und Blitz Agnis Verkörperungen, die Erscheinungen der Feuergottheit sind.

Allein wir haben Reste eines ganz abweichenden Mythus von der Geburt Athenes in ihrem alten Zunamen Tritogeneia. Schon im Altertum wurde dies als „die Meeresgeborene" erklärt. Doch ist dieser Zuname dermaßen alt und unverständlich, daß sie sogar im homerischen Hymnus, der ihre Geburt aus dem Kopfe des Zeus schildert, Tritogeneia genannt wird. obschon Triton, der Vater Tritogeneias, ein Meergott und keineswegs mit Zeus gleich ist. Wo es einen Fluß gibt, der Triton heißt, ist natürlich der Flußgott als Vater Athenes ausgegeben worden, doch hat dies weder im Altertum noch bei den Mythologen Vertrauen gefunden. Deshalb steht dieser Zuname Athenes als ein Rätsel. Es scheint mir, daß man in dieser Tritogeneia, der aus dem Meere oder aus dem Wasser geborenen Athene ein hübsches Seitenstück zum „Wasser-Agni" der Inder haben könnte. Dann aber würde die Erklärung dieser aus dem Wasser geborenen Feuergottheit dieselbe sein wie bei dem Agni: aus dem Wasser erwachsen die Pflanzen, aus dem Wasser wird geboren der Geist des Baumes, der Geist der Fruchtbarkeit, das Feuer. Wir befinden uns also in der unleugbar seltsamen Lage, daß wir Athene als Feuergöttin dadurch erweisen, daß sie aus dem Wasser geboren ist. Hält dies aber Stich, so ist das Feuer, das Athene darstellt, nicht nur das Feuer des Schmieds, oder des Blitzes, es ist auch der Feuergeist als Fruchtbarkeitsgottheit. Wir würden also hier die nächstliegende Erklärung dafür finden, daß Athene als Fruchtbarkeitsgöttin mit Poseidon in Wettbewerb tritt, und ferner dafür, daß sie in dieser Stellung mit dem Baume in Verbindung steht, daß der Ölbaum ihr geheiligt ist, so sie ihn den Athenern als Gabe darbieten kann.

Wir haben bei germanischen Völkern eine Verbindung zwischen dem Schilde und verschiedenen Fruchtbarkeitserscheinungen gefunden. Schild mit Garbe darauf setzten die Abingdonmönche in die Themse, Scyld (Schild), Sohn des Scef (Garbe), wird in der englischen Königsreihe genannt, Skjold war der Gatte der Fruchtbarkeitsgöttin Gefjon, Ull ist der Schildgott und sein Name kehrt wahrscheinlich in dem „Waul" wieder, das die süddeutschen Bauern beim Einfahren der letzten Garbe rufen. Ferner ist hinzuzufügen der Aufzug der römischen Salier mit dem Schilde im März. Wenn nun Athene den Schild als ihr besonderes Zeichen führt, kommt dies als weiteres Glied

Digitized by Google

dieser Reihe hinzu. Die Verbindung zwischen dem Schilde und der Fruchtbarkeitsgottheit ist augenfällig, obschon ihre Art und Bedeutung noch im Dunkeln liegt. Beim Schild der Athene ist zu bemerken, daß es immer αἰγίς — Geißfell — genannt wird, und daß die Aigis auch dem Zeus als Beigabe gehört. Gruppe in seiner „Griechischen Mythologie" und Eitrem in seinem neuen Buche über „Die Opferriten der Griechen und der Römer" haben hier auf den alten Regenzauber, daß man ein Fell schüttelt, um Regen zu bekommen, aufmerksam gemacht. Allerdings scheinen weder Athene, noch der Schild sonst etwas mit dem Regen zu tun zu haben, doch stammt vielleicht die Aigis von diesem alten Regenzauber. Wie dem auch sei, der Schild spielt im Fruchtbarkeitskult eine bedeutende Rolle, und er ist eine Beigabe, die für die Natur der Athenegestalt bestimmend geworden ist. Durch den Schild ist Athene die Alalkomene, die Wehrgöttin geworden, und dadurch nimmt sie ihre führende Stellung im griechischen Heldengesange ein. Durch diese Verbindung von Fruchtbarkeit, Feuer und Schild, durch die Zusammenstellung mit dem vedischen Agni, wo Feuer und Fruchtbarkeit sich entsprechen, glaube ich eine Erklärung von wesentlichen Seiten der Athenegestalt erreicht zu haben.

Wir stehen am Schluß dieser Untersuchung. Wir haben zwei verschiedene Fruchtbarkeitskulte gefunden: einerseits den Pferdekult, d. h. Kultus des Windes, andererseits den Baumkult und damit ferner zusammenhängend den Feuerkult. Sie sind schon in sehr früher Zeit vereinigt. Auf den Felsenzeichnungen in Bohuslän ist der Windgott (der Pferdegott) und der Feuergott (der Gott mit den großen Händen) nachweisbar derselbe. Bei der Feuerzündung wird in den Veden ein Pferd vorgeführt und man sagt: „Mit Agni zusammen werde geboren, o Agni!" Das zeigt, daß dies dieselbe Gottheit, und wieder doch nicht dieselbe ist. Daß sie aber ursprünglich verschieden waren, dafür haben wir ein Zeugnis in dem Streit Poseidons mit Athene.

Wir haben diese Religionen über die ganze indogermanische Welt vom Norden bis zum Indus als Glieder verschiedener Göttergestalten mit verschiedenen Namen gefunden. Ich sage ausdrücklich: als Glieder. Denn man glaube nicht, ich meine bewiesen zu haben, daß Odin, Frey, Mars, Poseidon und Agni, daß Ull und Athene derselbe Gott ist. Hinter den Göttersagen und den Göttergestalten habe ich nach Kultsitten, Kultgegenständen, Kulttieren (meistens Opfertieren) gesucht, deren Zusammenhang über die indogermanische Welt reicht, und die Glieder des Wind- und Feuerkults bilden, in dem so viele Göttergestalten zum Teil — aber auch nur zum Teil — ihren Ursprung haben. Gemeinsame indogermanische Göttergestalten gibt es wohl, so glaube ich nachgewiesen zu haben, daß der indische Rudra und

Digitized by Google

der Bogengott der Felsenzeichnungen derselbe Gott ist. Doch in der Regel sind die Göttergestalten der verschiedenen Völker verschieden und aus vielen Bestandteilen verschiedenen Ursprungs zusammengeschmolzen. Ja, widerstreitende Bestandteile können in ihnen zusammengewachsen sein (ich erinnere an den Bogengott und den Schildgott in Ull). Die Einheit der indogermanischen Religion wird also nicht in den Göttergestalten zu finden sein; aber sie läßt sich vielleicht in den Götterzeichen und damit zusammenhängend in den ursprünglichen Kulthandlungen finden. Also nicht gleiche Götter, sondern gleicher Götterkult, oder wenn man will, gleiche magische Handlungen. Es ist die Aufgabe dieser Untersuchung gewesen, rückwärts zu suchen und einzelne gemeinsame Punkte dieser ursprünglichen indogermanischen Religion zu finden.

Digitized by Google

Das lateinische Kreuz[1].

Von Oscar Montelius.

Mit 60 Textabbildungen.

Nicht selten können wir die Erfahrung machen, daß eine Sache, die uns sehr einfach zu sein scheint, sich tatsächlich als sehr verwickelt erweist.

So verhält es sich mit einer Frage, die in den Augen der meisten Leute so ausreichend klar ist, daß man es kaum der Mühe wert findet, sie in Worte zu fassen, mit der Frage: „Woher hat das Kreuz, das wir in unseren Kirchen, auf unseren Gebetbüchern, auf der Brust der Bischöfe sehen, seine jetzige Gestalt bekommen?"

Wenn diese Frage vorgelegt werden würde, erhielte man wahrscheinlich die übereinstimmende Antwort: „Daher, weil es ein Abbild des Kreuzes ist, an dem Christus seinen qualvollen Tod erlitt." Der Antwort würde vielleicht ein Lächeln folgen in dem Gedanken an die Einfalt der Frage und die Leichtigkeit ihrer Beantwortung.

Trotzdem könnte Grund genug vorhanden sein, zu untersuchen, ob denn die Antwort wirklich richtig ist.

Bei den Kreuzen, die wir heute gewöhnlich hier zu Lande sehen, ist der untere Teil des Stammes, d. h. der Teil, der unterhalb der Kreuzarme sich befindet, bedeutend länger, als der obere Teil. Ein solches Kreuz wird „lateinisch" genannt, dagegen pflegt man die Benennung „griechisch" denjenigen Kreuzen zu geben, bei denen der Oberteil und der Unterteil des Stammes die gleiche Länge haben. Das „griechische" Kreuz wird zuweilen „gleicharmig" genannt, weil alle vier Teile desselben gewöhnlich gleich lang sind (Abb. 3), was jedoch nicht immer der Fall ist; manchmal sind nämlich die Seitenarme kürzer als der Ober- und Unterteil des Stammes, welch letztere untereinander gleich lang sind (Abb. 12).

[1]) Die Abhandlung ist zuerst in schwedischer Sprache erschienen in Nordisk tidskrift for vetenskap, konst og industri. 1907, S. 1—34. Stockholm. Die deutsche Übersetzung rührt her von Gustaf Kossinna und Ernst Snethlage.

Digitized by Google

Was die Benennungen „griechische" und „lateinische" Kreuze anlangt, so darf ich vielleicht darauf hinweisen, daß die ersteren *nicht* auf den griechischen, morgenländischen Teil der Christenheit eingeschränkt sind und daß ebensowenig die letzteren dem abendländischen Teil eigentümlich sind. Beide Kreuzformen kommen gleich zahlreich vor im morgen- wie im abendländischen Teile.

Das Studium des Kreuzsymboles bietet viel Reizvolles und viel Überraschungen, wenn man die Geschichte dieses heiligen Zeichens von seinem ersten Ursprung her bis auf unsere Tage zu verfolgen sucht.

In zwei Aufsätzen, von denen der erste, falls man nur auf seinen Titel sieht, jeden Zusammenhang mit der Kreuzgeschichte scheinbar vermissen läßt, habe ich den Ursprung des griechischen Kreuzes zu entwickeln gesucht.

Aus dem ersten Aufsatz, überschrieben: „Das Rad als religiöses Sinnbild in vorchristlicher und christlicher Zeit"[1]) ergibt sich, daß das Rad eins der Symbole der Sonne und des Sonnengottes war, daß dieses Symbol hierfür bereits lange vor dem Eintritt des Christentums zur Bezeichnung der Göttlichkeit angewendet wurde, endlich daß es bei den Christen schon seit ältesten Zeiten die nämliche heilige Bedeutung gehabt hat. Dies als Symbol angewendete Rad hat entweder 4, 6 oder 8 Speichen.

In dem anderen Aufsatz, über das „Sonnenrad und das christliche Kreuz"[2]) haben wir gesehen, daß die Speichen des vierspeichigen Rades allmählich aus dem Radreifen sich lösten, daß dieser Reifen schließlich fortfiel, worauf die Speichen allein übrig blieben, die ein griechisches Kreuz bildeten, endlich daß diese Entwicklung nicht nur in christlicher Zeit vor sich ging, sondern auch *lange vor Christi Geburt*, woher sich ergibt, daß dieses Kreuz, das als eine Eigentümlichkeit unserer Religion angesehen wird, als heiliges Symbol angewendet wurde schon mehr als ein Jahrtausend, bevor das Christentum auftrat.

Die ersten Christen behielten die von den Vätern ererbten Symbole der Göttlichkeit bei, das Rad wie das gleicharmige Kreuz, wahrscheinlich ohne eine Ahnung davon zu haben, daß das letztere ursprünglich nur die vier Speichen im Rade waren. Innerhalb der christlichen Kirche können wir dann dieselbe Entwicklung verfolgen, wie sie schon mehr als ein Jahrtausend früher stattgefunden hatte: die vier Speichen lösen sich aus dem Radreifen und bilden ein gleicharmiges Kreuz. Eine solche Wiederholung ist nicht ohne Seitenstück in der Entwicklungsgeschichte.

Zu unserer Überraschung finden wir so, daß das griechische Kreuz mit Christi Kreuz oder nur mit Christentum ursprünglich nichts zu tun hat.

---

[1]) Prometheus. Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft, herausgegeben von Dr. Otto N. Witt. XVI. Jahrgang. Berlin 1904/1905.

[2]) Mannus, Bd. I, S. 53 f. und 169 f.

Digitized by Google

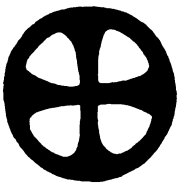


Abb. 1. Die Speichen noch mit dem Radreifen verbunden. Schweden.

Abb. 2. Die Speichen frei; die abwärts laufende länger als die aufwärts gewendete. Markuskirche in Venedig.

Abb. 3. Die Speichen frei, ein gleicharmiges Kreuz bildend. Schweden.

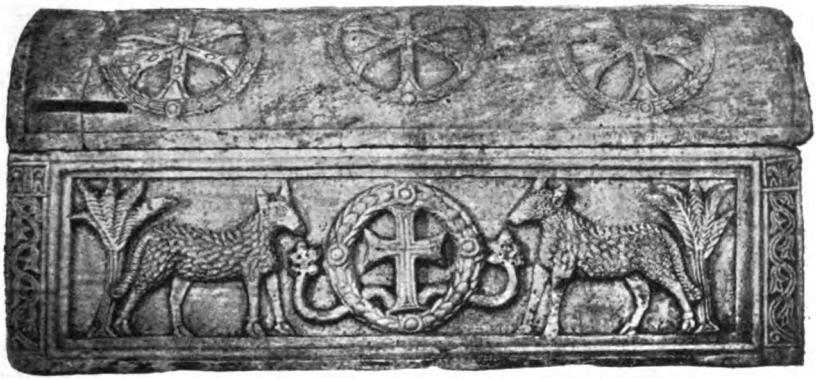


Abb. 4. Lateinisches Kreuz in einem Kranz. Sarkophag. Ravenna.

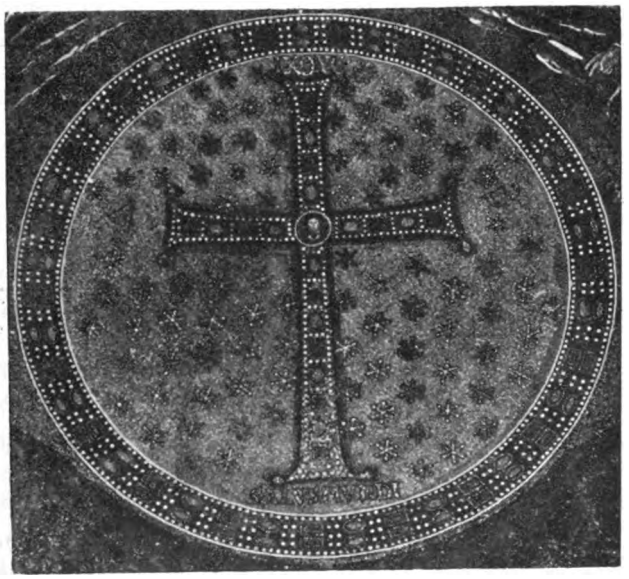


Abb. 5. Lateinisches Kreuz in einem Reifen. Mosaik. Ravenna.

Digitized by Google

Aber solches kann von dem lateinischen Kreuz wohl nicht gesagt werden?

Um auf diese Frage Antwort zu erhalten, müssen wir uns die verschiedenen Kreuzesformen, besonders innerhalb der älteren Periode der christlichen Zeit, etwas näher ansehen.

Betrachten wir da zuerst die vierspeichigen Räder, bei denen die Speichen ihre alte Form verloren haben (Abb. 1), und diejenigen, bei denen die Speichen vom Reifen sich zu lösen beginnen (Abb. 3), so bemerken wir, daß alle Speichen bei den ersteren gewöhnlich dieselbe Länge haben, daß dies aber nicht stets der Fall ist bei den letzteren Rädern, bei denen die abwärts laufende Speiche länger sein kann, als die aufwärts gewendete. Hierfür haben wir ein Beispiel in dem Abb. 2 wiedergegebenen Symbol; der Unterschied in der Länge der beiden Speichen ist freilich ganz gering, aber doch merklich; der Reifen ist noch unverändert. In Abb. 4 bilden die vier Speichen dagegen bereits ein lateinisches Kreuz, und der Reifen verwandelt sich in einen Blätterkranz.

Ein deutliches lateinisches Kreuz sehen wir auch in Abb. 5, wo der Reifen noch viel von seiner ursprünglichen Gestalt bewahrt hat; an der Stelle, wo die Arme sich kreuzen, sitzt ein Medaillon, das das Brustbild des Gekreuzigten zeigt.

Betrachten wir nun die von den Reifen gänzlich befreiten und nur für sich vorhandenen Kreuze, so begegnet uns dieselbe Erscheinung. Bei vielen solchen Kreuzen sind alle vier Teile durchweg gleich lang. Bei einigen sind die wagerechten Teile, die Arme, etwas kürzer als die senkrechten, der Stamm (Abb. 12). Bei anderen ist der untere Teil des Stammes länger als der obere; in gewissen Fällen ist der Unterschied noch ganz unbedeutend (Abb. 35); in anderen tritt er immer mehr hervor.

Eine solche allmählich stattfindende Verlängerung des unteren Teiles des Stammes ist eine der Arten, aus denen das lateinische Kreuz entsteht.

* * *

Eine andere Art der Entstehung zeigt sich in Abb. 6—15.

Nicht selten sehen wir, so auf dem in Abb. 6 abgebildeten dänischen Grabsteine, ein auf einem Stabe ruhendes vierspeichiges Rad. Im Anfang haben die Speichen ihre richtige Länge, indem sie an der inneren Kante des Reifens endigen, und der Reifen ist so gezeichnet, daß er das Rad und dessen senkrecht stehende Speiche von dem Stabe trennt. Dann ändert sich dies. Auf einem anderen dänischen Grabstein (Abb. 7) — gleich wie der erstere aus dem Anfang des Zeitraumes, den wir hier im Norden das Mittelalter nennen — können wir beides, Speichen und Reifen, erkennen, obgleich der letztere nicht durchaus kreisrund ist und das Rad nicht mehr vom Stabe trennt, indem die abwärts laufende Speiche sich außerhalb des Reifens fortsetzt und unmittelbar in den gleich breiten oder gleich schmalen Stab übergeht; auch die anderen drei Speichen gehen etwas über den Reifen hinaus. Der letztere ist fast ebenso breit wie die Speichen. Abb. 8 zeigt ungefähr das-

Digitized by Google

Abb. 6. Grabstein. Dänemark.

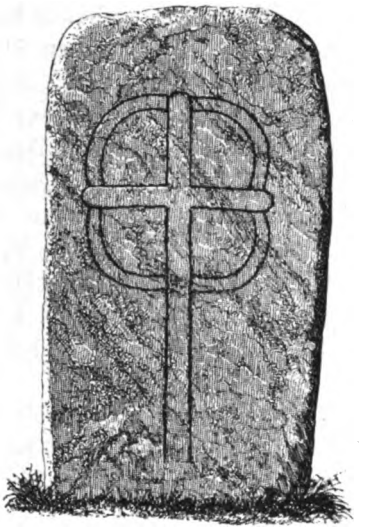


Abb. 7. Grabstein. Dänemark.

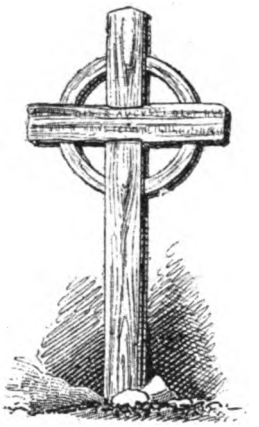


Abb. 8. Holzkreuz. Gotland.

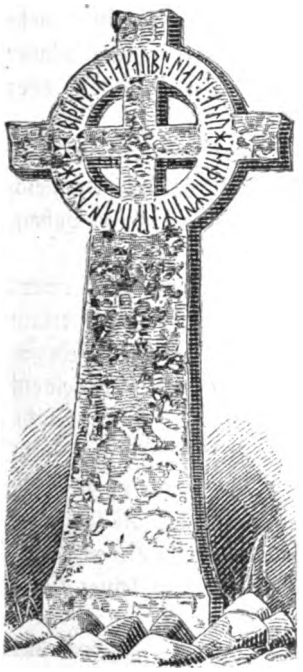


Abb. 9. Steinkreuz, Gotland.

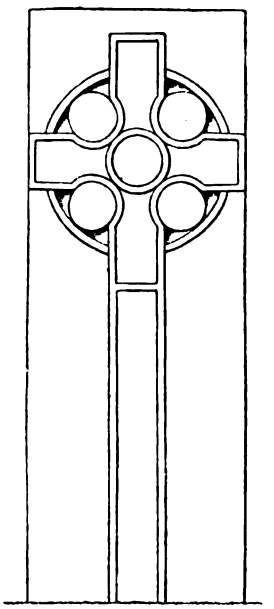


Abb. 10. Grabstein. Schottland.

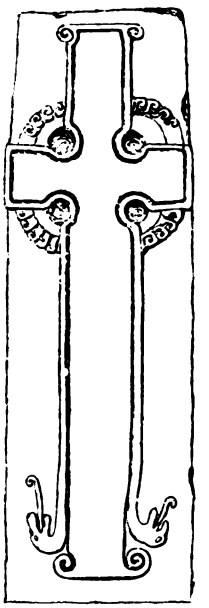


Abb. 11. Grabstein. Schottland.

Digitized by Google

selbe Verhältnis: Alle Speichen gehen über den Reifen hinaus und die abwärts laufende setzt sich unmittelbar in den gleich breiten Stab fort, wodurch das Ganze die Gestalt eines lateinischen Kreuzes erhält. Hierin gleichen einander der Stein Abb. 7 und das Holzkreuz Abb. 8; der Unterschied liegt eigentlich nur darin, — wenn man von der etwas unregelmäßigen Form des Reifens auf dem Stein absieht, — daß der Reif des Holzkreuzes bedeutend schmaler ist als der Stamm und die Arme, während diese auf dem Stein nur wenig breiter sind als der Reif. Der verwendete Stoff ist nicht selten die Ursache, daß der untere Teil eines solchen Kreuzes — derjenige Teil, der dem Stabe entspricht — breiter ist als die übrigen Teile (Abb. 9).

Ein anderes Beispiel für dieselbe Entwicklung haben wir in den beiden hier wiedergegebenen schottischen Grabsteinen.

Auf dem ersteren Stein (Abb. 10) können wir noch das von einem Stabe getragene Rad herauserkennen, obwohl der Reif seine ursprüngliche Gestalt verloren hat und die Speichen über die äußere Kante des Reifens hinausgehen, indem sie über ihm liegen und ihn teilweise verdecken. Eine Querlinie zwischen der Oberkante des Stabes und dem abwärts laufenden Ende der Speiche ergibt deutlich, daß wir tatsächlich einen Stab vor uns haben, der ein Rad trägt mit vier ungefähr gleich langen Speichen, oder ein griechisches Kreuz, das sich noch nicht von dem Reifen gelöst hat.

Auf dem anderen Steine (Abb. 11) findet sich keine Scheidelinie mehr zwischen Stab und Rad. Es ist kein griechisches Kreuz auf einem Stabe; es ist ein lateinisches Kreuz. Der Radreifen ist nicht verschwunden, aber er hat seine ursprüngliche Bedeutung verloren.

Die Herkunft des lateinischen Kreuzes aus einem auf einem Stab sitzenden griechischen Kreuz erweist sich oftmals auch deutlich beim Vergleich mit solchen Symbolen, die sich bereits völlig von dem Reifen gelöst haben, so daß sich kein Rest von dem Radreifen mehr vorfindet.

Ein solches griechisches Kreuz auf einem Stab sehen wir auf einem im 5. Jahrhundert verfertigten Mosaikbilde, das die Wölbung im Baptisterium San Giovanni zu Ravenna schmückt (Abb. 14). Hier wird uns vor Augen geführt, wie Johannes der Täufer durch die Taufe im Jordan Jesus zu seinem heiligen Berufe weiht, während der heilige Geist in Gestalt einer Taube auf des letzteren Haupt herniederschwebt; die letzten Buchstaben im Flußnamen sind abgefallen. Johannes trägt in seiner linken Hand einen Stab mit einem Kreuz, dessen Stamm einen fast gleich langen Oberteil wie Unterteil hat; es ist also „gleicharmig", wenn auch die wagerechten Teile etwas kürzer als die senkrechten sind. Andere Bilder des Täufers zeigen in seiner Hand einen Stab, der ein vollkommen gleicharmiges Kreuz trägt.

Allmählich wuchs dieses Kreuz mit dem Stab zusammen, so daß das Ganze die Form eines lateinischen Kreuzes erhielt, dessen wir uns von mehreren Darstellungen Johannes des Täufers erinnern (Abb. 15).

Digitized by Google

Abb. 12. Elfenbein. Ravenna.

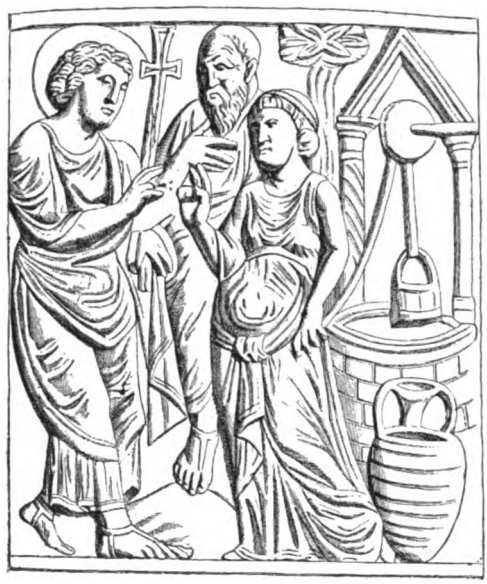


Abb. 13. Elfenbein. Ravenna.

Abb. 14. Moſaik. Ravenna.

Abb. 15. Malerei von Fra Angelico.

Digitized by Google

Im 5. Jahrhundert wurde ein prächtiger Thron für einen Erzbischof angefertigt, der mit künstlerisch geschnittenen Elfenbeinplatten[1]) geschmückt ist. Eine dieser Platten (Abb. 12) stellt den Augenblick bei der Hochzeit zu Kana dar, wo Christus den Wein in Wasser verwandelt. Er trägt in seiner linken Hand ein kleines griechisches Kreuz, das auf einem Stabe befestigt ist; des Kreuzes unterer Teil ist gleich dem oberen und scheidet sich deutlich von dem Stab. Auf einer anderen zu demselben Thron gehörenden Elfenbeinplatte (Abb. 13), die Christi Unterredung mit dem samaritischen Weibe am Brunnen darstellt, trägt er ebenfalls einen Stab, der oben in ein Kreuz endigt, aber hier ist die Scheidung zwischen Kreuz und Stab fortgefallen. Daher hat das Ganze die Gestalt eines lateinischen Kreuzes[2]).

Auch in unzähligen anderen Fällen als den eben genannten können wir dieselbe Verschmelzung des Kreuzes mit dem Stab, auf dem es sitzt, beobachten. Oft ist es deutlich erkennbar, daß wir ein griechisches Kreuz auf einem Stabe vor uns haben. Bisweilen ist die Grenze zwischen dem Kreuz und dem Stabe weniger in die Augen fallend. Vielfach findet man an Stelle des Stabes mit dem griechischen Kreuz ein lateinisches Kreuz, indem die eben genannte Grenze gänzlich fortfällt.

Daß in diesen Fällen das lateinische Kreuz tatsächlich aus einem Stabe mit einem griechischen Kreuz entstanden und an dessen Stelle getreten ist, geht klar daraus hervor, daß die äußeren Umstände stets dieselben sind: Es ist Christus, der einmal das eine Symbol und ein anderes Mal das andere trägt; es ist ein Kaiser, der auf der einen Münze einen Stab trägt, der in ein griechisches Kreuz endigt, und auf einer anderen Münze ein lateinisches Kreuz trägt.

* * *

Die lateinischen Kreuze, die wir eben betrachtet haben, stammen sämtlich aus der christlichen Zeit.

---

[1]) Man hat gewöhnlich angenommen, daß dieser Thron, auf dem in einem Monogramm der Name Maximianus zu lesen ist, für den Erzbischof dieses Namens in Ravenna gearbeitet worden ist, der im Jahre 553 starb. Kürzlich hat man indessen darauf aufmerksam gemacht, daß die Arbeit älter zu sein scheint und daß der Name sich wahrscheinlich auf den Erzbischof Maximianus von Konstantinopel bezieht, der in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts lebte.

[2]) Der nahe Zusammenhang des griechischen Kreuzes mit dem vierspeichigen Rad (der sogenannten „Kreuzglorie") zeigt sich auf einer dritten Elfenbeinplatte von demselben Throne. Hier sehen wir Christus mit den fünf Broten und zwei Fischen fünftausend Menschen speisen. Mit der einen Hand segnet er die Brote, mit der anderen die Fische; er kann also nicht den Stab mit dem Kreuz in einer der Hände halten. Da hat man das vierspeichige Rad hinter sein Haupt gesetzt, um auf diese Weise seine Göttlichkeit zu zeigen. Auf den Bildern, wo er ein Kreuz trägt, hat er keine „Kreuzglorie", — weil er einer solchen dort nicht bedarf.

Digitized by Google

Bereits *vor* dem Auftreten des Christentums treffen wir indessen ein Symbol derselben Gestalt wie das lateinische Kreuz an. Dies Symbol hat jedoch einen ganz anderen Ursprung als das Kreuz, das wir im vorhergehenden kennen gelernt haben.

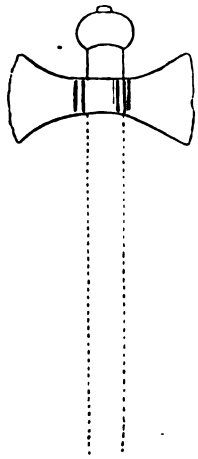


Abb. 16. Bronzeaxt. Cypern.

Abb. 17. Relief. Kleinasien.

Im Innern Kleinasiens sehen wir auf Denkmälern, die von den Hittitern oder Hetheern, wie sie in den Schriften des Alten Testaments genannt werden, herstammen, ein Gottheitssymbol, dessen Aussehen Abb. 17 zeigt. Es ist eine doppelschneidige Axt auf einem langen Schaft, der sich oben über der Oberkante des Schaftloches fortsetzt.

Abb. 18. Münze (Anfang des 3. Jahrhunderts nach Chr.). Phönizien.

Abb. 19. Münze (5. Jahrhundert).

Eine auf Cypern gefundene Bronzeaxt zeigt über dem Schaftloch eine Fortsetzung des Schaftes, die in einem Stück mit der doppelschneidigen Klinge gegossen ist und in einem runden Knopf endigt. Sie ist in Abb. 16 wiedergegeben; der Schaft ist auf der Zeichnung durch zwei punktierte Linien angegeben. Diese Bronzeaxt mit einem Schaft von derselben Länge, wie der Abb. 17 wiedergegebene, hat durchaus dasselbe Aussehen, wie die Axt auf dem hittitischen Denkmal.

Digitized by Google

Dieses nun in Frage stehende Symbol reicht in weit entlegene Zeiten zurück.

Tausend Jahre vor Christi Geburt, vielleicht noch früher, sehen wir eine solche doppelschneidige Axt in der Hand von Götterbildern in Kleinasien. Es ist der Sonnengott mit der Waffe — der doppelschneidigen Axt, dem Blitz —, die er im Kampfe gegen seine und des Lichtes Feinde gebraucht[1]).

Ein kreuzförmiges Symbol von demselben Aussehen wie Abb. 17 treffen wir auf Münzen an, die im Morgenlande in den Jahrhunderten dicht vor oder dicht nach dem Anfang unserer Zeitrechnung geprägt sind, aber alle aus heidnischer Zeit herstammen. Ein solches Kreuz erscheint hinter dem Brustbilde der Astarte auf Münzen, die in den punischen Städten Nordafrikas im letzten Jahrhundert vor Chr. geprägt sind, und hinter dem Pferde auf Münzen Karthagos. Ähnliche Kreuze finden sich als Attribute der Astarte auf Münzen Sidons und anderer phönizischer Städte, die in der römischen Kaiserzeit geprägt sind. Ein Kreuz derselben Gestalt sehen wir auch als Gottheitssymbol auf der phönizischen unter Caracallas Herrschaft geprägten Münze, die in Abb. 18 wiedergegeben ist.

Dieses „lateinische Kreuz" hat also mit dem Christentum nichts zu tun, wenn wir auf seinen Ursprung sehen. Er ist unstreitig heidnisch. Aber als Symbol der Göttlichkeit kann dies Zeichen ebenso wie das Rad von dem Heidentempel in die christliche Kirche versetzt sein.

Das Kreuz, das wir oft in der Hand von Engeln auf römischen Münzen aus der Zeit kurz nach der Bekehrung Konstantins sowie auf Münzen aus späterer Zeit (Abb. 19) sehen, hat so große Ähnlichkeit mit den eben erwähnten, daß wahrscheinlich irgend ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen ihnen besteht.

Wie das Rad und das gleicharmige, griechische Kreuz war dies lateinische Kreuz ein Symbol zuerst des Sonnengottes, dann der Göttlichkeit an und für sich. In der Zeit, in der das Christentum entstand, sah man indessen in dem einen Zeichen ebensowenig wie in dem anderen etwas Heidnisches. Daher konnten die christlichen Nachkommen des Volkes, welches seit uralten Zeiten diese beiden Symbole verehrte, sie als heilige Zeichen beibehalten. Die Christen sahen in ihnen nur Symbole des Göttlichen, und wir müssen uns gegenwärtig halten, daß der Christen Gott derselbe war wie der Jehovah der Juden.

Bei den Christen finden wir also in den lateinischen Kreuzformen, eigentümlich genug, die beiden uralten Symbole des Sonnengottes wieder, das Rad und die Axt.

* * *

[1]) Montelius, Solgudens yxa och Tors hammare in Svenska Fornminnesföreningens tidskrift. 10. Band, S. 277.

Digitized by Google

Noch ein heiliges Zeichen, aber von ganz anderem Ursprung als eins der eben genannten, steht in so nahem Zusammenhang mit dem lateinischen Kreuz, daß es hier mit einigen Worten erwähnt werden muß.

Als Symbol des göttlichen Lebens tragen Ägyptens Götter schon seit der Zeit des alten Reiches ein Zeichen (Abb. 21), dessen Aussehen, wenn nicht ein Teil von der Hand bedeckt ist, Abb. 20 zeigt. Auch im westlichen Asien kommen frühzeitig heilige Zeichen vor, die bald ganz dieselbe Gestalt wie die ägyptischen haben, bald eine ähnliche, obwohl die Öse rund ist, nicht länglich, und das Kreuz vergleichsweise klein (Abb. 24).

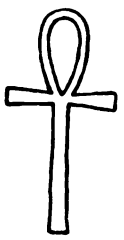


Abb. 20. Ägypten.

Abb. 21. Ägypten.

Abb. 22. Christusmonogramm.

Auf Münzen, die in Judäa für den unmittelbar vor dem Beginn unserer Zeitrechnung herrschenden König Herodes geprägt sind, sehen wir ein Zeichen

Abb. 23. Münze des Herodes.

Abb. 24. Kleinasien.

Abb. 25. Münze Konstantins des Großen.

(Abb. 23), das sich von den soeben genannten ägyptischen einzig darin unterscheidet, daß die Öse nicht symmetrisch, gleichmäßig rund auf beiden Seiten, sondern unsymmetrisch, nur auf einer Seite rund ist. Hierdurch erhält das Symbol die Gestalt eines Kreuzes mit einem Bogen an dem Teil des Stammes, der oberhalb der Kreuzarme ist.

In christlicher Zeit, besonders in den ersten Jahrhunderten, treffen wir dies Zeichen sehr oft an (Abb. 22). Es ist da ein Symbol Christi. Auf einer für Konstantin den Großen geprägten Münze (Abb. 25) nimmt es denselben Platz ein wie auf der aus der Zeit des Herodes.

Digitized by Google

Daß dies ein Symbol seiner Göttlichkeit war, vergaß man indessen sehr schnell, und man gab da, wie in so vielen anderen Fällen, eine durchaus unrichtige Erklärung für den Grund seiner Anwendung. Man sagte, daß dieses „Monogramm" aus den zwei griechischen Buchstaben zusammengesetzt sei, die die ersten im Namen *XPIΣTOΣ* (Christos) sind. Das griechische R hat allerdings, wie bekannt, die Gestalt P, also dieselbe Gestalt wie das lateinische P. Aber der griechische Buchstabe, der von den Römern mit Ch wiedergegeben wird, hat *nicht* dieselbe Gestalt wie das lateinische Kreuz, sondern wie X. Schon dies zeigt, wie unrichtig die gewöhnlich gegebene Erklärung des Zeichens ist, und eine Untersuchung des geschichtlichen Zusammenhanges beseitigt jeden Zweifel darüber, daß die richtige Erklärung eine ganz andere ist, nämlich die vorher oben angegebene.

Gleichwie die „Kreuzglorie" (das Rad) und das Kreuz ist dieses heilige Zeichen *nicht* ursprünglich christlich. Gleich diesen beiden ist es ein Symbol der Göttlichkeit, ein Symbol, das bereits weit vor dem ersten Auftreten des Christentums sehr alt war.

Das fragliche Symbol sehen wir nicht selten zwischen zwei Lämmern, die sich gegen dasselbe wenden. Anfangs ist die Öse so stark gerundet wie auf Abb. 22. Dann erhält sie eine andere Gestalt und tritt weniger hervor (Abb. 26). Oft sehen wir an Stelle dieses Symbols ein lateinisches Kreuz zwischen den beiden Lämmern, die sich auf die eben genannte Art gegen das Heilige wenden (Abb. 27).

Gewiß kann man nicht sagen, daß in dem auf Abb. 22 wiedergegebenen Symbol der Ursprung zu suchen ist für die Gestalt, die jetzt das lateinische Kreuz genannt wird, — wir haben ja gesehen, wie dies auf andere Weise entstanden ist —, aber es ist offenbar, daß diese beiden heiligen Zeichen einander so nahe standen, oder richtiger so nahe gekommen waren, daß man sich berechtigt halten konnte, das eine an Stelle des anderen zu benutzen. Beispiele hierfür bieten die Abb 28—30, wo ein Symbol der fraglichen Art durch seine Größe und seinen Platz wie ein Kreuz wirkt.

Wie an einem Kreuz hängt zuweilen von den Armen ein Alpha und ein Omega, eine Anspielung auf Christi Wort: „Ich bin das Alpha und Omega (A und Ω), der Anfang und das Ende", weil diese beiden Buchstaben, wie bekannt, der erste und der letzte im griechischen Alphabet sind. Zuweilen (Abb. 29) stehen diese beiden Buchstaben auf den „Kreuzarmen".

* * *

Es zeigt sich also, daß wie das griechische Kreuz auch das lateinische Kreuz ursprünglich nichts mit Christi Kreuz oder mit dem Christentum zu tun gehabt hat.

Aber wenn nun beide, das griechische und das lateinische Kreuz, auf die Weise entstanden sind, wie im vorhergehenden geschildert ist, so liegt die

Digitized by Google

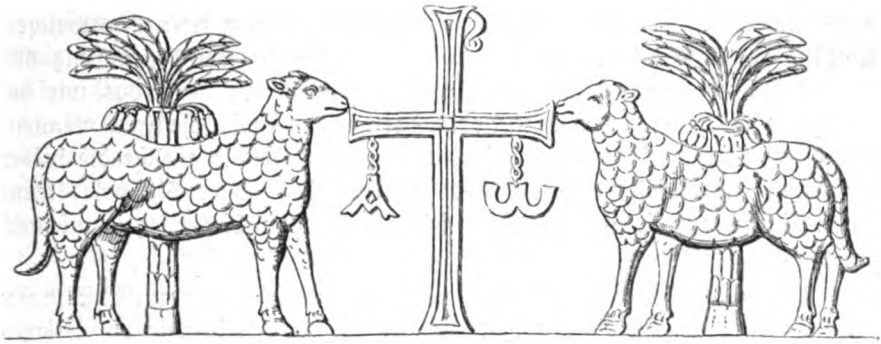


Abb. 26. Sarkophag (derſelbe wie Abb. 30). Ravenna.

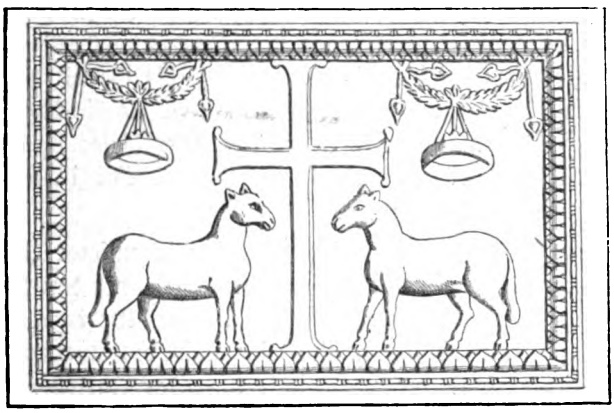


Abb. 27. Relief. Ravenna.

Abb. 28. Erſte Hälfte des 4. Jahrhunderts.

Abb. 29. Sarkophag. Rom.

Abb. 30. Sarkophag. Ravenna.

Digitized by Google

Frage nahe: Wie verhalten sich da diese Symbole zu dem Kreuz, an welchem Christus den Tod erlitt? Hat die Gestalt, die das bei der Hinrichtung verwendete Kreuz hatte, einige Ähnlichkeit entweder mit dem, das wir das griechische Kreuz nennen, oder mit dem, das wir das lateinische Kreuz nennen? Hat dieses Strafwerkzeug auch beigetragen zu der Gestalt, welche die beiden letztgenannten erhielten? Oder hat das Aussehen dieser Symbole irgend einen Einfluß auf die Gestalt gehabt, in welcher Christi Kreuz jetzt gewöhnlich abgebildet wird?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir zunächst untersuchen, welche Gestalt die von den Römern bei der Hinrichtung von Sklaven und Missetätern benutzten Kreuze gehabt haben.

Diese Kreuze bestanden aus einem Stamm und einem Querholz. Das letztere kann befestigt gewesen sein entweder an der Spitze des Stammes oder mehr oder minder nahe dieser. War das Querholz so weit abwärts vom oberen Ende des Stammes befestigt, daß das Ganze die Gestalt hatte, die wir jetzt ein lateinisches Kreuz nennen, so war gewiß die Ähnlichkeit mit dem Symbol, das wir jetzt betrachtet haben, sehr groß, aber dieses Symbol ist doch nicht dadurch *entstanden*, daß es das Bild vom Kreuze Christi wiedergibt. Es hat einen ganz anderen Ursprung.

Der im Neuen Testament gebrauchte Ausdruck, der in unserer Übersetzung mit *Kreuz* wiedergegeben wird, gibt keinen Aufschluß über den Platz des Querholzes. In den griechischen Texten wird nämlich das Wort *σταυρός* angewandt, das eigentlich nur *Pfahl* bedeutet. Die lateinische Übersetzung hat das Wort *crux*[1]), aber es sagt uns auch nichts über das Aussehen; es bedeutet nur *Martergerät*.

Daß die römische crux nicht dieselbe Gestalt gehabt haben kann wie das griechische Kreuz, ist indessen schon aus dem Grunde offenbar, daß diese Gestalt sich durchaus nicht für eine Kreuzigung eignet. Der Teil des Stammes, der unterhalb der Kreuzarme sich befindet, ist ja viel zu kurz im Verhältnis zum Körper des Gekreuzigten.

---

[1]) Das schwedische *kors* ist dasselbe Wort wie das lateinische *crux*, bloß mit einer Umstellung des *r*, so daß dieses, welches ursprünglich vor dem Vokal stand, hinter diesem kommt. Im Isländischen heißt es *kross* und im Deutschen *Kreuz*, also mit *r* noch an seinem richtigen Platz. — Wenn wir nun das Wort Kreuz hören, werden unsere Gedanken auf die Gestalt gelenkt, die man von je mit Christi Kreuz verband, und da die schwedische und deutsche Sprache keine verschiedenen Ausdrücke für die römische crux, an der die Missetäter den Tod erlitten, und für das christliche Kreuz haben, ist es schwierig, die Fragen zu behandeln, mit denen wir uns jetzt beschäftigen, ohne in Unklarheit und Mißverständnisse zu geraten. Ich wende deshalb hier, besonders an den Stellen, wo Mißverständnisse entstehen könnten, den Ausdruck *crux* an, wenn von dem römischen Strafwerkzeug die Rede ist, und den Ausdruck *Kreuz*, wenn von derjenigen Gestalt die Rede ist, die man dem Kreuze Christi zu geben pflegt.

Digitized by Google

Daß die crux nicht dieselbe Gestalt gehabt haben kann wie das lateinische Kreuz, geht aus allen Aufklärungen hervor, die wir aus Äußerungen gleichzeitiger Verfasser und aus gleichzeitigen Abbildungen erhalten.

Aus ihnen erfahren wir, daß die römische crux ungefähr dieselbe Gestalt hatte wie der lateinische Buchstabe T. Entweder saß also das Querholz oberhalb des oberen Endes des senkrechten Pfahles, was wohl das natürlichste war, und was dem schrecklichen Gerät am leichtesten die nötige Stärke verlieh. Oder auch das Querholz war ganz nahe diesem Ende befestigt, wie bei dem Abb. 50 wiedergegebenen Kreuze. Es lag ja auch gar keine Veranlassung vor, daß man das Kreuz hätte unnötig hoch machen sollen dadurch, daß man den Stamm weit oberhalb der Arme sich fortsetzen ließ. Irgend eine Stütze für den Kopf kam nicht in Frage, und die im Evangelium Johannis erwähnte „Überschrift", die angab, wer der Gekreuzigte war, konnte auf einer besonderen, schmalen Stütze befestigt werden, in der Weise wie Abb. 50 zeigt.

Schon in dem Brief, als dessen Verfasser der mit den Aposteln gleichzeitige Barnabas genannt wird, lesen wir, daß der Buchstabe T einer crux gleicht, und später, um 200, schreibt Tertullian, daß der griechische Buchstabe Tau (T) und das römische T dieselbe Form wie die crux haben. Das griechische T war, wie wir wissen, gleich dem römischen. Andere Verfasser aus den ersten Jahrhunderten nach dem Anfang unserer Zeitrechnung äußern sich freilich über die crux in solcher Weise, daß dessen Stamm zuweilen etwas oberhalb des Stammes hinausgeragt haben muß, aber wenn das Querholz ganz nahe diesem Ende befestigt war, so war der Vergleich mit den oben genannten Buchstaben dennoch berechtigt.

Andere Verfasser vergleichen die crux mit einem Anker oder einem Schiffsmast. Auf Abb. 32 sehen wir, wie der Anker in den ältesten christlichen Zeiten mit seinem Querarm an dem obersten Ende abgebildet wird; war dies nicht der Fall, saß der Querarm ganz nahe diesem Ende, so konnte man deshalb auch da von der Ähnlichkeit mit einem T reden. Dieselbe Gestalt hatte gleichfalls ein Mast mit der Raa, woran das Segel saß. Wenn die Raa am Topp gehißt war, wie auf Abb. 31, war die T-Form in die Augen fallend.

Die Ähnlichkeit in der Form zwischen einer crux und einem T wird auch dadurch bewiesen, daß man an vielen Orten in den Malereien der Katakomben und auf anderen bildlichen Darstellungen aus den ersten Zeiten der christlichen Kirche ein offenbar heiliges Zeichen antrifft, das dieselbe Form hat wie der Buchstabe T und das wir zuweilen, so in der Abb. 33 wiedergegebenen Inschrift, an dem Platze sehen, wo man ein Kreuz hätte erwarten können.

Daß die crux tatsächlich T-Form gehabt hat, wird auf unwiderlegliche Weise offenbar durch eine eingeritzte Zeichnung, die um 1850 oder bald danach auf einer Wand aufgedeckt wurde in einem der Räume — das so-

Digitized by Google

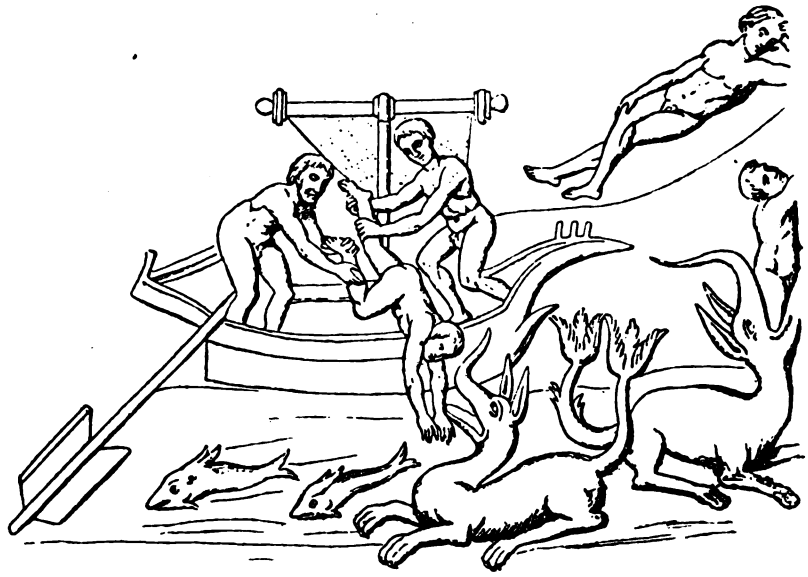


Abb. 31. Jonas und der Fisch (siehe S. 300).
Handschrift in der Vatikanischen Bibliothek.

Abb. 32. Geschnittener Stein.

Abb. 33. Katakombeninschrift.

Abb. 34. Schmähkruzifix. Palatin. Rom.

Digitized by Google

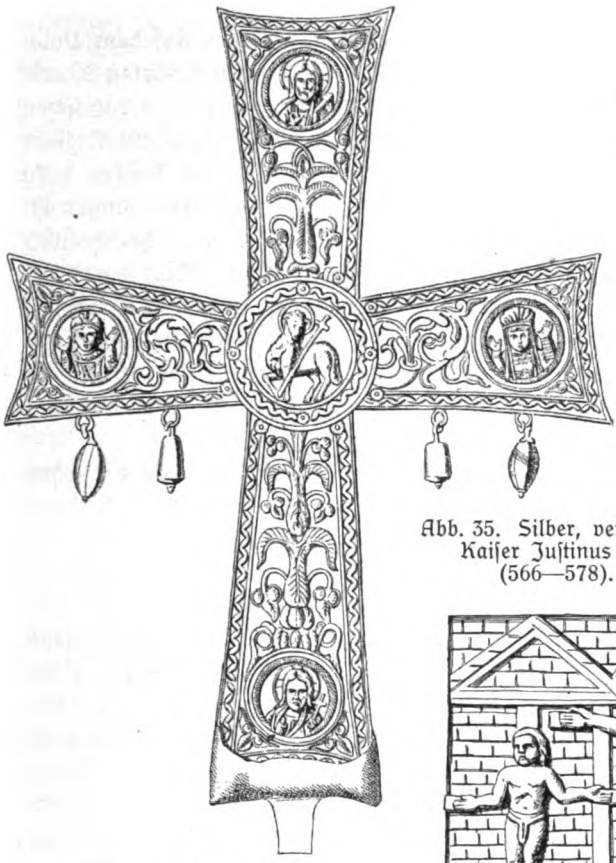


Abb. 35. Silber, vergoldet. Kaiser Justinus II. (566—578).

Abb. 36. Sarkophag.

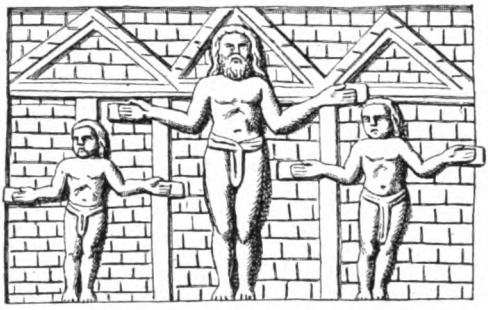


Abb. 37. Holztür. S. Sabina, Rom.

Abb. 38. Ölflasche. Monza.

Abb. 39. Sarkophag. Arles.

Digitized by Google

genannte Pädagogium — innerhalb des kaiserlichen Palastes auf dem Palatinischen Hügel in Rom (Abb. 34). Der Teil der mit Stuck bekleideten Wand, auf der die Bilder eingeritzt waren, wurde abgelöst und kann jetzt im römischen Museo Kircheriano besichtigt werden, das im früheren Jesuitenkollegium seinen Platz erhalten hat, nachdem infolge der Ereignisse des Jahres 1870 der Palast, das Collegio Romano, in den Besitz des Staates übergegangen ist.

Die Zeichnung, die sich aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts herschreiben dürfte und offenkundig bezweckt, die Christen zu schmähen, zeigt einen gekreuzigten Mann mit einem Eselskopf. Das Kreuz ist durchaus T-förmig; der Stamm reicht nämlich *nicht* höher als bis zum Querholz. Die Tafel mit der im Evangelium erwähnten „Überschrift" ist angedeutet; sie ist auf einer besonderen Stütze angebracht, die nicht die Fortsetzung des Stammes ausmacht, sondern auf der einen Seite an diesem steht.

Die Erinnerung an diese ursprüngliche Kreuzform lebte, wie wir sehen werden, *sehr lange* fort.

* * *

Ebensowenig wie das griechische bietet also das lateinische Kreuz irgend ein Abbild der crux, woran Christus den Tod erlitt. Ursprünglich hatte die crux eine andere Gestalt, und diejenige Gestalt, in der wir sie zu sehen gewohnt sind, hat sie erst durch Einwirkung eines anderen Zeichens erhalten, nämlich des Symbols der Göttlichkeit, dessen Ursprung wir bis zu Zeiten zurückverfolgen können, die weit hinter Christi Geburt liegen.

Einige Umstände ganz anderer Art dürften indessen dazu beigetragen haben, daß die lateinische Kreuzform die gewöhnliche bei der Darstellung des Vorgangs auf Golgatha wurde.

Der eine ist, daß die Stütze, die die Tafel mit der Überschrift trug, leicht mit dem Stamm des Kreuzes zusammenschmolz, weil die erstere ihren Platz in der Fortsetzung des letzteren hatte, wie in Abb. 50 und 51.

Der andere ist, daß, wie bereits bemerkt, das griechische Kreuz sich nicht für die Darstellung der Kreuzigung eignete, weil der untere Teil des Stammes zu kurz war. Man mußte deshalb diesen Teil um so viel länger machen, als er bei dem lateinischen Kreuz ist.

Wo nicht der Gekreuzigte, sondern allein sein Kreuz dargestellt werden sollte, behielt man auch sehr lange die griechische Kreuzform bei. So haben, wie wir früher gesehen[1]), die Kreuze, mit denen unsere, der Schweden, Vorfahren durch Ansgar und seine Nachfolger bekannt wurden, nicht die lateinische, sondern die griechische Gestalt. Es war das griechische Kreuz, das auf den schwedischen Runensteinen im 11. Jahrhundert gezeichnet wurde.

---

[1]) Mannus, Bd. I, S. 60 und 61.

Digitized by Google

Weil Christi Kreuz, anstatt wie die römische crux einem T zu gleichen, seine nun gewöhnliche „lateinische" Gestalt durch Einwirkung des Gottessymbols erhielt, ist es richtig, wenn der Künstler die Kreuze der beiden zugleich mit Christus getöteten Übeltäter die T-Gestalt beibehalten ließ. In der Renaissancezeit wurde der Vorgang auf Golgatha oft so dargestellt, daß auf Christi Kreuz der Stamm hoch über das Querholz hinausreichte, aber auf den Kreuzen der Mörder mit diesem abschloß. Wir finden dasselbe bei dem viel älteren Urbild zu Abb. 48.

* * *

Schriften, die aus den ersten Jahrhunderten der Kirche stammen, berichten, daß man bei den Christen überall das Kreuzsymbol sah; es war auf der Stirn der Gläubigen gemalt, es war auf ihren Kleidern und Häusern angebracht.

Die eine und die andere Probe dieser „Kreuzsymbole" hat sich bis in unsere Tage erhalten. So gibt es, um nur ein paar Beispiele anzuführen, eine Glasmalerei, die uns einen Mann mit einem griechischen Kreuz auf der Stirn zeigt; auf einer Wandmalerei aus einer der römischen Katakomben sehen wir einen anderen Mann mit einem Hakenkreuz auf seinem Kleid; ein Frauengewand ist mit dem kreuzähnlichen, sogenannten Monogramm geschmückt. Da alles, was zur Kirche gehört, sich gewöhnlich lange in unveränderter Gestalt erhält, kann es nicht Verwunderung erregen, daß man auf Priestergewändern in viel späterer Zeit, als die hier in Frage kommende, griechische Kreuze, oft mehrere in einer Reihe, sieht.

Wir hören auch, daß die Griechen in den ersten Jahrhunderten das Kreuz anbeteten.

Aber hierbei müssen wir darauf Gewicht legen, daß in diesen ersten Jahrhunderten noch nicht die Rede ist von einer Anbetung des Kruzifixes, das den an das Kreuz genagelten Christus zeigt, sondern nur des Kreuzes oder des Kreuzsymbols.

Man scheute nämlich, wenigstens in Europa — die in dieser Beziehung minder bekannten Verhältnisse aus dem Morgenlande scheinen etwas anders gewesen zu sein (Abb. 42 und 43) — während mehrerer Jahrhunderte davor zurück, Christus am Kreuz abzubilden[1]).

---

[1]) Allerdings hat man (Svenska Fornminnesföreningens tidskrift, 8. Band, Seite 283) wegen einiger eigentümlicher Züge in dem oft erwähnten Schmähbild vom Palatin (Abb. 34) in scharfsinniger Weise versucht zu zeigen, daß die Christen bereits in den allerersten Jahrhunderten der Kirche Christus am Kreuz abgebildet haben. Aber die angeführten Gründe sind nicht stark genug, um zu beweisen, daß solche Darstellungen bereits im Abendland zu finden waren. Das Schmähbild verrät ja durch seine griechische Inschrift, daß es nicht von einem Abendländer eingeritzt war.

Digitized by Google

Die gräßliche Todesstrafe, die mit dem Wort Kreuzigung bezeichnet wird, eine Strafe, deren Scheußlichkeit mehr als anderes die Barbarei des wegen seiner geistigen Bildung hochgepriesenen „klassischen" Volkes offenbart, wurde in Südeuropa hauptsächlich bei der Hinrichtung von Sklaven angewendet. Wir können da verstehen, daß man, wie ein und der andere gleichzeitige Verfasser andeutet, den Heiden nicht im Bilde zeigen wollte, wie der Gott, den man anbetete, am Kreuze hingerichtet worden war. Wahrscheinlich jedoch war noch ein anderer Grund vorhanden. So viel lebte von der klassischen Bildung und von der Art, wie die klassische Zeit die Dinge sah, noch genug während Jahrhunderte bei den Christen fort, daß sie, wenn möglich, solche Darstellungen vermieden, die durch ihre Gräßlichkeit allzu sehr ihren Schönheitssinn zurückstoßen mußten

Wohl wurde Christus zeitig im Bilde dargestellt, aber nicht als gekreuzigt, sondern in symbolischer Gestalt: als ein Lamm, als der gute Hirte, der von seiner Herde umgeben ist, oder der auf seiner Schulter das verlorene und wiedergefundene Lamm trägt, als Daniel in der Löwengrube, als Orpheus vor den Tieren auf dem Felde spielend, oder unter einer anderen Verkleidung. Oft kehrt das Bild von Jonas wieder, wie er vom „Fisch" verschluckt und nach drei Tagen wieder „ans Land ausgespieen" wird (Abb. 31), was ja nach dem Evangelium Matthäi (12, V. 40) ein Vorbild von Christi Tod und Auferstehung war.

Noch weit über die Mitte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung, als das Christentum bereits lange völlig die anerkannte Religion des römischen Reiches geworden war, scheute man sich unmittelbar und auf eine der Wirklichkeit entsprechende Weise den am Kreuze festgenagelten Christus abzubilden. Man zog es vor, wenigstens in den meisten Fällen, seine Todesart nur anzudeuten, bald dadurch, daß man auf den Teil des Kreuzstammes, von dem die Arme auslaufen, ein Medaillon mit seinem Brustbild setzte (Abb. 5) oder ein Lamm als seinen Vertreter (Abb. 35), bald dadurch, daß man ein Lamm vor das Kreuz stellte (Abb. 30), bald dadurch, daß man über die Spitze des Kreuzes sein Brustbild (Abb. 38), sein von einem Kranz umgebenes „Monogramm" (Abb. 36) oder nur einen Kranz (Abb. 39) setzte, bald dadurch, daß man ein Alpha und ein Omega von den Armen des Kreuzes herabhängen ließ (Abb. 26), bald dadurch, daß man ihn stehend abbildete *ohne irgend ein Kreuz* aber mit ausgebreiteten Armen zwischen den beiden gekreuzigten Übeltätern (Abb. 41). Auf dem letztgenannten Bilde sind seine Arme allerdings ausgestreckt, aber nicht derartig, als wenn er gekreuzigt worden wäre: er hält die Oberarme fest am Körper und nur die Unterarme sind ausgestreckt. Abb. 40 zeigt nicht nur Christus, sondern auch die beiden Übeltäter in dieser für einen Gekreuzigten unmöglichen Stellung.

Die Urbilder zu Abb. 38 und 41 sind zwei in der Kathedrale der norditalienischen Stadt Monza aufbewahrte, mit griechischen Inschriften ver-

Digitized by Google

Abb. 40. Ägypten.

Abb. 41. Ölflasche. Monza.

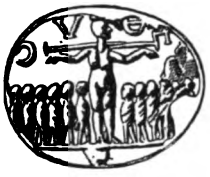


Abb. 42.
Geschnittener Stein.

Abb. 43.
Geschnittener Stein.

Abb. 44. Monza.

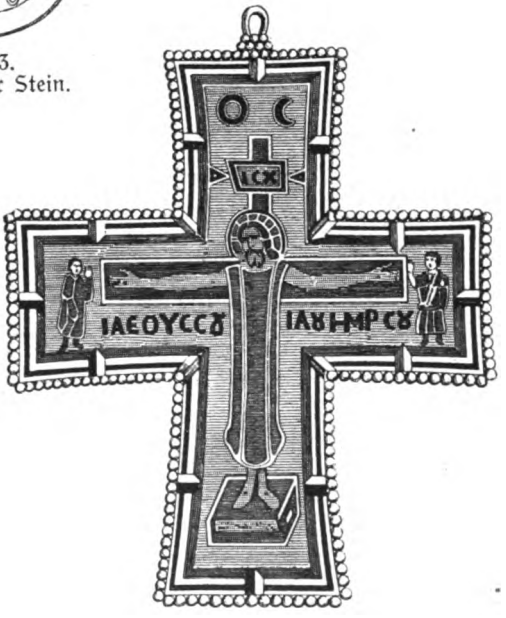


Abb. 45. Monza.

Digitized by Google

sehene Ölflaschen, die nebst mehreren anderen an derselben Stelle verwahrten Kostbarkeiten der langobardischen Königin Theodolinda gehört haben sollen, die am Ende des 6. Jahrhunderts lebte.

In diesen beiden Darstellungen sind die Sonne und der Mond auf jeder Seite des Hauptes Christi abgebildet. Dies verdient unsere Aufmerksamkeit, teils deshalb, weil sich Gleiches auf unzähligen anderen Darstellungen von Christi Opfertode (wie Abb. 45, 47 und 48) wiederfindet, teils deshalb, weil die Sonne und der Mond in derselben Weise in zahlreichen Abbildungen des Mithrasopfers wiedergegeben zu werden pflegten, was beweist, wie weit verbreitet die Verehrung dieses persischen Sonnengottes in der römischen Welt während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung war.

Ungefähr dieselbe Stellung wie auf der zuletzt erwähnten Ölflasche hat Christus auf dem Bild, das hier Abb. 37 wiedergegeben ist. Er ist dargestellt auf einer in Holz geschnittenen Tür aus dem 5. Jahrhundert, die sich noch an ihrem ursprünglichen Platz in der damals erbauten, der heiligen Sabina gewidmeten Kirche in Rom befindet. Mit den in der eben beschriebenen Weise ausgestreckten Armen steht Christus zwischen den beiden Übeltätern, mit dem Haupte sie überragend. Über die Finger hinausragend sehen wir bei jeder Hand das Ende des Kreuzarmes, im übrigen sieht man nichts vom Kreuz[1]). Alle drei Männer sind nackend; nur die Hüften sind von einem schmalen Zeugstück umgeben, das vorn herabhängt.

Auch nach der Mitte des ersten Jahrtausends kommen freilich symbolische Darstellungen der Kreuzigung vor, — das Urbild zu Abb. 35 ist aus der letzten Hälfte des 6. Jahrhunderts — aber im Abendland sowohl wie im Morgenland werden die der Wirklichkeit entsprechenden Abbildungen schnell allgemein.

* * *

Die ältesten bisher bekannten Darstellungen der Kreuzigung sehen wir — wenn wir das Schmähkruzifix nicht mitrechnen — auf kleinen geschnittenen Steinen (Abb. 42 und 43).

Der eine von ihnen (Abb. 42) ist bei Kustendsche in Rumänien gefunden worden nebst anderen geschnittenen Steinen, die vielleicht aus den drei ersten Jahrhunderten stammen. An beiden Seiten des Kreuzes (wie auf Abb. 43) stehen die zwölf Jünger, was in späterer Zeit nicht der Fall ist. Da das Bild so klein und der Stein außerdem beschädigt ist, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, welche Gestalt das Kreuz hat; möglicherweise sehen wir über Christi Haupt einen kleinen Teil der „Tafel". Das mit griechischen Buch-

[1]) Nach der Zeichnung zu urteilen, sehen wir allerdings über dem Kopf des rechts von Christus stehenden Mörders etwas, das der Spitze des Stammes eines Kreuzes ähnelt. Aber da über den beiden anderen Köpfen sich nichts Ähnliches befindet, ist es wahrscheinlich nur eine Zufälligkeit.

Digitized by Google

staben geschriebene Wort „ΙΧΘΥΣ" (Ichthys, Fisch) — die als heilig angesehenen Anfangsbuchstaben der fünf griechischen Worte, die bedeuten „Jesus Christus, Gottes Sohn, der Erlöser" — verrät den griechischen, also nicht abendländischen Ursprung des Bildes.

Außer den in Abb. 38 und 41 abgebildeten Ölflaschen besitzt die Kathedrale zu Monza ein ovales, mit griechischer Inschrift versehenes Medaillon mit einer Darstellung der Kreuzigung (Abb. 44). Das Kreuz scheint T-förmig zu sein.

In der Kathedrale zu Monza wird auch ein goldener Anhänger verwahrt, auf dem der an das Kreuz genagelte Christus abgebildet ist (Abb. 45):

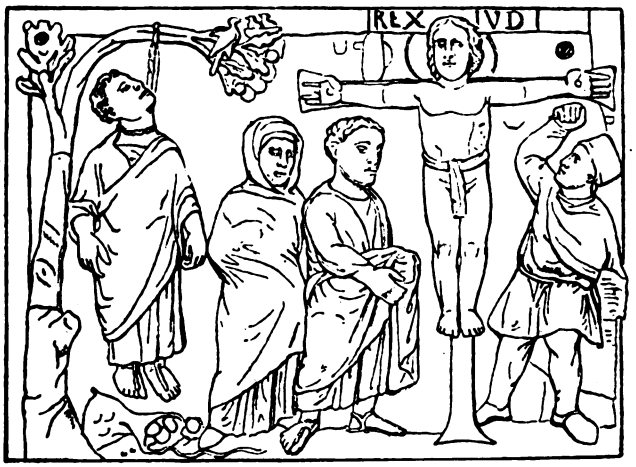


Abb. 46. Elfenbeinrelief. Brittisches Museum.

an einem Kreuz von lateinischer Form sieht man Christus, der ein langes, fast bis zu den Füßen reichendes Kleid anhat. Die Füße, die ebenso wie die Hände von je einem Nagel durchbohrt sind, stützen sich auf ein breites Fußbrett, der Körper ist gerade, die Arme wagerecht, das bärtige Haupt aufrecht und die Augen offen. Hinter dem Haupt sehen wir eine Glorie — ein vielspeichiges Rad oder eine strahlende Sonne — und oberhalb des Hauptes eine kleine Tafel mit drei griechischen Buchstaben, ICX, die den Namen des Gekreuzigten vorstellen. Über dem Kreuz leuchten Sonne und Mond, und unter den Armen des Kreuzes sind in griechischer, stark verkürzter Schrift die Worte zu lesen, die Christus vom Kreuze herab zu Maria und Johannes sprach: „Siehe, das ist dein Sohn" und „Siehe, das ist deine Mutter".

Von diesem Kreuz, das einen Holzsplitter, der angeblich vom Kreuze Christi stammen soll, einschließt, wird angegeben, obwohl wahrscheinlich unrichtig, daß es vom Papst Gregor dem Großen der Königin Theodolinda

Digitized by Google

geschenkt worden sei. Es verrät bereits durch seine griechischen Inschriften, daß es keine abendländische Arbeit ist.

In der morgenländischen Kirche lebte der Typ, den das Monzakruzifix uns kennen lehrt, während des ganzen Mittelalters fort und lebt dort jetzt

Abb. 47. Handschrift. Ende des 9. Jahrhunderts.

noch fort. Wahrscheinlich war er ganz frühzeitig im Morgenlande vorhanden, wenn wir auch noch nicht sagen können, wann er dort entstand.

* * *

In der abendländischen Kirche kommen realistische Darstellungen der Kreuzigung erst spät vor. Auf die fremdartige Herkunft des palatinischen

Digitized by Google

Schmähbildes ist bereits hingewiesen, im übrigen ist es ja ganz anderer Art als das, wovon jetzt die Rede ist.

In der Sammlung von Lebensläufen der Päpste, die unter dem Namen liber pontificalis bekannt ist, werden keine plastischen Kruzifixe früher als unter dem mit Karl dem Großen gleichzeitigen Leo III, also um 800, erwähnt. Aus der ganzen vorhergehenden Zeit haben sich auch kaum andere Darstellungen der Kreuzigung erhalten als die weiter unten behandelte Elfenbeinschnitzerei im Brittischen Museum (Abb. 46) und, wenngleich das Kreuz selbst dort nicht zu sehen ist, die Tür in S. Sabina (Abb. 37).

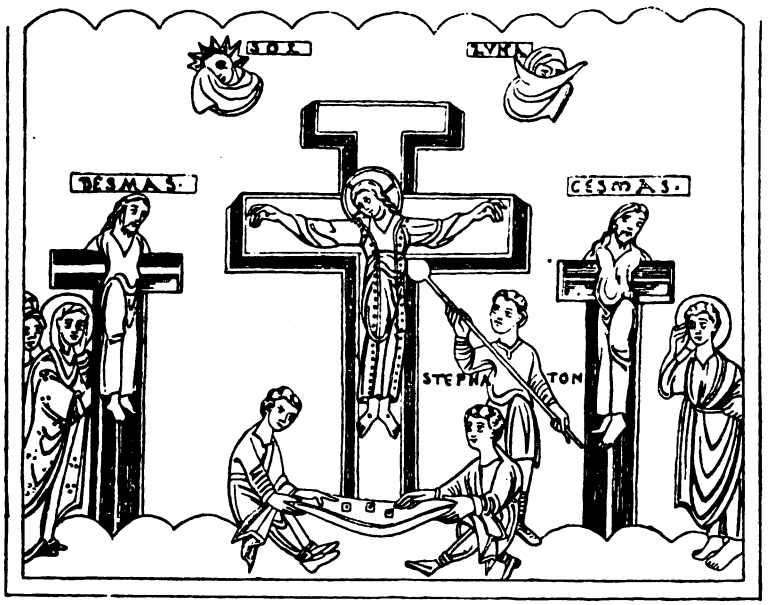


Abb. 48. Handschrift. Ende des 10. Jahrhunderts.

Betrachten wir nun die bis auf unsere Tage erhaltenen abendländischen Darstellungen der Kreuzigung, so finden wir, — vielleicht mit einem gewissen Erstaunen — daß das Kreuz oft, weit öfter als man sich gewöhnlich vorstellt, T-förmig ist, sei es, daß das Querholz am oberen Ende des Stammes sitzt oder sehr nahe an diesem befestigt ist. Wir finden Kreuze dieser Art in so gut wie allen Jahrhunderten von der Mitte des ersten Jahrtausends bis zu der Zeit nach der Reformation. Dies bemerkenswerte Verhalten zeigt, mit welcher Zähigkeit die Überlieferung von der Gestalt, die die crux tatsächlich hatte, fortlebte.

Ein jetzt im Brittischen Museum aufbewahrtes Elfenbeinrelief, wahrscheinlich aus dem 5. Jahrhundert, zeigt uns Christus an das Kreuz genagelt und Judas Ischariot an einem Baume hängend (Abb. 46). Das Kreuz ist

Digitized by Google

Abb. 49. T-förmiges Silber-Kruzifix auf einem Kupfer-Kruzifix. 12. Jahrhundert.

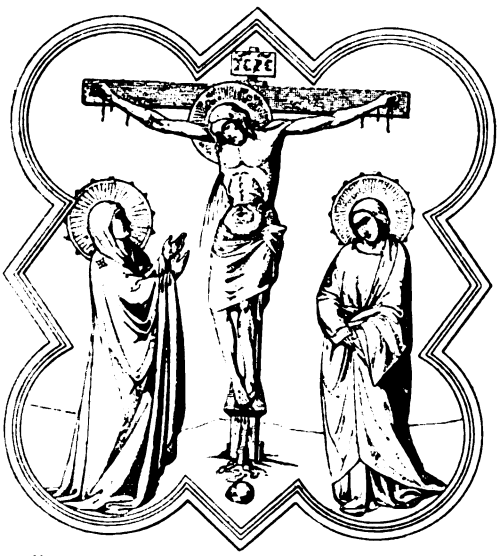


Abb. 50. Malerei von Giotto. Anfang des 14. Jahrhunderts.

Digitized by Google

wahrscheinlich T-förmig und die „Überschrift" auf einer Tafel eingeritzt, die auf einer besonderen, rechts vom Haupte befestigten Stütze angebracht zu sein scheint; diese Anordnung wäre ja überflüssig gewesen, wenn der Stamm des Kreuzes dieselbe Form wie bei dem lateinischen Kreuz gehabt hätte.

Auf einem anderen, mit dem Urbild von Abb. 46 zusammengehörenden und gleichfalls im Brittischen Museum verwahrten Elfenbeinrelief sehen wir

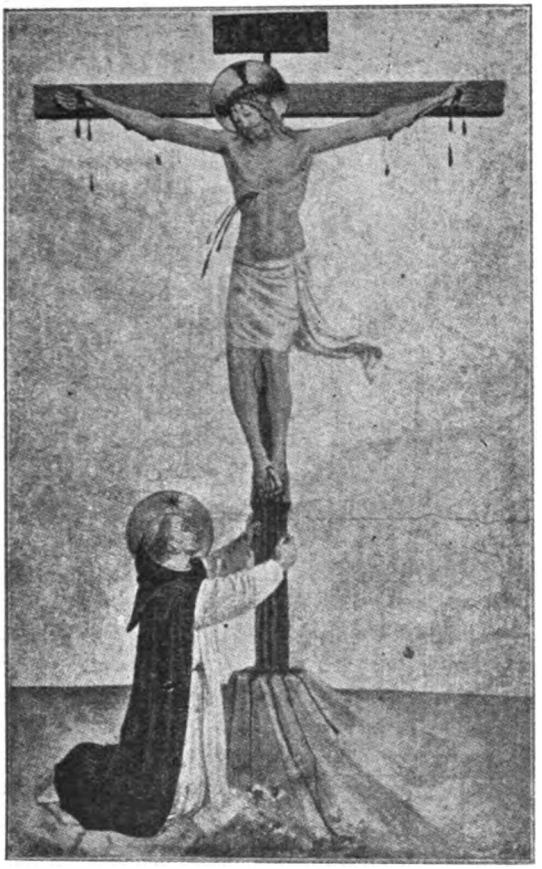


Abb. 51. Malerei des Fra Angelico da Fiesole. Erste Hälfte des 15. Jahrhunderts.

allerdings Christus ein lateinisches Kreuz tragen, aber es beweist nicht, daß nach der Vorstellung des Künstlers das Kreuz, an dem Christus starb, diese Gestalt gehabt hat. Das Relief zeigt nämlich, wie Christus, während Pilatus seine Hände wäscht, von ihm weggeführt wird an Petrus vorbei, der soeben seinen Meister verleugnet hat; ein Weib zeigt auf Petrus, über dessen Haupt ein Hahn erscheint. Christus ist also noch innen im Palaste des Pilatus, und

Digitized by Google

das Kreuz auf seiner Schulter kann folglich nicht das sein, das er später nach Golgatha trug. Es ist dasselbe Merkmal der Gottheit, das wir Abb. 13 sehen.

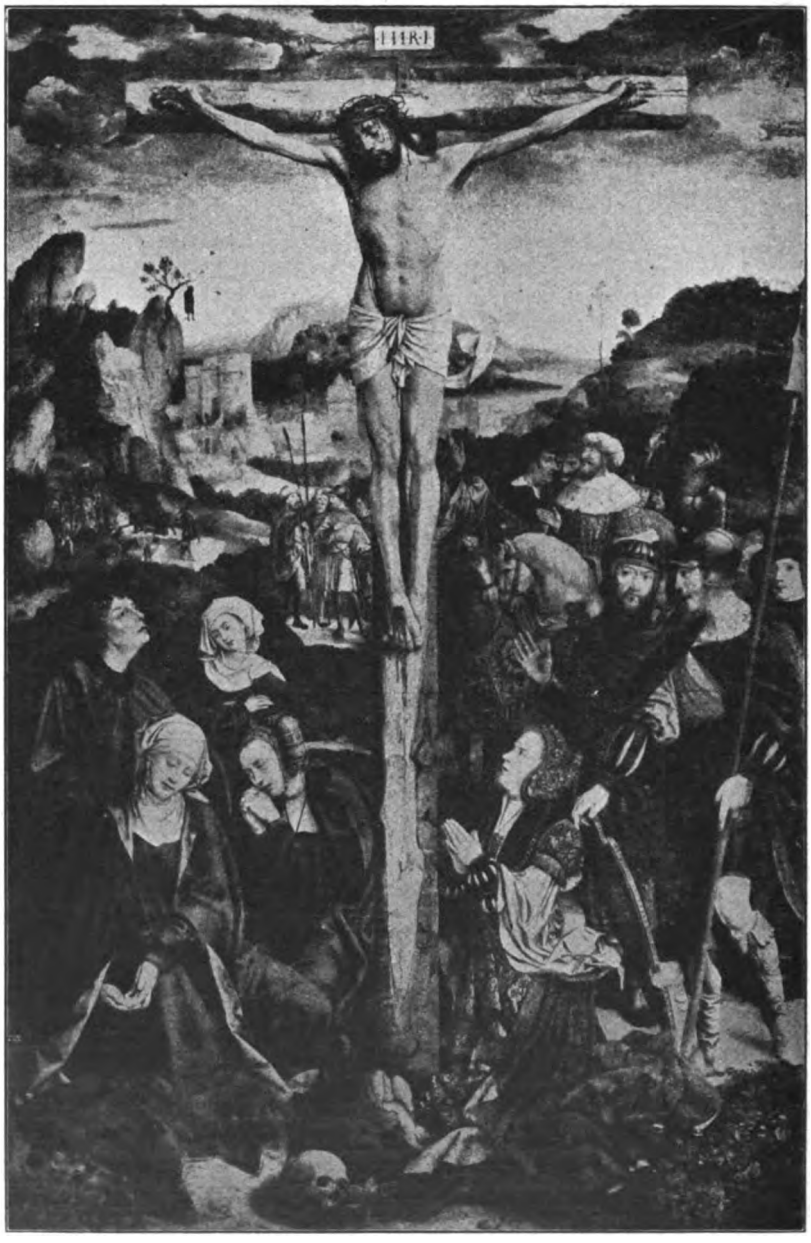


Abb. 52. Malerei des Berthel Bruyn. Zwischen 1520 und 1530.

Digitized by Google

In einer Handschrift des 9. Jahrhunderts, die aus dem durch die Lebensbeschreibung des Ansgarius bekannten Kloster in Korvey herstammt, findet sich eine Miniaturmalerei, die Christus an einem Kreuz vorstellt, über dessen T-Form kein Zweifel herrschen kann (Abb. 47).

Eine andere Handschrift vom Ende des 10. Jahrhunderts zeigt ebenfalls die Kreuzigung (Abb. 48). Christi Kreuz hat allerdings die lateinische Gestalt, aber die Kreuze der zwei Übeltäter sind T-förmig. Während Christus mit Nägeln an seinem Kreuz befestigt ist, hängen die beiden anderen zum Tode Verurteilten mit den Armen über das kurze Querholz. Dieses Bild gleicht also sowohl in bezug auf die Gestalt des Kreuzes als auch die verschiedenen Kreuzigungsarten vielen Bildern aus der Renaissancezeit.

In einer der vielen Kirchen in Köln befindet sich ein Kreuz aus Kupfer, an welchem der Gekreuzigte hängt (Abb. 49). Das Kupferkreuz hat lateinische Gestalt, aber das Kreuzigungsbild selbst, das von Silber ist, zeigt den in ein langes, fast bis zu den Füßen reichendes, mit Ärmeln versehenes Gewand

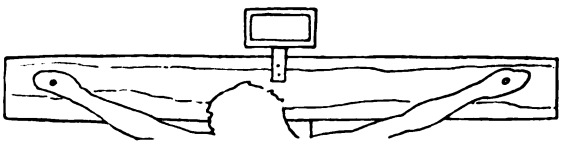


Abb. 53. Oberer Teil des Kreuzes Abb. 52.
Die Tafel sitzt an einer schmalen Stütze, die mit zwei Nägeln befestigt ist.

gekleideten Christus an einem T-förmigen Kreuz befestigt. Dieses Silberkreuz gehörte ursprünglich nicht zum Kupferkreuz, sondern ist erst später an demselben befestigt worden, was dadurch bewiesen wird, daß das erstere einen Teil der auf dem letzteren eingravierten Verzierungen verdeckt. Beide Kreuze stammen aus dem 12. Jahrhundert.

Ein von Giotto, also im Anfang des 14. Jahrhunderts, gemaltes Kreuz (Abb. 50) ist beinahe T-förmig, indem der Stamm nur wenig über das Querholz hinausreicht; die Tafel ist auf einer schmalen Stütze befestigt.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts malte Fra Angelico da Fiesole das Kreuz, das Abb. 51 wiedergegeben ist. Hier reicht der Stamm oben *nicht* über das Querholz hinaus. Die Tafel sitzt an einer schmalen Stütze.

Solche Kreuze, entweder völlig oder fast T-förmig, sehen wir oft auf Kunstwerken aus den letzten Menschenaltern des Mittelalters und aus der Renaissancezeit (Abb. 52).

Bis Ende dieser Zeit lebte also die Erinnerung an die Gestalt fort, die die crux ursprünglich gehabt hatte.

Ein Umstand zieht unsere Aufmerksamkeit besonders an, daß, wenn das Kreuz T-förmig ist, die Tafel mit der Überschrift auf einer besonderen,

Digitized by Google

ſchmalen Stütze ſitzt, die dort nicht ſelten, wie ſich zeigt, mit zwei Nägeln befeſtigt iſt (Abb. 53).

Auf dem palatiniſchen Schmähkruzifix (Abb. 34) zeigt ſich eine ähnliche Anordnung, aber dieſes Bild wurde erſt um die Mitte des 19. Jahrhunderts entdeckt und war ſeit der Zerſtörung des Kaiſerpalaſtes im Schutt ver-

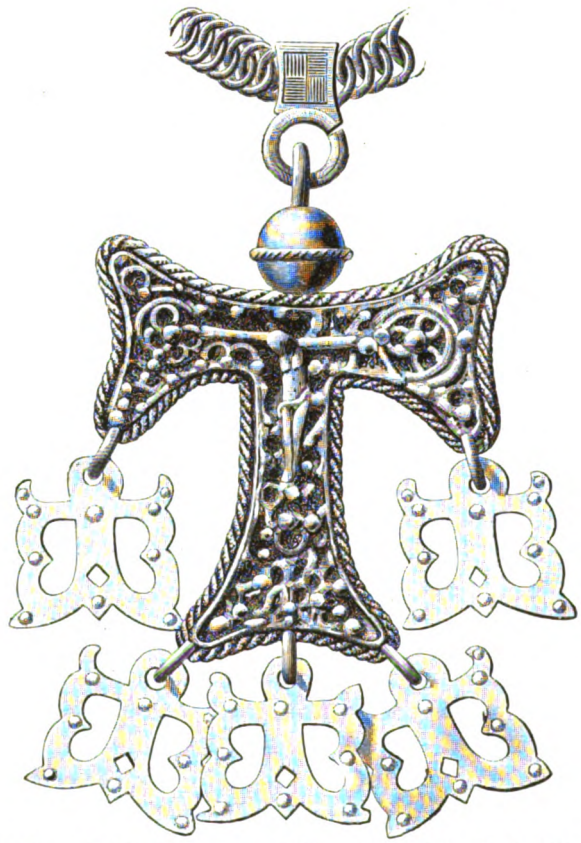


Abb. 54. „Strigla-Kreuz“ von Silber; 16. Jahrhundert. Schonen.

borgen geweſen; im übrigen beſteht die Ungleichheit zwiſchen dieſem Kreuz und dem ſoeben genannten darin, daß die Tafel auf dem letzteren in der Fortſetzung des Stammes, dagegen auf dem Schmähkruzifix — wie wahrſcheinlich auch auf dem ſehr alten, Abb. 46 wiedergegebenen Elfenbeinrelief — zur Seite des Stammes ſitzt.

Die Gleichheit, die in dieſer Hinſicht zwiſchen dem palatiniſchen Kreuz und dem vom Schluß des Mittelalters ſich findet, kann alſo nicht damit erklärt werden, daß das letztere dem erſteren nachgebildet iſt. Sie muß darauf beruhen, daß die Erinnerung an die T-Geſtalt des Kreuzes, die durch die Über-

Digitized by Google

Abb. 55. Zeichnung auf einem Runenstein, die König Harald Blauzahn in Dänemark um die Mitte des 10. Jahrhunderts zum Gedächtnis seiner Vorfahren, König Gorm und Königin Tyra, einritzen ließ. Jellinge, Jütland.

Abb. 56. Silberkreuz; 10. Jahrhundert. Björkö (Birka).

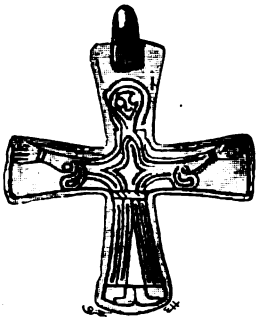


Abb. 57. Silberkreuz; 11. Jahrhundert. Schweden.

Abb. 58. Silberkreuz; 11. Jahrhundert. Schweden.

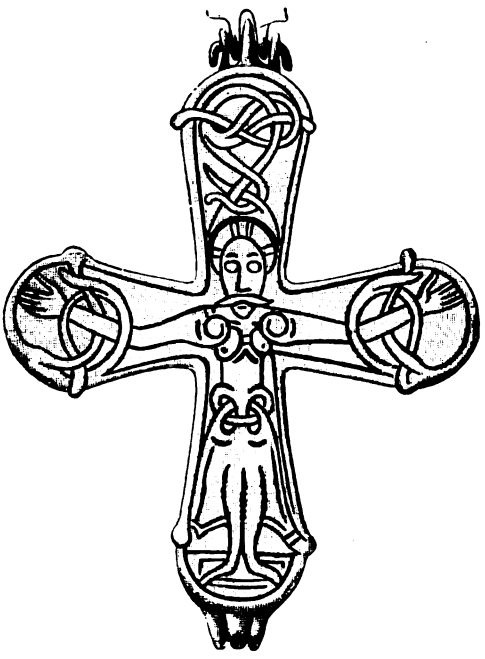


Abb. 59. Silberkreuz; 11. Jahrhundert. Schweden.

Digitized by Google

Abb. 60. Kruzifix aus Holz und emailliertem Kupfer; 12. Jahrhundert.

Digitized by Google

lieferung und durch die alten Schriften bewahrt worden war, so stark war, daß man an dieser Gestalt festhielt trotz der Schwierigkeit, die Tafel anzubringen, die nach dem Bericht der heiligen Schrift ihren Platz über dem Haupte Christi haben sollte.

Die Form eines T haben auch viele als Schmuckstücke in Schweden nach der Reformationszeit getragenen Silberkreuze, die sogenannten „Striglakreuze" (Abb. 54). Auf einigen von ihnen ist das Bild des Gekreuzigten mehr oder minder deutlich wiedergegeben, auf anderen findet es sich nicht[1]).

* * *

Auf den meisten abendländischen Darstellungen der Kreuzigung, die aus dem späteren Teil des ersten Jahrtausends und den nachfolgenden Zeiten herstammen, hat indessen das Kreuz entweder die lateinische oder, obwohl seltener, die griechische Gestalt.

Ein kleines, in einem Grabe auf Björkö (Birka) gefundenes Silberkreuz aus dem 10. Jahrhundert ist griechisch; das Bild des Gekreuzigten ist in Siligranarbeit ausgeführt (Abb. 56).

Andere in Schweden gefundene Silberkruzifixe aus den nächstfolgenden Jahrhunderten zeigen fast gleiche Kreuze (Abb. 57—59). Bisweilen ist Christus an das Kreuz gebunden, nicht mit Nägeln befestigt (Abb. 59). Manchmal, wie auf einem Runenstein bei Jellinge in Jütland (aus der Mitte des 10. Jahrhunderts) ist er als Gekreuzigter abgebildet, ohne daß das Kreuz selbst zu sehen ist (Abb. 55).

Obschon in manchen Beziehungen ein Einfluß aus dem Morgenlande oder ein Zusammenhang mit ihm im Westen zu spüren ist, so finden wir doch gewisse Verschiedenheiten zwischen den griechisch-orientalischen und den abendländischen Kruzifixen. Ich werde bloß ein Beispiel anführen. Das Fußbrett, das selten im Morgenlande fehlt, kommt in der Zeit vor dem Ende des elften Jahrhunderts — also vor dem ersten Kreuzzug — nur ausnahmsweise in Europa vor. Es findet sich auf keinem der Abb. 46—48 wiedergegebenen Bilder.

In vielen anderen Beziehungen zeigen jedoch die abendländischen Kreuzigungsbilder eine große Ähnlichkeit mit den morgenländischen.

Wie auf den späteren sehen wir auf den in diesen Jahrhunderten ausgeführten abendländischen oft Maria und Johannes auf jeder Seite am Kreuze stehen, zuweilen mit einer Inschrift, die auf das oben angeführte Wort Christi zu ihnen hindeutet; nicht selten steht am Kreuz auch „Longinus", der mit seiner Lanze Christo in die rechte Seite sticht, und ein anderer Kriegsknecht, der ihm einen mit Essig getränkten Schwamm reicht, um seinen Durst

[1]) Man hat angenommen, daß die „Striglakreuze" irgend einen Zusammenhang mit Tors Hammer haben, aber dies beruht auf einem Mißverständnis.

Digitized by Google

zu lindern. Auf beiden Seiten von Christi Haupt sind die Sonne und der Mond dargestellt; manchmal in menschlicher Gestalt; Christus ist barhäuptig ohne Königskrone noch Dornenkrone, und hinter dem Haupte sehen wir gewöhnlich die „Kreuzglorie", das vierspeichige Rad, das das Symbol seiner Gottheit ist; an der Spitze des Kreuzes sitzt die „Tafel" mit Iesus Nazarenus Rex Iudaeorum, voll ausgeschrieben oder nur mit den Anfangsbuchstaben INRI ausgedrückt.

Oft ist Christus in dieser Zeit stehend dargestellt, mit geradem Körper, gekleidet in ein langes, bis fast zu den Füßen reichendes Gewand oder mit einem kürzeren Rock um die Hüften, mit wagerechten Armen, aufrechtem Haupt und offenen Augen; manchmal sehen wir weder an den Füßen noch an den Händen irgendwelche Nägel. Bisweilen hängt jedoch der Körper geneigt, und das Haupt ist herabgesunken.

Nach Beginn der Kreuzzüge, im 12. Jahrhundert, zeigt sich ein Einfluß des Morgenlandes, der sich unter anderem darin verrät, daß das Fußbrett nunmehr ganz allgemein vorkommt.

Eine Neuheit, die wir öfter antreffen, ist, daß Christus eine Königskrone trägt (Abb. 60). Er steht auf dem Fußbrett, aufrecht, mit geraden Armen, hochgehaltenem, gekröntem Haupt und offenen Augen. Es ist der lebende, vom Kreuz herab die Welt beherrschende König!

In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, von dem 13. an, wich jedoch dieser Typ infolge einer gänzlich abweichenden Auffassung und Weltanschauung einem ganz anderen Christustyp, der in den älteren Zeiten nur ausnahmsweise vorkommt. Das Fußbrett verschwindet; die Füße sind gewöhnlich übereinandergelegt und von einem einzigen Nagel durchbohrt. Die ganze Körperlast ruht auf den von Nägeln durchbohrten Händen; die Arme und der ganze Körper werden hierdurch gebogen; das Haupt ist geneigt und die Augen sind geschlossen. An Stelle der Königskrone sehen wir eine Dornenkrone. Es ist nicht mehr der lebende Weltkönig. Es ist der tote, am Kreuz hängende Versöhner.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Die Bedeutung der Mouſtérien-Station Markkleeberg bei Leipzig für die quartärchronologiſche Frage[1].

Von Dr. Joſef Bayer, Kuſtosadjunkten am k. k. naturhiſtoriſchen Hofmuſeum und Privatdozenten an der Univerſität in Wien, derzeit an der Süd-Weſt-Front (Tirol)[1].

Inhalt:

Da die Funde von Markkleeberg zweifellos dem Alt- und Mittel-Mouſtérien angehören, die geräteführenden Schotter von Markkleeberg aber ebenſo zweifellos gegen Ende der vorletzten Zwiſcheneiszeit abgelagert wurden, iſt

1. Das Alt- und Mittel-Mouſtérien die Kultur der Schlußzeit des Mindel-Riß-Interglazials,
2. Der Kältehorizont des Jung-Mouſtérien der Riß-Eiszeit gleichzuſetzen,
3. Die hierauf folgende Periode gemäßigten Klimas während des Mittel-Aurignacien die letzte (Riß-Würm-) Zwiſcheneiszeit und
4. Der auf ſie folgende letzte Kältehorizont während des Jung-Aurignacien, Solutréen und Magdalénien die letzte Eiszeit.

Mit der altſteinzeitlichen Fundſtelle von Markkleeberg bei Leipzig haben wir einen neuen, ungemein wertvollen Feſtpunkt für die Diluvial-Chronologie gewonnen, weil hier ganz ſicher beſtimmbare Geräte in unzweifelhaft ſicherer geologiſcher Lagerung angetroffen wurden, ſo daß es alſo möglich wird, die Kulturſtufe, welcher die Funde von Markkleeberg angehören, einem beſtimmten geologiſchen Abſchnitt zeitlich gleichzuſetzen.

[1]) Von der im erſten Doppelheft dieſes Bandes (S. 369 ff.) erſchienenen „Mitteilung" Curt Gagels ſandte ich im Frühjahr 1915 einen Korrekturabzug an Dr. Joſef Bayer, der damals ſeit langem als Oberleutnant an der Südtiroler Grenze ſtand. Es lag mir daran, die vielen irrigen Auffaſſungen Gagels durch eine ſogleich angehängte Entgegnung des Angegriffenen, des Urhebers desjenigen diluvialgeologiſchen und diluvialarchäologiſchen Syſtems, zu dem ich ſelbſt mit aller Entſchiedenheit mich bekenne, widerlegt zu ſehen. Die andauernd ſtürmiſchen Ereigniſſe des erſten Kriegsjahres auf dem Südtiroler Kampfplatz haben Bayer aber erſt jetzt die Möglichkeit frei gegeben, durch Abfaſſung eines kürzeren Aufſatzes meinem Wunſch zu entſprechen. G. K.

Digitized by Google

Wie K. H. Jacob und C. Gäbert in ihrer schönen Schrift[1]) überzeugend darlegen, gehören die Funde nach ersterem dem Mousterien und nach letzterem dem letzten Abschnitt des Mindel-Riß-Interglazials an.

Aber Jacob, welcher am Schlusse der genannten Schrift die Einordnung der Markkleeberger Artefakte in die prähistorischen und geologischen Stufen des Eiszeitalters versucht, kommt hierbei nicht zu dem allein möglichen Schluß, das Mousterien von Markkleeberg dem Ende der Mindel-Riß-Zwischeneiszeit gleichzustellen, sondern er versucht, anscheinend beeinflußt durch die Schule Boule-Breuil-Obermaier-R. R. Schmidt, die Sachlage mit dem Chronologiesystem der Genannten in Einklang zu bringen.

Da nun das Mousterien nach Ansicht dieser Forscher erst in die Schlußzeit der letzten Zwischeneiszeit oder in die letzte Eiszeit fällt, stellt es Jacob als möglich hin, daß der Geschiebemergel mit den erratischen Blöcken über den artefaktführenden Elster-Pleiße-Schottern nicht die Ablagerung der vorletzten (Riß-)Eiszeit sei, wie dies übereinstimmend alle Geologen behaupten, sondern daß er von einem „Eisvorstoß" der letzten Eiszeit herrühren könnte.

Das ist deshalb nicht möglich, weil einmal das Inlandeis in keinem Abschnitt der Würm-Eiszeit die Leipziger Bucht überhaupt erreichte, zum andern nicht, weil sich über dem die Funde führenden Schotter von Markkleeberg bedeckenden Geschiebemergel weiter im Norden ganz klar ausgeprägt erst das letzte Interglazial vorfindet, welches die rißglazialen von den würmglazialen Ablagerungen scharf trennt. Da Gäbert zu dieser Ansicht Jacobs nicht weiter Stellung nimmt, sondern sich mit der geologischen Festlegung der Funde begnügt, ohne weitere Schlüsse abzuleiten, so bleibt das so einfache und naheliegende Hauptergebnis — Mousterien = Ende des vorletzten Interglazials — in der erwähnten Schrift eigentlich unausgesprochen. Nun hat bald nach ihrem Erscheinen auch C. Gagel zu Markkleeberg Stellung genommen[2]).

Leider vermißt man auch in seiner Abhandlung diese einzig mögliche Schlußfolgerung, und zwar aus folgendem Grund: Während er das geologische Urteil Gäberts über Markkleeberg als „vom geologischen Standpunkt aus schlechthin einwandfrei begründet und durchaus überzeugend" findet und ihm Markkleeberg mit Recht als ein Festpunkt erscheint, „von dem alle weitere archäologische Datierung in Deutschland ausgehen muß", verweist er andererseits auf die ganz verschiedene Altersbestimmung der Geräte von Markkleeberg durch die Archäologie, als Beweis dafür, wie berechtigt sein gegen die Prä-

[1]) Die altsteinzeitliche Fundstelle Markkleeberg bei Leipzig. Veröffentl. d. städt. Museums f. Völkerkunde zu Leipzig. H. 5, 1914.

[2]) Die altsteinzeitliche Fundstelle Markkleeberg bei Leipzig. Gedanken eines Geologen über den gegenwärtigen Stand der paläolithischen Forschung, Mannus Bd. VI. 1915, S. 369—377.

Digitized by Google

hiſtorie ſchon immer gehegtes Mißtrauen ſei. Tatſächlich liegen drei verſchiedene Altersbeſtimmungen vor: R. R. Schmidt ſieht hier ein Chelléen, ſpäteſtens ein Früh-Acheuléen[1]), H. Wiegers ein Acheuléen[2]), wogegen H. Breuil, H. Obermaier, V. Commont und K. Jacob mit aller Beſtimmtheit ein gut ausgeprägtes Mouſtérien erkennen. Somit käme alſo das geſamte Altpaläolithikum als möglich in Betracht.

Dieſe Uneinigkeit, findet Gagel, iſt „bei dem Gewicht der auf beiden Seiten ſtehenden Namen in jedem Fall ein ſchlechtes Anzeichen für die Zuverläſſigkeit der Archäologie und ihrer Methode".

Dieſe Verallgemeinerung hat keine Berechtigung. Weil der eine oder andere Prähiſtoriker oder ſonſt jemand, der zu ſein es ſich einbildet, hin und wieder unrichtig urteilt, kann man doch nicht gleich behaupten, daß die ganze Urgeſchichtsforſchung ſchwankend und wertlos ſei.

Das beweiſt auch der vorliegende Fall; denn überprüft man ihn, ſo wird man gewahr, daß an der Verſchiedenheit der Ergebniſſe nur die unrichtigen Methoden ſchuld ſind, welche zur Altersbeſtimmung benützt wurden. Sowohl bei Schmidt als auch bei Wiegers war hierfür in erſter Linie der geologiſche Befund maßgebend: Da Schmidt Markkleeberg für letztinterglazial hielt — er hat ſich mit Geologie nie eingehender befaßt — und in ſeinem Chronologieſyſtem als die Kulturen der letzten Zwiſcheneiszeit das Chelléen und Acheuléen erſcheinen, verſetzte er die dortigen Funde in dieſe Kulturſtufen. Dieſe Methode iſt unzuläſſig, weil ſie auf der unzutreffenden Vorausſetzung beruht, daß ſein Chronologieſyſtem, welches dasſelbe iſt wie dasjenige Boules u. a., richtig ſein muß. Gegen dieſen Trugſchluß ſpricht nicht nur die geologiſche Lage, ſondern auch die Tierwelt und die Form der Geräte.

Wiegers erkannte wohl richtig mit Gäbert und Gagel die geologiſche Stellung Markkleebergs am Ende des vorletzten Interglazials, da aber in ſeinem Chronologieſyſtem dieſe Stelle das ältere Acheuléen (ſ. Acheuléen I) einnimmt, verſetzte er auch die Markkleeberger Funde in dieſe Stufe.

Bei der Unzulänglichkeit ſeiner typologiſchen Kenntniſſe hielten ihn die klaſſiſch ausgeprägten Mouſtier-Typen davon nicht ab, von der Tierwelt nicht zu reden, die ſo zuſammengeſetzt iſt wie nie im Alt-Acheuléen. In beiden Fällen erfolgte demnach die archäologiſche Beſtimmung nicht auf typologiſcher Grundlage, ſondern auf Grund von Chronologieſyſtemen, deren Unhaltbarkeit längs von mir erwieſen wurde[3]). Daher war auch das Ergebnis falſch.

---

[1]) R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutſchlands, S. 260.

[2]) H. Wiegers, Über das Alter des diluvialen Menſchen in Deutſchland. Zeitſchrift der Deutſchen geolog. Geſellſchaft, Bd. 65, Jahrg. 1913, Monatsbericht 11.

[3]) Die Chronologie des jüngeren Quartärs. Mitt. d. präh. Kommiſſion der kaiſ. Akad. d. Wiſſenſchaften, Wien 1913. Bd. II. H. 2.

Digitized by Google

Die Uneinigkeit der Forscher bezüglich einer so „reichen Fundstelle mit zahlreichen guten Geräten" wie Markkleeberg beweist also nicht, wie Gagel glaubt, ein Versagen der Diluvialarchäologie, sondern nur die Anwendung falscher Methoden, die mit der Archäologie selbst nichts zu tun haben.

Wer die Typologie der Diluvialkulturen kennt, sieht das Fundmaterial von Markkleeberg als ein ausgesprochenes Schulbeispiel an. Breuil, Obermaier, Commont und nach diesen Jacob haben es bereits ganz richtig bestimmt und ich stimme ihnen vollkommen bei, wenn sie urteilen wie folgt: Nach dem Grad der Rollung und Patinierung lassen sich drei Horizonte unterscheiden:

Die am meisten gerollten und am meisten patinierten Stücke sind am rohesten zugeschlagen und haben die primitivsten Formen [1]); sie stellen eine „Unterstufe" dar. Hierher gehören u. a. der diskoide Nukleus (Taf. I Abb. 1) und das Faustkeilbruchstück (Taf. VII Abb. 13), Formen, die dem ältesten Moustérien, möglicherweise noch — da dem Faustkeil die Spitze fehlt, ist, wie auch Jacob vermerkt, eine ganz genaue Bestimmung nicht möglich — dem ausgehenden Acheuléen angehören. Alle Stücke zeigen die dem Altpaläolithikum eigentümliche tiefe Patina und hellgelbe bis dunkelbraune Farbe.

Zu einer „Mittelstufe" werden weniger plumpe Absplisse mit geringerer Rollung und Scheuerung gerechnet, die aber immerhin noch tief patiniert sind. Hier treten schon die Klingenformen mehr in den Vordergrund und es erscheint bereits mehrmals die für das reine Moustérien typische Basalretusche [2]).

Unter den Geräten, die sich schon durch geringe oder gar keine Rollung und Scheuerung, hauchfeine Patina und daher hellere Farben gegenüber den eben besprochenen als jünger zu erkennen geben und zur Unterscheidung einer „Oberstufe" berechtigen [3]), fallen die jetzt längeren und dünneren prismatischen Klingen von regelmäßigerer Gestalt auf. Zur Altersbestimmung dieses Niveaus genügt im übrigen der Hinweis auf die klassisch schönen Handspitzen (Taf. XXIV, Abb. 68 und besonders 69), die für die Blütezeit der Moustier-Kultur bezeichnend sind. Der Typenschatz der Geräte von Markkleeberg läßt demnach unzweifelhaft erkennen, daß diese Kulturstätte dem Alt- und Mittel-Moustérien angehört. Zu diesem archäologischen Ergebnis stimmt ausgezeichnet die mitgefundene Tierwelt mit Eleph. primigenius, Rhinoceros tichorhinus und Equus, eine Tiergesellschaft, die auch sonst stets das Moustérien begleitet.

Die geologische Lage hat C. Gäbert so überzeugend klargelegt, daß, wie schon betont, kein Zweifel darüber bestehen kann, daß er mit der Gesamt-

[1]) Siehe die ausführlichen Erläuterungen Jacobs: A. a. O. S. 15.

[2]) A. a. O. S. 17.

[3]) A. a. O. S. 18; übrigens wird diese Dreiteilung auch durch einige ihrer Fundtiefe nach bestimmte Funde bestätigt (S. 13).

Digitized by Google

heit aller Geologen recht hat, wenn er die gerätführenden Schotter an das Ende des vorletzten Interglazials stellt.

Beide Ergebnisse führen sonach zu dem sicheren Schluß: Alt- und Mittel-Moustérien entsprechen dem Ende des vorletzten Interglazials, d. i. dem Anfang der Rißeiszeit. Macht man mit diesem feststehenden Ergebnis die Probe auf die verschiedenen Chronologiesysteme, so besteht sie einzig und allein mein Chronologiesystem, das, wie ich ausdrücklich betonen möchte, nicht unter Berücksichtigung Markkleebergs, sondern lange vor dessen Bekanntwerden entstanden ist [1]). Während die Übereinstimmung in diesem Fall so genau ist, als man nur wünschen kann [2]), läßt sich das Ergebnis mit den anderen Chronologiesystemen von Penck, Obermaier, Wiegers und Schmidt, die Jacob in seiner Schlußbetrachtung nebeneinander anführt, nicht in Einklang bringen [3]). Denn nach Penck fällt in die Schlußzeit des Mindel-Riß-Interglazials das Acheuléen, während das Moustérien die Kultur des Höhestadiums der Riß-Eiszeit und — mit der Antiquus-Fauna — die des letzten Interglazials darstellt. Noch weiter entfernt sich die Chronologie Obermaiers von dem vorliegenden Ergebnis, da hier das Alt-Moustérien erst am Ende des letzten Interglazials und das Jung-Moustérien in der letzten Eiszeit erscheint. Ebensowenig stimmt Wiegers Ansicht mit Acheuléen unmittelbar vor und während der Riß-Eiszeit, einem warmen Moustérien in der letzten Zwischeneiszeit und einem kalten zu Beginn der letzten Eiszeit. Nach R. R. Schmidt gehört überhaupt das ganze Moustérien erst in die letzte Eiszeit. Diesbezüglich habe ich wiederholt darauf hingewiesen, daß in das Höhestadium der Riß-Eiszeit nur das Jung-Moustérien fällt, während Alt- und Mittel-Moustérien ein noch ziemlich gemäßigtes Klima aufweist, wenn auch das Herannahen der Rißeiszeit fauniſtisch nicht zu verkennen ist.

Hat somit das Ergebnis von Markkleeberg meine Einreihung des Altpaläolithikums vollauf bestätigt [4]), so gelangt man mit Zuhilfenahme der

[1]) Das geologisch-archäologische Verhältnis im Eiszeitalter, Vortrag am 13. VIII. 1911 auf der paläethnologischen Konferenz in Tübingen, abgedruckt Zeitschr. f. Ethnologie, H. 1, 1912, S. 1—22.

[2]) Dies gilt insbesondere von der Tabelle am Schlusse meiner „Chronologie des jüngeren Quartärs", aus der das Verhältnis der einzelnen Kulturstufen zu den geologischen Abschnitten klarer ersichtlich ist als aus den gekürzten schematischen Darstellungen in meinen anderen Arbeiten.

[3]) Mein Chronologiesystem war offenbar Jacob nicht bekannt, sonst hätte er dessen volle Übereinstimmung mit Gäberts und seinen Ergebnissen sicher als Beweis für die Richtigkeit der letzteren angeführt.

[4]) Bei der erwiesenen Stellung des Moustérien kann das Acheuléen und Chelléen natürlich nur dem vorletzten Interglazial angehören, da zwischen beiden Stufen keine Eiszeit liegt, sondern vom Chelléen bis zum Moustérien während einer archäologisch ganz geradlinigen Entwicklung der allmähliche Klimawandel von einer warmen Zwischeneiszeit zu einer Eiszeit durch die Tierwelt deutlich gekennzeichnet erscheint.

Digitized by Google

trotz Gagels Einspruch zweifellos völlig sicher bewiesenen archäologisch-paläontologischen Abfolge [1]), die in jedem neuen Aufschluß immer wieder bestätigt wird, auch zur sicheren Einreihung des Jungpaläolithikums.

Die Periode gemäßigten Klimas während des Mittel-Aurignacien kann nur das Höhestadium des letzten Interglazials sein, während Jung-Aurignacien, Solutréen und Magdalénien dem Anfang, Höhestadium und Ausklingen der letzten Eiszeit entsprechen.

Wendet man dieses unzweifelhaft sichere Ergebnis auf die deutschen und österreichischen Fundplätze an, so erhält man von ihrem Altersverhältnis folgendes nebenstehende Bild [2]).

Man sieht hier, daß die Funde von Taubach gleich denen Markkleebergs vorletztinterglazial, aber älter als diese sind. Das beweisen die noch dem Acheuléen angehörenden Formen der Steinwerkzeuge von Taubach, und die dortige Tierwelt, die mit der bekannten Antiquusfauna des vorletzten Interglazials übereinstimmt, während das Klima der Kultur von Markkleeberg für den Altelefanten bereits unerträglich kalt war; er war ihm damals schon längst nach Süden ausgewichen, ohne je nach Mitteleuropa wieder zurückzukehren. Damit sind wir wieder bei der Streitfrage angelangt, ob es eine Wiederkehr der sog. Antiquusfauna im letzten Interglazial gibt. Ich sage darauf nochmals nein!

Wer hier zu einem anderen Ergebnis kommt, setzt sich einfach über ganz sichere Ergebnisse der Diluvialarchäologie hinweg, über das vorhin erwähnte klare Verhältnis zwischen Kulturstufen und Tierwelt. Das ist aber ebenso ein „Festpunkt" wie das Moustérien von Markkleeberg oder das Profil von Rixdorf, da es sich in weitem Bogen von Spanien durch Frankreich, Deutschland und Österreich-Ungarn bis nach Rußland an hunderten Profilen übereinstimmend feststellen ließ und es auch demgemäß von allen berufenen Vorgeschichtsforschern als richtig anerkannt wird. Wenn Gagel also die von Koken für das Neckargebiet aufgestellte Faunenabfolge, Taubach und Rixdorf als „glänzende" Widerlegung meiner „zum mindesten sehr unvorsichtigen Behauptung" anführt, so erwidere ich:

1. Über das Diluvialprofil des Neckartales ist Bräuhäuser entgegen Koken zu einem Ergebnis gekommen, das mit unserem allgemein anerkannten übereinstimmt.

2. Taubach weist wohl den Altelefanten in Massen auf, gehört aber dem Acheuléen an, wie die altsteinzeitliche Typologie lehrt, und damit dem vorletzten Interglazial. Fehlen hier auch sicher datierbare glaziale Ab-

[1]) Siehe J. Bayer, „Identität der Achenschwankung Pencks mit dem Riß-Würm-Interglazial". Mitteil. d. geolog. Gesellsch. Wien I. II. 1914, S. 196.

[2]) Ich wähle hier nur einige wichtige Profile aus, danach ergibt sich ja auch die Deutung der übrigen.

Digitized by Google

Das Altersverhältnis der wichtigsten diluvialen Kulturstätten Deutschlands, des Bodens von Berlin und des Lößbodens in Österreich.

Unbestrittene geologische Deutung	Markkleeberg	Boden von Berlin	Geologische Deutung nach Boule, Obermaier, Schmidt, Gagel u. d. ü.	Geologische Deutung nach Bayer	Achenheim	Sirgenstein	Taubach	Thiede	Lößboden in Österreich
W	(Ablagerungen der letzten Eiszeit fehlen, da das jüngste Inlandeis die Leipziger Bucht nicht mehr erreichte)	Jüngste Grundmoräne	Nach-	W	Humus und Lehm	Azilien Magdalénien- obere Nagetierschicht Solutréen	Humus und Lehm	Humus nach Nehring stellenweise Reste moränenartiger Ablagerungen	Humus und Lehm
			eis-		Löß		Löß	Löß	Löß mit Alt-Solutréen u. Jung-Aurignacien
R W	Decksande	Säugetierhorizont von Rixdorf, Kiese, Faulschlammsande	zeit- lich	R W	Verlehmungszone mit Aurignacien	Mehrere Schichten mit Geräten des Jung-, Mittel- und Alt-Aurignacien	Gehängebildungen ohne archäologische Funde	Lößähnliches Diluvium mit Riesenhirsch, Löwe usw. und Aurignacien	Verlehmungszone mit Mittel-Aurignacien
					Löß				Löß
R	Geschiebemergel	Mittlere Grundmoräne	W	R	Sandig-lehmige Ablagerungen mit Moustérien	Moustérien- untere Nagetierschicht	Erosionsdiskordanz	Sandig-lehmige Ablagerungen mit sehr vielen Lemmingen und mit Rentier	Hochterrasse oder sandig-lehmige Ablagerungen
	Pleiße-Elster-Schotter mit Mittel- u. Alt-Moustérien								
M R		Älteres Interglazial mit Paludina diluviana	R W	M R	Löß mit Jung-Acheuléen		Travertine mit Acheuléen		Löß

Digitized by Google

lagerungen, wie sie in Markkleeberg vorhanden sind, so kommt man doch durch Vergleich des Taubacher Profils mit den Lößprofilen auch geologisch zu obigem Ergebnis: Der Löß und die Gehängebildungen gehören dem Beginn der letzten Eiszeit und der letzten Zwischeneiszeit an, während die Erosionsdiskordanz der Riß-Eiszeit und der „Pariser" dem „älteren Löß", also dem Ende des Mindel-Riß-Interglazials entspricht. Die Tuffe mit ihrem Acheuléen nehmen dann eine Stellung im vorletzten Interglazial ein, wie sie auch nach allen anderwärtigen Beobachtungen dem Acheuléen zukommt; Taubach eignet sich daher nicht zur Beleuchtung der letztinterglazialen, sondern der vorletztinterglazialen Tierwelt.

3. Als dritten Punkt mit letztinterglazialer Antiquusfauna nennt Gagel Rixdorf. Von den Antiquus-Resten von Rixdorf darf man — falls überhaupt solche dort vorkommen und nicht eine Verwechslung vorliegt — annehmen, daß sie aus dem älteren Interglazial stammen, also auf sekundärer Lagerstätte liegen, wie des öfteren auch die Paludina diluv. im letzten Interglazial erscheint.

Eine weitschweifige Erläuterung zur Einreihung des Jungpaläolithikums in das Eiszeitalter ist nach Festlegung des Altpaläolithikums nicht nötig, da sie sich von selbst ergibt. Um so erstaunlicher ist es, wie Gagel das Profil von Thiede[1]) mißverstanden hat.

Die Altersbestimmung ist auch hier durch die Reihenfolge der Löß- und Lehm-Horizonte gegeben, die mit derjenigen der rheinischen und österreichischen Lößprofile übereinstimmt. Nur wird sie hier noch wesentlich durch eine reiche Fauna erleichtert, deren Auffammlung Nehring zu danken ist.

In dem etwa in der Mitte des Profils liegenden Horizont „Lößähnliches Diluvium" mit Riesenhirsch, Löwe und Hyäne ist unschwer meine „Göttweiger Verlehmungszone", d. i. das letzte Interglazial zu erkennen, und zwar nicht allein durch das Ablagerungsmaterial selbst und durch die Tierwelt, sondern auch durch einige daselbst gefundene Geräte, die ebenso dem Mittel-Aurignacien angehören, wie die im selben geologischen Horizont mit derselben Tierwelt gefundenen Steinwerkzeuge von Achenheim und Willendorf. Gerade im letztgenannten Fundort ist dieser Horizont so deutlich als Interglazial ausgeprägt — Waldfauna, gemäßigte Conchylienfauna mit Helix pomatia usw. —, daß auch der gleichartige Horizont von Thiede nur so gedeutet werden kann, während die Lemminge an der Basis des Profils von Thiede den Horizont der Riß-Eiszeit bezeichnen[2]). Mitten in das

[1]) A. Nehring, Über Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit usw. Berlin 1890, S. 153.

[2]) Nimmt man sie, wie Gagel a. a. O. S. 372, als Vertreter der Würm-Eiszeit an, wird allerdings der jüngere Löß postglazial und meine Behauptung, daß die Mikrofauna erst nach beendeter Lößablagerung einbricht, als „völlig falsch" erwiesen.

Digitized by Google

Profil von Thiede fällt also das letzte Interglazial. Daß dem so ist, bestätigt auch ein vergleichender Blick auf Rixdorf.

Dort lagert zwischen der jüngsten und mittleren Grundmoräne dieselbe Säugetierfauna des Mittelaurignacien, wie im Horizont der „Göttweiger Verlehmungszone" in den Lößgegenden an der Somme bei Amiens, längs des Rheins, in allen Lößgegenden Österreich-Ungarns und weiterhin gegen Osten. Da Rixdorf zweifellos dem letzten Interglazial angehört, ist also bewiesen, daß die Blütezeit des Aurignacien in die letzte Zwischeneiszeit und nicht in die Nacheiszeit fällt.

Mit dieser Altersbestimmung der Lößstationen ist natürlich auch die der schwäbischen Höhlenprofile gegeben. Als bestes Beispiel dient das reiche Profil des Sirgenstein, wo sich mit einem jüngeren Moustérien der unmittelbare Anschluß an Markkleeberg ergibt und alle Kulturen bis zum Azilien vorliegen. Daß hier vom Moustérien an die Kulturen nicht von der „Höhe der letzten Vereisung" aufeinanderfolgen, wie Gagel mit Kokeu annimmt, sondern von der vorletzten Eiszeit über ein Interglazial hinweg zur letzten Eiszeit in die Nacheiszeit, geht aus der Stellung des Moustérien von Markkleeberg hervor. Aber Gagel schwört zu sehr auf Kokeu, als daß er dessen Urteil über die Altersstellung der schwäbischen Höhlenprofile für unrichtig halten könnte. So wälzt er die Schuld für die Unstimmigkeit, die darin besteht, daß „dieselbe Moustérien-Kultur einmal auf der Höhe der letzten Eiszeit, das andere Mal am Schluß der vorletzten Zwischeneiszeit, also durch eine ganze Eiszeit und eine Zwischeneiszeit davon getrennt, vorkommen" soll, auf die vorgeschichtliche Archäologie ab, und zwar mit folgender Begründung[1]): Da dies nicht möglich ist, muß also ein Fehler vorliegen, und zwar muß er der Archäologie zur Last fallen, denn die Geologie kann nicht gefehlt haben, da bezüglich der geologischen Stellung Markkleebergs und auch der schwäbischen Höhlenfunde alle Geologen einig sind. Von der „Kritik Bayers" gegen letztere glaubt Gagel absehen zu können, da er mich „nicht als maßgebend in geologischen Fragen betrachten kann, über die ich kein aus eigener Wissenschaft und Arbeit herrührendes, begründetes Urteil" habe.

Statt sich einzugestehen, daß nur meine geologische Bestimmung der schwäbischen Höhlenprofile mit dem Ergebnis von Markkleeberg übereinstimmt und zu prüfen, ob denn nicht doch Kokens und Schmidts Altersbestimmung irrtümlich ist, geht er über meine Arbeiten einfach geringschätzig hinweg[2]). Mir scheint es, als ob das einzig richtige sachliche Urteil darüber, wer wirklich

[1]) A. a. O. S. 373.

[2]) Übrigens widerspricht sich ja Gagel mit seinen eigenen Worten: Da ich, wie er selbst sagt, der einzige bin, der gegen Kokens geologische Altersbestimmung der schwäbischen Höhlenprofile Einspruch erhebt, setzt dies doch „eigene Arbeit und Wissenschaft" voraus!

Digitized by Google

„maßgebend" ist, doch nur aus dem Ausgang des vorliegenden Streitfalles gewonnen werden wird, und ich weiß nicht, ob es Gagel nicht einmal bedauern wird, den Abstand zwischen seinem Urteil und der Wirklichkeit durch die Schärfe der Kritik so besonders herausgestrichen zu haben.

Dies gilt insbesondere auch in bezug auf die Lößaltersfrage. Die heute fast allgemein verbreitete Ansicht — die auch Gagel vertritt —, daß der jüngere Löß postglazial sei, kann ebenfalls nach Markkleeberg nicht mehr aufrecht erhalten werden. Denn die mit dem Jung-Mousterien vergesellschaftete „untere Nagetierschichte" kennen wir nun als rißeiszeitlichen Horizont, über dem zwei Abteilungen des jüngeren Löß — vom letzten Interglazial voneinander getrennt — folgen. Da erst auf der oberen Abteilung des jüngeren Löß die sogenannte „obere Nagetierschicht" liegt[1]), die das Äquivalent der Würm-Eiszeit darstellt, so liegen mithin die beiden Abteilungen des jüngeren Löß zwischen den beiden Höhestadien der Riß- und der Würm-Eiszeit[2]). Aus der Fauna ergibt sich weiter, daß die untere Ablagerung des jüngeren Löß in der ausklingenden Riß-Eiszeit, die obere während des Herannahens der letzten Eiszeit gebildet wurde[3]). Die Lößbildungszeiten sind also nicht die Höhestadien der Eiszeiten, sondern die Übergänge.

Wenn man dagegen einwenden wollte, daß die kleinen Knochen der Lemminge usw. im Löß übersehen worden sein könnten, so ist es eben die Archäologie, die in unzweifelhafter Weise lehrt, daß sie in ihrer Hauptmasse nicht darinnen liegen und meine obige Lößaltersbestimmung richtig ist: Auch die beiden Kulturen, mit denen die Nager überall massenhaft zusammen erscheinen, liegen nirgends im Löß[4]).

Wenn Gagel von „gleichbleibendem Charakter von Fauna und Jungpaläolithikum in den Höhlenlehmen und im jüngeren Löß" spricht[5]), so setzt er sich über die auch von Koken und Schmidt angedeuteten Unterschiede in der Tierwelt während des Aurignacien, Solutréen und Magdalénien hinweg, die ausdrücklich eine Klimamilderung während des Mittel-Aurignacien feststellen, die sie mit Pencks Achenschwankung in Beziehung bringen.

---

[1]) Z. B. in Langenaubach.

[2]) Diese Nagetierschichten können nicht zufällig in irgend einer Zeit entstanden sein, da sie immer nur mit den gewissen beiden Kulturen vorkommen. Da diese Tierwelt aber ausgesprochen arktisch ist, können sie nur die Höhestadien zweier Eiszeiten bezeichnen.

[3]) Eine entsprechende Stellung nimmt auch der sog. „ältere Löß" ein, denn auch das Acheuléen bezeichnet seiner Tierwelt gemäß keine Eiszeit, sondern deutlich den Übergang vom Mindel-Riß-Interglazial zur Riß-Eiszeit.

[4]) Wenn in Předmost in den jüngsten Teilen des Jungaurignacienlöß, im Niveau des Alt-Solutréen, einzelne Lemminge vorkommen, wie C. Maška festgestellt hat, so sind selbe lediglich als die ersten Vorboten des herannahenden Höhestadiums der Würm-Vereisung anzusehen, — in großen Massen erscheinen sie aber erst im Alt-Magdalénien.

[5]) A. a. O. S. 374.

Digitized by Google

Wie ich gezeigt habe, fällt aber letztere eben mit dem letzten Interglazial zuſammen [1]).

Nur zur Verwirrung, nicht aber zur Klärung der Chronologiefrage kann es führen, wenn man längſt abgetane Einwürfe, wie den, daß die Diluvialkulturen in den verſchiedenen Ländern jeweils verſchieden waren, zur Löſung von ſcheinbaren Unſtimmigkeiten heranzieht. Auch dies wird von Gagel und Wiegers verſucht, indem beide an der Gleichwertigkeit und Gleichaltrigkeit der paläolithiſchen Kulturen in Frankreich und Deutſchland zweifeln [2]). Demgegenüber braucht man nur auf die vollſtändige Übereinſtimmung der franzöſiſchen Profile mit denen auf deutſchem und öſterreichiſchem Boden zu verweiſen, wo überall dieſelben Kulturen in derſelben geologiſchen Lagerung angetroffen werden [3]). Kleine örtliche Verſchiedenheiten kommen wohl vor, ändern aber an der Tatſache der Gleichartigkeit der jeweiligen Kulturen nichts. Bezüglich der genetiſchen Beziehungen zwiſchen den Diluvialkulturen lehrt die Typologie der Stein- und Knochengeräte und für das Jungpaläolithikum auch der Verlauf der Kunſtentwicklung, daß eine im großen und ganzen innig verknüpfte Entwicklungsreihe vorliegt, denn in jeder Stufe ſind die Anſätze für die charakteriſtiſche Ausprägung der folgenden bereits gegeben. Daß es, wie zu allen Zeiten, auch damals Kulturmittelpunkte und kulturarme Gebiete gegeben hat, iſt ſelbſtverſtändlich, iſt aber doch nur eine quantitative und nicht qualitative Verſchiedenheit, die man nicht [4]) als Beweis gegen die Gleichſetzung der Kulturen in Frankreich und Deutſchland anführen kann.

Da Gagel von ſo vielen unrichtigen Vorausſetzungen ausgeht, ſieht er ſich bei ſeiner Beſprechung der „Probleme der Diluvialgeologie“ [5]) natürlich vor eine Menge ihm unentwirrbar ſcheinender Rätſel geſtellt, die ſich auf Grund meiner Ergebniſſe reſtlos löſen laſſen. Das hoffe ich in dieſer Zeitſchrift nach Rückkehr aus dem Felde zeigen zu können.

Im Felde — Perſen — Südtirol — am 5. April 1916.

[1]) J. Bayer, Identität der Achenſchwankung Penks mit dem Riß-Würm-Interglazial, Mitt. geol. Geſ. Wien I. II, 1914.

[2]) A. a. O. S. 375.

[3]) Z. B. die Profile von Amiens, Achenheim und Willendorf.

[4]) Wie Gagel a. a. O. S 376.

[5]) C. Gagel, „Probleme der Diluvialgeologie“, Brancafeſtſchrift 1914, S. 124 ff.

Digitized by Google

Ein Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit bei Gering, Kreis Mayen, Rheinland.

(Schluß.)

Von Peter Hörter, Mayen.

Mit 3 Textabbildungen.

Bei unseren letzten Ausgrabungen im Herbst 1912 ist die Südwestecke des Feldes der Witwe A. Martini aus Kehrig nicht umgegraben worden, weil wir nach dieser Richtung acht Tage ohne Ergebnis gegraben hatten.

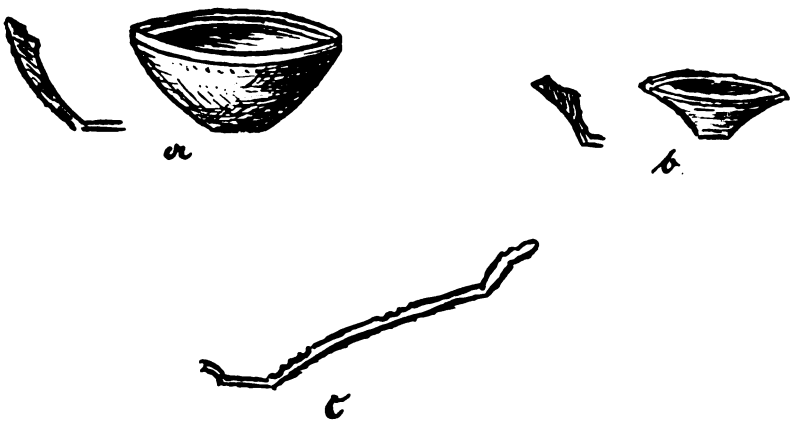


Abb. 1. 1/3 natürliche Größe.
a und c aus Grab 56. b aus Grab 58.

Durch verschiedene Umstände wurden wir nun doch veranlaßt, auch diese Ecke des Feldes noch zu durchsuchen. Über unsere früheren Grabungen dortselbst siehe Mannus Bd. IV, S. 95 ff. und Bd. V, S. 307 ff.

Grab 56.

14 m in südwestlicher Richtung von Grab 46 stießen wir auf eine Schieferplattensetzung in Eiform von 4,20 m Länge und 3,00 m größter Breite. Die Steinsetzung bestand aus 28 Platten von unregelmäßiger Gestalt, nur einige

Digitized by Google

größere (etwa 50×30 cm) ſind etwas behauen. Nachdem die Einfaſſung feſtgeſtellt worden war, wurde das Innere der Plattenſetzung durchſucht.

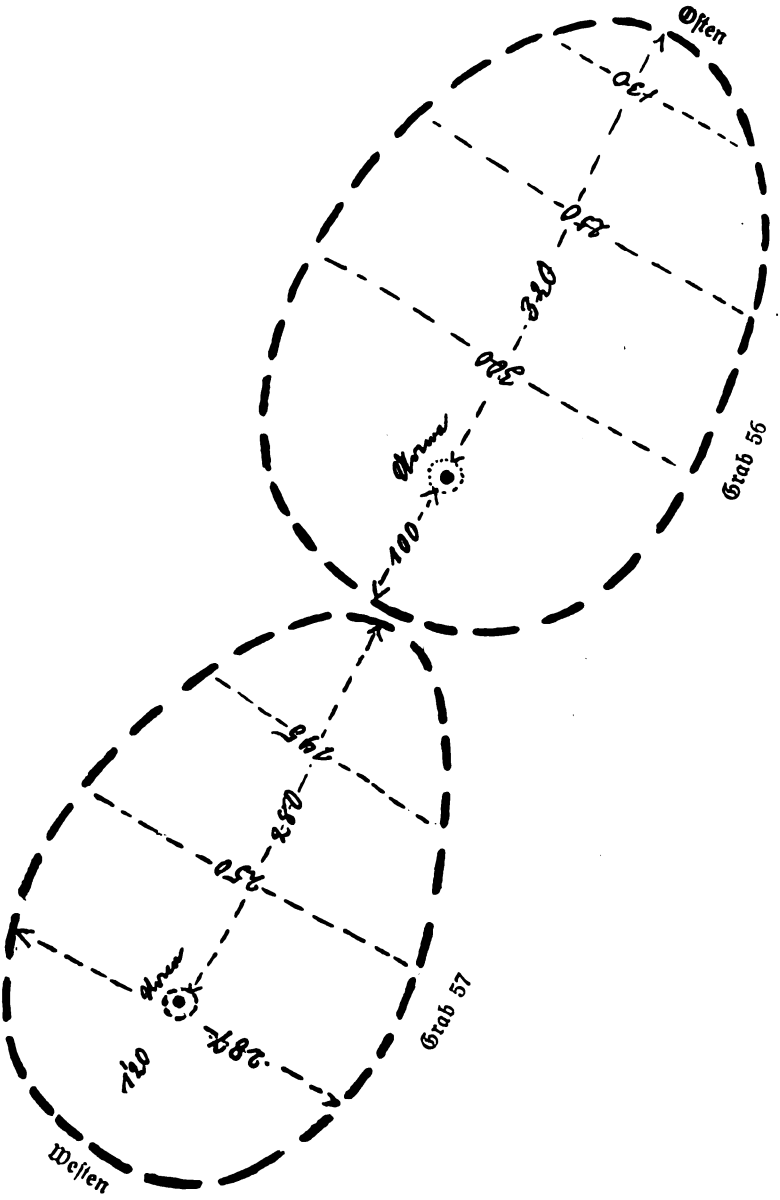


Abb. 2.

100 cm von den Einfaſſungsplatten auf der Weſtſeite ſtand 90 cm tief eine zerdrückte Urne mit vier Hohlrillen auf der ſchwach geknickten Schulter und

Digitized by Google

Rillen auf der Innenseite des Randes, wie schon oft gefunden. Die Urne war mit einer großen Schüssel von etwa 40 cm Durchmesser zugedeckt. Dieselbe ist von etwas eckigerer Gestalt als die früher gefundenen. Auf der Innenwandung sind konzentrische Hohlrillen eingezogen (Textabb. 1c). Im Innern der Urne standen auf den Leichenbrandresten drei Schalen, zwei Stücke eines Tonringes und ein Stück gebogenen Bronzedrahts. Die kleinste Schale von 14 cm Durchmesser bei 5 cm Höhe hat ein bisher nicht gefundenes Randprofil (Textabb. 1a).

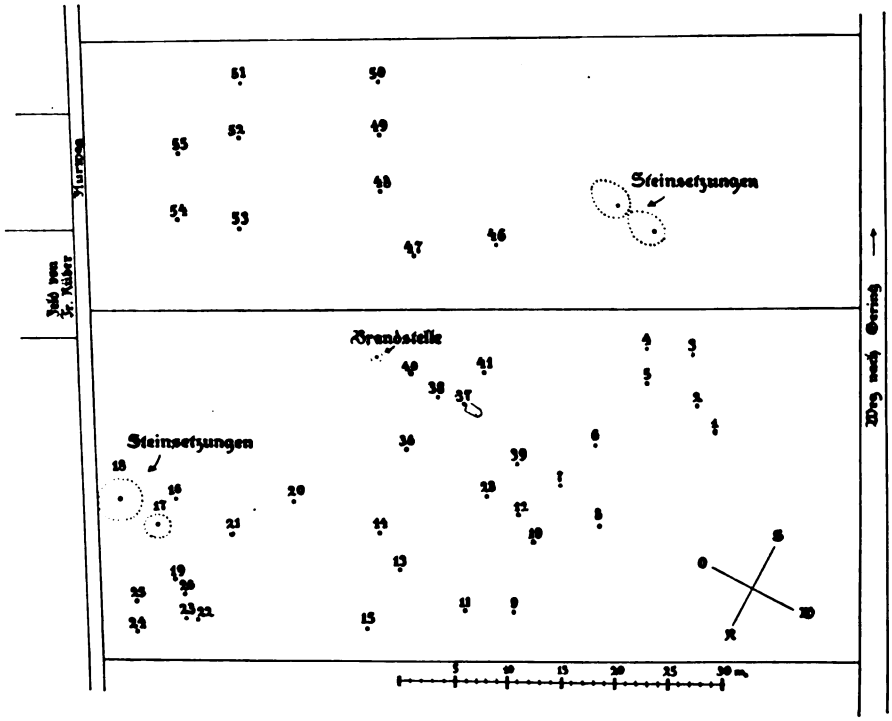


Abb. 3. Die beiden Felder der Ww. A. Martini Kehrig.
Die hier nichtverzeichneten Gräber liegen mehr nach Nordosten zu.

Grab 57.

Nach Westen zu, genau an die erste anschließend, fand sich eine zweite Schieferplattensetzung derselben Gestalt, nur etwas kleiner: 4,00×2,87 m. Die Platten standen etwas unregelmäßiger als beim ersten Grab, aber in derselben Tiefe: 50 cm.

Auch hier fand sich vom Westende 120 cm entfernt, 70 cm tief in einer Brandschicht stehend das Grab. Unter einer kumpenförmigen Schüssel von 26 cm Durchmesser und 8 cm Höhe standen ineinander zuerst drei kleine Schalen von schon oft gefundener Gestalt in einer Schüssel von derselben Art

Digitized by Google

wie die als Deckel verwendete. In der untersten Schüssel lagen Leichenbrandreste, aber auch in der umgebenden Brandschicht fanden sich verbrannte Knochen. Unter dieser Schüssel lagen noch eine gebrochene Scheibenkopfnadel, ein Armband aus dünnem Bronzeblech, wie abgebildet Mannus Bd. V, S. 310, und ein gebogener Bronzedraht. Durch den Kompaß wurde festgestellt, daß beide Steinsetzungen in der Richtung von West nach Ost standen, nur ein wenig nach Süden gerichtet (siehe Abb. 2 und Lageplan). Erinnert sei hier an meine Vermutung, daß wir es mit abgetragenen Hügelgräbern zu tun haben. Mannus Bd. IV S. 95 ff.

Obschon eine solche Grabanlage bisher nicht gefunden wurde, zeigt doch der gehobene Grabinhalt, daß beide Gräber in dieselbe frühe Hallstattzeit gehören, wie die 44 anderen in diesem Felde gehobenen Gräber.

Grab 58 und 59.

Nachdem das Feld nun soweit vollständig untersucht worden war, wurde auf einem im Osten anstoßenden Felde von Franz Rüber aus Kehrig, wo früher schon einige Brandstellen gefunden waren, noch einmal ein Versuch gemacht. Zwischen den beiden Feldern führt ein etwa 150 cm breiter Feldweg. Von diesem Wege an wurde erst in einer Entfernung von 24½ m nach Osten zu ein Brandgrab gefunden. Von diesem in derselben Richtung 20½ m weiter fand sich ein zweites Grab. Die bei beiden Gräbern gefundenen Gefäße sind von derselben Gestalt wie die im Felde der Witwe Martini gehobenen. Nur in Grab 58 fand sich eine bisher nicht vorgekommene kleine Schale (Abb. 1b).

Grab 60.

Zwischen Grab 58 und 59 fand sich wieder eine bisher nicht gefundene, eigentümliche Grabanlage. In einer Tiefe von 40 cm stieß unser Arbeiter auf eine etwas behauene Schieferplatte von 60×30 cm. Nach Hebung der Platte fand sich ein zerdrückter, unverbrannter Schädel nach Osten gerichtet, aber etwas nach Norden schauend, wahrscheinlich durch den Druck der aufliegenden Platte. Der Schädel war leider so mürbe, daß er nicht mehr gehoben werden konnte. Nur einige Zähne konnten noch erhalten werden. Nachdem mir unser Arbeiter von dem merkwürdigen Funde berichtet hatte (alle bisher gehobenen Gräber sind Brandgräber), begab ich mich sofort ins Ausgrabungsfeld, um das Grab genau zu untersuchen. Ich konnte nachfolgendes feststellen. Nach Osten zu vom Schädel lagen auf eine Länge von 115 cm hier in gleicher Tiefe noch vier kleine unbehauene Schieferplatten von etwa 20×25 cm; dann standen hier zwei ähnliche Platten aufrecht, etwas nach dem Schädel zu geneigt. Es folgten in derselben Richtung noch zwei Platten von ungefähr derselben Größe. Oberhalb des Schädels nach Westen zu fanden sich in derselben Tiefe auch zwei Platten. Die dem Schädel

Digitized by Google

zunächst liegende war etwas behauen und hatte ungefähr dieselbe Größe wie die auf dem Schädel liegende. Die Länge des ganzen von West nach Ost gerichteten Plattenbelags betrug 2,40 m. Ich ließ nun unterhalb des Plattenbelags die Erde bis zum gewachsenen Boden genau untersuchen und auch in der Länge und Breite verschiedene Schnitte anlegen. Aber da der Humus hier 60 cm tief war, ließ sich nicht feststellen, ob hier ursprünglich für ein ganzes Skelett die Erde ausgehoben war oder nicht. Auch fand sich trotz sorgfältigster Untersuchung der ausgehobenen Erde nicht der geringste Knochensplitter mehr vor, wohl aber einige Hallstattscherben und ein paar cm unter dem Schädel ein Tonring in drei nahe zusammenliegenden Stücken, wie einige Stücke in Brandgrab 56.

Es hat also den Anschein, als sei hier nur der Schädel bestattet worden, wie dies ja auch schon anderwärts öfter beobachtet wurde. Allerdings scheint der Plattenbelag auf ein ganzes Skelett zu deuten, aber diese waren doch wieder zu klein, um einen Körper zu bedecken.

Der unter dem Schädel gefundene Tonring hat 7 cm äußeren und 3½ cm inneren Durchmesser bei 1½ cm Dicke; derartige Geräte sind nach Mitteilung von Herrn Rademacher jun. in Süddeutschland und am Neuenburger See öfter gefunden worden und wurden gewöhnlich als Gefäßuntersätze bezeichnet. Aber diese Bestimmung scheint mir doch zweifelhaft.

Allerdings kommen einige Becher mit spitzem Boden vor, was ja auch in römischer und fränkischer Zeit der Fall ist, ohne daß bei dieser solche Tonringe gefunden werden. Ich kann mir auch nicht denken, daß, wenn man einen solchen Becher stellen wollte, man erst einen Tonring herbeisuchen sollte, da man doch den abgeplatteten Boden zur Genüge kannte. Sollte der Ring nicht eher als Amulet zu deuten sein und vielleicht ein Sonnenrad darstellen, da die Gräber 56—57 und 60 alle auf einen Sonnenkult deuten? Ich erinnere nur an die Richtung der Steinkreise und des Plattenbelags bei dem eben beschriebenen Grabe. Was soll überhaupt ein solcher Ring bei einem Grabe wie Nr. 56, das keine spitzen Becher aufzuweisen hat, und erst bei Grab 60, das überhaupt keine Gefäße als Beigaben hat.

Nachdem nach mehrtägiger Arbeit nur mehr ein zerstörtes Grab gefunden wurde, von welchem noch ein Stück von einer Schüssel mit vier Reihen Kerbschnitt und ein Bronzedrahtring von 4 cm Durchmesser gehoben wurde, haben wir hier die Grabungen eingestellt.

Alle bisher veranstalteten Grabungen bei Gering-Kehrig wurden zusammen mit dem anthropologischen Verein Köln unternommen. Die Funde wurden gräberweise geteilt: die eine Hälfte kam ins Kölner prähistorische Museum, die andere in das Museum zu Mayen.

Digitized by Google

Gräber der jüngsten Hallstattzeit bei Mayen, Rheinland.

Von Peter Hörter, Mayen.

Mit 2 Textabbildungen und 1 Tafel (XXXVI).

Wie bekannt, führte in römischer Zeit ein Hauptverkehrsweg von Trier durch die Eifel über Mayen, von hier aus in ungefährer Richtung der alten Andernacher Straße nach Andernach an den Rhein.

Nach den bisher vom Altertumsverein Mayen in der Nähe des Ostbahnhofes auf beiden Seiten der Straße gemachten Grabfunden der älteren und jüngeren Hallstattzeit scheint diese aber auf einer schon vorhandenen älteren Straße angelegt worden zu sein.

In merkwürdiger Weise führte dieselbe auf der Nordostseite, bevor sie durch den Bahnbau vor einigen Jahren verlegt wurde, dicht an dem von Lehner in den Bonner Jahrbüchern, Heft 119, beschriebenen Erdwerk der Pfahlbaukultur vorbei und stellte vielleicht in ungefährer Richtung der heutigen Coblenzer-Straße eine Verbindung mit dem großen Erdwerk bei Urmitz dar.

Von den vielen rechts und links dieser Straße in der Nähe von Mayen schon aufgedeckten Brand- und Skelettgräbern der Hallstattzeit will ich für jetzt nur vier Skelettgräber der jüngsten Hallstattzeit näher beschreiben, die allem Anscheine nach zusammengehören.

Die Fundstelle liegt ungefähr 1½ km von Mayen, da wo der Feldweg nach dem Dorfe Betzing von der Hauptstraße abzweigt, in dem dadurch gebildeten spitzen Winkel.

Das erste Grab, das beim Abfahren von Sand zu Bauzwecken entdeckt wurde und vom Altertumsverein auf das sorgfältigste untersucht worden ist, war ein Kindergrab, denn die ursprünglich ausgehobene Grube hatte nur eine lichte Länge von 1,50 m, eine Breite von 0,65 m und eine Tiefe von 0,95 m bis zur Sohle des Grabes. Steinsetzung war nicht vorhanden. Auch vom Skelett waren durch den lockeren Sandboden nur noch einige Schädel- und Armknochen und einige Kinderzähnchen vorhanden. Über der Stirne

Digitized by Google

lag ein eiserner Halter von 15 cm Länge, an dem zu beiden Seiten je drei Bronzeringe von 2 cm Durchmesser herabhingen. An jedem dieser Ringe waren 8 bis 10 kleine Bronzekettchen mit blauer Glasperle am Ende befestigt. Da viele zerbrochene Perlen dabei gefunden wurden, ist anzunehmen, daß an jedem Kettchen eine Perle befestigt war (Textabb. 1). Am rechten Oberarm und am linken Unterarm lagen ein eiserner Armring von 7½ und 6 cm Durchmesser. Am rechten Unterarm ein dünner unverzierter Bronze-

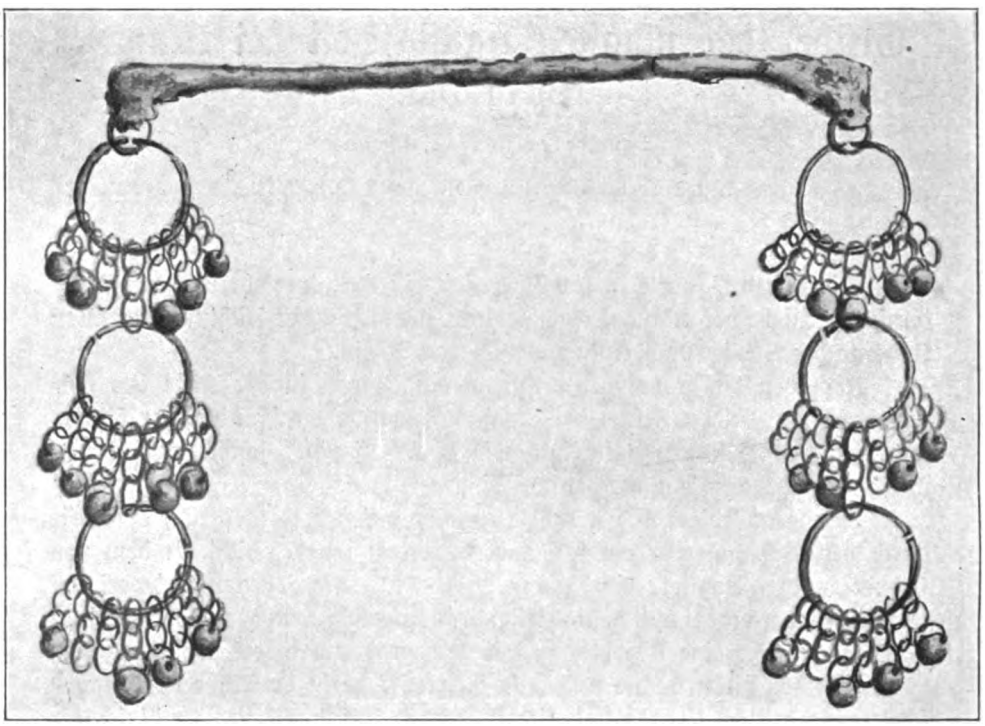


Abb. 1. Zu Grab 1. Kindergrab-Kopfschmuck in ⅔ Gr.

Armring, noch in den Armknochen steckend. In der Halsgegend lag eine Reihe dünner länglicher Bronzehülsen, darin noch Teile einer durchgehenden Schnur (Abb. 1 Tafel XXXVI).

Das zweite Grab (Frauengrab?) lag in südwestlicher Richtung 4,50 m vom Grab 1 entfernt und war das Grab eines Erwachsenen. Es hatte eine lichte Länge von 2,50 m, eine Breite von 0,95 m und eine Tiefe bis zur Sohle von 1,20 m, in der Richtung von West nach Ost. Das ganze Grab war mit ziemlich schweren Basalt-Lava-Steinen umsetzt und überwölbt. Wie im Innern aufgefundene Holzreste beweisen, lag das Skelett, von dem auch nur wenig mehr erhalten war, in einem Holzsarg oder ausgehöhlten Baumstamm,

Digitized by Google

denn Nägel waren trotz sorgfältigster Untersuchung nicht zu finden. Vom Kopfende des Grabes 30 cm entfernt, stand eine mit Punkt- und Strichverzierung versehene, glänzend schwarze Schale (Textabb. 2 b). Etwa 8 cm weiter unterhalb lagen rechts und links je zwei Spiralarmbänder von 10 cm Durchmesser; in der Halsgegend ein 8 cm langes Eisenstäbchen und eine Pinzette aus Bronze; in der Brustgegend ein Bronzegegenstand in der Form

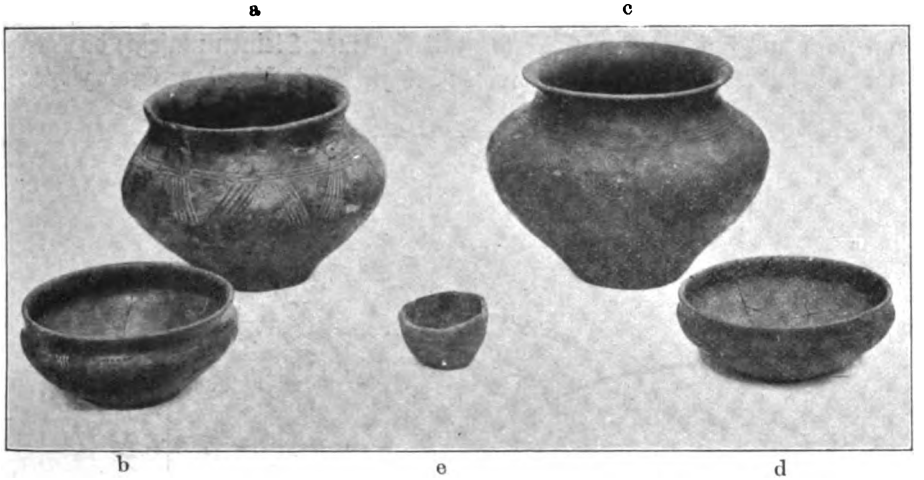


Abb. 2.

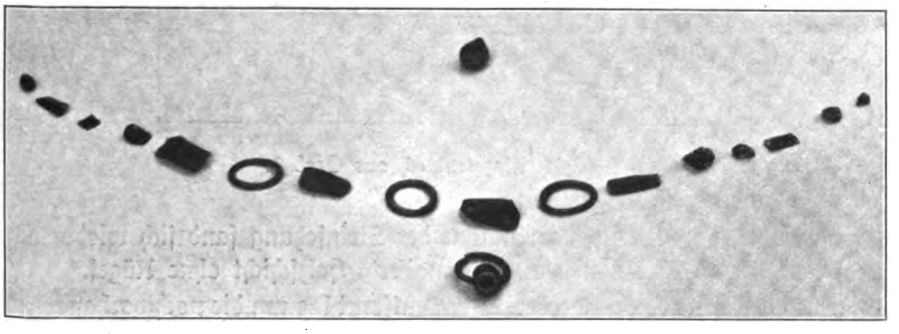


Abb. 3.

eines kleinen Hufeisens mit aufgebogenen Enden. 42 cm unterhalb der Spiralbänder lagen rechts und links je fünf massive, tiefgerillte Bronze-Armringe, noch an den Armknochen steckend. Dazwischen eine ganze Partie kleiner, hohlgetriebener Bronzeplättchen mit umgebogener Spitze, wahrscheinlich zum Gürtelschmuck gehörend (Abb. 2 Tafel XXXVI). Am Fußende stand die Urne (Textabb. 2 a).

In südlicher Richtung, nur 1,70 m entfernt, fand sich ein drittes Grab von nur 1,30 m lichter Länge und 0,50 m Breite in der Richtung von West

Digitized by Google

nach Oſt, ohne Steinſetzung. Vom Skelett waren nur noch drei Kinderzähnchen übrig. Als Beigabe diente eine Halskette, aus Bronzeringen und Hülſen zuſammengeſetzt und mit blauweißer Perle als Anhänger (Textabb. 3).

In derſelben Richtung 5,50 m entfernt fand ſich zuerſt eine 2 m lange und 0,65 m breite Grube, die nichts enthielt als mit Holzkohlen vermiſchte Erde. 0,30 m weiter fand ſich das eigentliche (vierte) Grab von 2,25 m Länge und 0,70 m Breite im Lichten. An der Seite der Brandgrube ſowie an Kopf und Fuß war das Grab nur mit einzelnen Steinen umſetzt; dagegen war die andere Seite ganz mit Steinen belegt. Auch über dem Grab zeigten

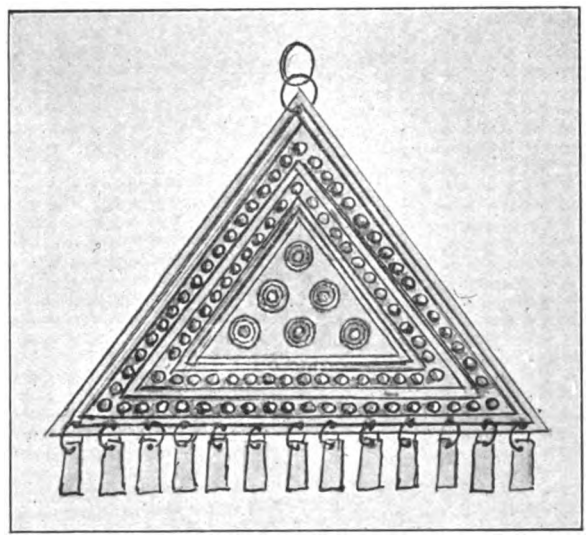


Abb. 4 Klappenblech aus Grab 3.

ſich nur einzelne Steine. Im Innern der Steinſetzung fand ſich wieder auf dem Boden und den Seiten eine vermoderte Holzſchicht ohne Nägel.

Vom Kopfende des Grabes 25 cm entfernt lag um die noch vorhandenen Schädelknochen ein vierfach gewundener ſogenannter Totenkranz aus Bronze von 33 cm Durchmeſſer. An den mit Haken verſehenen Enden lagen in der Schultergegend dreieckige Bronzebleche mit eingeſtanzten Rillen und Kreiſen (Textabb. 4), unten mit je einer Reihe anhängender Klapperblechen. Ein drittes Bronzeblech lag unter dem oberen Teile des Kranzes (Abb. 3 Tafel XXXVI).

In der Halsgegend lagen zwei maſſive, mit wechſelnden Drehungen verſehene Halsringe (Textabb. 5a), ſowie ein unverzierter bronzener von 15½ cm Durchmeſſer, und ein eiſerner Ring derſelben Größe. In der Bruſtgegend lag ein eiſerner Nagel und in der Gegend der Unterarme auf jeder

Digitized by Google

Seite vier gerillte Armringe, wie in Grab 2 (Textabb. 5b). Zu Füßen stand eine Urne mit Grätenmuster, ein Napf mit Punkt- und Strichverzierung und ein unverzierter Becher (Textabb. 2c, d, e).

Nach der Lage des Totenkranzes zu urteilen wurde dieser auf dem Kopf getragen und nicht, wie bisher fast allgemein angenommen wurde, am Halse.

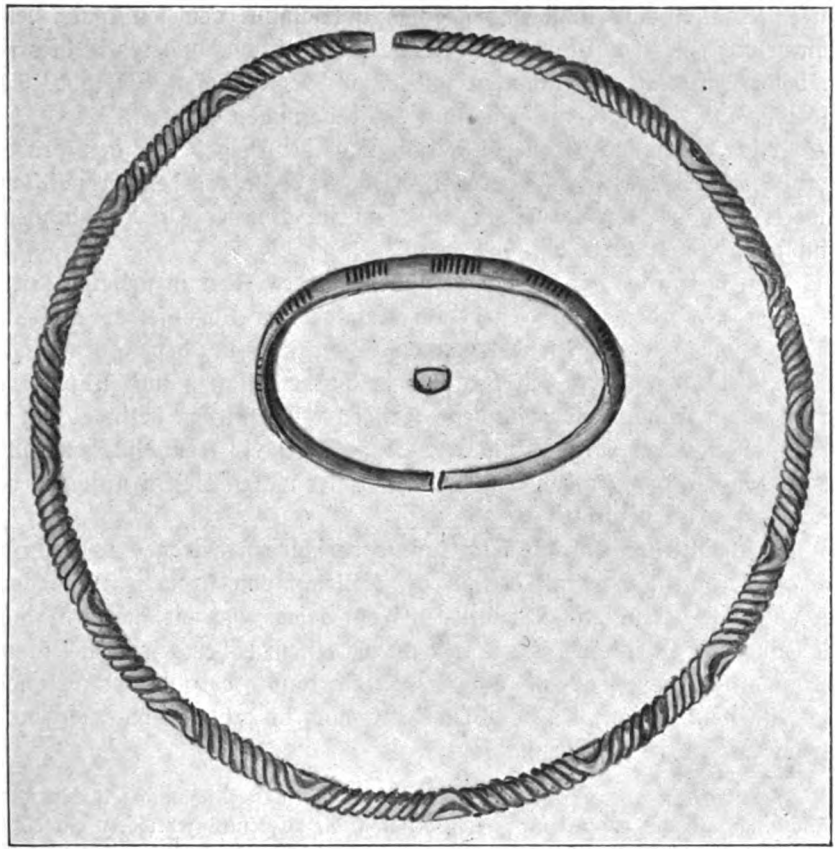


Abb 5. Zu Grab 3. $^2/_3$ Gr.

Wie aus dem Fundbericht zu ersehen ist, sind alle anderen Schmuckstücke dort gefunden worden, wo diese auch getragen wurden und ich wüßte nicht, weshalb man hier eine Ausnahme gemacht hätte. Er lag im Halbkreis um die von der Bronze grün gefärbten Schädelreste; das oben angegebene Maß des Durchmessers ist so zu verstehen, daß die beiden Endhaken 33 cm voneinander lagen. Als Kranz rund zusammengelegt beträgt der Innendurchmesser etwa 21 cm, also ungewöhnlich groß. An den Endhaken lagen die beiden dreieckigen Zierbleche, eines noch im Haken hängend, das andere ein

Digitized by Google

paar Zentimeter von den anderen Endhaken. Mithin war der Kranz nicht geschlossen wie ein Halsring, sonst hätte doch nicht an jedem Endhaken ein solches Zierblech gehangen. Man kann deshalb annehmen, daß der Kranz so um den Kopf gelegt wurde, daß über jeder Schulter ein Zierblech hing und das dritte über der Stirn. Das ist aber auch zu bedenken, daß ein solcher beinahe 4 cm dicker Wendelring mit sogenannter echter Drehung, wegen der scharfen Kanten ein höchst unbequemer Halsschmuck gewesen wäre, selbst wenn er auf einer Stoffunterlage gelegen hätte. Etwas anderes ist dies mit den beiden anderen, sogenannten imitierten Wendelringen (Textabb. 5 a), welche ja auch in unserem Grabe am Halse gefunden wurden.

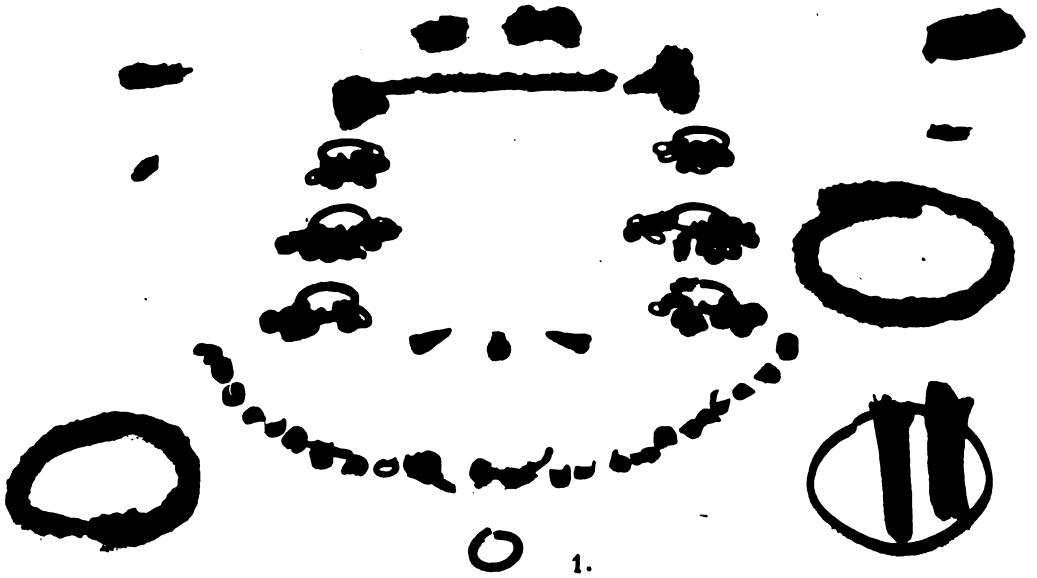
Leider wurde ja in früherer Zeit die Lage der Beigaben in den Gräbern selten beobachtet, was ja auch bei dem in den 80 er Jahren des vorigen Jahrhunderts hier in Mayen gefundenen, jetzt im Bonner Provinzialmuseum befindlichen Totenkranze der Fall war.

Man weiß nur, daß er hier gefunden wurde. Aber in neuerer Zeit ist das besser geworden und so steht im Katalog des Birkenfelder Museums S. 50 zu lesen. (Daß die Wendelringe als Totenkränze um den Kopf getragen wurden, beweisen neuere gut beobachtete Gräber Mayen und Windecken.) Der in einem Frauengrab gefundene Windecker Totenkranz befindet sich im Museum Hanau und ist, wie mir Herr Prof. G. Wolf freundlichst mitteilte, ebenfalls am Kopf gefunden worden. Auch hier waren die Stirnknochen von der Bronze grün gefärbt.

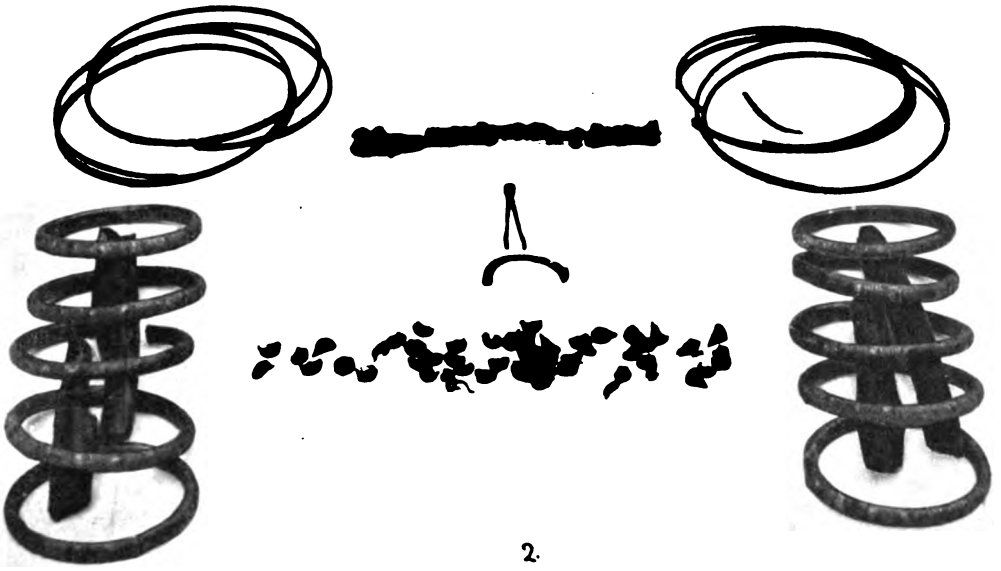
Es scheint nun, daß die Totenkränze verschieden getragen wurden, als Kranz, wie eine Krone auf dem Kopf, vielleicht von Frauen (Windecken), oder aber wie der unserige, so um den Kopf gelegt, daß die Zierbleche nach unten über der Schulter hingen, vielleicht bei einem höher gestellten Manne; allerdings nur bei Festen und Opfern. Leider konnte bei uns das Geschlecht nicht festgestellt werden, da das Skelett nur noch da erhalten war, wo dieses mit der Bronze in Berührung kam[1]).

[1]) Anm. des Herausgebers. Wie ich dem Herrn Verf. schon angekündigt hatte, muß ich mich durchaus gegen seine Ansicht erklären, die „Totenkränze" wären ein Kopfschmuck gewesen. Solch ein Kopfschmuck, so getragen, wie der Verf. es sich vorstellt, wäre wohl das Abenteuerlichste, was man sich für mitteleuropäische Zustände der Vorzeit zu denken vermöchte. Die Wendelringe im allgemeinen sind teils durch typologische Betrachtungen, teils durch die Art und die Stellen ihrer Abnutzung, teils durch zahlreichste Beobachtungen bei Grabfunden unwiderleglich als Halsschmuck erwiesen. Wenn gerade die „Totenkränze" — man mag diesen wunderlichen Namen für die eine der beiden besonderen rheinischen Abarten der Wendelringe ruhig beibehalten — ein paar Mal in solcher Lage beobachtet wurden, daß sie erst nachträglich auf das Haupt der Verstorbenen gelegt worden sein müssen, so ist das doch ohne weiteres erklärlich bei der Beschaffenheit dieses Bronzehalsschmuckes, der bei der Liegestellung seines Trägers durch den auflagernden Kopf, Nacken oder Rücken nur zu leicht gefährdet war. Ich werde auf diese Angelegenheit zurückkommen, sobald ich die verschiedenen Arten der Wendelringe der frühesten Eisenzeit insgesamt zu behandeln Zeit und Raum finde. G. K.

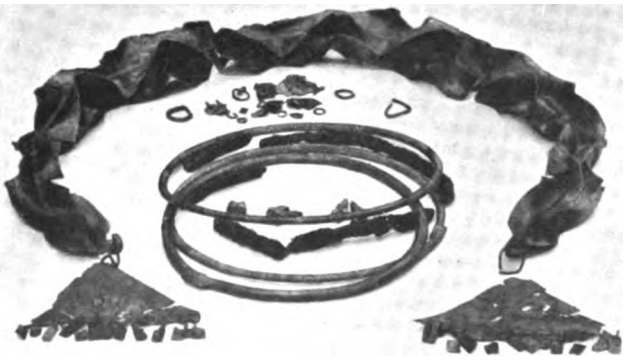
Digitized by Google



1.



2.



3.

Digitized by Google

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Die auf demselben Felde noch weiter aufgefundenen fünf Skelettgräber aus derselben Zeit hatten alle nur geringe Beigaben und lagen bis auf einzelne Steine frei in der Erde. Da nun die vier beschriebenen sich sowohl durch den Grabbau, als auch durch ihren reichen und einheitlichen Bronzeschmuck und ihre Keramik auszeichneten, so glaube ich annehmen zu dürfen, daß wir es hier mit zusammengehörigen Gräbern einer hervorragenden Familie zu tun haben.

Zum Schluß will ich nicht unterlassen, dem Besitzer des Feldes, Herrn Wirt Schüller, für Überlassen der schönen Funde für das Mayener Museum den Dank des Vereins auszusprechen.

Digitized by Google

Zu den vorgeschichtlichen Eisenbarren (Spitzbarren)[1]

vgl. Mannus VII, 1/2, S. 117 ff.

1. Von Prof. Dr. C. Mehlis, Neustadt a. H.

Mit 2 Textabbildungen.

Unter den Eisenbarren aus der Rheinpfalz, die sämtlich seinerzeit vom Verfasser dieser Zeilen gesichtet und beschrieben wurden (vgl. „Studien zur ältesten Gesch. der Rheinlande", III., VI., VII., X. Abt.), ist einer von Studernheim, Bezirksamt Frankenthal von hervorragender Wichtigkeit.

Abb. 1.

Abb. 2.

Er gehört zu der vom Verfasser als Vollbarren bezeichneten Gattung und mißt 57 cm in der Länge (Abb. 1). Der Mittelteil ist verhältnismäßig kurz und dick; dessen Gestalt wie stets eine doppelte vierseitige Pyramide. Dieser erscheint nach links und rechts mit starker Verjüngung ausgezogen, bis an jedem Ende zwei löffelartig gebildete Endstücke erscheinen (Abb. 2). Der Verfasser hat wohl mit den Museen in Donaueschingen, Mainz, Straßburg, Heidelberg, Bern, Zürich u. a. O. über 100 Stück solcher Eisenbarren

---

[1]) Diese kommen schon zu Massen im Palaste der Assyrischen Könige zu Ninive vor (um 800 v. Chr.), wie Beck: Geschichte des Eisens, Abteil. I, S. 134—138 mit Abbildung S. 135 nachgewiesen hat.

Digitized by Google

besichtigt und zum Teil vermessen, aber der Studernheimer steht mit seinen Schlußlappen einzig da.

Fragen wir nach dem Zwecke dieser technischen Bildung, so bietet sich uns als wahrscheinlichste Lösung dieser berechtigten Fragestellung die Hilfeleistung für den Transport dieser Eisenbarren dar. Obwohl die rheinischen Gallier — und von diesen geht die Herstellung und Verfrachtung aus — den zweirädrigen Wagen = carrus kannten[1]), werden sie wohl für die Saumwege des Innern von Ostgallien und Südwestgermanien den Transport durch Saumtiere — Pferd oder Maulesel — vorgezogen haben. Die Last der Eisenbarren konnte nur links und rechts des Rückens der Lasttiere d. h. der Sattelstelle mittelst einer festen (Holz? Weidengeflecht?) Tragbahre untergebracht werden.

Die Befestigung der einzelnen Barren unter sich und mit der Tragbahre konnte nur durch Hanfstricke zur Ausführung kommen. Gerade aber für diese Bindung leisteten die vorspringenden Schlußlappen den besten Behelf, indem sie zwischen ihnen und dem Mittelstücke geschlungen und verknotet wurden.

Eine Reihe dieser Vollbarren scheint nach vorhandenen Abbruchstellen und Umbiegungen (vgl. Mannus a. a. O. S. 121, Abb. 43, rechts!) gleichfalls mit solchen Schlußlappen versehen gewesen zu sein. — Der Transport der ohne Verjüngung hergestellten Halbbarren (vgl. Mannus a. a. O. S. 117, Abb. 39) fand sicherlich in gleicher Weise statt; nur war die Bindung bei dieser „Fassion" schwieriger. Wahrscheinlich waren diese auf die Tragbahre senkrecht nebeneinander gestellt.

---

2. Von Gustaf Kossinna.

Ich lasse hier meine seit mehr als Jahresfrist gesammelten Nachträge zu meiner Statistik der Eisenbarren folgen:

Ninive h. Was das von Mehlis oben erwähnte Vorkommen der Spitzbarren in Ninive h anlangt, so fand sich bei der Untersuchung des Palastes von Korsobad in einer Nebenkammer ein großer Vorratsraum, der den königlichen Kriegseisenschatz enthielt. Die dort aufgespeicherten Eisengeräte hatten ein Gewicht von 160000 Kilo und bestanden meist aus 32—48 cm langen Spitzbarren, die nicht weit von einer ihren beiden Spitzen für das Aufhängen durchbohrt sind. Vgl. Victor Place, Ninive et l'Assyrie. Paris 1867; Perrot und Chipiez, Histoire de l'Art. II. Chaldée et Assyrie, S. 720; F. Parenteau, Inventaire archéologique. Nantes 1878, S. 19, Taf. VIII, 3.

Rheinpfalz (S. 121ff.). Prof. Mehlis, im vorigen Jahre lange

[1]) Vgl. L. Diefenbach: Origines Europaeae, S. 283—284.

Digitized by Google

schwer erkrankt, konnte bei Abfassung meiner Abhandlung nicht um Auskunft befragt werden über den Verbleib einiger in seinen Aufsätzen erwähnten pfälzischen Spitzbarren, die in der Sammlung der Pollichia in Bad Dürkheim sich nicht vorfanden. Sie mußten daher in meiner Statistik Vorsicht halber als „früher im Museum Bad Dürkheim" befindlich bezeichnet werden. Mehlis hat daraufhin mir die Mitteilung gemacht, daß eine vom Ausschuß der Pollichia im Kriegsjahre beschlossene Umordnung der Sammlung nicht habe zum Abschluß gebracht werden können, weil der Kustos Böhm ins Feld gerückt sei. Deshalb lägen die Eisenbarren von Deidesheim, Forst, Wachenheim nicht am richtigen Platz. Der oben von Mehlis behandelte Barren von Studernheim dagegen stände als sein Privateigentum in seiner Wohnung. Fraglich bleiben somit nur noch die von Mehlis früher erwähnten Einzelfunde aus Bockenheim, Eisenberg, Höcherberg, sowie die beiden Stücke aus Heidelberg. Nachträglich habe ich gefunden, daß das Stück von Deidesheim außer in den angeführten „Studien" auch in den Prähistorischen Blättern 1906, S. 87 f. von Mehlis abgebildet worden ist.

Württemberg (S. 122). Mehlis weist mich darauf hin, daß aus Unterlenningen Ob.-Amt Kirchheim u. T. neuerdings ein Spitzbarren einer Kirchheimer Privatsammlung bekannt geworden sei, vgl. Mayer, Bilder aus Kirchheims Vergangenheit, 1913, Taf. I, 4 (übrigens auch erwähnt im VIII. Bericht der Röm.-German. Kommission, Frankfurt a. M. 1915, S. 94). Für Württemberg steigt damit die Anzahl der Eisenluppen auf 20.

Bayern (rechtsrheinisch), Schwaben (S. 123). Nachträglich fand ich ein Stück erwähnt als gefunden beim Bahnbau Nördlingen-Wemding B.-A. Donauwörth, in einer Tiefe von 0,60 m und zwar bei Deiningen-Klosterzimmern B.-A. Nördlingen (Beiträge z. Anthrop. u. Urgeschichte Bayerns 1904, XV, 178 Weber). Aus dem rechtsrheinischen Bayern kennen wir jetzt also 3 Stück in 3 Funden, die alle aus der Gegend von Nördlingen und Donauwörth stammen.

Schweiz (S. 123). Mehlis verweist auch auf eine Stelle in Genthes bekanntem, heute völlig entwertetem Buche „Der etruskische Tauschhandel"[2] (1874, S. 89), wo er von den Schweizer Eisenbarren handelt und sagt: „Demnach fanden sich diese bisher nur in den offenen Tälern der West- und Nordschweiz und im Rheintale, nie aber in den römischen Niederlassungen. Zu Nidau bei Bern lagen an einer Waldstelle 13 Stück" (in meiner Statistik schon aufgeführt, S. 123).

Frankreich (S. 124). Eines der beiden von mir erwähnten Stücke des Moorfundes von Abbeville (Somme) fand ich besprochen und abgebildet durch Gabr. de Mortillet in Materiaux pour l'histoire de l'homme, Bd. IV, 1868, S. 591 f., Abb. 139, 140; beide liegen im Museum zu St. Germain. — Einige weitere französische Stücke sind behandelt von F. Parenteau in seinem bereits erwähnten Buche Inventaire archéologique, S. 19, nebst

Digitized by Google

Tafel VIII, Abb. 1, 2. Abb. 1 bringt eine unserer Abbildung des Stückes von Niederkleen (S. 121, Abb. 43) sehr ähnliche Zeichnung eines im Museum zu Avranches (Manche) aufbewahrten Eisenbarrens unbekannten Fundorts. Abb. 2 stellt eines, wohl das einzig gerettete, im Museum zu Nantes befindliche, der 8 Stücke des Depotfundes von St. Molf bei Guérande (Loire Inférieure) dar, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entdeckt wurde. Das abgebildete Stück ist 28 cm lang und hat ein Gewicht von $4^1/_2$ Kilo. Beide Abbildungen Parenteaus, nebst einer dritten (Korsobad), sind wiederholt in einem Aufsatze von Daubrée Exploitation des métaux dans la Gaule: Revue archéol. 1881, I, S. 336 ff., besonders S. 341, Abb. 24 bis 26. — Einen vierten französischen Fund endlich machte Déchelette bekannt, ein Stück aus dem Saonebette in Chalon von 32 cm Länge und 2,9 Kilo Gewicht (La collection Millon, S. 262 f. und Abb. 56).

Österreich. Die Entfernung von Wahren bei Leipzig nach den nächstgelegenen Fundorten doppel-pyramidenförmiger Eisenluppen, d. i. Wetzlar a. d. Lahn und Nördlingen, nördlich der Donau, beträgt das nicht geringe Maß von 40 deutschen Meilen. Ich habe mich nun inzwischen noch bemüht, das dem Fundorte Wahren weit näher gelegene Böhmen nach solchen Eisenluppen zu durchforschen; leider ohne Erfolg. Einen einzigen Fundort konnte ich indessen doch aus Gesamt-Österreich ermitteln; er liegt in Mähren, also noch weiter entfernt von Wahren als Wetzlar oder Nördlingen. Es ist die berühmte Byčiskala-Höhle, paläolithisch und hallstättisch gleich reich an Funden, die hier zu nennen ist. Wankel fand hier im Hintergrunde der Vorhalle eine große Schmiedestätte, die neben manchem anderen „viele Stücke Luppeneisen, Eisenbarren" enthielt (Bilder aus der mährischen Schweiz, 1882, S. 415). Das ist aber auch die einzige illyrische Fundstätte hallstättischer Eisenluppen. Aber nicht bloß dieserhalb ist die mährische Höhle von besonderer Bedeutung für unseren Gegenstand, sondern auch deswegen, weil sie von neuem bestätigt, daß die Spitzeisenbarren in Mitteleuropa ebenso im 8. Jahrhundert verbreitet gewesen sind, wie es in Assyrien der Fall war. Wahrscheinlich befinden sich die mährischen Eisenluppen jetzt im Wiener Naturhistorischen Hofmuseum; gesehen freilich habe ich sie dort nicht.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß der nächste Arbeiter auf dem Gebiete der Eisenluppen ebenso weit über mich hinauskommen möge, wie ich über meine Vorgänger fortgeschritten bin.

Die gleichfalls reichlichen Nachträge zu meiner Abhandlung im 1. Doppelhefte dieses Bandes, die ich über die illyrische und besonders über die germanische Kultur Nordostdeutschlands im Übergange von der Bronzezeit zur Eisenzeit zu machen hätte, muß ich auf das nächste Heft verschieben, da ich mit der Aufklärung über eine Anzahl wichtiger Punkte von einem nordostdeutschen Museum im Stiche gelassen worden bin.

Digitized by Google

Frührömische Funde aus der Mark Brandenburg und ihrer Umgebung.

Von R. Stimming, prakt. Arzt in Groß-Wusterwitz.

Mit 7 Tafeln (XXXVII—XLIII) und 1 Karte.

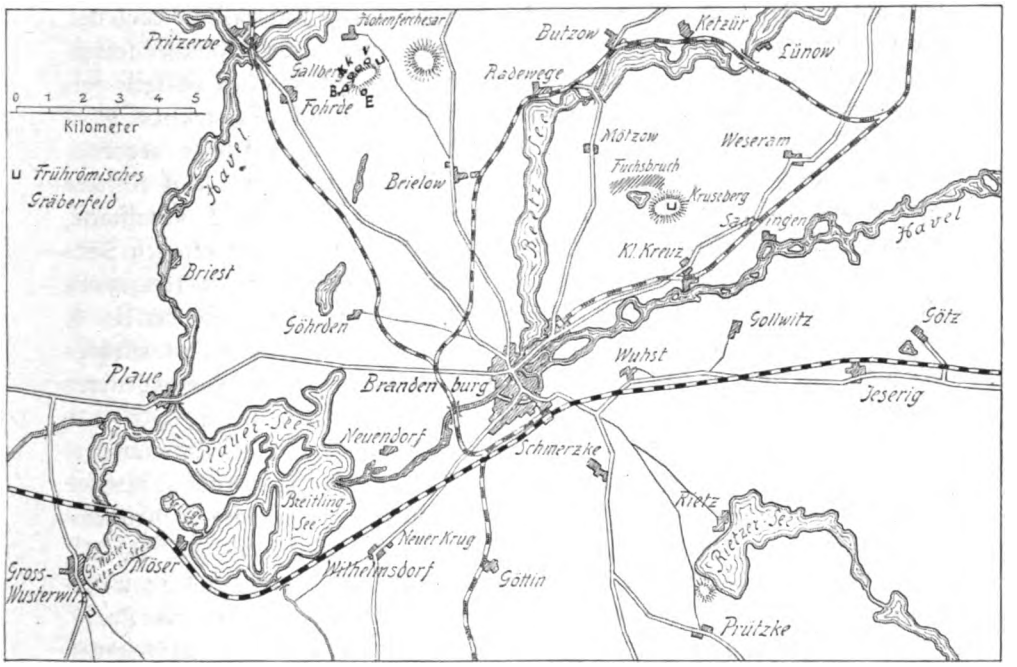
Als mein Vater im Jahre 1886/87 das Gräberfeld auf dem Kruseberg bei Kl. Kreuz, Kreis Westhavelland, freilegte, fanden sich auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume (ungefähr 15 qm groß) nahe beieinander stehend 23 Gefäße (Nr. 1—23) aus der frührömischen Kaiserzeit in einer Tiefe von 45 cm. Die Gefäße waren, wie es zur damaligen Zeit Sitte war, ohne Deckel und ohne Steinpackung in keiner bestimmten Anordnung in freier Erde beigesetzt. Der Kruseberg, auf der Generalstabskarte Langmathenberg genannt, liegt östlich von dem Fuchsbruch ungefähr in der Mitte zwischen Havel und Beetz-See an den ausgedehnten Wiesenflächen der Dörfer Weseram, Saringen und Mötzow und beherbergt auf seinem Südostabhange ein größeres Gräberfeld, welches der Bronzezeit und der darauf folgenden Eisenzeit angehört, von mir deswegen als gemischtes Gräberfeld bezeichnet; mitten zwischen diesen Gräbern fanden sich auf dem zweiten Drittel des flach abfallenden Abhanges, wie bereits erwähnt, die wenigen frührömischen Urnen.

Vier Gefäße (60 cm tief) desselben Zeitabschnittes (Nr. 26—29) fand mein Vater und ich 1898 in Großwusterwitz, Kreis Jerichow II, auf einem kleinen Begräbnisplatz der Eisenzeit, 1900 m südlich vom Kirchturm, am Ausgange der Mahlenzienerstraße gelegen, und 1905 erbeutete mein Vater an dem Feldwege von Brielow nach Hohenferschesar, Kreis Westhavelland, an den Ausläufern des urnenreichen Gallberges, 2000 m südöstlich von dem Kirchturm des zuletzt genannten Dorfes, mit der Sonde zwei frührömische Gefäße (Nr. 24 und 25) in einer Tiefe von 1 m, im ganzen also 29 Urnen der frührömischen Periode. Bemerkenswert ist, daß der Gallberg sechs Gräberfelder in sich birgt, welche mehrere 100 m voneinander getrennt liegen, und zwar am Westabhange ein sehr ausgedehntes Gräberfeld der Bronzezeit (B), am Südabhang ein mittelgroßes der Eisenzeit (E), im Nordwesten zwei große Begräbnisstätten der spätrömischen Kaiserzeit (K), im Nordosten bisher die beiden frührömischen Gefäße (⌊⌋) und im Norden ein Gräberfeld der Völkerwanderungszeit (V).

Digitized by Google

Da in der Mark frührömische Funde vereinzelt dastehen, will ich dieselben einer Beschreibung unterziehen.

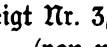
Beim Anblick der Zeichnungen ist auffallend die Ähnlichkeit der Form sämtlicher Gefäße, daher unterlasse ich eine genaue Beschreibung jedes einzelnen Gefäßes, um nicht durch Wiederholung zu ermüden. Auf dem schmalen Boden sitzt der stark ausladende Bauch, versehen mit einem kräftig abgesetzten, niedrigen Halse, welcher einer starken, weiten, steilen Mündungsrand trägt. Die Gefäßhöhe schwankt von 9,2, 14,8, 16,0, 20,0, 23,0 bis 26,4 cm, der Randdurchmesser von 8,8, 12,8, 14,0, 16,4, 24,0 bis 29,6 cm, der Boden-



durchmesser von 4,0, 5,6, 6,5, 7,2, 8,0 bis 10,4 cm. Fußandeutung besitzen Nr. 19 und 28, einen völlig ausgesprochenen Fuß (Becherform) Nr. 23; einen kleinen Henkel, vom Rande zum oberen Bauchteil verlaufend, zeigen die Gefäße Nr. 13, 17, 29, drei Knäufe am oberen Bauchteil hat Nr. 5, andere Verzierungsweisen als Henkelersatz fehlen. Vorherrschend ist die schwarze Farbe der Gefäße: von 29 gefundenen sind 26 schwarz, nur drei vom Kruseberg (Nr. 5, 13, 18) sind braun gefärbt. Von diesen drei Gefäßen ist Nr. 5 etwas höher als die übrigen, der Bauchteil ist gerauht, Nr. 13 weist zwei Horizontallinien am oberen Bauchteil und darunter Einteilung in Felder auf, deren Füllungen mit Schrägstrichen winkelförmig zueinander gestellt sind; ohne jede Verzierung ist Nr. 18. Ebenfalls unverziert sind sechs schwarze

Digitized by Google

Gefäße (Nr. 11, 12, 16, 22, 24, 25), während die übrigen 18 ein flach eingedrücktes, abwechslungsreiches Punktornament zur Schau tragen, zum Unterschiede von dem tiefer eingedrückten Mäander des dritten Jahrhunderts. Daß es sich um Rädchentechnik bei den Punktreihen handelt, kann einem sorgfältigen Beobachter nicht zweifelhaft sein, denn wie wären die sauberen und regelmäßig ausgeführten Muster anders herzustellen gewesen? Aus freier Hand mit Hilfe eines knöchernen oder hölzernen Stäbchens lassen sich auch von dem fortgeschrittensten Topfformer nicht derartige Ornamente herstellen.

Das Gefäß Nr. 21 schmückt eine dreifache Horizontallinie und ein Zickzackband, der untere Bauchabschnitt ist gerauht. Die einfache Punktreihe tritt auf bei Nr. 1, 26, 28, die beiden letzten von der Führungslinie begleitet, die Punktreihen bei der Urne 26 bestehen aus einer Reihe kleinlinsengroßer, flacher Eindrücke. Die zwiefache Punktreihe findet sich bei den übrigen verzierten Gefäßen, und zwar verziert den oberen Bauch- oder Halsteil von Nr. 2 ein Band von Schrägstrichen, von je einer Horizontalpunktreihe begrenzt, während das Fischgrätenmuster bei Nr. 9, 15, 20 vertreten ist. Das einfache Zickzackband tragen Nr. 3, 9, 10, 14, 20, das doppelte zeigt Nr. 2; schraffierte, hängende Dreiecke Nr. 1. Ein Band von Halbbogen, mit der offenen Seite nach dem Boden gekehrt, tragen 4, 7, 14, 15, ein Band von sich kreuzenden Punktreihen (Rautenform) Nr. 23, 28. Das Stufenornament ist bei Nr. 6, 7, 8, 23 veranschaulicht, den einseitigen und zwar nach rechts umgelegten Mäander  zeigt Nr. 3, nach links umgelegt 14, den doppelseitigen Mäander (von mir als T-Form bezeichnet) Nr. 1, 2, 3, 4, 9, 15, 17, 20, 27, derselbe findet sich in zweifacher Anordnung (übereinander) bei Nr. 10 und unter sich verbunden bei Nr. 19 und 26. Hängende Z-förmige Verzierungen besitzt Nr. 27. Der untere Bauchteil zeigt einfache Kelcheinteilung bei 14 Gefäßen (Nr. 1, 2, 3, 4, 6, 7, 9, 14, 15, 17, 19, 20, 23, 27), abwechselnd schraffierte Feldereinteilung bei Nr. 2 und Kelcheinteilung unterbrochen von spitzwinkeligen, halb bis zum Boden reichenden Dreiecken bei Nr. 10.

Angefüllt waren die Gefäße mit den verbrannten und zerschlagenen menschlichen Gebeinen, in den oberen Schichten dieser Knochenreste meist unter den Schädelknochen lagen die etwaigen Beigaben, bestehend aus Stein, Ton, Knochen, Bronze, Eisen und Harz.

Aus Sandstein besteht der 18 cm lange, 5—6 cm breite, 2,5 cm starke, rechteckige Schleifstein (24d), der wegen seiner Größe in $^1/_2$ der natürlichen Größe gezeichnet ist, ebenso die 25 cm lange, eiserne, krumm gebogene Schere aus demselben Gefäß; alle übrigen Beigaben sind von meinem Vater in natürlicher Größe, alle Gefäße in $^1/_7$ derselben dargestellt worden. Der Schleifstein ist auf beiden Breitseiten stark abgeschliffen, ein Zeichen seines längeren Gebrauchs.

Aus Knochen sind die zierlichen 5,5 bis 8 cm langen, 2 mm starken Nadeln (1c bis 1h, 18c bis 18b, 18i bis 18o usw.) gefertigt; dieselben zeigen verschieden geschnitzte Köpfe: einen runden Kopf (1o), einen doppelkegel-

Digitized by Google

förmigen (4c) oder einen mehrfach gerieften Kopf (1e, 2b usw.). Ferner ein gebogenes, mit einem festgenieteten Bronzeblech versehenes Knochenstück (12a), wohl als Rest eines Kammes anzusprechen.

Aus Bronze sind die Fibeln (Gewandnadeln), die einfache Nadel mit kugligem Kopf (15b), die Halskette (17b), der massive Ring (25b), der Halsring (12d), der Armring (18b) und die Schnalle mit hufeisenförmigem Bügel und viereckigem Gürtelblech (19c) gefertigt. Die Fibeln zeigen die Spät-Latèneform, einige besitzen einen vollen, andere einen durchbrochenen Nadelhalter, bei den eisernen Stücken ist diese Verzierungsweise durch den entstandenen Rost nicht mehr festzustellen, ausgenommen das Exemplar 24a.

Eine untere Sehne und vier Spiralwindungen (Almgren 15) zeigen die eisernen Fibeln 2e, 3b, 11a, 13a, 13b, 17e, 18h, 26a. Einen vollen Nadelhalter, obere Sehne, Sehnenhaken und zweilappige Stützplatte (Almgren 19) weisen die Bronzefibeln 10a, 17a, 17c, 25a, 25c auf, einen durchbrochenen Nadelhalter (Almgren 44) 4d, 5a, 9a, 11b, 18g, 20a, 20h, 20i, bei den beiden Stücken 11b und 20i ist die Nadel aus Eisen gefertigt. Der Nadelhalter zeigt ein längliches Viereck und ein rundes Loch ▭ o bei 9a und 11b, ein ebensolches Viereck umgeben von zwei Löchern o ▭ o bei 18a, je drei stufenartige Verzierungen ⌊ ⌉ ⌉ tragen 4d, 20a, 20h, 20i. Als Augenfibel mit schönen Seitenknöpfen und stufenförmig durchlöchertem Nadelhalter (Almgren 54) zeigt sich 1a und 1c, als ebensolche mit geschlitzten Augen und vollem Nadelhalter (Almgren 45) die mehr oder weniger gut erhaltenen Fibeln 3a, 8b, 8d, 10c, 19d, vereinzelt ist die eiserne Fibel 24a mit um den Bügelkopf gewundener, oberer Sehne (ähnlich Almgren 102) und die Scharnierfibel mit grader Nadel 6g (Almgren 242), bestehend aus dünnem, gebogenem Bronzeblech, vollem Nadelhalter, kugligem Bügelende und dreifacher Strichverzierung auf dem Bügelrücken. Ebenfalls aus Bronze gefertigt ist die Spiralrolle mit drei Windungen 16b, der Nadelhalter nebst abgebrochener Nadel 16d und der Nadelhalter nebst unterem Bügelteil 21k, alle drei Stücke stammen von zerbrochenen Fibeln. Die Schnalle ist nur einmal (19c) aus Bronze vertreten. Einem zerbrochenen Halsringe gehört das 7 cm lange, mit Längs- und Schrägstrichen verzierte Bronzestück 12d an, ebenfalls ein Bruchstück von einem Armringe ist 18b, welches als Ornament zwei nebeneinandersitzende, kuglige Anschwellungen trägt. Aus starkem, vierkantigem Bronzedraht besteht der 2,5 im Durchmesser haltende, massive Ring 25b, desgleichen aus dünnerem, rundem Draht die mit kugligem Kopf versehene Nadel 15b, ein Bruchstück eines zweiten Exemplars 15c und die 7 cm lange, zerbrochene Schmucknadel mit mehrfach gegliedertem, durchbrochenem Kopfe (18c). Schließlich besteht aus demselben Material die Halskette 17b, die aus 32 hohlgetriebenen Blechperlen (1) und ebenso vielen, achtförmig gebogenen, dünnen Drahtösen (2) zusammengesetzt ist; als Verschlußstück dient ein größerer Bronzering.

Digitized by Google

Aus Eisen sind außer den acht bereits beschriebenen Fibeln die Messer hergestellt; gerade, gestielte Messer von 7,5—11,7 cm Länge sind 9c, 19b, 23a, als gebogene, gestielte Messer von 9,2—12,6 cm Länge mit kugligem Griffende treten 2a, 5e, 14b, 15a, 19a, 20b, 21e auf, mit durchbrochenem Stielende 10b, mit verziertem Kopfe 4a und 6a. Kurzgestielte, 9,3—9,8 cm lange Messer mit hakenförmig umgebogenem Griff sind 1k und 24b, ersteres mit Querriefelungen an der oberen Grifffkante und einem Teil des Messerrückens. Zu erwähnen sind noch die beiden eisernen zerbrochenen Nähnadeln 20k, 21d und die 25 cm lange, kräftige Schere, welche bei der Beisetzung absichtlich gebogen worden ist, um dieselbe in das mittelgroße Gefäß (24) hineinlegen zu können.

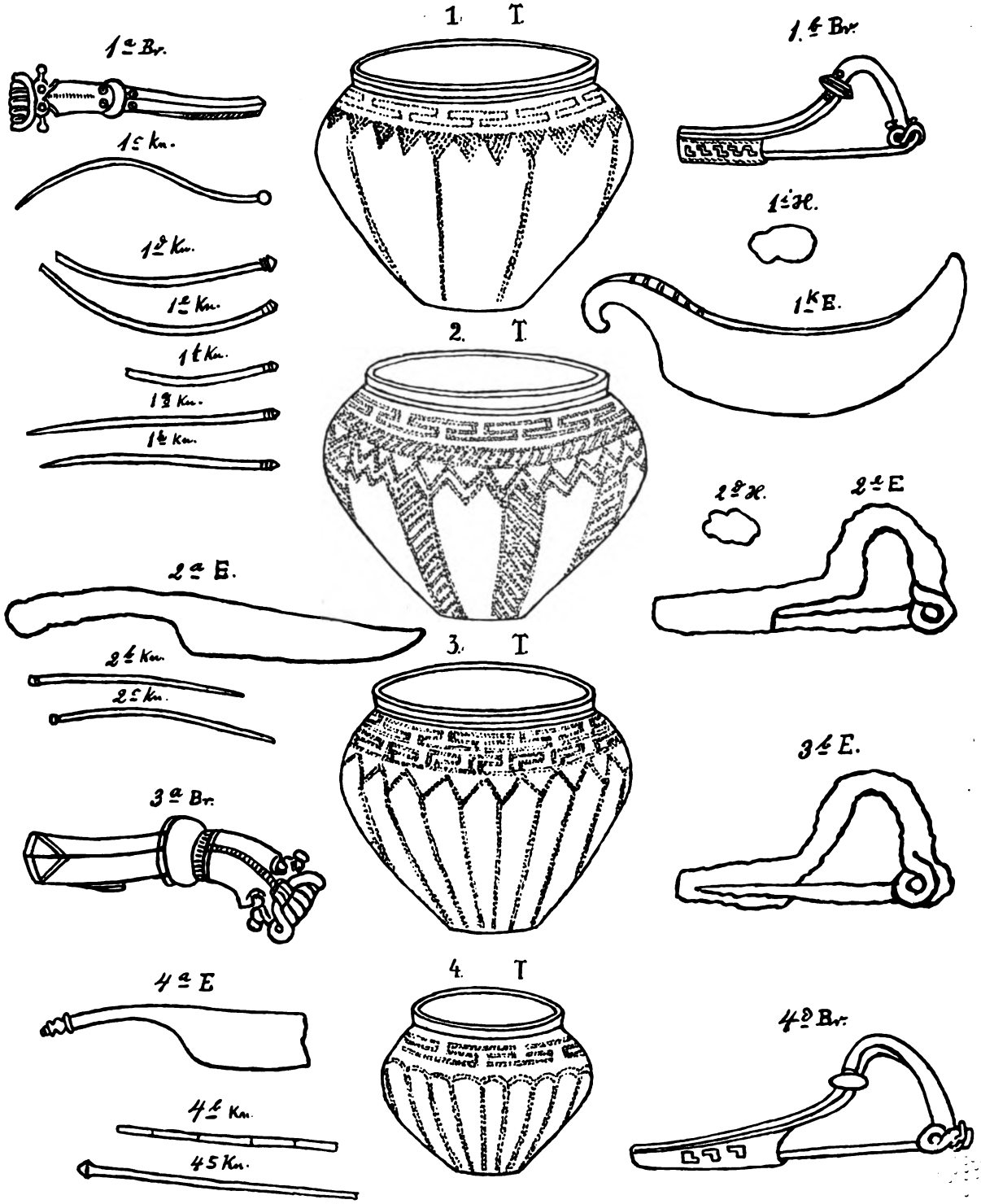
Aus Harz bestehen die kleinen unregelmäßig geformten, braunschwarzen Stücke 1i, 2d, 14c, 17d, 21c.

Überblicken wir das Resultat dieser frührömischen Funde, so springt zuerst das zerstreute Auftreten der drei Fundstellen in die Augen, alsdann die geringe Anzahl der Fundstücke (im ganzen 29 Gefäße), ferner das Auftreten der Gefäße zwischen Gräbern, welche einem anderen Zeitabschnitt (Bronze- oder frühe Eisenzeit) angehören. Bemerkenswert ist das Vorherrschen der schwarzen Gefäße (26 : 3), das flach eingedrückte, in Rädchentechnik ausgeführte ein- oder zweireihige Punktreihenornament, hin und wieder von einer Führungslinie begleitet, das erste Auftreten des Mäandermusters, die große Übereinstimmung in der kurzen, gedrungenen Gefäßform mit steilem, niedrigem Mündungsrande. Charakteristisch sind die schlanken Knochennadeln (auf dem Kruseberg beschränkt), die Spät-Latènefibeln mit vollem oder durchbrochenem Nadelhalter, die schönen Augenfibeln, die Scharnierfibel und die gestielten, gebogenen, eisernen Messer. Waffen fehlen gänzlich, die unverzierte Bronzeschnalle ist nur einmal vertreten, eiserne Schnallen fehlen vollständig.

Erwähnenswert ist der Mangel an Glas, welches in der Latènezeit bereits häufig in Gestalt von Perlen (zusammen mit den bekannten kegelförmigen Ohrringen) gefunden wird, desgleichen das gänzliche Fehlen von Silber und Gold. Letztere beiden Metalle sind häufig in der spätrömischen Epoche vertreten.

Die Zeitstellung dieser geschilderten frührömischen Funde setze ich in das erste nachchristliche Jahrhundert, als jüngstes Gefäß spreche ich wegen seiner tiefer eingedrückten Punktreihen den Becher (23) an. Als Verfertiger der Gefäße und Beigaben sind mit Sicherheit die Westgermanen anzunehmen, wenn auch zugegeben werden muß (vergleiche die Führungslinie), daß dieselben vielleicht einiges in der Technik und Verzierungsweise den Ostgermanen abgelauscht haben mögen; an Einfuhr aus südlichen Ländern ist nicht zu denken.

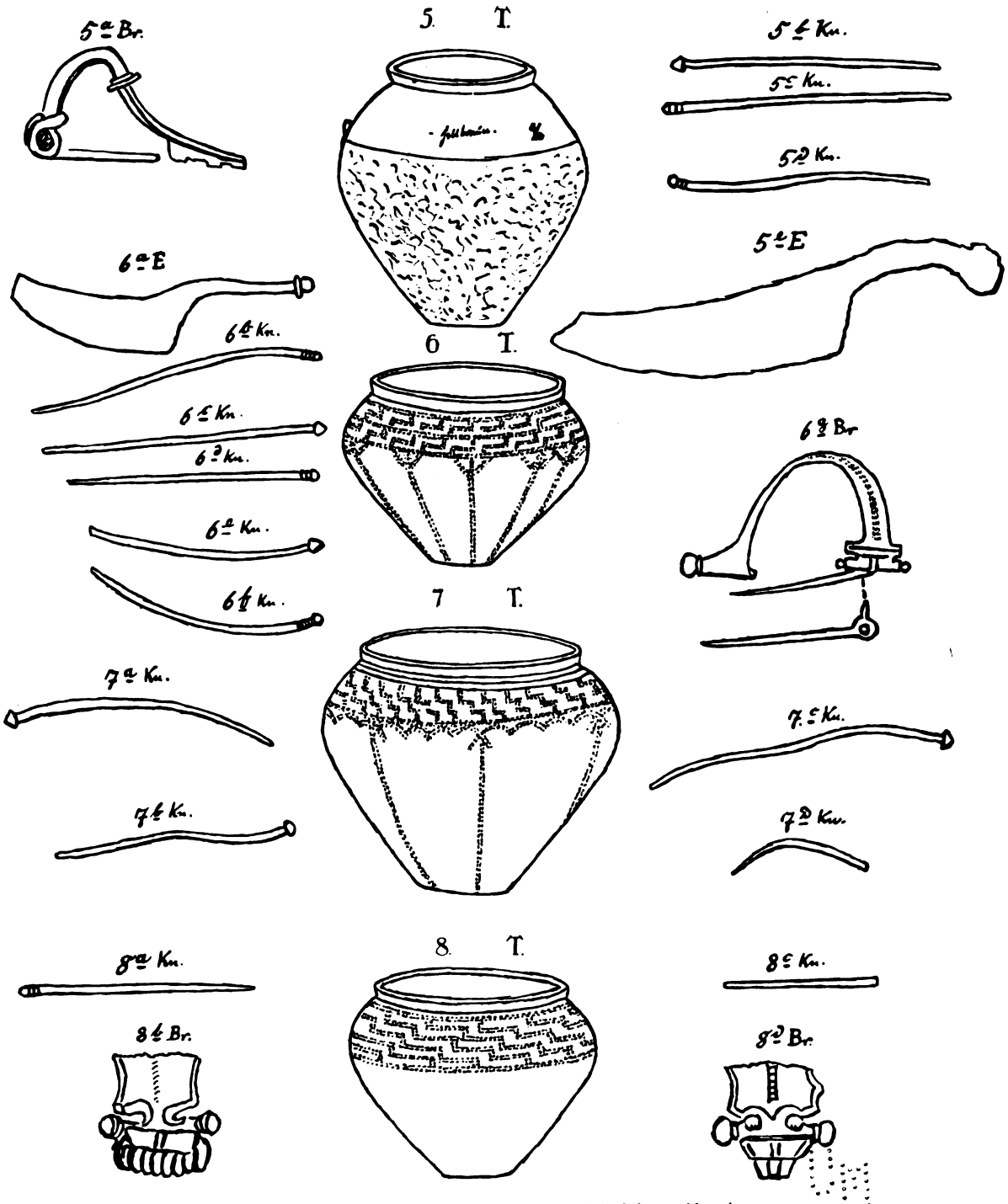
Digitized by Google



Kruseberg bei Kl. Kreuz, Kr. Westhavelland.
Maßstab: Urnen 1/6 (nur 2 und 4: 1/7), Beigaben 2/3 n. Gr.

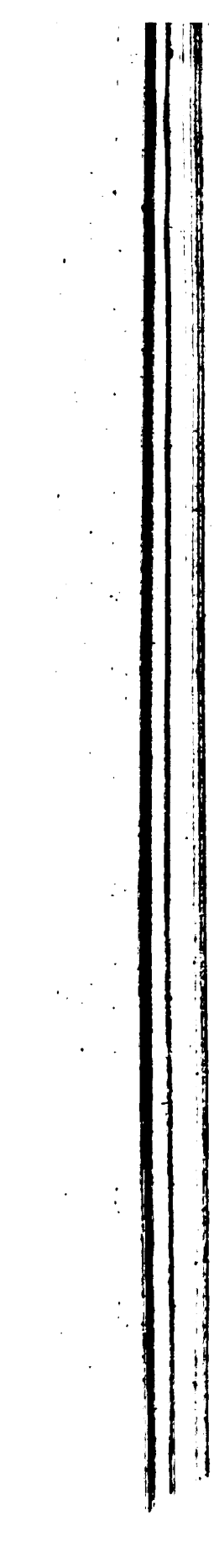
Digitized by Google

Digitized by Google

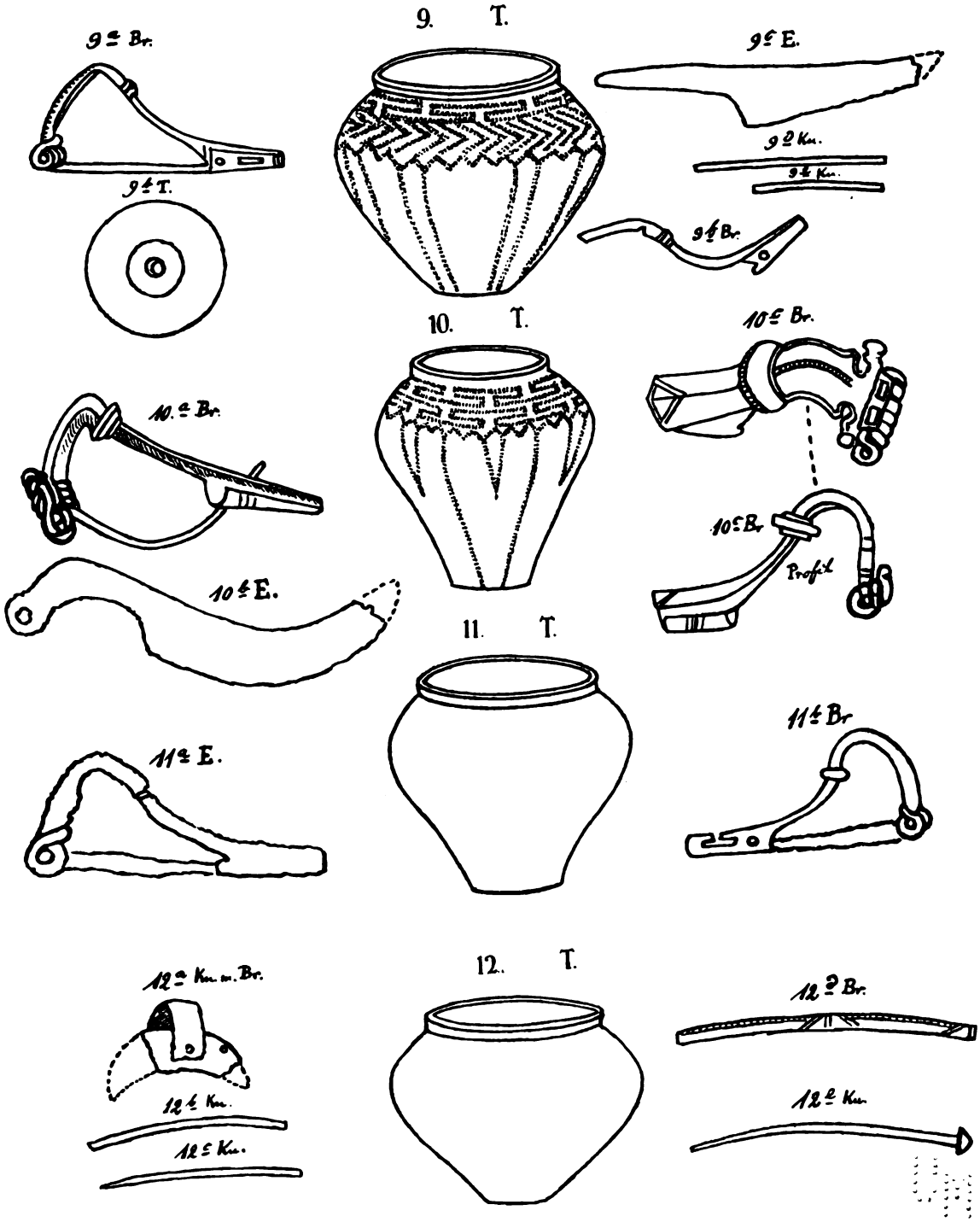


Kruseberg bei Kl. Kreuz, Kr. Westhavelland.
Maßstab: Urnen 1/6, Beigaben 2/3 n. Gr.

Digitized by Google



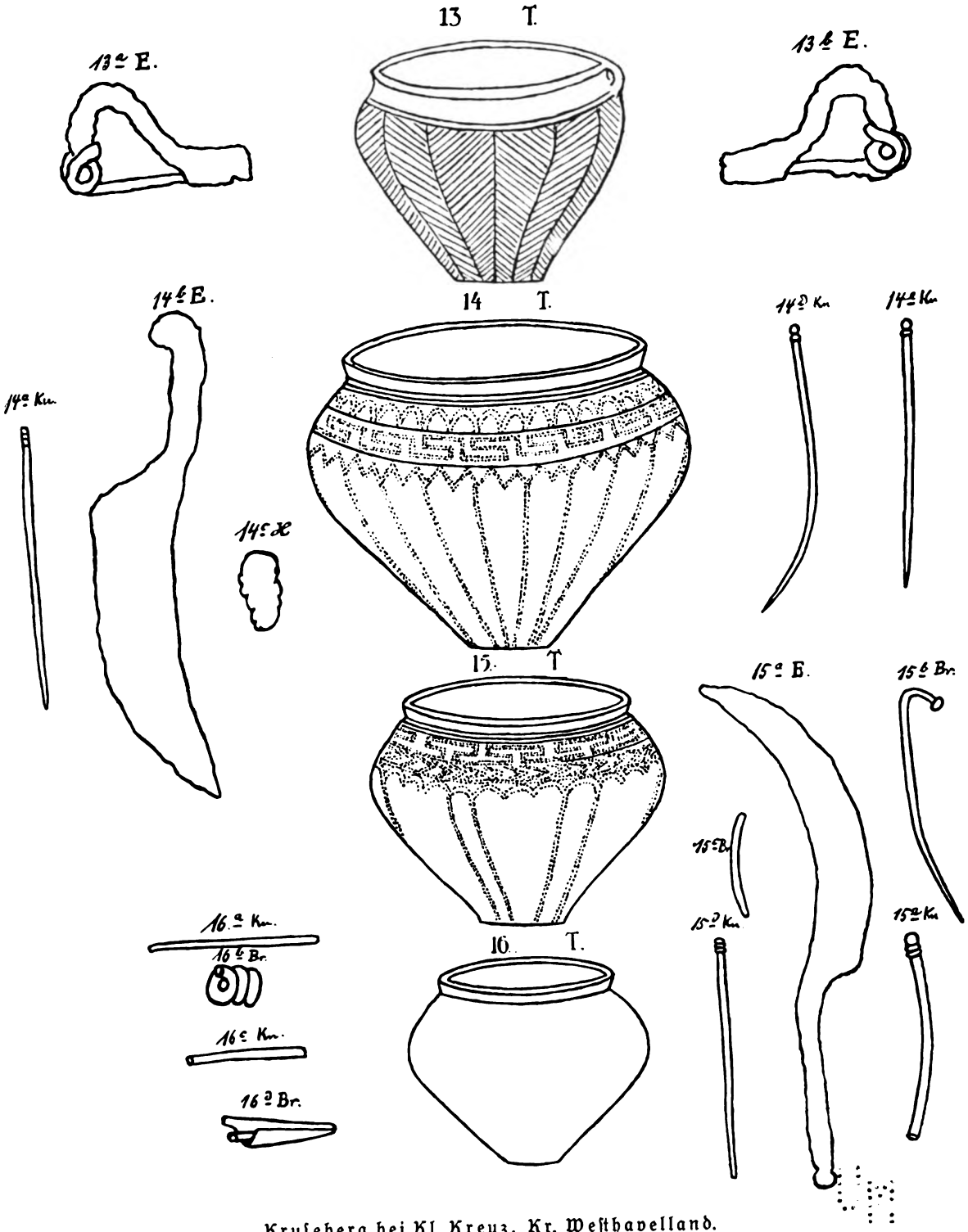
Digitized by Google



Kruseberg bei Kl. Kreuz, Kr. Westhavelland.
Maßstab: Urnen 1/6 (nur 10: 1/7), Beigaben 2/3 n. Gr.

Digitized by Google

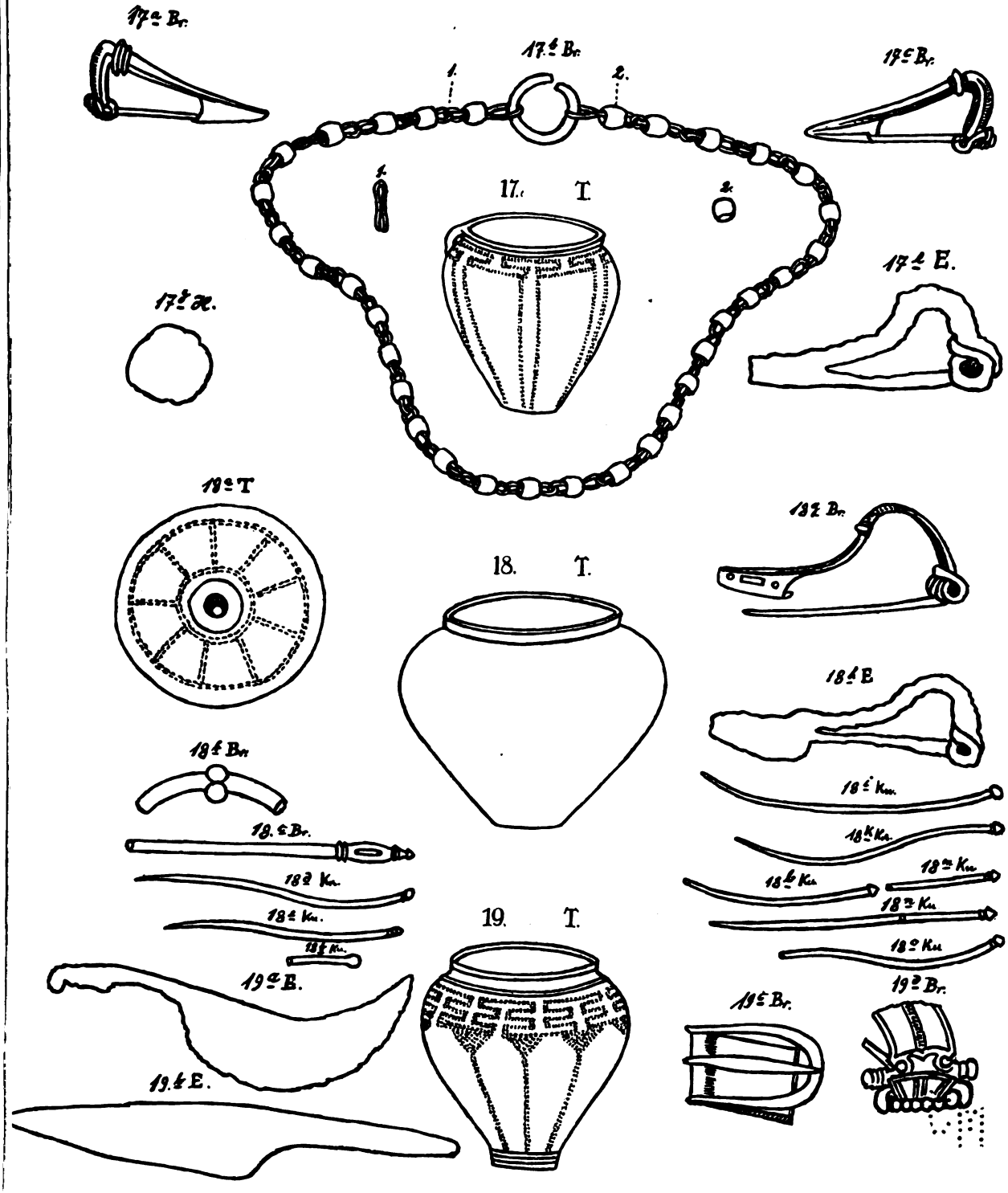
Digitized by Google



Kruseberg bei Kl. Kreuz, Kr. Westhavelland.
Maßstab: Urnen 1/6, Beigaben 2/3 n. Gr.

Digitized by Google

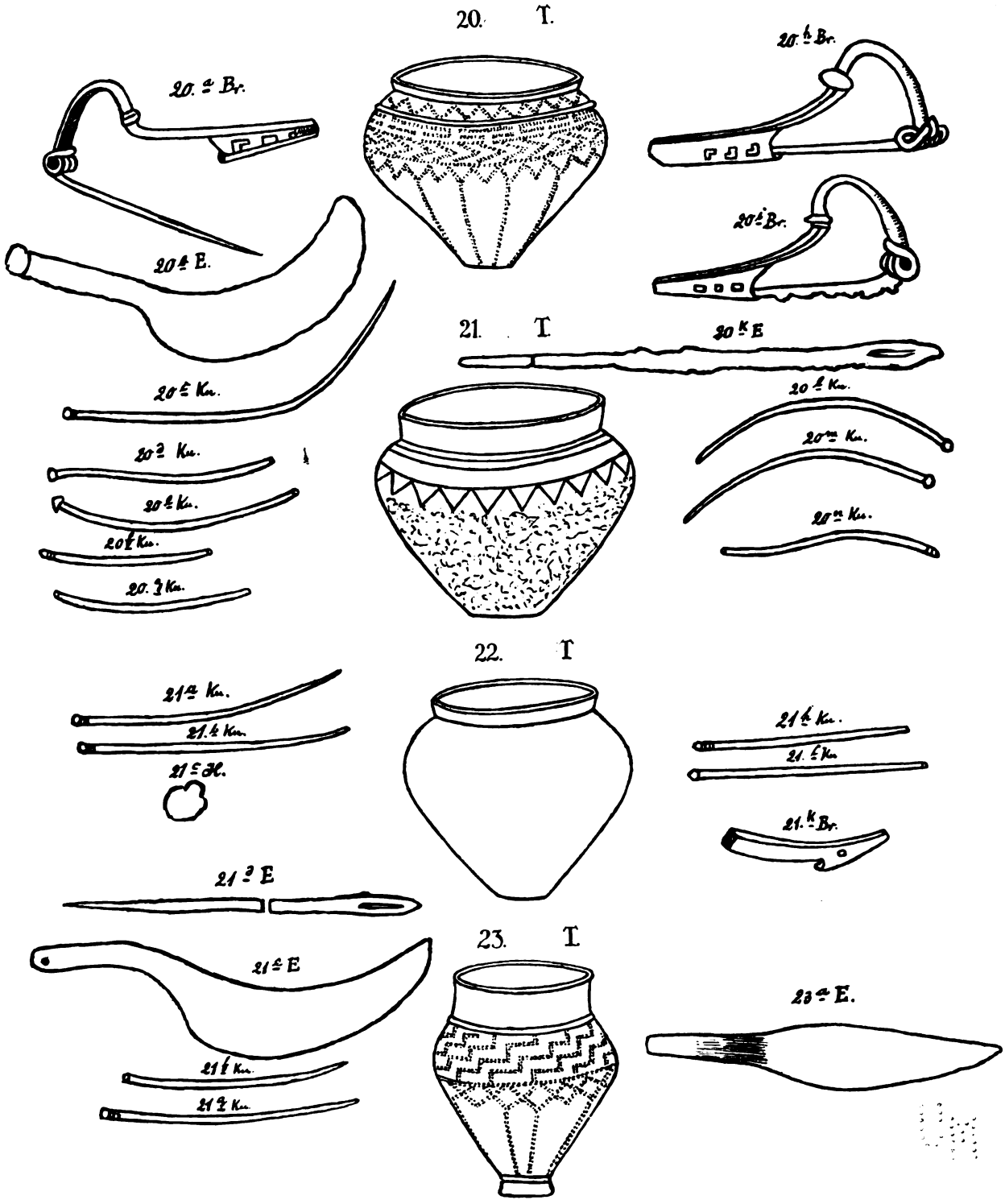
Digitized by Google



Kruseberg bei Kl. Kreuz, Kr. Westhavelland.
Maßstab: Urnen 1/6 (nur 19: 1/7), Beigaben 2/3 n. Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google

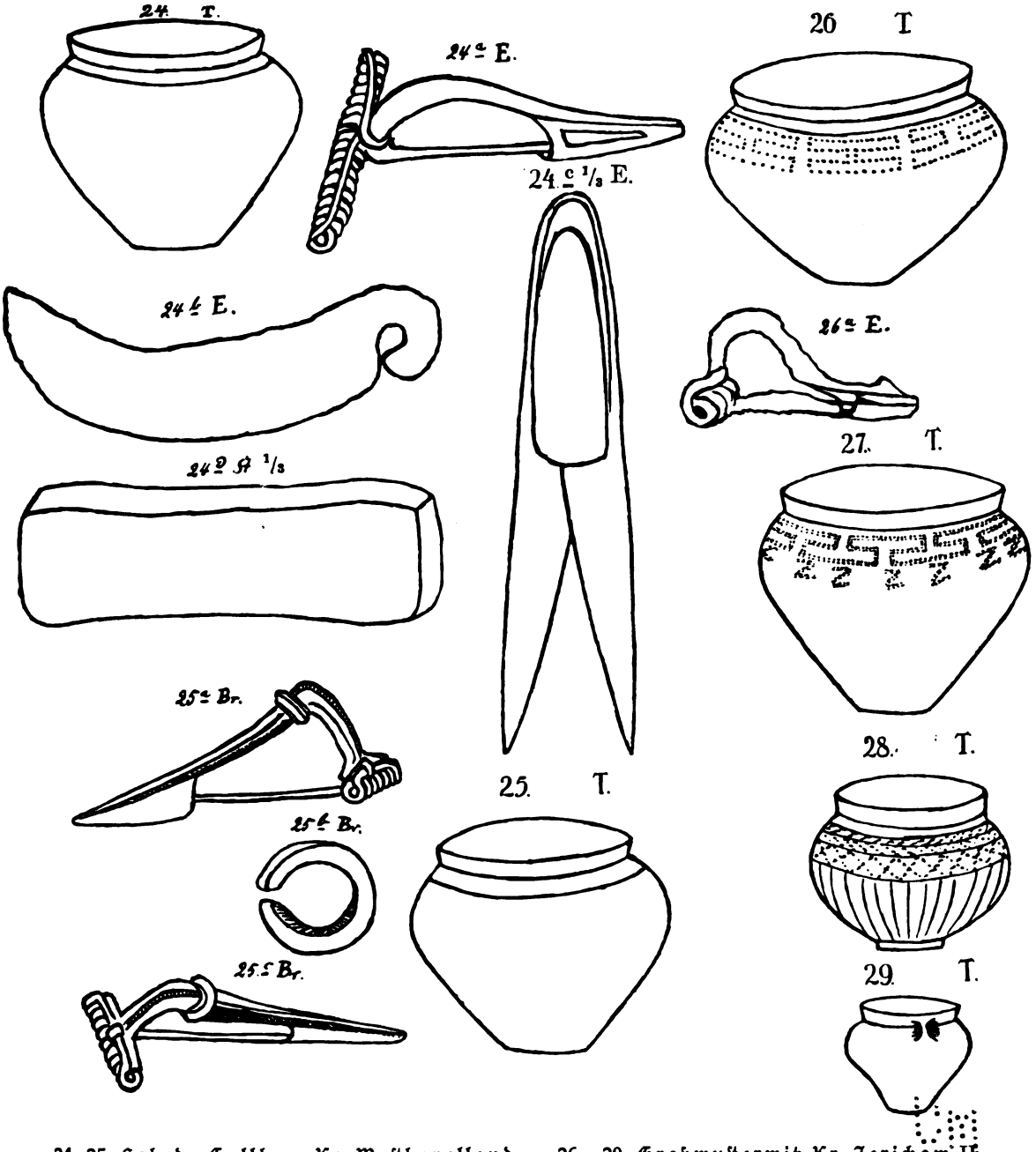


Kruseberg bei Kl. Kreuz, Kr. Westhavelland.
Maßstab: Urnen 1/6 (nur 22: 1/7), Beigaben 2/3 n. Gr.

Stimming, Frührömische Funde aus der Mark Brandenburg und ihrer Umgebung. Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



24. 25. Sohrde-Gallberg Kr. Westhavelland. — 26.—29. Großwusterwitz Kr. Jerichow II.
Maßstab: Urnen 1/6, Beigaben 2/3 n. Gr., ausgenommen 24c und 24d (1/3).

Digitized by Google

Digitized by Google

Ursprung und Ausbreitung der Angelsachsen[1].

Von Alfred Plettke (†).

In der frührömischen Kaiserzeit waren die Germanen auf deutschem Boden in zwei große Stammfamilien, die Ost- und Westgermanen, geschieden. Die Westgermanen, die Stämme westlich der Oder umfassend, trennten sich wieder in die Stammverbände der Herminonen an der Elbe von Hamburg bis nach Böhmen hinein, der Istwäonen in Westfalen bis zum Rhein und der Ingwäonen an den Küsten der Nordsee und in Schleswig-Holstein.

Die folgenden Ausführungen sollen nun der Stammfamilie der Ingwäonen gewidmet sein, wobei ich zunächst versuchen werde, die Sitze der einzelnen Stämme auf Grund der Schriftstellernachrichten und der archäologischen Bodenfunde in der frührömischen Kaiserzeit festzustellen. Sodann werde ich an Hand der Archäologie die Ausbreitung dieser Stämme in den folgenden Jahrhunderten sowohl im Binnenlande als auch über See verfolgen.

Nachdem Tacitus in seiner Germania die Semnonen als Hauptvolk der Sweben genannt hat, fährt er in seiner Aufzählung mit den Langobarden fort und nennt darauf die sieben Stämme, die zur Opfergemeinschaft der Nerthusvölker gehören. Wenn wir mit Müllenhoff annehmen, daß Tacitus seine Stämme in wohlgeordneten geographischen Reihen vorführt, so müssen die Langobarden der nördlichste Ausläufer der Sweben gewesen sein. Die Sitze der Langobarden werden allgemein an die Ufer der unteren Elbe in den späteren Bardengau und ins Lauenburgische verlegt. Nach Tacitus folgen auf die Langobarden die Reudigner, die wohl ohne Zweifel mit den Sachsen des Ptolemäus gleichzustellen sind. Als Nachbarvolk der Sachsen nennt Ptolemäus die *Φαροδεινοί*, ein Stamm, der nach Möller in *Βάρδινοι* zu ändern

---

[1]) Dieser Aufsatz ist die Niederschrift eines Lichtbilder-Vortrages, den der Verf. unmittelbar nach bestandener Doktorprüfung im August 1914 zu halten gedachte. Der Ausbruch des Krieges hat die Ausführung dieses Vorhabens vereitelt. Durch einige Änderungen hoffe ich den stellenweise recht flüchtig gehaltenen Vortragsentwurf zu einem lesbaren Aufsatz gestaltet zu haben, der unseren Lesern schon darum nicht unwillkommen sein wird, weil die Veröffentlichung der Doktorarbeit des Verfassers über den gleichen Gegenstand in nächster Zeit noch nicht zu erwarten ist. **G. K.**

Digitized by Google

ist. Der Grenzfluß zwischen beiden Stämmen ist der *Χαλοῦσος πόταμος*. Wichtig für die Bestimmung der Grenze zwischen Ingwäonen und Herminonen ist die Festlegung des *Χαλοῦσος*. Zeuß, Seelmann, Weiland verstehen darunter die Trave, Müllenhoff und Möller die Eider oder Halerau, Much die Warnow. Ein sehr wichtiges Zeugnis für die Sweben in Ostholstein ist das angelsächsische Widsidlied, wo erzählt wird, daß Offa die Grenze gegen die Myrgingen am Eifeltore bestimmte, „die fürder behielten Engle und Swaefe, so wie sie Offa erfochten". Nach Möller hießen die Myrgingen altgermanisch Marvingoz. Aus Marving entsteht Mauring-, Maurung. In das Mauringerland ziehen nach Paulus Diaconus die Langobarden vom Scoringerland. Ich glaube wir gehen nicht fehl, in Ostholstein Sweben, und zwar Langobarden, anzunehmen.

Auch archäologisch sind Sweben in Ostholstein nachzuweisen. Als Kennzeichen für swebische Kultur hat Kossinna Urnen mit Rädchen-Mäanderverzierung nachgewiesen. Mäanderurnen in Rädchentechnik finden sich im ganzen Elbgebiet von Hamburg bis nach Böhmen hinein. Mäanderurnen treten nun auch noch in Ostholstein nördlich von Hamburg auf, fehlen aber völlig in Westholstein und Schleswig. Dieses Mäanderurnen-Gebiet in Ostholstein wird im Westen von einer Linie begrenzt, die sich von Pinneberg bei Hamburg über Segeberg nach Malente bei Eutin hinzieht. Von größter Bedeutung ist es nun, daß mit dieser Grenze der obere Lauf der Trave, die vielleicht mit dem Grenzfluß *Χαλοῦσος* gleichzusetzen ist, zusammenfällt. Neben den Mäanderurnen findet sich in diesem Gebiet ein hoher topfförmiger Urnentypus mit breitem ausladendem Rand, entweder mit zwei Henkeln am Rande oder unterhalb desselben oder mit drei schnuröſenartigen Henkeln in der Höhe der größten Weite. Es sind durchweg sehr grobe dickwandige Gefäße, die auf diesem Gebiete sehr zahlreich sind. Nach dem bei Hamburg gelegenen Friedhof Fuhlsbüttel möchte ich die keramische Stilart Ostholsteins den Fuhlsbütteler Stil nennen. Einen ähnlichen Typus, den Wotenitz-Jameler Stil, hat Beltz für den benachbarten Teil von Mecklenburg beschrieben. Die Grenzlinie des Fuhlsbütteler Stils ist gleichzeitig die Grenze zwischen den Stammfamilien der Herminonen und Ingwäonen.

Östlich der Grenzlinien Pinneberg, Segeberg, Malente folgt nun ein breites, völlig fundleeres Gebiet. Auch dieser Umstand muß uns in der Annahme einer wichtigen Grenzlinie in dieser Gegend bestärken. Wir wissen nämlich, daß die Germanen es liebten, ihr Gebiet mit öden Grenzstrichen, Marken genannt, zu umgeben. Jenseits dieses öden Grenzgebietes fehlen Mäanderurnen völlig, dafür tritt aber eine andere keramische Stilart auf, nämlich weitmundige Schalen mit kleiner Standfläche mit vorherrschender Strichverzierung, die ich den Bordesholm-Nottfelder Stil nenne. In Westholstein müssen nach Ptolemäus die Sachsen gesessen haben, die er auf dem Nacken der kimbrischen Halbinsel ansetzt. Der wichtigste Friedhof in

Digitized by Google

diesem Gebiete ist der von Bordesholm. Denselben keramischen Typus finden wir in Südschleswig. Hier sitzt in der Landschaft Angeln der Stamm der Angeln.

Nordschleswig zeigt wieder durch eine keramische Sondergruppe, die namentlich auf dem Friedhof Ober-Jersdal vertreten ist, und die ich deshalb Ober-Jersdaler Stil nenne, eine Sonderstellung. Dieselbe Kultur findet sich auch auf dem benachbarten Fünen und in Jütland. In Nordschleswig ist sie wohl den Warnen zuzuschreiben, die Tacitus als Nachbarvolk der Angeln nennt. Der Ober-Jersdaler Stil zeigt viel ostgermanische Anklänge. In Ober-Jersdal ist ja auch eine verzierte Lanzenspitze gefunden worden. In Jütland und Fünen treten Urnen mit ostgermanischer Mäanderverzierung auf (Linienmäander).

Schleswig-Holstein muß in der frührömischen Kaiserzeit außerordentlich dicht besiedelt gewesen sein. Wir finden hier eine große Zahl von umfangreichen Friedhöfen. Im Gegensatz hierzu scheint das Gebiet südlich der Elbe, das Land der großen und kleinen Chauken, spärlich besiedelt gewesen zu sein. Nur wenig Friedhöfe mit einer kleinen Anzahl von Gräbern sind aus diesem Gebiet bekannt. Die vorhandene Keramik schließt sich an den Bordesholm-Nottfelder Stil an. Diese Armut an Funden ist verwunderlich, da uns die Römer die Chauken als mächtiges Volk schildern. Gleichzeitig sind uns aber eine ganze Reihe von Nachrichten überliefert, die auf ein Verlassen ihrer Sitze, vor allen Dingen auf ein Westwärtsdringen dieses Stammes schließen lassen. Im Binnenlande verdrängen sie die Amsiwaren, Chasuaren und Angriwaren aus ihren Sitzen. Häufig hören wir von chaukischen Seeräubern an der Küste Galliens.

In der jüngeren Kaiserzeit fließen die Quellen über unsere nordwestdeutschen Stämme sehr spärlich. Aber es muß, wie wir sehen werden, an Hand des archäologischen Materials möglich sein, den Entwicklungsgang der einzelnen Stämme weiter zu verfolgen. Wir beginnen wieder mit der Behandlung Schleswig-Holsteins.

Hier finden wir, daß in dem Gebiet der Angeln und Sachsen, also des Bordesholm-Nothfelder Stils, die Mehrzahl der Friedhöfe in der frührömischen Kaiserzeit beginnt und sich ohne Unterbrechung bis in die späte Kaiser- und Völkerwanderungszeit hinein fortsetzt. Hieraus können wir auf Fortdauer der Siedlung in diesem Gebiete schließen. Ganz anders liegen die Verhältnisse in dem als swebisch erkannten Gebiet nördlich von Hamburg. Hier enden alle großen Friedhöfe wie Fuhlsbüttel, Segeberg u. a. um 200. In Hannover sind die Friedhöfe der frühen Kaiserzeit von den späteren örtlich getrennt. Die Friedhöfe der spätrömischen Kaiserzeit dieses Gebietes schließen sich in ihrer Kultur an diejenige des alten Sachsengebietes an. Diese Verhältnisse möchte ich als einen Siedlungsabbruch und ein Einwandern neuer sächsischer Volksteile deuten. Nach Bremer müssen die Langobarden spätestens um 160 ihre Wohnsitze im Lauenburgischen verlassen haben, da

Digitized by Google

sie zur Zeit des Markomannenkrieges neben den Markomannen an der Grenze von Pannonien standen. Allerdings glaube ich, daß ein Teil des swebischen Stammes in Ostholstein sitzen geblieben ist, und zwar im nördlichen Teile dieses Gebietes, im Fürstentum Lübeck und im Kreise Oldenburg. Hier setzen sich nämlich eine Reihe von Friedhöfen bis in die jüngere Kaiserzeit fort. Auch schließt sich die Keramik dieser Friedhöfe vielmehr an typisch swebische Gräberfelder wie Dahlhausen an.

Im Warnengebiet in Schleswig scheinen die meisten Friedhöfe im Laufe des 3. Jahrhunderts ihr Ende zu erreichen. In Fünen setzen sie sich dagegen bis in spätere Zeit fort.

Im Gebiete südlich der Elbe glaubten wir auf Grund der Funde und der geschichtlichen Nachrichten eine allmähliche Entvölkerung annehmen zu müssen. Es ist nun von größter Wichtigkeit, daß keiner dieser frührömischen Friedhöfe sich in die jüngere Kaiserzeit hinein fortsetzt und umgekehrt beginnen alle Gräberfelder der jüngeren Kaiserzeit schon um 200 n. Chr. Es sind also die Friedhöfe der älteren und jüngeren Kaiserzeit örtlich voneinander getrennt und doch muß das Ende der frührömischen Fundplätze und der Beginn der spätrömischen fast genau auf denselben Zeitpunkt fallen. Mit denselben keramischen Typen, mit denen die Friedhöfe der Stufe B enden, nämlich weitmundigen Schalen mit und ohne Standfuß, beginnen die örtlich von ihnen getrennten Gräberfelder der jüngeren Kaiserzeit. Solche Fußurnen gehören in die Zeit um 200 n. Chr. Diese archäologischen Verhältnisse möchte ich ethnographisch als eine Verdrängung der letzten Teile der chaukischen Bevölkerung durch einen einwandernden Stamm deuten. Dieser Stamm müssen die in der älteren Kaiserzeit in Westholstein sitzenden Sachsen gewesen sein. Diesen Sachsen ist nun eine außerordentlich kennzeichnende Kultur eigen. Besonders zeigt sich dies wieder bei der Keramik. (Hier sollte an der Hand von Lichtbildern eine Darstellung der typologischen Entwicklung der Gestalt und Verzierungsweise der Urnen folgen von den weitmundigen des 3. Jahrhunderts bis zu den Buckelurnen des 5. Jahrhunderts.)

Die sächsischen Friedhöfe sind am zahlreichsten in dem Gebiet zwischen Elb- und Wesermündung. Allein im Regierungsbezirk Stade kann ich 45 Friedhöfe nachweisen. Dabei weisen viele dieser Gräberfelder Tausende von Gräbern auf. Funde, die in das 3. Jahrhundert gehören, sind noch verhältnismäßig spärlich; sehr zahlreich werden die Funde des 4. und 5. Jahrhunderts. Wir müssen annehmen, daß der Sachsenstamm um 200 mit verhältnismäßig geringer Mannschaft die durch Auswanderungen stark geschwächten Chauken unterworfen hat, worauf das Verschwinden des Chaukennamens und das Aufkommen des Sachsennamens schließen läßt. Im 4. und 5. Jahrhundert hat sich der Sachsenstamm in dem neu eroberten Gebiet so stark vermehrt, daß schließlich auch die neue Heimat zu eng und eine Auswanderung nötig wurde.

Digitized by Google

Mit dem als sächsisch erkannten Material muß es möglich sein, die Verbreitung des sächsischen Stammes in Nordwestdeutschland zu erschließen. Auf der Fundkarte sehen wir, daß sächsische Friedhöfe in dem Elb-Wesergebiet am häufigsten sind, daß sie bei Stolzenau an der Weser den südlichsten Punkt ihrer Verbreitung erreichen. Südlich der Porta Westfalica, etwa bis zum Südrande des Teutoburger Waldes, finden wir schon eine von der sächsischen Kultur stark abweichende Fundgruppe, deren Keramik wir als Veltheimer Stil bezeichnen können. Die Träger dieser Kultur sind nach Schulz-Minden die Angrivarier. Der südliche Zipfel von Oldenburg gehört ebenfalls nicht zum sächsischen Gebiet, sondern schließt sich dem Veltheimer Stile an. Das Gebiet der Cherusker, das Land östlich der Leine, schließt sich an swebische Friedhöfe der Altmark an, mit ihren bezeichnenden Schalenurnen. Hierher gehören die Friedhöfe von Limmer bei Hannover, Algermissen Kr. Hildesheim, Merdorf, Quern, Watenstedt im Braunschweigischen. Sächsische Friedhöfe finden sich ferner noch in Ostfriesland und Holland bis zur Zuider-See.

Sehr bemerkenswert ist ein Vergleich des Verbreitungsgebietes sächsischer Fundorte mit dem der sächsischen Mundarten. Bremer unterscheidet Nordniedersächsisch, Ostfälisch, Engrisch und Westfälisch. Die nordniedersächsische Mundart ist am reinsten sächsisch. Sie wird von einer Linie begrenzt, die genau mit der Grenzlinie sächsischer Friedhöfe übereinstimmt. Auch Peßler hat schon die Wichtigkeit dieser Linie erkannt, indem er darauf hinweist, daß auf dem von dieser Linie umschlossenen Gebiet die ältesten Haustypen, das sog. Kübbungshaus und das Flettdielenhaus, vorkommen. Zwar umfassen die Verbreitungsgebiete dieser Haustypen ein etwas weiteres Gebiet. Doch erlangt diese Linie dadurch ihre Wichtigkeit, daß sie ein Gebiet umschließt, auf dem gleichzeitig Kübbungshaus, Flettdielenhaus, nordniedersächsische Mundart und Urnenfriedhöfe vom sächsischen Stile vorkommen. Peßler nennt dieses Gebiet das Land reinsten Sachsentums. Ich möchte nun glauben, daß die Sachsen zur Zeit der Urnenfriedhöfe bis zu dieser Linie vorgedrungen sind. Alles Gebiet außerhalb dieser Linie ist erst in späterer Zeit erobert worden. Das Gebiet der ostfälischen Mundart, in dem wir swebische Schalenurnen verbreitet fanden, ist erst 531 sächsisch geworden. Das Gebiet der engrischen Mundart fällt mit dem Gebiet des Veltheimer Stiles zusammen. Auch die westfälische Mundart ist, wie alle anderen sächsischen außerhalb der nordniedersächsischen Mundart, ein Mischdialekt. Nach Bremer lassen einige Eigentümlichkeiten auf eine fränkische (d. h. istwäonische) Urbevölkerung schließen. Auch das Vierständerhaus Peßlers kommt nur in Gebieten vor, in denen wir eine Mischbevölkerung annehmen müssen.

Wenn uns die archäologischen Funde ermöglichen, die Ausbreitung des Sachsenstammes im nordwestlichen Deutschland zu verfolgen, so muß es auch möglich sein, mit Hilfe der Archäologie die Überwanderung der Angeln, Sachsen und Jüten nachzuweisen. Zunächst beschäftigt uns der Zeitpunkt

Digitized by Google

des Beginnes der Überwanderung. Der beste Zeitmesser sind immer die Fibeln. Ich möchte zwei besonders wichtige Gruppen herausgreifen, die kreuzförmigen und gleicharmigen Fibeln. (Hier sollte an der Hand von Lichtbildern eine Darstellung der typologischen Entwicklung beider Fibelarten und ihre zeitliche Bestimmung gegeben werden.)

Die frühesten Fibeln dieser Arten sind in die Mitte oder in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts zu setzen. Von besonderer Bedeutung ist hier der Fund von Dorchester.

Wichtig ist, daß die kreuzförmigen Fibeln in England ihre Hauptverbreitung im Angelngebiet haben und auch auf dem Festland in Schleswig-Holstein am häufigsten sind, während die gleicharmigen Fibeln eine Charakterform für das Gebiet zwischen Elb- und Wesermündung sind und sich in England auf die ebenfalls sächsischen Landschaften Bedfordshire und Cambridgeshire beschränken. Typisch sächsisch sind auch die Scheibenfibeln mit vertiefter schalenförmiger Scheibe und mit spiralförmigen plastischen Rankenornamenten, deren Ursprungsformen ebenfalls auf den Regierungsbezirk Stade beschränkt sind. Schon häufig ist auf die große Übereinstimmung der angelsächsischen Keramik in England mit derjenigen in Hannover hingewiesen worden. Die frühesten Formen, die in England auftreten, sind engmündige Töpfe mit vorherrschender Strichverzierung, der Charakterform des 4. Jahrhunderts. Weit häufiger werden die Typen des 5. Jahrhunderts, die Buckel- und Stempelurnen mit und ohne Standfuß. Seltener treten weitmündige Urnen mit scharfem oder rundlichem Umbruch und Urnen mit rundlichem Unterteil und stark erweitertem Hals auf.

Alle bisher besprochenen angelsächsischen Funde aus England stammen aus den Landschaften nördlich der Themse. Eine ganz andere Kultur herrscht im Gebiet südlich der Themse. Während in Nordengland Leichen- und Brandbestattung herrscht, finden sich in Kent nur Skelettgräber. Urnen von sächsischem Typus, wie Buckelurnen, kreuzförmige Fibeln, gleicharmige Fibeln fehlen bis auf ganz vereinzelte Funde völlig. Dagegen tritt eine Keramik von völlig fränkischem Gepräge auf. Die Metallgegenstände werden ganz von südgermanischem Geschmack beherrscht. Besonders kennzeichnend sind mit Filigran und Granaten besetzte Scheibenfibeln, die wiederum nördlich der Themse fehlen. Von Fibeln mit rechteckiger Kopfplatte ist eine Form mit einem kreuzähnlichen Ornament auf dem Fußstück besonders häufig, die sonst nur in Frankreich vorkommt.

Die große Mehrzahl der Funde in Kent aus angelsächsischer Zeit weist nach dem gegenüberliegenden Frankreich oder Belgien. Wir müssen auf Grund der Archäologie den Schluß ziehen, daß die Besiedler Kents vor ihrer Überwanderung nach England in Frankreich oder den Niederlanden gesessen haben.

Digitized by Google

Nach Beda sind die germanischen Besiedler Kents Jüten gewesen. Da nun die Bewohner dieser Landschaft eine angelsächsische Mundart sprechen, ist es völlig ausgeschlossen, daß sie mit den dänischen Jüten in Zusammenhang zu bringen sind. Ein den Jüten ähnlich benannter Stamm wird uns in einem Briefe Theodeberts an Justinian um 540 genannt, nämlich die Euten am Niederrhein oder an der flandrisch-französischen Küste. Dieser Name deckt sich nach Jordan mit einer altenglischen Namensform von Bedas Jüten, nämlich Ŷte im Widsidhliede. (Nach Möller dagegen wären diese Namen nicht gleichzusetzen.)

Ten Brink, Much und Jordan nehmen an, daß Jüten und Euten dieselben Namen sind, und daß der Jütenname von den in Jütland zurückbleibenden Volksteilen der alten westgermanischen Jüten auf die dänischen (nordgermanischen) Eroberer übertragen worden ist.

Das Kentische hat nun enge Beziehungen zum Friesischen. Der Brief Theodeberts läßt die Euten am Niederrhein oder in dessen Nähe vermuten. Nach Hoops muß ein Teil der Angelsachsen vor der Überwanderung nach England in Nordbrabant, Westflandern und Nordfrankreich gesessen haben, weil nur hier die Heimat der großen Masse von Lehnwörtern, besonders solcher des Obst- und Gartenbaues, gesucht werden kann. Auch sind in diesem Zusammenhang die Niederlassungen der Sachsen an der nordfranzösischen Küste zu erwähnen.

Danach scheint mir folgende Annahme gesichert. Im Laufe des 2. Jahrhunderts ist ein Teil der westgermanischen Jüten aus Jütland ausgewandert (darauf läßt die auffallende Armut an Funden gerade aus dieser Zeit in Jütland, die schon Almgren erwähnt, schließen) und hat sich am Niederrhein niedergelassen. Hierbei nahm der Stamm sprachlich Bestandteile des Friesischen auf und geriet in kulturelle Abhängigkeit von den benachbarten Franken. Mit dem Beginn des 5. Jahrhunderts zogen sie nach England und besiedelten Kent. Die Geschichte der Jüten Kents zeigt uns also ein Beispiel, daß ein Volk seine Sprache bewahren, aber seine Kultur einbüßen kann. In England, wo dieses Volk als herrschende Schicht auftritt, lag natürlich kein Grund vor, die einmal angenommene Kultur wieder aufzugeben.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Archäologie wohl befähigt ist, die Stammesverhältnisse, vor allen Dingen in frühgeschichtlicher Zeit, aufzuhellen. Die Bodenfunde zeigen uns in dem vorliegenden Falle nicht nur Bilder der äußeren Kultur, sondern sie lassen uns auch in die Geschichte, die großen Schicksale des Niedersachsenvolkes hineinsehen.

Digitized by Google

III. Bücherbesprechung.

Hugo Mötefindt: Das Diptychon consulare im Domschatz zu Halberstadt. — Sonderabzug aus „Abhandlungen und Berichte aus dem Museum für Natur- und Heimatkunde in Magdeburg" — 3. Band, 1. Heft — Magdeburg 1915 — 46 Seiten, 2 Tafeln.

Es ist kein neuer Stoff, der in der vorliegenden Abhandlung vor uns ausgebreitet wird. Die Übersicht der Arbeiten über das Halberstädter Doppeltafelbild, die Mötefindt gibt, weist eine große Zahl von Titeln auf. Und doch sind so viele Fragen, die mit diesem Geschenke eines Konsuln verknüpft sind, noch ungelöst, ja z. T. gar nicht oder kaum angeschnitten. Mötefindt stellt zum Vergleiche auch die wichtigsten Arbeiten über die Elfenbeindiptychen zusammen und wendet sich dann den Einzelheiten des Halberstädter Stückes zu. Bei der Beschreibung werden zunächst die mittleren Streifen mit dem Bilde des Konsuln und seiner Begleiter besprochen. Die reiche Tracht der Römer gibt uns wichtige Anhaltspunkte für die Zeitstellung des Kunstwerkes. Die oberen Darstellungen sind leider an den oberen Kanten stark beschnitten. Wir sehen neben zwei sitzenden Männern (anscheinend Kaisern) rechts und links eine weibliche Gestalt, deren Haupt von einem Nimbus umgeben ist. Die Frauen werden als Sinnbilder der Städte Rom und Konstantinopel aufgefaßt, Mötefindt schließt sich dieser Deutung an. Die Roma hat außer dem Nimbus noch einen Strahlenkranz um ihr Haupt, sie ist als Sonnengottheit gedacht. Die Konstantinopolis könnte als Mondgöttin vorgestellt sein[1]). Neben den Genien halten kaiserliche Leibgardisten Wacht. Wenn diese Krieger meist als Germanen ausgegeben werden, so muß gesagt werden, daß man außer dem langen Lockenhaare an diesen Wächtern nichts als ausgesprochen germanische Tracht bezeichnen kann. Die Leibwache der Kaiser bestand in den drei ersten nachchristlichen Jahrhunderten aus Germanen; für die spätere Zeit sind wir nicht so gut über die stammliche Zusammensetzung der soldatischen Umgebung des Kaisers unterrichtet. Der Krieger mit Schild und Speer ist bis ins neunte und zehnte Jahrhundert hinein die übliche Darstellungsweise des fürstlichen Trabanten. — Die Freunde germanischer Vorgeschichte haben seit alters besonders den unteren Bildstreifen mit ihren Schilderungen germanischen Lebens ihr Augenmerk zugewendet. Wir erblicken dort je zwei Gruppen eines Mannes und einer Frau. Der vordere Buchdeckel zeigt die Nichtrömer als Gefangene, das andere Deckelbild führt den der Gefangennahme voraufgehenden Zustand der Freiheit vor. Mötefindt spricht von diesen beiden Phasen nicht und stellt die Gestalten der unteren Streifen ohne nähere Hinweise nebeneinander. Wir dagegen finden in der rechten Gruppe der Vorderseite die linke Gruppe des hinteren Deckels wieder und in der Frau der rechten Gruppe der Rückseite die Frau der linken Vordergruppe. Zu dem Mann vorn links in der Ecke und zu dem Nichtgermanen mit der phrygischen Mütze fehlen die Gegenstücke. Die Einzelheiten sind unglücklicherweise infolge der starken Abnutzung gerade der unteren Streifen nicht ganz klar. Mötefindt irrt jedoch, wenn er (Seite 29) von dem Manne in der linken Ecke des hinteren Deckels sagt: „Ober- und Unterschenkel sind nackt". Er hat Züge übersehen, die das Original und auch die Abbildung einwandfrei aufweist. Es liegt unzweifelhaft eine Hose vor, wie die Längsfalten am Oberschenkel dartun. Das Beinkleid reichte sicher bis über das Knie, wie aus den Falten in der rechten Kniekehle hervorgeht. Unterhalb des Knies verläuft eine Querrinne über das Bein. Diese Linie kann einen Hosenabschluß vorstellen (d. h. wir hätten eine Kniehose — vgl. Abb. 1) oder

[1]) Hat doch die Hauptstadt am Bosporus schon im Altertum den Mond im Stadtzeichen.

Digitized by Google

ein Kniegürtel sein (d. h. wir hätten eine kniegebundene oder eine zweiteilige Knöchelhose — vgl. Abb. 2). Da beim Original am Schienbein oder an der Wade keine Falten entdeckt werden konnten, liegt anscheinend eine Kurzhose (von der Form der über die Kniee reichenden römischen Bracca) vor. Eine sichere Entscheidung läßt der Erhaltungszustand der Schnitzerei nicht zu. Eine Durcharbeitung der Darstellungen der Nichtrömer (insbesondere der Germanen) in der Kleinkunst und in den großen Bildwerken des Zeitabschnittes vom Jahre 350 bis zum Jahre 550 würde hier Klarheit bringen. Bei den Ostgermanen des Südens[1]) kommen (wie wir an anderer Stelle nachweisen werden) zu Beginn des fünften Jahrhunderts lange Hosen mit Kniegürtel und lange Kniehosen mit angenähten Wadenbeinlingen vor. Etwa um die Mitte des gleichen Jahrhunderts beginnt man zu trennen in Wadenbeinlinge und Kurzhosen und zu den Kniehosen Stutzen zu tragen. Beim halberstädter Diptychon haben wir anscheinend eine der frühesten Abbildungen einer Kniehose ohne Stutzen. — Die beiden Frauen sind gekleidet in lange, ärmellose Hemdröcke, die unterhalb der Brust gegürtet sind. Die Befestigung auf den Schultern erfolgt — soweit wir am Originale sehen konnten — nicht mehr wie in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten

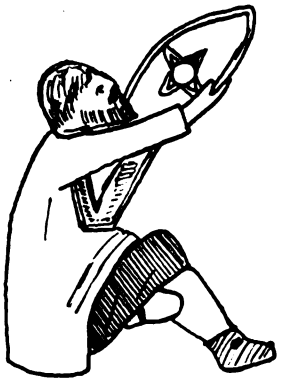


Abb. 1.

Abb. 2.

Linke Eckfigur des unteren Bildstreifens der hinteren Platte des halberstädter Doppeltafelbildes.

durch Fibeln, sondern die Enden des Hemdrockes sind auf den Schultern zusammengenäht, so daß ein Halsloch und Ärmellöcher entstehen. Eine der beiden Germaninnen hat ihr Gewand um das Kopfloch herum mit einer breiten Borte geziert. Was Mötefindt meint mit seinen Worten (S. 30): „ein reiches Geschmeide — vielleicht nur eine Gewandverzierung — fällt über die Brust und bis auf den Gürtel herab", ist uns unverständlich. Denn die Elfenbeintafel zeigt nur die kräftigen Falten des Hemdkleides, die infolge der Gürtelbindung vom Schulterteil des Rockes ausgehen. — Bei der Feststellung der Entstehungszeit berücksichtigt Mötefindt nur die Mittelbilder. Unter Hinzufügung neuer Beweisgründe stützt er die Ansicht Grävens, der das Kunstwerk in die Jahre 428—449, d. h. in die Zeit Valentinians III. setzt. Innerhalb dieser zwei Jahrzehnte denkt Mötefindt im einzelnen an die vierziger Jahre. Wir möchten, wenn die Gewandung des Konsuls und seiner Begleiter es möglich erscheinen lassen, das Tafelbild in die fünfziger Jahre rücken wegen der Tracht des Germanen und wegen der Gestalt des Skramasax.

[1]) Für „Ostgermanen" möchten wir die dargestellten Personen trotz des anscheinend westgermanischen Skramasax halten. Das Skramasax ist stilistisch nicht in das Gesamtbild eingefügt.

Digitized by Google

Die Arbeit Mötefindts bringt die für gedeihliche künftige Arbeit unvermeidliche Zusammenstellung der bisherigen Forschungen. Meist kommen die bisherigen Bearbeiter zu Worte, ohne daß der Verfasser zu schwebenden Fragen selbst Stellung nimmt. Solche Sammelarbeit und Feststellung des erreichten Standes der Erkenntnis ist wenig dankbar, aber unbedingt notwendig. Mötefindt hat die Aufgabe, die er sich setzte, gelöst. Seine Ausführungen und nicht zuletzt die beiden vortrefflichen Abbildungen des Halberstädter Konsulartafelbildes können und werden den Ausgangspunkt zu einer abschließenden Arbeit über das Diptychon des Domschatzes zu Halberstadt bilden.

Berlin. Georg Girke.

IV. Nachrichten.

Von Gustaf Kossinna.

Niedermendiger Basaltgeräte in Vorpommern?

Zu der Abhandlung von P. Hörter, die Basaltlava-Industrie bei Mayen (Mannus VI, 283 ff.) bringe ich folgenden, von unserem Mitgliede Prof. Dr. E. Walter in Stettin herrührenden Nachtrag (Balt. Studien, N. F. XIX, S. 278) hier zum Wiederabdruck:

„In die Hallstattzeit und römische Zeit [und noch später, G. K.] verlegt eine neue Untersuchung den Beginn einer regelmäßigen Ausfuhr von Basaltlava-Geräten aus Mayen, doch wird von einem Export bis in unsere Gegenden nichts berichtet. Trotzdem erinnerten mich die dort Taf. XIV, Nr. 9, abgebildeten Mörser an einige ähnliche Stücke im älteren Bestand unserer Sammlung; es ist ein Mörser mit flacher Aushöhlung, Wildberg [Kr. Greifswald] 1865 gezeichnet, ein ähnlicher mit größerer Vertiefung, Inv.-Nr. 3000 [nach Pomm. Monatsblätter 1891, S. 78, Nr. 6 ist dieser „Mörser aus poröse m Gestein (Schlackenstein), 8—10 cm Durchmesser, 11½ cm hoch, nebst wendischen Scherben auf einem Gute in der Nähe von Loitz“ Kr. Grimmen gefunden worden. G. K.] und ein Stempel mit kurzem Quergriff, Inv.-Nr. 2254, von Groß-Kiesow [Kr. Demmin]. Sie sind von anscheinend gleicher rauher Gesteinsmasse, sonst zeitlich nicht bestimmbar. Doch führt eine dankenswerte Notiz bei Baier (Die vorgesch. Altertümer des Prov. Museums. Stralsund 1880 S. 29) weiter, die mich schon früher auf einen Zusammenhang gebracht hatte; Mörser und Keule sind nämlich auch in Vorpommern gefunden, einmal sogar in einem Grabe, ebenso ein Reibstein, und alle werden als rheinische Importstücke angesehen, nachdem Prof. Rose ein gleichartiges Stück der Schweriner Sammlung als Niedermendiger (bei Mayen) Lava bestimmt hatte. Auch im Berliner Museum wird eine Keule von Divitz, Kr. Franzburg, erwähnt. Endlich enthielt die Hagenowsche Sammlung einen Mörser von Gr.-Rakow, Kr. Grimmen (Balt. Stud. 1885, Bd. 16, S. 67). Der Kreis des vorgeschichtlichen Exports von Lavageräten scheint sich also doch beträchtlich zu erweitern.“

Von den Mörsern und Keulen aus Basaltlava sagt Hörter ausdrücklich, daß sie sich zeitlich bisher nicht genau haben bestimmen lassen; es sind bei derartigen Funden bisher sowohl römische als fränkische Gegenstände gefunden worden (S. 295); mit der Hallstattzeit dagegen scheinen sie nichts zu tun zu haben. G. K.

Digitized by Google

Der Sonnentempel Stonehenge verschachert!

Die „nationalstolzen" Engländer haben es zuwege gebracht, das gewaltigste Denkmal europäisch-nordischer Vorzeit, den Sonnentempel Stonehenge bei Avesbury in Südengland, wie eine Trödelware meistbietend zu versteigern! Ihr Krämersinn hat dieses „vornehmste Altertumsdenkmal", wie die „Times" den Sonnentempel nennt, schon jahrelang recht merkwürdige Dinge erleben lassen. Als 1901 der damalige Besitzer, Sir Edmund Antrobus, um von den Besuchern ein Eintrittsgeld erheben zu können, den äußeren der beiden Steinkreise mit einem Drahtzaun umzog, hätte die englische Regierung gern dieses wichtige nationale Denkmal angekauft, fand aber den geforderten Preis von 50000 Lstrl. (1 Mill. M.) übertrieben. Es folgte, um die Regierung geschmeidiger zu machen, die Drohung, die Steine nach Amerika zu verkaufen. Aufs neue hat Stonehenge die Öffentlichkeit beschäftigt, als im September 1915 das nationale Denkmal zur Versteigerung ausgeschrieben wurde. Die Besitzer, die aus den Eintrittsgeldern in den letzten Jahren 6400 M., seit dem Kriege aber fast gar nichts mehr eingenommen hatten, verlangten jetzt bloß noch einen Mindestpreis von 200000 M. Der Versuch, diese für das nationale Empfinden Englands doch recht bescheidene Summe durch eine Sammlung im ganzen Lande aufzubringen, mißlang. Auch die zur Hilfe gerufene National-Trust-Gesellschaft fand in Anbetracht der durch den Krieg bedingten außergewöhnlichen Verhältnisse den Preis von 200000 M. übertrieben. So ist denn Stonehenge am 21. September bei einer zu Salisbury abgehaltenen öffentlichen Versteigerung für 132000 M. (6600 Lstrl.) in den Besitz eines Herrn übergegangen, der den Kauf selbst als Kapitalsanlage bezeichnete, und von dem man „hofft", daß er das nationale Denkmal erhalten werde. So sieht in Wahrheit die englische „Pietät" aus, die sich über die Reimser Kathedrale und die Bibliothek von Löwen so wunderschön entrüsten kann! (Tägl. Rundschau.)

Der Krieg hat eben die letzte Maske hinweggezogen vor den verbrecherischen Neigungen jenes Händler- und Inselvolkes, dessen schrankenlose Raubsucht nur noch von seiner Begabung zu einer beispiellosen Heuchelei übertroffen wird.

Das Oseberg-Schiff.

Wenige vorgeschichtliche Entdeckungen, selbst in dem hieran so überwältigend reichen germanischen Norden, haben ein derartiges allgemeines Aufsehen erregt, als das im Jahre 1904 zutage gekommene Wikingerschiff von Oseberg mit seiner märchenhaft prächtigen Ausstattung, in dem Kristiania das bedeutendste Kulturdenkmal aus jener großen Zeit germanischer nordischer Geschichte besitzt. In der schwierigen Ausgrabung des Schiffsganzen und in der vielleicht noch schwierigeren Konservierung der unzähligen hölzernen, großenteils reich verzierten Fundstücke zeigte unser Mitglied Univ.-Prof. Dr. Gustafson in Kristiania, dem wir im vorigen Jahre einen leider vorzeitig nötig gewordenen Nachruf widmen mußten, seine unerreichte Meisterschaft. Das Osebergschiff selbst mit seinem wunderbaren Vordersteven war schon lange für die Besichtigung zugänglich. Der große Osebergsaal des Museums aber, der die gesamte Ausstattung des königlichen Luftfahrzeuges und Grabschiffes birgt und den ich gerade ein paar Tage vor der Eröffnung unter Gustafsons Führung bis ins kleinste studieren konnte, wurde erst 1912 der Allgemeinheit zugänglich: er übertraf selbst die kühnsten Erwartungen, die man von Gustafsons Können gehegt hatte. Aber immer noch wartete die wissenschaftliche Welt vergebens auf das Werk, das den Fund wissenschaftlich schildern und bewerten sollte. Es galt, hierzu einen für Norwegen großen Geldbeitrag beim Reichstag durchzudrücken. Bis dahin wachte Gustafson, der dieses Werk andauernd vorbereitete, eifersüchtig über dem Riesenschatz

Digitized by Google

photographischer Aufnahmen und Zeichnungen des Fundes. Und so ist er darüber hinweggestorben. Nun setzte das akademische Kollegium in Kristiania einen Ausschuß ein, in dessen Hände die Ausarbeitung des Werkes gelegt wurde. Der Ausschuß hat die Angelegenheit jetzt soweit gefördert, daß der Plan des Werkes festgestellt werden konnte. Es wird ein Werk großen Stiles werden und vier, vielleicht selbst fünf Bände umfassen. Für die ersten drei Bände ist der genaue Plan festgelegt worden. Im ersten Bande wird Professor A. W. Brögger eine Übersicht über die Geschichte der Ausgrabung geben, während Prof. Haakon Schetelig die Schilderung des Oseberg-Schiffes, sowie eine Untersuchung über die altnordischen Begräbnisgebräuche in der jüngeren Eisenzeit, besonders die Schiffsbegräbnisse, beitragen wird. Der zweite Band wird die Beschreibung des ganzen übrigen Fundes enthalten, während im dritten Bande die Ornamentik des Oseberg-Fundes im Zusammenhang mit der ganzen Geschichte der nordisch-germanischen Schmuckformen den Gegenstand der Behandlung bildet. Für die in den beiden Schlußbänden zu erörternden Einzelfragen hat der Ausschuß sich die Mitwirkung einer Reihe von norwegischen Forschern gesichert. Schon im September dieses Jahres ist die Fertigstellung des ersten Bandes zu erwarten; bis zum Herbst 1917 soll das Werk bis zum dritten Bande gefördert sein. Es wird in norwegischer Sprache abgefaßt, jedoch wird jedem Bande eine kurze Zusammenfassung des Inhalts in fremder Sprache beigefügt werden. Mit Rücksicht auf den reichen Abbildungsstoff wird sich der Preis des Werkes recht hoch stellen, für weitere Kreise soll ein volkstümliches Buch verfaßt werden, an das jedoch erst nach Fertigstellung des Hauptwerkes gegangen werden kann.

Über das Oseberg-Schiff selbst hat Prof. Dr. Haakon Schetelig, unser Mitarbeiter, anfangs Mai dieses Jahres in der Jahresversammlung der norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften einen fesselnden Vortrag gehalten, von dem wir im folgenden einen gedrängten Auszug geben:

Das Oseberg-Schiff übertrifft an Wert auch das 1880 ausgegrabene Gokstad-Schiff, insofern es im Gegensatze zu jenem vollkommen erhalten und auch die Grabausstattung im großen und ganzen gerettet und aufbewahrt worden ist. Auf Grund eingehender Untersuchungen konnte nun Prof. Schetelig über die Bestimmung und die Geschichte des Oseberg-Schiffes sehr wertvolle Mitteilungen machen, die helle Streiflichter auf das Dunkel der Wikingerzeit überhaupt werfen. Das Oseberg-Schiff ist bekanntlich als Grabschiff bei einem fürstlich ausgestatteten Frauenbegräbnisse um die Mitte des 9. Jahrhunderts zur Verwendung gelangt. Prof. A. W. Brögger glaubt, daß die in dem Schiffe begrabene Frau Königin Aasa, die Mutter Halvdans des Schwarzen, gewesen sei; in jedem Falle aber ist es eine sehr hochstehende Frau gewesen, die mit dem Oseberg-Schiff zu Grabe getragen worden ist. Ebenso gewiß ist, daß das Schiff nicht nur ihr Grabschiff gewesen ist. Denn das Oseberg-Schiff weist mannigfache deutliche Spuren von Gebrauch und Abnützung sowie auch solche von Ausbesserungen auf, und ebenso ist durch viele Spuren sichergestellt, daß das Schiff einmal eine Besatzung an Bord gehabt hat. Auf der anderen Seite fehlten an der Ausstattung des Schiffes, als es zum Grabschiffe benutzt wurde, bereits zahlreiche Gegenstände. Die dreißig Ruder, die man an Bord gefunden hat, waren damals, als das Begräbnis stattfand, völlig neu und anscheinend in aller Hast hergestellt. Dasselbe scheint für den Mast zu gelten. Der Schlüssel zu diesen mannigfachen Widersprüchen liegt in dem Alter des Oseberg-Schiffes, das sich am besten aus dem Stile seiner Schnitzereien erkennen läßt. Danach scheint es ungefähr im Jahre 800 n. Chr. gebaut und um 850 als Grabschiff benutzt worden zu sein, so daß das Fahrzeug etwa ein halbes Jahrhundert im Gebrauche gewesen wäre. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat das Schiff vor der Verwendung bei der Beisetzung noch lange als Veteran außer Diensten gestanden; vielleicht hatte Königin Aasa den alten Segler sich für die letzte Fahrt bereits lange voraus bereit gestellt. In hohem Grade wahrscheinlich ist, daß das Schiff von vornherein zum per-

Digitized by Google

sönlichen Gebrauche für die vornehme Frau erbaut worden ist, der es nachher als Begräbnisstätte gedient hat. Es gehört seinem Typus nach zu der besonderen Klasse von Fahrzeugen, deren sich die Wikinger bei ihren Küstenfahrten bedienten, und war also nicht für große Fahrt über See bestimmt. Während das Gokstad-Schiff einem Manne gehört hat, gehörte das Oseberg-Schiff einer Frau, und wir besitzen daher in diesen beiden Fahrzeugen vortreffliche Typen für das Reiseschiff eines Wikingerkönigs und einer Wikingerfürstin.

Diese Darlegungen des norwegischen Forschers beweisen, welch große Bedeutung die wissenschaftliche Untersuchung der Wikingergrabschiffe für die gesamte nordische Altertumskunde beanspruchen kann.

Der Goldfund von Kommerau Kr. Schwetz in Westpreußen.

Einen außerordentlich wertvollen Fund hat die Graudenzer Altertums- und Museumsgesellschaft bei Kommerau (Kr. Schwetz) gemacht und dem Städtischen Museum überwiesen: zwei goldene Fingerringe und ein prachtvolles goldenes Armband. Die Ringe haben zusammen ein Gewicht von etwa 40 g, während der Armschmuck etwa 160 g wiegt. Die Ringe sind 12 mm breit und haben in der Mitte ihres Umfanges ein sehr zierlich gearbeitetes Muster. Sie gleichen den Ringen, die aus zwei Eheringen zusammengelötet sind, wie sie von Witwen oder Witwern zuweilen getragen werden. Es ist allerfeinste Arbeit. Der kleinere hat eine Weite von 21 mm und paßt etwa an den Goldfinger, der größere eine von 23 mm und paßt an den Zeigefinger einer mäßig großen Männerhand.

Ein Prachtstück allerersten Ranges ist der Armring. Er besteht aus einer dreimal gewundenen Spirale, die an beiden Enden in einen Schlangenkopf ausläuft. Der Kopf hat zwei Augen und geht auf einer Länge von 12 cm in ein 8 mm breites Band über, das den Rücken der Schlange darstellt. In außerordentlich feiner und sauberer Arbeit sind darauf Schlangenschuppen dargestellt. Zwischen den Schlangen an beiden Seiten befindet sich ein 26 cm langer, im Durchmesser runder Goldreifen. Die Breite der Schlangen beträgt, wie bereits erwähnt, 8 mm, die des Reifes 4 mm. Die Gesamtlänge des Armringes beläuft sich auf 52 cm. (Graudenzer Gesellige.)

Die Fundstücke gehören jedoch nicht der Bronzezeit an, wie es in den Zeitungen hieß, sondern entstammen einem steinumsetzten Doppelgrabe des 4. Jahrhunderts nach Chr., worin neben diesem weiblichen Schmuck auch Mannesbeigaben, wie Bronzesporen, sich fanden. Der Typus von Goldarmbändern, zu dem das Kommerauer gehört, ist fast ausschließlich in Schweden gefunden worden (vgl. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte[2], S. 166 ff.), doch kennen wir auch dorther keinen, der mit dem westpreußischen Stück ganz übereinstimmte; es ist also doch nicht ausgeschlossen, daß wir es hier mit einheimischer Arbeit zu tun haben.

Prof. Hermann Günther, der Vorsitzende der Graudenzer Altertumsgesellschaft, der das Grab freigelegt und den Fund dem Graudenzer Museum zugeführt hat, wird demnächst eine ausführlichen Bericht darüber veröffentlichen.

Einsturz des Museums zu Leitmeritz in Nordböhmen.

Das altehrwürdige, berühmte Rathaus der Elbestadt Leitmeritz aus dem Jahre 1539, das 1852—53 erneuert und 1911 im Innern mit großen Kosten neu hergerichtet worden ist, um im zweiten Stockwerke das Bauamt, im ersten das neugegründete Stadtmuseum aufzunehmen, ist am 19. April 1916, nachdem die Aufstellung der Sammlungen ungefähr beendet worden war, aus noch unbekannter Ursache im mittleren Teile

Digitized by Google

vom Erdboden bis zum Dache in sich zusammengestürzt. Erhalten blieb vom Gebäude der Dachturm, das wertvolle Stiegenhaus mit seinen steinernen Treppwangen und der herrliche alte Schöffensaal mit kunstvoller Holztäfelung und frei hängender kassettierter Decke, die zu dem Besten gehören, was von deutscher Renaissance auf uns gekommen ist (Täfelung und Decke sind inzwischen abgetragen und geborgen worden, da der Schöffensaal mit seiner alten Wandmalerei leider doch dem Untergange geweiht ist). Schwer beschädigt wurde das bekannte Gemälde von F. Krause „die Auswanderung der deutschen Studenten aus Prag". Vernichtet wurde die frühmittelalterliche und kirchliche Abteilung des Stadtmuseums, die wertvolle Glassammlung, zum größten Teile auch die Münzsammlung. Dagegen ist die vorgeschichtliche Sammlung fast vollständig erhalten geblieben, darunter der Depotfund von Kundratitz bei Leitmeritz, die Riesenurnen von Webrutz und die dem Museum erst kürzlich überwiesene vorgeschichtliche Sammlung des Nordböhmischen Exkursionsklubs. Von den Bronzen fehlt, wie mir Herr Heinrich Ankert schreibt, wahrscheinlich nur ein einziges Stück, ein kleiner Ring von geringer Bedeutung.

Robert Dorr (mit Bildnis).

Am 4. September 1915 feierte der Älteste der deutschen Vorgeschichtsforscher, unser Mitglied Professor Dr. Robert Dorr in Elbing, Vorsitzender der Elbinger Altertumsgesellschaft und Kustos des Städtischen Museums daselbst, seinen 80. Geburtstag, wozu ihm durch unseren Vorstand ein herzliches Glückwunschtelegramm übersandt worden ist. Wenige Wochen vorher hatte ich in dem trauten Heim des Jubilars und seiner hochverehrten musikkundigen Hausfrau einen unvergeßlich schönen Tag verleben dürfen. Ich staunte dabei nicht nur über die beispiellose körperliche Rüstigkeit, sondern erquickte mich noch mehr an der geistigen Frische und der kraftsprühenden, mannhaft deutschen Gesinnung meines Wirts, der im Verein mit seiner liebenswürdigen Gattin nicht müde wurde, die Schönheiten und Altertümlichkeiten der einstigen Hansastadt wie des Städtischen Museums mich ausgiebigst genießen zu lassen.

Geboren am 4. September 1835 als Sohn eines Hofbesitzers zu Fürstenau bei Tiegenhof im Elbinger Werder, durchlief Dorr zunächst die höhere Bürgerschule in Elbing, widmete sich dann auf dem väterlichen Gute der Landwirtschaft, ging aber sehr bald trotz des Einspruchs seines Vaters unter Überwindung größter äußerer Hemmnisse nach Elbing zurück zum Besuche des Gymnasiums, das er 1857 mit dem Reifezeugnis verließ. Er studierte dann in Königsberg unter Schubert, Giesebrecht, Lehrs, Friedländer Geschichte und alte Sprachen, promovierte 1861 mit einer Dissertation aus der Geschichte des deutschen Mittelalters und wirkte von 1862 bis 1902 als Lehrer am Elbinger städtischen Realgymnasium. 1871 heiratete er; seine Tochter wurde die Frau des Professors Semrau, des Museumsleiters in Thorn.

Von besonderer Bedeutung wurde für uns die Tätigkeit Dorrs, als er, nicht zu lange nachdem der als Vorgeschichtsforscher gleichfalls hochverdiente Dr. Anger 1883 von Elbing nach Graudenz übergesiedelt war, im Jahre 1884 als Angers Nachfolger Vorsitzender der Elbinger Altertumsgesellschaft wurde und damit ein Ehrenamt übernahm, das er ohne Unterbrechung bis auf den heutigen Tag noch bekleidet. Er stellte in rühmenswerter Weitsicht die Elbinger Gesellschaft sogleich in engste Fühlung mit dem Danziger Provinzialmuseum und hob damit nicht nur das Innenleben, sondern auch den wissenschaftlichen Wert aller Arbeiten der Elbinger Gesellschaft um ein Bedeutendes. Andauernde Übernahme der Hauptvorträge in der Gesellschaft, Leitung der Ausgrabungen im Gesamtgebiete des Stadt- und Land-Kreises Elbing, Bearbeitung der Fundstücke und emsigste schriftstellerische Wirksamkeit auf dem Gebiete der gesamten Vor- und Frühgeschichte des

Digitized by Google

Nogatlandes bezeichnen den Inhalt der reichen Tätigkeit Dorrs. Besondere Teilnahme schenkte er in seinen Schriften, deren Verzeichnis unten folgt, der neolithischen Zeit, den Steinkistengräbern der jüngeren Bronzezeit (richtiger frühesten Eisenzeit) und der spät-merowingischen bis frühkarolingischen Periode, während der das Elbinger Land kulturell und stammlich mit Ostpreußen zusammen geht (Silberberg bei Lenzen, Benkenstein-Freiwalde). Möge der hochverehrte Jubilar sich noch eines langen heiteren Lebensabends erfreuen, einen Friedensschluß erleben, der dem deutschen Volke einen seiner Begabung, seinen Leistungen und seinen Zukunftsaufgaben entsprechenden Machtzuwachs in West und Ost und die ihm gebührende Weltstellung bringt, und unserer Wissenschaft noch weiterhin mit seiner Kraft dienen.

Robert Dorr.

Verzeichnis der Schriften von Robert Dorr.

De bellis Francorum cum Arabibus gestis usque ad obitum Karoli. Dissertatio. Regimonti Pr. 1861. 62 S. 8°.

Über die historischen Schriften Einhards. Programm der Elbinger Realschule 1866. 4°.

Twöschen Wiessel on Noacht. Plattdietsche Gedichte. Elbing 1862. 82 S. 8°. 2. verm. Aufl. 1897. 148 S. 8°.

Der deutsche Krieg im Jahre 1866 von H. v. B. Elbing 1866. 4. umgearb. und verm. Aufl. 1867. 403 S. 8°.

Über das Gestaltungsgesetz der Festlandsumrisse und die symmetrische Lage der großen Landmassen. Liegnitz 1873. 160 S. 8°.

Digitized by Google

Der Antikritiker, Organ für literarische Verteidigung. (Redigiert von R. Dorr, Elbing.) I. Jahrg. Nr. 1—4. Liegnitz 1875—77. 8.

Chronik der St. Johannis-Loge Constantia zur gekrönten Eintracht im Oriente Elbing zu Westpreußen. Zur ersten Säkularfeier am 7. Nov. 1873. Danzig 1873. 74 S. 8°.

Freimaurerische Festreden, gehalten in den Jahren 1872—1882 in der St. Johannis-Loge Constantia zur gekrönten Eintracht im Oriente Elbing. Danzig 1883. 95 S. 8°.

Shakespeare, De lostgen Wiewer von Windsor int Plattdietsche äwersett. Met 'nem Därword von Klaus Groth. Liegnitz 1877. 136 S. 8°.

Beiträge zur Einhardsfrage. Neues Archiv. X (1885), S. 243—307. Nachtrag, S. 477—489.

Kurzer Abriß der Geschichte des Elbinger Realgymnasiums zur 50jährigen Jubelfeier der Anstalt. Elbing 1891.

Eine praktisch ausführbare Lösung des Problems der beliebigen Winkelteilung. A. Beschreibung des Winkelteilungsverfahrens ohne Anwendung eines besonderen Instruments. B. Beschreibung zweier für das Deutsche Reich patentierter Winkelteilungsinstrumente. Mit 2 Nachträgen. Elbing 1893, 95. 22 S. 8°.

Die Kreislinie und die Seite des kreisgleichen Quadrats annähernd darstellbar durch goniometrische Funktionen. Ein Beitrag zur Quadratur des Kreises. Elbing 1894. 3 S. 8°.

Cadinen, Illustrierter Führer. Danzig 1900. 60 S.

Elbing, Neuer illustrierter Führer. Danzig, A. W. Kafemann, 1901. 118 S. 2. Aufl. 1910.

Berichte über die Tätigkeit der Elbinger Altertumsgesellschaft in den Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. 1885—1915.

Der Burgwall bei Lenzen. Ebd. 1887. 13. S. 8°, mit 2 Taf.

Übersicht über die prähistorischen Funde im Stadt- und Landkreise Elbing. Zwei Beilagen zu den Programmen des Elbinger Real-Gymnasiums. 1893/94. Elbing. 90 S. 4°. Mit 1 Fundkarte.

Die Gräberfelder auf dem Silberberge bei Lenzen und bei Serpin Kr. Elbing aus dem V.—VII. Jahrh. n. Chr. G. Mit 3 Tafeln und 7 Textfiguren. Festschrift der Elbinger Altertumsgesellschaft zur Feier ihres 25jährigen Bestehens. Elbing 1898. 27 S. 4°.

Kurze Geschichte der Elbinger Altertumsgesellschaft (1873—1898). Elbing 1898. 48 S. 8°.

Die jüngste Bronzezeit im Kreise Elbing (mit 1 Kartenskizze im Text u. 1 Taf.-Abb.). Beilage zum Osterprogramm 1902 der Oberrealschule zu Elbing. 39 S. 8°.

Führer durch die Sammlungen des städtischen Museums zu Elbing. Elbing 1903. 139 S. 8°.

Mikroskopische Faltungsformen. Ein physikalisches Experiment. Mit 4 Tafeln und 31 Textfiguren. Danzig 1904. 76 S.

Verzierungen auf neolithischen Scherben der Elbinger Umgegend, in „Mitteilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn". 15. Heft, Nr. 1. März 1907, mit 3 Seiten Abb. S. 2—10.

Der Elbinger Münzenfund vom 4. Juni 1910. Ebd. 19. Heft, Nr. 2. Juni 1911. S. 21—45.

Der Bronzedepotfund von Lindenau, Kr. Marienburg. Ebd. 21. Heft, Nr. 1. 1913. S. 14—25 u. 1 Taf.

Das vorgeschichtliche Gräberfeld von Benkenstein-Freiwalde Kr. Elbing (700—1150 n. Chr.). Ebd. 22. Heft, Nr. 1. Mit 2 Taf.-Abb. u. 1 Plan. S. 2—26. März 1914.

Aus der Vergangenheit des Ostseebades Kahlberg. Elbing, C. Meißner (Carl Pederson) 1914. 36 S.

Digitized by Google

Unser Mitglied, mein Schüler Georg Girke aus Berlin, hat während der Zeit, da er, fast ein Jahr lang, gesundheitshalber vom Kriegsdienste befreit war (er steht seit Mai 1916 wiederum im Felde bei Verdun), am 25. November 1915 seine Doktorprüfung bestanden unter Einreichung einer umfangreichen, überaus fleißigen und trefflichen Schrift über „die Kleidung der Germanen in der vorgeschichtlichen Zeit".

Unser Mitglied Dr. Nils Åberg aus Norrköping, der im Winter 1910—11 auch mein Zuhörer gewesen ist, Verfasser der trefflichen Schriften:

Studier öfver den yngre Stenåldern i Norden og Västeuropa. Norrköping 1912 (Doktor-Dissertation).

Kalmar Läns Stenålder. Kalmar 1913.

Kalmar Läns Bronsålder. Kalmar 1915.

De nordiska Stridsyxornas Typologi. Stockholm 1915.

hat sich im Dezember 1915 als Dozent für vorgeschichtliche Archäologie an der Universität Upsala habilitiert. Neuerdings hat er die treffliche Schrift „Die Steinzeit in den Niederlanden", Upsala 1916, veröffentlicht, sowie eine Abhandlung „Stridsyxor med Dubbelholk", in der die schöne, oft reich verzierte hannöversche Abart der doppelschneidigen durchlochten Streithämmer (Amazonenäxte) behandelt wird, die mit ober- und unterseitiger Tülle versehen ist und einmal (Dahlem) auch in Kupfer gearbeitet erscheint (vgl. meine „Deutsche Vorgeschichte"[2], Abb. 105).

Am 26. Februar 1916 vollendete unser Ausschußmitglied Hermann Busse in Woltersdorf bei Berlin sein 70. Lebensjahr. Unser Vorstand sandte dem um die Vorgeschichte der Mark Brandenburg hochverdienten Grabungsforscher, der auch unserer Berliner Zweiggesellschaft bei ihren Ausflügen in die weitere Umgebung öfters ein trefflicher Führer gewesen ist (Mannus V, 133 Gielsdorf 1912; V, 220, 392 Scharmützelsee 1914) und in unseren Sitzungen mit manchem Vortrage über die Schätze seiner reichen vorgeschichtlichen Sammlung zu Worte gekommen ist, ein herzliches Glückwunschtelegramm. In seinem Dankschreiben hob Herr Busse hervor, wie unser Glückwunsch nebst den zahlreichen übrigen, die ihm von nah und fern, selbst aus dem Felde von Osten und Westen her zugegangen seien, ihm ein neuer Ansporn wäre, seine Tätigkeit auf dem Gebiete der heimatlichen Vorgeschichte auch fernerhin fortzusetzen. — Es sei hier kurz hinzugefügt, daß die Grabungen Busses hauptsächlich den Kreisen Niederbarnim, Beeskow-Storkow und Lebus zugute gekommen sind. Sie erschlossen uns das riesenhafte Gräberfeld von Wilmersdorf, Kr. Beeskow, weiter die von Woltersdorf und vom Großen Reiherwerder bei Tegel Kr. Niederbarnim, Gielsdorf Kr. Oberbarnim, diese alle bronzezeitlich; Schmetzdorf Kr. Jerichow II, veröffentlicht Mannus IV, 233, latène-zeitlich, dessen Ausbeute dem Provinzialmuseum zu Halle a. S. überlassen wurde; Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim, spätkaiserzeitlich (Mannus V, 59). Zu erwarten sind noch Veröffentlichungen über die beiden großen bronzezeitlichen Gräberfelder vom Scharmützelsee Kr. Beeskow-Storkow, nämlich Diensdorf, von dessen 1000 Gefäßen 460 wiederhergestellt werden konnten, und Radlow, wo 515 Gefäße festgestellt und 260 bis jetzt wiederhergestellt werden konnten. Endlich steht noch eine Veröffentlichung Busses über ein Gräberfeld von Rüdersdorf Kr. Niederbarnim in Aussicht. Möge der Jubilar, dessen unverminderte Rüstigkeit und unverminderten Schaffensdrang ich noch kürzlich bei einem Besuche in seinem behaglichen Landhause mit Freude beobachtet habe, seiner Lebensaufgabe noch lange in voller Gesundheit sich hingeben können.

Digitized by Google

Am 22. März 1916 bestand unser Mitglied, der bekannte Schweizer Vorgeschichtsforscher Otto Hauser bei der philosophischen Fakultät der Universität Erlangen die Doktorprüfung auf Grund einer eingereichten Abhandlung über eine seiner im Dézèretale in der Dordogna belegenen Ausgrabungsstätten, nämlich La Micoque. Die Abhandlung ist jetzt als Buch erschienen: La Micoque, Die Kultur einer neuen Diluvialrasse. Leipzig, Veit u. Co., 56 S. mit 13 Abb., 7 Tafeln u. 3 Plänen.

Dem leider zu früh heimgegangenen vielfach bahnbrechenden Anthropologen Dr. Alfred Schliz habe ich bereits im vorjährigen Doppelhefte (oben S. 207 ff.) einen ausführlichen Nachruf gewidmet. Nachträglich bringe ich die Wiedergabe eines in meinen Mappen inzwischen aufgefundenen Bildes des Forschers (Taf. XLIV) und hole dies um so lieber nach, da ich in den anthropologischen Fachblättern nirgends ein solches bemerkt habe. Das Bild stellt Schliz in seiner Tätigkeit als archäologischen Vorgeschichtsforscher dar und zwar ruht er auf dem Grund eines der von ihm aufgedeckten, mit gewaltigem Steinsatz von 1 m und darüber hohen Findlingsblöcken ausgestatteten Hügelgräber der Periode II der Bronzezeit am Schweinsberg, rechtes Neckarufer, bei Heilbronn (Hügel II, Grab III), dessen Skelett in einer Schicht mit verziegelter Oberfläche gelegen hatte. Es ist ein Mannesgrab, das auffälligerweise 2 Gewandnadeln enthielt, deren eine am Kopfe, die andere an der rechten Schulter lag, außerdem am Becken einen mit starken Nietennägeln versehenen Dolch, dessen vergangener Griff noch 8 Bronzenägel hinterlassen hatte, endlich ein prächtiges Absatzstreitbeil. Das benachbarte, ganz ähnlich gebaute Hügelgrab enthielt ein Frauenskelett mit 2 Radnadeln, 2 Armspiralen, 2 massiven Handgelenkringen, einem in Spiralscheiben endigenden Fußring und einem dreifachen Bernsteinperlen-Halsband und gehört genau der Periode IIc an. (Vgl. Schliz, Der Entwicklungsgang der Erd- und Feuerbestattung in der Bronze- und Hallstattzeit in der Heilbronner Gegend. Heilbronn 1900. S. 91 u. Taf. A.)

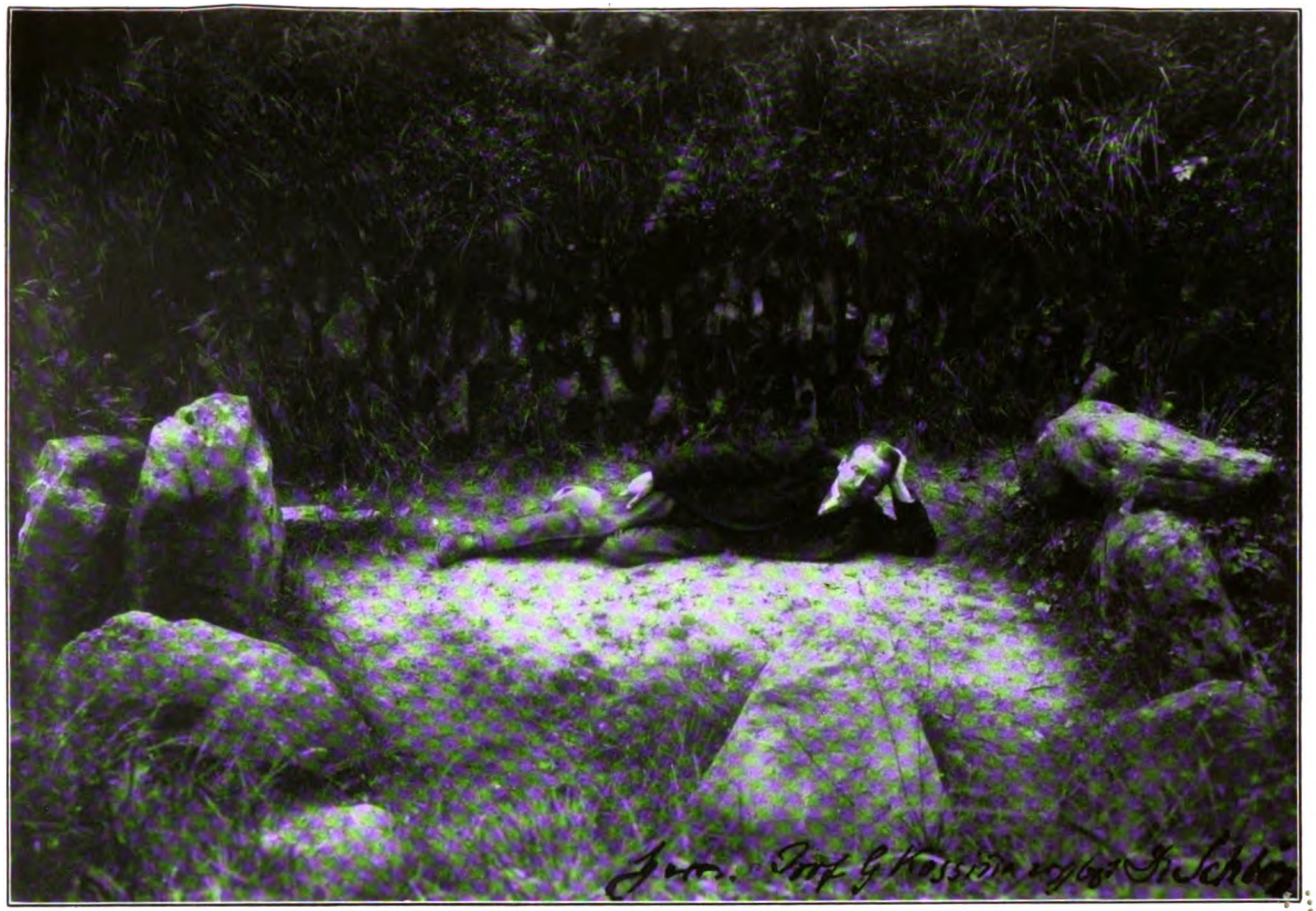
Am 17. Oktober 1915 starb im Alter von 71 Jahren zu Schaffhausen Dr. Jakob Nüesch, bekannt durch seine Entdeckung und seine wissenschaftlich leider nicht einwandfreie Ausbeutung der Magdalénien-Ansiedelung am Schweizersbild-Felsen bei Schaffhausen.

Otto Ammon †.

Oft genug kann man hören, die Anthropologie sei ein Tummelplatz für nicht Sachverständige, wo jeder, auch ohne die nötige fachwissenschaftliche Vorbildung, glaube mitsprechen zu dürfen. Das ist bis zu einem gewissen Maße richtig, hat aber auch sein Gutes, da gerade die eigentlichen, durch eine zoologische und anatomische Schule gegangenen Fachmänner meist zu sehr am rein Stofflichen kleben und den Menschen, „die Krone der Schöpfung", kaum anders behandeln als eine beliebige Tiergattung, nach Abstammung, Verwandtschaft, Stellung im „System", Artenbildung u. dgl., dabei aber vergessen, daß er infolge seiner geistigen Fähigkeiten nicht nur eine Urgeschichte, sondern auch eine Geschichte hat. Auch Ammon, dessen Gedächtnis diese Zeilen gewidmet sind, gehörte als Anthropologe strenggenommen nicht zum „Fach", wie überhaupt sein Lebenslauf und Bildungsgang ein eigenartiger, ungewöhnlicher war.

Als Sohn eines Kaufmanns am 7. Dezember 1842 in Karlsruhe geboren, widmete er sich, entsprechend seiner hervorragenden Begabung für alles Mathematische und Technische, zunächst dem Ingenieurberuf und trat nach Beendigung seiner Studien an der

Digitized by Google



Alfred Schliz ist gelagert auf dem Grunde eines Hügelgrabes, den ein gewaltiger Steinsatz von Findlingsblöcken umgibt. Das Hügelgrab befand sich am Schweinsberg bei Heilbronn und enthielt ein männliches Skelett mit Beigabe zweier Gewandnadeln, eines Dolches nebst Griffbeschlägen und eines Streitabsatzbeiles der Periode II der Bronzezeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Technischen Hochschule seiner Vaterstadt in den badischen Staatsdienst, dem er sechs Jahre lang, von 1863—69, zuerst beim Bahnbau, dann als Kulturingenieur angehörte. So hoch er diese Tätigkeit schätzte, so Gutes er darin leistete, ganz genügte sie doch nicht seinen vielseitigen Neigungen, insbesondere seinem Drang nach schriftstellerischer Wirksamkeit. Im Jahre 1869 erwarb er, eine günstige Gelegenheit benützend, die Konstanzer Zeitung, aus der er, als Eigentümer und Schriftleiter zugleich, ein angesehenes, in Baden und den Nachbarländern vielgelesenes Blatt zu machen wußte. Ein schmerzhaftes Leiden veranlaßte ihn, 1883 dieser anstrengenden Tätigkeit zu entsagen und die Zeitung zu verkaufen; er zog sich darauf nach Karlsruhe zurück, wo er von der Jugend her noch mancherlei Beziehungen hatte. Sein lebhafter Geist ließ ihm aber keine Ruhe, und er wandte sich, kaum erholt, mit frischem Eifer allerlei Liebhabereien zu, die ihn mehr und mehr in Anspruch nahmen und bald seine Zeit wieder vollständig ausfüllten. „Noch nie hat Herr Ammon soviel gearbeitet wie seit seiner Inruhesetzung", sagte damals ein geistreicher Vertreter der Presse. Zunächst waren es außer politischen meist archäologische Fragen, die ihn beschäftigten, vor allem, was bei seinem früheren Beruf begreiflich, die Römerstraßen, bei deren Aufsuchung und Verfolgung er Erfolge von bleibendem Wert zu verzeichnen hatte. Dem gerade damals aufs neue entbrannten Streit um die Urheimat der Indogermanen wandte er seine volle Aufmerksamkeit zu und stellte sich bald mit Entschiedenheit auf die Seite derjenigen, die, noch in verschwindender Minderheit, die arischen Wanderungen, zuletzt die germanischen, aus der nordeuropäischen, durch Langkopf; helle Farben und hohen Wuchs gekennzeichneten Menschenart (Homo europaeus Linnaei) hervorgehen ließen.

Angeregt durch die lebhaften Verhandlungen über solche Dinge in wissenschaftlichen Vereinen und auf der 1885 in Karlsruhe tagenden Anthropologenversammlung, rief er, vor keiner Mühe und Enttäuschung zurückschreckend, die Anthropologische Kommission ins Leben, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die leiblichen Merkmale der badischen Bevölkerung zu erforschen und der neben höheren Militärärzten auch der Schreiber dieser Zeilen angehörte; Ammon selbst, die Seele und treibende Kraft des Ganzen, nannte sich bescheiden nur „Schriftführer". Im Laufe der Jahre, bis 1895, dehnten sich diese Untersuchungen auf ungefähr 28000 Soldaten und Wehrpflichtige, sowie 2000 Schulen aus. Die bedeutsamen Ergebnisse sind niedergelegt in dem von Ammon bearbeiteten, durch zahlreiche Karten, Kurven und Tabellen erläuterten, für andere derartige Unternehmungen vorbildlich gewordenen Werke „Zur Anthropologie der Badener" (Jena 1899), dem sich nur die treffliche, von Retzius und Fürst herausgegebene Anthropologia suecica (deutsche Ausgabe 1902) an die Seite stellen kann und die dem Verfasser den Ehrendoktor der medizinischen Fakultät der Universität Freiburg i. B. eintrug.

In unermüdlicher Arbeit hatte er sich die für die Anthropologen unentbehrlichen entwicklungsgeschichtlichen und anatomischen Kenntnisse angeeignet, doch war ihm von seinem ersten Beruf her die Neigung geblieben, alles in mathematische Formeln bringen zu wollen, was in der belebten Natur doch nicht immer angeht und ihn zu der m. E. einseitigen Auffassung geführt hatte, daß einzig und allein der „Auslese", nicht auch der erblichen Übertragung von Anpassungen, jeder Entwicklungsfortschritt zu danken sei. Der erwähnte Ausdruck war für ihn geradezu zum Zauberwort geworden, das ihm jede Schwierigkeit zu überwinden und alle Tore des Verständnisses zu öffnen schien. Diese Anschauungen, die eine Zeitlang vorherrschend waren, jetzt aber von der Mehrzahl der Forscher aufgegeben sind, treten überall in seinen Schriften hervor und bedürfen manchmal der Berichtigung. Im übrigen war er aber in anerkennenswerter Weise bestrebt, aus den Lehren der Naturwissenschaft die Schlußfolgerungen für Staat und Gesellschaft, wie für die Geschichte zu ziehen.

Aus seinen zahlreichen Werken seien hervorgehoben „Der Darwinismus gegen die Sozialdemokratie" (1891), „Die natürliche Auslese beim Menschen" (1893), die ins Französische und Englische übersetzte „Gesellschaftsordnung und ihre natürliche Grundlage"

Digitized by Google

(1895, 3. Aufl. 1900), die gekrönte Preisschrift „Die Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft“ (1906) und endlich die schon genannte „Anthropologie der Badener“. Seine Überzeugung, daß ein gesunder Bauernstand die Grundlage jedes blühenden Staatswesens bilden müsse, ist wohl heutzutage Gemeingut aller einsichtigen Politiker geworden. Dabei war er stets als Zeitungsschreiber tätig und versorgte verschiedene Tagesblätter mit Nachrichten politischer und wissenschaftlicher Art. Während des Krieges hatte er seine unermüdliche Feder in den Dienst des Roten Kreuzes gestellt. Er war ein begeisterter Vaterlandsfreund, und seine Hoffnung auf einen endgültigen Sieg der deutschen Waffen war trotz der Überzahl unserer Gegner unerschütterlich, weil begründet auf seiner Schätzung des guten Kerns unseres Volkes und seiner verhältnismäßig günstigen Blutmischung.

Am 14. Januar 1914, bald nach seinem 73. Geburtstage, machte infolge eines Schlaganfalls ein sanfter Tod dem Schaffen des bis zu seinem letzten Tage unermüdlich tätigen Mannes ein Ende. Ehre seinem Andenken!

Dr. Ludwig Wilser.

Hermann Klaatsch zum Gedächtnis.

Mit Bildnis (Tafel XLV).

Am 15. Januar 1916 starb, kaum 53jährig, nach kurzer Krankheit in Eisenach unser Mitglied Prof. Dr. med. Hermann Klaatsch, Prof. der Anatomie, Anthropologie und Ethnologie an der schlesischen Friedr. Wilh.-Universität zu Breslau.

Die vielfachen Beziehungen zur Ur- und Vorgeschichte der Menschheit lassen es nicht überflüssig erscheinen, auch im Mannus seine Lebensarbeit in Umrissen darzustellen[1]); zudem war Klaatsch eine für seine Zeit kennzeichnende Erscheinung, deren Werte bewußt und unbewußt noch weithin wirken werden und wirken sollen!

Die Hauptlebensdaten von Klaatsch sind kurz folgende:

Geburtstag am 10. März 1863 in Berlin. Sohn und Enkel berühmter Berliner Ärzte. Jugendjahre in Berlin. Studienjahre in Heidelberg und Berlin bis zum Doktor- und Staatsexamen der Medizin 1885. Assistentenzeit in Heidelberg bis zur Habilitation 1890. 1895 Extraordinariat für vergleichende Anatomie. Seit 1899 Vorträge auf den Jahresversammlungen der deutschen Anthropologischen Gesellschaft. 1904—1907 australische Reise. 1907 etatmäßiges Extraordinariat in Breslau mit Lehrauftrag für Anatomie, Anthropologie und Ethnologie. Vorsteher der Ethnologischen Sammlungen. Begründung des Museums für Anthropologie. Examinator für Anthropologie. 1912 Lehrauftrag für topographische Anatomie. Stellvertretender Vorsitzender der ärztlichen Prüfungskommission. 1914 Eröffnung des Anthropologischen Museums. Todestag 15. I. 1916.

Klaatsch war von Jugend auf mit jeder Faser seines Wesens Naturforscher, vom Geiste der großen Arbeiter, Förderer und Entdecker des „beginnenden Zeitalters der Naturwissenschaften“. Ärzte als Vorfahren von väterlicher und mütterlicher Seite, die Jugend in den naturwissenschaftlichen Kreisen des geistigen und vornehmen Berlin der 70er Jahre wiesen ihn auf diese Bahn; starke, auch persönliche Einflüsse bedeutender akademischer Lehrer (Waldeyer, Gegenbauer) ließen ihn sein Endziel früh erkennen, das übrigens ur-

[1]) Einige wichtigste Belege für das zu Sagende gebe ich im folgenden in Form von Hinweisen auf die Vorträge Klaatschs auf den Jahresversammlungen der Deutschen anthrop. Gesellsch. (Berichte im Korrespondenzbl. d. Deutsch. anthrop. Gesellsch.) und auf andere möglichst leicht zugängliche Literatur. Eine Bibliographie ist von Breslau aus in Vorbereitung.

Digitized by Google

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

sprünglich auch das des Vaters, eines Schülers von Johannes Müller, war, die vergleichende Anatomie. Das trat bereits in seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit (über Mammaldrüsen, 1883 als Assistent Waldeyers während der Studienzeit in Berlin) hervor.

Die großen Fragen der Stammesgeschichte bildeten von vornherein den Hintergrund seiner Studien, wie eine frühe Arbeit über die „Grundzüge der Lehre Darwins", sowie eine ständige Beschäftigung mit der Stammesgeschichte der wirbellosen und der Wirbeltiere während seiner ersten Dozentenzeit zeigt.

Seit Ende der 90er Jahre trat Klaatsch mehr und mehr mit größeren Zielen und auf neuen eigenen Wegen gehend in die Öffentlichkeit: die vergleichende Anatomie des Menschengeschlechtes unter Betonung der Präzisierung der Rassenunterschiede des fossilen und rezenten Menschen mittels neuer Fragestellungen und unter Anwendung neuer Methoden wurde zu seiner eigensten bedeutungsvollen Lebensarbeit. Deren Ergebnis war schon bald eine neue Abstammungslehre und Urgeschichte des Menschen, die er bereits 1899 bei seinem ersten, infolge des geradezu umstürzlerischen Eindruckes fast dramatisch gestalteten Auftretens als „Anthropologe" in den Grundzügen hingestellt hatte[1]).

Die Stammesgeschichte des Menschen zu schreiben ist nach den Grundsätzen der heutigen Entwicklungslehre gleichbedeutend damit, „die Schicksale zu ergründen, die jeder Teil unseres Körpers seit den ältesten Zeiten des Lebens auf der Erde durchgemacht hat ... Unser Organismus besteht aus Einrichtungen, die zu verschiedenen Zeiten von unseren Vorfahren erworben und vervollkommnet wurden, während andere zurückgingen und verschwanden."

Unter den heutigen Säugern stehen die Halbaffen und Affen dem Menschen in der Organisation ihres Körpers noch am nächsten, weshalb sie Linné im System der Zoologie mit den Menschen als „Primaten" zusammenfaßte; als die Lebewesen, die an der Spitze aller anderen stehen.

Anatomisch erweist sich diese Gruppe nun aber nicht als am meisten „entwickelt", das heißt einseitig sondergestaltet, sondern im Gegenteil bewahrt sie viele Zustände von den gemeinsamen Urahnen (Primatoiden), die unter den ersten Säugern gewesen sein müssen: sie zeigen „primitive" und „indifferente" Organformen, aus denen die der anderen Säuger-Verwandten als „spezialisiert" herleitbar sind, die also wenig verändert sogar aus dem allen Säugern gemeinsamen Ahnenzustand überkommen sind. Und wiederum der Mensch hat gegenüber den Affen und Halbaffen die primitiveren Zustände in vielen Dingen beibehalten, zumal an den Extremitäten und dem Gebiß; das Gehirn ist dagegen sein „spezialisiertes" Organ!

„Spezialisierung" ist ein Fortschreiten auf einseitiger Bahn, darum zugleich ein Nichtmehranderskönnen, eine Erstarrung in der Anpassungsfähigkeit der spezialisierten Organe, häufig mit Verlust an Lebenskraft und allgemeiner Anpassungsfähigkeit verbunden, wenn die spezialisierten Organe vorwiegend den ganzen Organismus beherrschen. So können die Tierverwandten nicht mehr auf unsere Entwicklungsbahn einschwenken trotz aller urverwandten Anklänge an unsere „höheren" „geistigen" Fähigkeiten und der Mensch wird nicht mehr vom Gehirntier zum Körpertier werden können, trotz aller Urzeiterinnerungen in seiner Einzelentwicklung, in Rückschlagserscheinungen und Züchtungsfähigkeiten.

Vor dem Gehirn, das offenbar noch längst nicht „zu Ende spezialisiert" ist (wie etwa Mammutstoßzähne und Tierhufe als Anpassungserscheinungen) tritt mehr und mehr

[1]) Lindau 1899. Korrespondenzbl. 99, S. 154 ff. — Halle 1900, S. 145 ff. — Metz 1901, S. 99 ff. u. S. 102 ff. Hier das denkwürdige siegreiche Ringen mit Virchow um die Anerkennung des Neandertalers!

Digitized by Google

im Verlauf der Stammesgeschichte des Menschen alles „Tierische“ zurück und zeigt „zurückgebliebene“ Ausprägung oder Verluste, die wieder ihre Gründe im „Nichtgebrauch“ haben. Als Erklärung z. B. für den Verlust des Haarkleides setzt Klaatsch gemäßigtes Klima der „Urheimat“ voraus. Daß nicht ein grobes körperliches Machtmittel, sondern das Gehirn als Sitz feinerer Beobachtung und höherer „Intelligenz“ das spezialisierteste, den Vorfahrenzuständen unähnlichste menschliche Organ ist, erklärt er u. a. durch Abwesenheit körpergewaltiger Feinde und Wettbewerber; er hat an einen „jetzt unter Ozean und Eis begraben liegenden“ frühtertiären Erdteil dabei gedacht, dessen Trümmer das jetzige Australien und Südafrika sind, wo eingeborene Raubtiere fehlten und noch fehlen.

Auf körperlicher Nichtspezialisierung, der „Primitivität“, beruht aber die hohe Entwicklungsfähigkeit der Menschheit, die ihre Säugerverwandten, zumal auch die Halbaffen und Affen, eingebüßt haben infolge ihrer längst erreichten Sonderanpassung. Keiner dieser Verwandten kommt also als „Vorfahrenform“ des Menschen in Betracht, sie sind Seitenzweige im Säuger-„Stammbaum“, dessen geradlaufende Zentrallinie zum Menschen führt. — Diese Betrachtungsweise muß natürlich auch auf „geistige und seelische“ Dinge ausgedehnt werden, wodurch wieder das Verständnis „des Menschengeistes und der Menschenseele vertieft werden wird“.

Bis auf die Wurzel der Säugetiere führt nach Klaatsch der Zustand der wichtigsten Körperorgane des Menschen zurück; so knüpfte er dann den Menschen direkt dort an und sah zunächst alle, auch die anderen Primaten als seitlich abgewichene Äste neben der eigentlichen Stammhalterlinie „Mensch“ an.

Den starken, zum größten Teile von philosophischer und extrem theologischer Seite herkommenden Widerstand gegen seine neue Lehre überwand Klaatsch Schritt für Schritt unter ständig erweiterter und vertiefter Darlegung seines Tatsachenmaterials, der Ergebnisse seiner exakten Arbeit. Grundsätzlich verband er aber kühn und genial Tatsachen zu Arbeitshypothesen und großen Linien, die ihm als Brücken über noch bestehende Erkenntnislücken dienten, denn ihm blieb, wie allen großen Forschern, „ohne die Verwertung vermittels Gedankenoperation die einfache Tatsache ein völlig gleichgültiger und wertloser Ballast“ (Halle 1900). Wenn durch spätere Beweise aus eigener oder fremder Arbeit sich dann solche Lücken schlossen, war Klaatsch hochbeglückt, denn nicht die Hypothesen waren sein Ziel, sondern die Tatsachen, denen zuliebe er gern alle Konstruktionen fallen ließ, was er allerdings nicht oft nötig hatte. Arbeiten und Überlegungen mit Klaatsch waren unvergeßliche Erlebnisse von nachhaltiger Wirkung!

Mit Lust folgte man immer seinen außerordentlich gründlichen und doch in kleinen und großen Zügen weitblickenden Spezialforschungen, die im Rahmen ausgedehnter Spezialkenntnisse auch der Arbeiten von „Kollegen!“ immer zu allgemeinerer, fortgeschrittener Erkenntnis führten. Charakteristisch war es, wie Klaatsch in seinem Vortrag (Halle 1900, S. 145) über den „kurzen Kopf des Musculus biceps femoris und seine morphologische Bedeutung“ diesen an sich heute unbedeutenden Muskel an seiner Nervenversorgung als Rudiment eines in der Säugerurzeit noch selbständigen Muskels nachwies, der beim Menschen besser erhalten ist, als bei anderen heutigen Säugern: einer der Beweise für die geradlinige Anknüpfung des Menschen an die Säugerwurzel.

Die Feststellung der spezifisch menschlichen Merkmale in der menschlichen Vorfahrenreihe (Metz 1901, S. 99 u. 102) befestigte Klaatschs Vorstellung, daß der Mensch nicht aus einer vierbeinigen Wirbeltier- bzw. Säuger-Form entstammt, daß gerade seine fünffingerige Greifhand ein ihm mit den anderen Primaten und Halbaffen gemeinsames uraltes Erbe ist, das auf ein Handwesen als gemeinsame Stammform hinweist. Der Daumen besonders ist seit dem Beginn des Landsäugerstammbaumes von allen den anderen Gliedern dieser Urverwandten des Menschen, den Huftieren, Zehengängern, Fliegern, Schwimmern, ganz oder fast ganz verloren. Auch die Affen haben Neigung zum Daumenverlust. Nur

Digitized by Google

der Mensch behielt die alte fünfstrahlige Hand bei und vervollkommnete sie ohne „Spezialisierungsverlust".

Andererseits ist auch ein primatenähnlicher Greiffuß bei den gemeinsamen Säugervorfahren der Affen und Menschen vorhanden gewesen, zu dem Nachklänge noch bei Kindern, armlos geborenen Menschen und „Naturvölkern" zu beobachten sind, und den die meisten Säuger ebenfalls verloren: durch Ausbildung ihrer Hufe und anderer Spezialisierungen. Von der gemeinsamen Wurzel der Primaten geht auch hier die Linie zum Menschen unter Verstärkung der ersten Zehe zur Stütz- und Großzehe, wie sie sonst nirgends auftritt. Ihre Fixierung (in Oppositionsstellung) führt zur Bildung des Fußgewölbes. Der Menschenfuß ist wie kaum ein anderer Teil des knöchernen Körperskeletts ausschließlich „menschlich". Die Affen bildeten Greif- und Kletterfüße anderer Art aus.

Erklärung dieser unterschiedlichen Entwicklung ist die Annahme einer grundsätzlichen Verschiedenheit der Lebensweise der „Menschen" und der „Affen" in der Primaten-Urzeit. Im Gegensatz zu dem Greifklettern der Affen im Urwald steht nach Klaatsch das von Schötensack in Hinblick auf das Australier-Klettern auch für die Frühzeit des Menschen als ständige Gewohnheit vermutete Steigklettern. Die Australier umfassen mit gefalteten Händen beim Klettern den Baum und stemmen die nackten Füße mit den Sohlen gegen den Stamm und schieben abwechselnd Hände und Füße aufwärts (wie die Telegraphenarbeiter, die mit Steigeisen und Steiggurt ähnlich verfahren). Bei sehr dicken Bäumen dienen geflochtene Schlingen als Verlängerung der Armschlinge.

Das vorwiegende Vorhandensein hoher, für das Menschendasein wichtiger Einzelbäume mit glattem Stamm in der Urheimat hätte den „Menschen" zum Steigkletterer werden lassen. Schötensack vermutete deshalb die Menschheitswiege in Australien mit seinen Eukalyptusbäumen, auf denen leichtjagbare Beuteltiere sowie Vogelnester und Honig zu holen sind.

„Aufrecht" gehen zwar auch Affen, Känguruhs und andere Säuger, aber ohne die typische menschliche Balancierung des ganzen Körpers, die ermöglicht wird durch die Knickung (Lordose) der Lendenwirbelsäule nach hinten; diese ist nach Klaatsch beim Menschenklettern erworben, das also eine Vorstufe zum wirklichen aufrechten Gang des Menschen war. Wäre dieser direkt auf Vierfüßigkeit oder Vierhändigkeit gefolgt, sähe der Fuß heute anders aus: die Mittelpartie würde wohl die Hauptstütze geworden sein. — Das aufrechte Gehen und Laufen führte dann zur freien Balancierung des Kopfes, was auf die Gehirnentfaltung und besonders die Ausbildung des beobachtenden Umherblickens von wesentlichem Einfluß sein mußte und weiter zum Freiwerden des Kehlkopfes von der Umklammerung starker Halsmuskeln, die den Kopf bei den Tieren in seiner Stellung halten, und so zur Ausbildungsmöglichkeit der menschlichen Sprache.

Die Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte des Gebisses der Säuger befestigte Klaatschs Ansichten. Auch hier zeigen die übrigen Säugergruppen typische Spezialisierungen, wie Raubtier-, Reiß- und Eckzähne, Nagerschneidezähne, Huftierbackzähne, die alle aus einer indifferenten Urform herleitbar sind, der das Primatengebiß noch nahesteht. Der Mensch aber, dem auch hier alle Extreme fehlen, weist die im Tertiär (Eozän) noch allen Landsäugern eigentümliche Vierhöckerigkeit der Backzähne noch ziemlich reinerhalten auf, zumal im Milchgebiß; und reiner noch in den fossilen Rassen als in den lebenden; am reinsten bei dem Homo Heidelbergensis, dem ältesten Menschenfossil vom Beginn des Diluviums. Auch in der Gesichtsbildung, zumal der Form der knöchernen Augenhöhle, erweist sich der Mensch primitiver als die andern Primaten.

In allen Entwicklungseinzelheiten sah Klaatsch also immer wieder bestätigt, daß die Linie von den Ursäugern zum Menschen geraderen Verlauf hat, als z. B. selbst die zu dem Affen, die das Ergebnis einer sekundären Abweichung ist: trotz aller Blutsver-

Digitized by Google

wandtschaft also keine Affenabstammung und auch nicht Abstammung von vierfüßigen Säugervorfahren, sondern von Handtieren und Kletterern noch unbekannter Art.

Eine erste großzügige, fesselnde Zusammenfassung seiner Ansichten ist seine „Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechts“ (Krämers Weltall und Menschheit, Bd. 2, 1903)[1]), die ihm zusammen mit seinen glänzenden Reisevorträgen schnell weite „Popularität“ verschaffte. Geradezu apostelhaft hinreißend wirkten oft diese Vorträge und haben manchen zur Anthropologie und Urgeschichte geführt, aber natürlich auch Zeitungskrieg und Haß erzeugt, wenn er tapfer in Wespennester gestochen hatte!

Der freien Extremität widmete Klaatsch jahrelange Skelettstudien in den anthropologischen und zoologischen Sammlungen Europas und in wertvollen Arbeiten legte er seine dabei neugewonnenen reichen Erfahrungen nieder[2]).

Diese Extremitätenuntersuchungen waren für Klaatsch die erste Betätigung auf einem großen neuen Arbeitsfelde innerhalb der vergleichenden Anatomie des Menschengeschlechts, nämlich dem Studium der modernen Rassenvariationen als einem neuen Mittel, „das Geheimnis der Gliederung des Menschengeschlechts bei seiner Ausbreitung über die Erde verstehen zu lernen“. Neue weitgreifende Fragestellung konnte Klaatsch auf Grund reicher Kenntnisse der vergleichenden Anatomie den Ansichten älterer Forscher gegenüberstellen und neue Untersuchungsmethoden waren die Folge seiner unermüdlichen praktischen Arbeit am Material.

Besonders auch an die Fortbildung der von Schwalbe ausgebildeten Arbeitsweise, mittels Kurven statt der Meßzahlen die Eigenart des Schädels des Menschen zu fassen und darzustellen, ging Klaatsch heran (Dortmund 1902, S. 133) und gewann bald die Überzeugung, daß erst damit die wissenschaftliche Kraniologie beginne. Seinen Arbeiten legte er sogleich ein neugewonnenes Kurvensystem zugrunde, das er durch Verbesserung des von Lissauer vorgeschlagenen Diagraphen durchführte. Schwalbes Glabella-Inion-Horizont blieb zunächst auch für ihn die Grundlage der Schädelanalyse. 1908 erwies er die Bedeutung des von ihm erprobten Glabella-Lambda-Horizontes Hamys und der meist rechtwinklig darauf stehenden Basion-Bregma-Linie, sowie eines parallel und senkrecht zu diesen Grundlinien gestellten Kurvensystems. Die „Zyklographie der Hirnkapsel“ (Posen 1909, S. 83) war ein letztes methodisch sehr wichtiges Ergebnis dieser Neuerungen. Von hier fand er neue Schlüssel zur Hirnentwicklung der alten und neuen Menschheit, deren sinnfälligste Schädelformdifferenzen er durch Differenz in der Entfaltung des Scheitel- und Stirnhirnes erklärte.

Dem Ausbau seiner „Kranio-Morphologie und Kranio-Trigonometrie“ widmete er sich besonders nach seiner Australienreise[3]).

In der Kampfzeit seiner ersten Erfolge als Anthropologe war bereits einmal die Auffindung diluvialer Menschenreste (Krapina 1901) seiner, mit Schwalbe gemeinsam besonders gegen Virchow verfochtenen Überzeugung von dem Dasein der diluvialen Neanderthal-Rasse, die sich zunächst im wesentlichen nur auf die lückenhaften Funde von Neanderthal und Spy[4]) stützte, eine starke Rechtfertigung gewesen. Auf der Höhe

---

[1]) In der noch nicht alle hier auch aus späteren Arbeiten zusammengefaßten Tatsachen und Ansichten vertreten wurden.

[2]) Das Gliedmaßenskelett des Neanderthalmenschen. Anatomenkongreß 1901. — Die wichtigsten Variationen am Skelett der freien unteren Extremitäten des Menschen. Merkel und Bonnets „Ergebn. d. Anat. u. Entwicklungsgesch.“ 1901. — Anthropologenkongreß Metz 1901, a. a. O. — Dortmund 1902, S. 133. — Später in verschiedenen Arbeiten.

[3]) Frankfurt 1908, S. 112, und besonders Arch. f. Anthr. N. F. VIII, sowie Verh. d. Anatomenversamml. Berlin 1908.

[4]) Lindau, Halle, Metz, a. a. O. — Zeitschr. f. Ethn. 1902. Verh. S. 392.

Digitized by Google

seiner Arbeiten zur vergleichenden Anatomie der fossilen und lebenden Menschenrassen waren ihm wieder Diluvialmenschenfunde zu wichtigsten Marksteinen seiner Forschung und Lehre geworden; so der Unterkiefer von Mauer (Homo Heidelbergensis 1908), das älteste bisher gefundene Menschenfossil, zu dessen Würdigung er Schötensack[1]) den Weg wies, sowie der Homo Mousteriensis[2]) (1908) und der Homo Aurignacensis von Combe Capelle (1908)[3]), die er beide auf des Finders (Hauser) Veranlassung hob und bearbeitete.

Es würde viel zu weit führen, die zahlreichen Feststellungen auch nur annähernd hier darzulegen[4]), mit denen Klaatsch das exakte Wissen vom diluvialen Menschen bereicherte und die vielen Fragen und Antworten, die er für die vergleichende Anatomie und die Abstammungslehre in diesen Tatsachen fand: Der „Urmensch" der fossilen Neanderthalrasse ist in vieler Beziehung höher, d. h. vom Urzustand gemeinsamer Ahnen fortentwickelt, als selbst der lebende Australier; deshalb schon ist er kein Homo primigenius, von dem alle anderen Menschen abstammten; er ist in der Zusammenstellung seiner körperlichen Merkmale ein Sonderzweig. Seine Ähnlichkeiten mit anderen fossilen und lebenden Rassen beruhen teils auf Urverwandtschaft, teils auf Folgen gleichgerichteter Weiterentwicklung gemeinsamen Erbes. Die Aurignacrasse ist ebenfalls ein selbständiger Zweig neben der Neanderthalrasse: gleichalt, aber weiterentwickelt zum modern-menschlichen hin. Als Fundstück liegt der eigentliche „Urmensch" bisher nicht vor; seine Beschaffenheit ist auszurechnen, wie seit Cuvier manche Vorfahrenform aus ihren Nachkommen rekonstruiert ist. Bei diesen Nachweisen betonte Klaatsch wie immer scharf die Notwendigkeit, bei anatomischen Vergleichen den ganzen Erscheinungskomplex der Arten und Variationen zu berücksichtigen. Die alleinige Berücksichtigung z. B. der fliehenden Stirn führt zu anderen „Verwandtschaften", wie die der Extremitätenformen. Das Trennende muß in der vergleichenden Anatomie gelegentlich mehr betont werden, als das Einigende, das im Anfang dieser Wissenschaft vorherrschend gewürdigt wurde. — Keiner war wie Klaatsch mit Wissen und Können für diese Forschung ausgerüstet, und selbst wenn vielleicht diese oder jene seiner Arbeitshypothesen späterem Wissen nicht standhalten mag, die Erfolge seiner Arbeit werden bestehen bleiben, auch für unsere Wissenschaft als Merksteine.

In der letzten Zeit seines Lebens hat Kl. sich übrigens auch mehr und mehr neben den urgeschichtlichen mit den vorgeschichtlichen Rassen beschäftigt und hier wäre, zumal im Austausch mit den Arbeiten von Schliz, viel Wertvolles zu erwarten gewesen.

Ein weiteres neues Arbeitsgebiet auf dem Wege zur Erkenntnis der Entwicklung des Menschengeschlechtes hatte sich für Klaatsch aus der Anregung, die er bei seinen Reisen, besonders in Paris und Brüssel, aus dem Studium der Kultur des Urmenschen und der primitiven lebenden Rassen schöpfte, aufgetan. Die Frage der primitiven Steingeräte (Worms 1903, S. 102) hielt ihn dann dauernd gefesselt: zunächst in den nicht glücklichen Gedankengängen und Arbeitsmethoden Rutots, später auch hier auf eigenen Wegen, ausgehend von der formreichen australisch-tasmanischen Steinkultur[5]). Klaatsch verdankt die deutsche Wissenschaft zumindest den starken Anstoß zu der seitdem einsetzenden deutschen diluvialarchäologischen Forschung. Die ersten heftigen

---

[1]) Der Unterkiefer des Homo Heidelbergensis. 1908. Dazu Klaatsch, Zeitschr. f. Ethn. 1908, S. 998.

[2]) Homo Mousteriensis Hauseri. Arch. f. Anthrop. N. F. VII. 1909.

[3]) Homo Aurignacensis Hauseri. Präh. Zeitschr. 1910.

[4]) Zusammenfassungen bieten Klaatschs Berichte in Merkel-Bonnets „Ergebn. d. Anat. u. Entwicklungsgesch." 1904 u. 1908. — In allen Vorträgen und Arbeiten Klaatschs Einzelheiten und Übersichten.

[5]) Zeitschr. f. Ethn. 1908, S. 407.

Digitized by Google

Wellen dieser Anregung machten sich sofort bemerkbar (Greifswald 1904, S. 85, Salzburg 1905, S. 49 usw.), während Klaatsch in den Jahren 1904 bis Anfang 1907 von Europa fern auf seiner fast dreijährigen Forschungsreise nach Australien und den umliegenden Inseln war.

Diese Reise unternahm Klaatsch, weil er die Wichtigkeit der primitiven Rasse der eingeborenen Australier für die Stammesgeschichte der Menschheit erkannt hatte und deshalb, nach eigenen Gesichtspunkten vorgehend, noch möglichst viel anatomisches Material und unmittelbare Beobachtungen an den Lebenden sammeln wollte: vor der völligen Vernichtung der Australier durch die englische Kolonialkultur, der schon die ebenso wichtigen Tasmanier, ohne wissenschaftlich ausgebeutet zu sein, zum Opfer gefallen waren.

Seine Reiseergebnisse (Straßburg 1907, S. 73 und Zeitschr. f. Ethn. 1906, 1907) waren infolge seiner unglaublichen Arbeitsfähigkeit, trotz Gefahren und Krankheit, außerordentlich reich. Schon in Australien stellt er eine erste Veröffentlichung fertig[1]); nach seiner Rückkehr hat er unablässig an der Ausnutzung seiner infolge von Ausdauer und Findigkeit außerordentlich reichen Sammlungen gearbeitet, die den Hauptschatz seines Breslauer Anthropologischen Museums und wertvolle Bestandteile anderer Sammlungen (Berlin, Leipzig) bilden und ihm noch für Jahre Stoff zu eigener Forschung und für Arbeiten seiner Schüler geliefert hätte. — Klaatsch konnte als Bestätigung seiner früheren Annahmen die Australier als eine körperlich und kulturell auf sehr primitiver Stufe beharrende Menschengruppe erweisen, die schon bald nach Entstehung der Gattung Mensch (im Tertiär) abgezweigt und gesondert entwickelt sein muß. Somatische Beziehungen zu verschiedenen lebenden und fossilen Rassen und zu Affen erklären sich als Urverwandtschaftszeichen. Als „Variation" der Art „Mensch" ist der Australier älter als die Neanderthalrasse, seine Mundbildung z. B. knüpft an präanthropoide Zustände an (Schnauzenbildung).

Der in vielen Einzelheiten, zumal in der Steinbearbeitung urzeitliche Kulturzustand der Australier gab Klaatsch erneuten Anlaß zur Beschäftigung mit den ältesten Kulturzuständen der Menschheit. Gerölle und kunstlose Steinabschläge bilden bis heute einen Hauptteil der Gerätschaften der Australier, was dem hypothetischen europäischen, eolithischen oder archäolithischen, für den Tertiärmenschen bereits anzunehmenden Kulturzustand entspricht. Rotmalen der Leichen, lebenswahre Darstellung von Tieren, sowie Hand- und Fußbilder an Felsen zu „Zauberzwecken" (bannen!) erinnern an Vorkommen im europäischen Paläolithikum und sind wohl Folgen von Konvergenzentwicklung. Das liebevolle Eingehen auf „geistige und seelische Probleme der Menschheit", das übrigens sehr wesentlich zum Bilde seiner Persönlichkeit gehört, fand auf seiner Australierreise reichen Lohn in zahllosen wertvollen Beobachtungen zur Stammesgeschichte des Geistes und der Seele des Menschen. — Klaatschs letzte große Arbeit behandelt die Beziehungen zwischen Anthropologie und Kriminalistik; hier zog er viele Folgerungen aus seinem stetigen Bemühen, auch die psychischen Probleme in das große Bild der Menschheitsentwicklung einzubeziehen.

Von den Ergebnissen der Neubearbeitung der diluvialen Menschenreste nahm die letzte bedeutungsvolle Forschungsperiode Klaatschs ihren Anfang. Er hatte das Vorhandensein zweier nebeneinander lebender diluvialer Menschenrassen nachweisen können, zu deren einer u. a. die Funde von Le Moustier, Spy, Krapina zum Teil, Corrèze und Neanderthal gehören, zur anderen die von Combe-Capelle (H. Aurignacensis), Galley Hill, Brünn, Krapina zum Teil u. a., und aus deren Fortentwicklung und Kreuzung ein Teil der späteren Menschheit erklärbar ist. Bei der Neanderthalrasse ist der plumpe

[1]) Some Notes on scientific travel amongst the black population of tropical Australia in 1904, 5, 6. Vorlesung bei der Jahresversamml. der Australasian Assoc. for the Advanc. of Science. Adelaide. I, 1907.

Digitized by Google

Bau des Skelettes auffallend; der Gehirnschädel ist lang, breit und niedrig und hat mächtige bogenförmige Überaugenwülste, großes Gesicht, runde Augenhöhlen, breite Nase, mächtig entwickelte Mundpartie, fliehendes Kinn, gelegentlich geradezu schnauzenartige Bildung der Gesichtsregion. Die Körper-Stehhöhe war etwa nur 160 cm, seine Statur untersetzt, die Proportionen von Arm und Bein durchaus der moderner Menschen entsprechend, nur der Unterschenkel ziemlich kurz. Aufrechter Gang und die Sprache waren sicher vorhanden, dazu große Muskelkraft und geistige Fähigkeiten, die jedoch gemäß der engen Stirn im Gebiet der höheren Intelligenz gering, im Gebiet des Beobachtungssinnes infolge guter Entfaltung des hinteren Großhirnes stark ausgeprägt war. Die Kultur war eine niedrige Jägerkultur, wohl ohne Kunstsinn und besonderen Schmucktrieb (Moustier-Stufe Westeuropas). Die Neanderthalrasse war offenbar schon vor der Eiszeit in Europa weit verbreitet.

Ihr erwuchsen Konkurrenten in den Vertretern der Aurignacrasse, die ganz anders organisiert war. Ihr Bau ist grazil, elegant, die Gliedmassen sind schlank, die Unterschenkel lang und schmal. Nicht an Körpergröße und Kraft, aber an Intelligenz war sie der Neanderthalrasse sicher überlegen, was die schöngewölbte Stirn mit mäßigen Überaugenwülsten zeigt. Der Schädel ist typisch dolichozephal, hoch, sehr lang und auffällig schmal, das Gesicht niedrig, im ganzen den lebenden Europäern gleich, das Kinn jedoch noch ziemlich fliehend. Ihre Kultur (westeuropäische Aurignacstufe) ist überall jünger als die Moustierstufe und technisch vollkommener; sie zeigt Schmuck- und Kunsttrieb mit starken künstlerischen Leistungen, echte Begräbnisse und auch in ihrer Sortentwicklung viele Züge hoher entwicklungsfähiger Intelligenz. Schon im Diluvium sind Kämpfe (Krapina) und Kreuzungen (Cro-Magnon) nachweisbar.

Der Unterkiefer von Mauer erwies sich als „prä-neanderthaloid", der Pithecanthropus als ein Wesen, nicht Mensch, nicht Affe, aber verwandt den Aurignac-Menschen, Zeuge eines heute erloschenen Primatenzweiges.

Das Zusammenvorkommen der Neanderthalgruppe mit der Antiquusfauna, die ihrerseits zur Fauna Afrikas Beziehungen hat, andererseits die der Aurignacrasse mit der Mammutfauna, deren Beziehungen nach Asien weisen, hatte Klaatsch zu Vermutungen über die Herkunft der beiden Rassen geführt, die bestärkt wurden durch exakt nachweisbare anatomische Beziehungen der Neanderthalgruppe zum afrikanischen Menschen und der Aurignacgruppe zum südostasiatischen. Schon 1902 hatte er beobachtet, daß zwischen dem Neanderthaler und dem Gorilla anatomische Gleichungen aufstellbar waren. Eine Anregung durch Melchers, der bei vergleichend-anatomischen Studien Anklänge zwischen Afrikaneger und Zuständen bei Gorilla und Schimpanse, andererseits zwischen östlichen Menschenrassen und asiatischen Anthropoiden hatte nachweisen können (Zeitgeist 1910, 20. 2), führten Klaatsch zu seinen letzten glänzenden Arbeiten über „Menschenrassen und Menschenaffen" (Köln 1910, S. 91), in denen er jene Gleichungen auf Grund exakter Untersuchungen ausgearbeitet und zur Grundlage eines neuen großzügigen Vorstoßes auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie gemacht hat.

Der Urprimatenstamm erschien demnach ausgehend von einer unbekannten Urform zweigeteilt in einen asiatischen „orangoiden" Ostzweig (H. Aurignacensis, südasiatische und indonesische Rassen) und einen afrikanischen gorilloiden Westzweig (Neanderthaler, Neger; Australier als frühabgetrennter Sonderzweig). Jeder dieser beiden Zweige hatte einen Affen- und einen Menschenast, die sich aber in beiden Zweigen schon sehr frühzeitig bald nach ihrer Abzweigung vom Säugerstamm getrennt haben müssen, worauf die geradlinigere Entwicklung des Menschheitstypen hindeuten. Beide großen Gruppen wurden natürlich ursprünglich durch vermittelnde Zweige verbunden: Afrika und Asien sind ja endgültig erst im Tertiär getrennt! Schimpanse und Gibbon sind am Affenstammbaum solche Mittelglieder, Pithecanthropus ein fossiles Beispiel. Die

Digitized by Google

Aufteilung der Menschheit und Affengruppen von diesen Annahmen aus und die Bearbeitung vieler aus seinen früheren Annahmen entstehenden neuen Fragen sollte Gegenstand weiterer Arbeiten sein, so auch die Stellungnahme zu der Erscheinung, daß trotz der durchgehenden Zweiteilung des Primatenstammes in beiden Zweigen echte Menschen entstanden und zugleich alle „Menschen" primitiver blieben als alle Affen. Wichtig für uns ist, daß Klaatsch die „Europäer" keineswegs als Einheit ansieht, und vorläufig Anschluß an die Aurignacrasse für die Germanen annimmt, starkes Überleben der Neanderthalrasse dagegen im Süden Europas.

Durch Waldeyers Vorgang war die Weichteilforschung in die deutsche anthropologische Forschung einbezogen. Durch Klaatschs Arbeit über die „Stammesgeschichtliche Bedeutung der menschlichen Hirnrinde" (Heilbronn 1911, S. 81) wurde sie ein großes Stück gefördert. Auch hierbei erhielt die Annahme der getrennten Ost- und Westformen und der nahen Verwandtschaft zwischen den Menschen und Affen dieser Zweige neue Stütze, ebenso aber auch Klaatschs grundlegende Ansicht über die Stellung der Menschheit innerhalb der Säugetier- und Wirbeltierwelt: Neuerwerbung und Verluste zeigt auch das Hirn als Zeugnisse seiner Stammesentwicklung, und wiederum bietet der Mensch in seiner vergleichsweise geringen Rückbildung des Riechhirnes innerhalb der Primatengruppe dieselbe Ursprünglichkeit wie im Verhalten seiner Extremität, seines Gebisses usw.

Von der Hirnforschung führten Klaatsch seine Untersuchungen dann über Berücksichtigung anatomischer Zusammenhänge zum Gesicht und infolge von Anregungen aus Arbeiten über entwicklungsgeschichtliche Zusammengehörigkeit von Nase und Mund zu Untersuchungen über die Entwicklung des Säugetiermechanismus und dessen Bedeutung für die Stammesgeschichte der Säuger und zuletzt wieder im besonderen des Menschen (Weimar 1912, S. 114). Klaatsch erwies die menschliche „Schnauze" als Überrest der ursprünglichen harmonischen Zusammengehörigkeit von Nase und Mund, die im Anfang des Säugerstammes Regel war und mit der völligen Nachvornverlegung der Augen direkt zum Urprimatenzustand geführt haben muß. Wie immer flossen ihm in reicher Fülle neue Probleme und Einzelerkenntnisse über die Abstammungsfrage aus der innerhalb eines großen Gedankens aufgeführten exakten Forschung zu: in dem Lippensaum ist der Mensch (in Spuren auch gewisse Affen) mit dem Marsupialiern verknüpft. Ähnliche Beziehungen beweist der Kremaster als ursprünglicher Compressor mammae. Der Descensus testiculorum, dem er schon 1900 (Zentralbl. f. Morphologie) eine anatomische Arbeit gewidmet hatte, und die Epiglottis gaben sich ihm als Erbe aus dem Vormarsupialstadium zu erkennen. Die viel erörterte Frage der Kiefergelenk-Herkunft, die Bedeutung des Säuger-Diaphragmas, endlich überraschende Zusammenhänge zwischen Sitzenform und Mundform legte er in seinem letzten großen Kongreßvortrag in Weimar 1912 vor. —

Klaatschs Arbeitsweise zeichnete sich überall durch größte Vielseitigkeit und Vielgestaltigkeit aus, die für gewisse wissenschaftliche Kreise nicht immer gerade bequem waren und bei seinen Gegnern vielen Zorn erregte, ihm selbst manches Mißverstandensein einbrachte. In aller Fülle seiner Arbeiten war aber immer der große einheitliche Zug und die geniale Wegsicherheit zum großen Ziele. Aus dem Bewußtsein der Notwendigkeit größtmöglichen exakten Wissens floß ihm die Kraft unermüdlicher Arbeit, aus der naturnotwendigen Großzügigkeit und Klarheit seines Denkens folgte der Trieb und die Fähigkeit zu lehren, anzuregen, mitzureißen. Aus dem Reichtum seiner vornehmen Persönlichkeit erklären sich viele Erfolge, die reiner Verstandesarbeit nicht zuteil werden.

Bei seinem unerwarteten Tod stand Klaatsch mitten in voller Arbeit. In seiner Hand lag die Lösung einer großen Anzahl auch für unsere Wissenschaft wichtigster For-

Digitized by Google

schungen, und daß er aus unseren Reihen geschieden ist, ist seinen Freunden ein kaum faßbarer Gedanke! Ein so Junger, trotz seiner 53 Jahre — ein Sucher und Seher zugleich — Arbeiter und Kämpfer — Führer und immer Lernender — ein rastlos Suchender, der die Türen der Erkenntnis aufriß mit schnellem Griff und heißer Sehnsucht zum Wissen. Grimmig Feind allem Kleinlichen, Erstarrten und Verbohrten, das er ungeduldig und mit scharfen Waffen bekämpfte, wenn es sein mußte auch als David gegen Goliath — Ritter ohne Furcht und Tadel, unerbittlich und unbeirrbar, kampfbereit gegen alles Unwahre, Boshafte, Ungerechte.

Die äußere Schale mag nicht jedem gefallen haben, der Kern war ein treues goldenes Herz, ein ganzer, ein prachtvoller Mensch mit befreiendem Humor — kindlich in Liebe und Freundschaft: ein Jugendlicher durch und durch. Begnadet und dennoch — oder deshalb — vielfach hart mitgenommen vom Leben. Er war ein Kind vornehmer kulturgewohnter Kreise und doch ein Naturmensch, ein Sohn seiner Zeit und ihrer Widersprüche. Für seine Wissenschaft ein Vollgerüsteter, für ihre neuen Wege ein unersetzlicher Pfadfinder, dem die alte Frage, „was der Mensch sei und woher er kommt", manchen Zipfel ihres Schleiers lassen mußte und dem neben bleibenden Erkenntniswerten tausend Anregungen und Wegweisungen in der Wissenschaft vom Menschen für immer zu danken sind. Dem jungen, zaghaften und durch Mißerfolg und Mißgunst entmutigten Freunde rief Klaatsch einmal in unvergeßlicher Freundschaftsstunde ermunternd zu: „Man muß immer Millionär sein" —. Und zum Reichtum führt Arbeit und wieder Arbeit in seinem Sinne, die immer Werte schafft, neidlos sein kann, hoffnungsfroh und kraftbewußt, und die deshalb vornehm und gerecht macht und somit reich auch im höchsten Sinne. Und reich war Klaatsch in allen Dingen des Charakters und Geistes: ein Schaffer und Geber, ein wertvoller deutscher Mann!

Halle, Ostern 1916.

Hans Hahne.

Hugo Jentsch †.

Am 1. Juni 1916 ist im Alter von 76 Jahren unser Mitglied, der Direktor des Stadtmuseums zu Guben, Prof. Dr. Hugo Jentsch, der treffliche Kenner der Vor- und Frühgeschichte der Niederlausitz, gestorben. Er war geboren am 20. Septbr. 1840 zu Luckau in der Niederlausitz, widmete sich dem Gymnasiallehrberuf, den er zu Guben ausübte, schrieb 1875 über die Aristotelische Rhetorik, 1877 über Joh. Franck, fand aber sein eigentlichstes Tätigkeitsfeld in der Erforschung der Vorgeschichte seines Heimatsgebietes, der Niederlausitz, die er überaus fleißig und erfolgreich durchführte sowohl durch eigene Ausgrabungen und Ansammlung der Altertümer in dem von ihm gegründeten Museum zu Guben, als durch Begründung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde (1885), deren Vorsitzender er zeitlebens gewesen ist, endlich auch durch eine fruchtbare schriftstellerische Betätigung auf diesem Gebiete. Zu nennen sind hier außer seinen zahlreichen Beiträgen zu den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (seit 1876 ununterbrochen) besonders die Gymnasialprogramme von Guben (1883—92), in denen er den Gesamtbestand der vorgeschichtlichen Altertümer des Stadt- und Landkreises Guben vorführte. Aus der großen Zahl seiner Abhandlungen in der von ihm geleiteten Vereinszeitschrift, den „Niederlausitzer Mitteilungen" seien nur genannt „Die Tongefäße der Niederlausitzer Gräberfelder" (1895), „die Gräberfunde von Sadersdorf und die jüngste Germanenzeit der Niederlausitz" (1896), die „Steinzeit der Niederlausitz" (1900). Auch verfaßte er eine „Geschichte des Gymnasiums zu Guben" (1907). Mit Jentsch erlischt die Wirksamkeit des letzten und bedeutendsten jener heimatbegeisterten Begründer der Niederlausitzer Vorgeschichtsforschung,

Digitized by Google

unter denen die Kreisphysiologen Dr. Siehe (Kalau) und Dr. Behla (Luckau), sowie die Pastoren Krüger (Lieberose) und Böttcher (Nieder-Jeser), endlich Rektor Dr. Weineck (Lübben) die bekanntesten Namen waren.

Kriegsnachrichten.

Bei der allgemeinen Metallabgabe für den Krieg im Frühjahr 1916 wurde in Kolberg ein vor etwa drei Jahren in der Nähe Kolbergs bei Peterfitz gefundener und bisher unbeachtet gebliebener Ring einer genaueren Prüfung unterzogen. Es zeigte sich dabei, daß der etwa 1880 g schwere Ring (ein Halsring), dessen Durchmesser 20:22,5 cm beträgt, aus einer Goldlegierung besteht mit 722 Teilen Feingold und 250 Teilen Feinsilber. Er ist ungemein reich verziert durch Stempeleinschlag von Dreiecken und Halbmonden mit erhabenen Innenpunkten, außerdem, was bei dieser Art germanischer Goldhalsringe frühmerowingischer Zeit bisher noch nicht beobachtet worden ist, mit zwei Tierköpfen, einem Raubvogel- und einem Schlangenkopf, die an den Enden des Zierbandes sich befinden. Näheres über das seltene Stück soll demnächst gebracht werden.

Am 17. Dezember 1915 wurde die Festung Metz von französischen Fliegern mit Bomben beworfen und dabei leider auch das städtische Museum getroffen. Museumsdirektor Prof. Dr. Keune schreibt mir darüber: „Die Verwüstung durch Fliegerbomben hätte viel schlimmer ausfallen können, wenn nicht allerlei günstige — wenigstens für die Sammlungen günstige — Umstände gewaltet hätten. Denn nur eine Bombe kleineren Kalibers hat das Museumsgebäude getroffen, während eine Anzahl anderer und teilweise schwererer Geschosse in der nächsten Umgebung niedergingen. Dann wurden nicht die neuen Flügel getroffen, die das Kostbarste umschließen, sondern ein alter Flügel, und endlich ist die Bombe nicht in der Sammlung, sondern in der darunter gelegenen Kastellanwohnung geplatzt, wo der Schaden hauptsächlich angerichtet wurde. Immerhin ist auch der der Sammlung zugefügte Schaden recht schmerzlich, wenn auch nicht unersetzliche Werte vernichtet sind."

Im Juli 1916, während des Großangriffs der Franzosen und Engländer am nordfranzösischen Teile unserer Westfront (Somme), ist die dicht hinter unseren Schützengräben gelegene Stadt Peronne von den Franzosen furchtbar beschossen worden; am 18. Juli schlug ein Volltreffer in den Hauptsaal des sehr wertvollen, im Rathause untergebrachten Museums. Näheres ist noch nicht bekannt, insonderheit nicht, ob die wunderbaren merowingischen Grabfunde des Museums gelitten haben oder gar vernichtet worden sind.

Was die persönlichen Kriegsnachrichten anlangt, so kann ich wiederum mit besonderer Genugtuung und Freude auf die erhebenden Eindrücke hinweisen, die mir ein reger Briefwechsel mit einem Teile der im Felde stehenden Mitglieder und befreundeten Fachgenossen, insonderheit meiner Schüler, in steter Erneuerung gebracht hat.

Besonders ausführliche Nachrichten erhielt ich wiederum von Studiosus Felix Lissauer, der nach wie vor in Flandern bei den Lazarettzügen als Pfleger tätig ist und sich die Rote-Kreuz-Medaille verdient hat, demnächst aber einer Einberufung zum Landsturm entgegensieht; der Krieg hat Lissauer zur Abfassung lyrischer Gedichte über Eindrücke

Digitized by Google

und Stimmungen im Felde angeregt, die wert erscheinen, im Drucke einem weiteren Kreise bekannt zu werden;

ebenso von Leutnant Dr. Ernst Wahle, den das badische Verdienstkreuz und neuerdings auch das Eiserne Kreuz schmückt, und der nach einem Heimatsurlaub, wobei er auch mir einen eintägigen Besuch widmete, jetzt in der Champagne steht; er hat dort Gelegenheit gehabt, die Ausgrabung eines merowingischen Friedhofes zu beginnen, der bei St. Etienne, 3 km hinter der Front, liegt und bei Erdarbeiten angeschnitten worden ist. Vorläufig sind 12 Gräber gesichtet, davon 2 bereits ausgegraben worden; die Ausbeute besteht, abgesehen von den menschlichen Knochen, in 2 schönen Gefäßen und 1 eisernen Gürtelschnalle; wichtig ist der Fund sowohl nach seiner Lage im Gelände als auch deswegen, weil die Champagne bis 486 zum gallo-römischen Reiche des Syagrius gehörte und erst danach fränkisches Neuland wurde; der Friedhof muß also um 500 fallen und wird vielleicht zeigen, ob hier damals Berührungen der fränkischen und spätrömischen Kultur stattfanden;

von Leutnant Dr. Walter Schulz-Minden, der mich ebenfalls bei seinem Heimatsurlaub auf einen Tag besucht hat, gegenwärtig an der Ostfront bei Kobylnik, gleich nördlich am Narotschsee (östlich von Wilna), ebenfalls Inhaber des Eisernen Kreuzes;

von Karl Felix Wolff (Bozen), der nur zur Erholung von übermäßigen Anstrengungen an der Südtiroler Front vorübergehend in seinem Heimatsorte Bozen militärischen Dienst tut und die freie Zeit, soweit seine Gesundheit es gestattet, zu schriftstellerischer Tätigkeit auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Rassenforschung ausnutzt;

weiter nenne ich Leutnant Paul Dräger, der den serbischen Feldzug mitgemacht hat und nun wiederum in der Champagne steht;

Leutnant Dr. Alfred Hennig (Meißen), in der Champagne;

Hauptmann Prof. Dr. Paape, der im Herbst 1915 von Ostende nach Jakobstadt an die Dünafront übergesiedelt ist;

Hauptmann Prof. Dr. Suhse (Braunschweig), der an einer Etappe im Westen (Rumigny) Dienst tut und wegen Veröffentlichung einer schon im Februar 1914 dem Mannus übergebenen großen Arbeit über die eisenzeitlichen Urnenfelder in Braunschweig öfters mit mir in Verbindung trat;

desgleichen Univ.-Prof. Dr. Netolitzky (Tschernowitz), der mir eine für das nächste Mannusheft bestimmte Abhandlung über das Rätsel der Hirse sandte und im November 1915 als Chefarzt des 4. Ulanenregiments nach Krasnik in Polen ging, nachdem er die Tatra, Przemysl und Lemberg mitgemacht und in voller Gesundheit überstanden hatte; gegenwärtig ist er an der Südtiroler Front;

Leutnant und Kompagnieführer Dr. W. Gärte (Königsberg i. Pr.), der mir von der Ostfront her Mitteilungen sandte.

Studiosus Georg Lechler (Halle), der im Winter 1914/15 mein Schüler wurde, nachdem er sich als Infanterist im Felde eine Herzerkrankung zugezogen hatte, wurde, wie schon früher gemeldet, während des Sommersemesters 1915 wieder einberufen und ging zur Fliegerschule nach Adlershorst; im September wieder zur Infanterie zurückversetzt, erkrankte er bald von neuem, kam nach langer Erholungspause im Garnisondienst Februar 1916 von neuem zu den Fliegern nach Döberitz, um schon im März als Flieger an die Front nach Verdun geschickt zu werden.

Studiosus Joh. Zirkel aus Bernburg, der 1914—1915 mein Schüler war, meldete mir im Februar 1916 vom Truppen-Übungsplatz Altengrabow aus seine Einberufung und kürzlich seine Ankunft hinter der Westfront.

Amtsgerichtsrat Tummeley in Freienwalde a. O., dessen kleine vorgeschichtliche Sammlung aus dem Gräberfelde von Wilhelmshöhe bei Usch unsere Gesellschaft bei dem Ausfluge des Jahres 1912 besichtigte und ich im Verein mit ihrem Besitzer (Mannus V, 319) beschrieben habe, sandte mir im November 1915 als Hauptmann eine Reihe guter

Digitized by Google

Photographien römischer und merowingischer Funde aus dem Museum zu Namur, wo damals sein Standort war.

Unser Vorstandsmitglied Generalarzt Dr. Wilke (Leipzig) hat als Korpsarzt des 19. Armeekorps im Westen das Eiserne Kreuz 1. Kl. erhalten, wie ich aus einem von ihm mir übersandten Bildnis ersehe.

Von unserem Mitgliede Leutnant Prof. Ferdinand Bork (Königsberg), Führer einer Flottille der Festungsbootsabteilung Königsberg auf der Memel, zuerst in Tilsit, dann in Kowno, erhielt ich im November 1915 so bemerkenswerte Nachrichten über die für uns wichtigen Verhältnisse Westlitauens, daß ich einiges davon hier mitteile; Prof. Bork schreibt:

„Ich fand hier in Kowno ein kleines Museum vor, dessen Wert auf dem vorgeschichtlichen und volkskundlichen Teile beruht. Mit einem lächerlich geringen staatlichen Beitrage hat der Leiter es verstanden, in höchst achtungswerter Weise das jetzt Bestehende zu sammeln und die Denkmäler der Vergangenheit zu retten. Einige von seinen Ausgrabungen hat er, der Litauer, in einer in Warschau erscheinenden Zeitschrift in polnischer Sprache veröffentlicht, der einzigen, die er schreibt. Was er mir über seine Ausgrabungsmethode an der Hand von Zeichnungen und Photogrammen gesagt hat, macht einen günstigen Eindruck. Als Künstler — er ist Maler — ist er bemüht, auf die Ornamentik zu achten und sie mit dem jetzigen Bestande zu vergleichen. In diesem abgelegenen Winkel hat sich manches Altertümliche lebend erhalten." „Ein sehr schöner Fund des Museums ist ein Schürzenbesatz aus kleinen rautenförmigen Bronzeblechplättchen (mit gebuckelter Verzierung). Beachtenswert ist, daß heute die Schürzen in gleicher Weise durch Stickerei verziert werden. Die Muster sind die gleichen, wie die der Bronzeplättchen." „Die Kownoer Sammlung enthält eine Menge von Funden aus der jüngeren Steinzeit. Mir fiel ein Hammer mit in Stein nachgeahmter Gußnaht auf. Es sind ferner Funde aus dem Mittelalter da, die ihre genauen Gegenbilder im Prussia-Museum zu Königsberg haben, z. B. in den Funden von Andullen. Es handelt sich u. a. um je zwei durch mehrere Ketten miteinander verbundene Einsteckнadeln. Auf die Ketten sind Spiralen gestreift. Ferner sind mir mehrere Hufeisenfibeln aufgefallen." „Die Urnen und Beigefäße sind verständnisvoll wieder hergestellt, dergestalt, daß sich die Ergänzung durch hellere Farbe abhebt. Eine Urne schien mir die Latèneform zu haben, auf einer anderen glaubte ich das Mäanderornament zu sehen." [? G. K.] Im ganzen hat man den Eindruck, daß das baltische Kulturland nicht Litauen, sondern Ostpreußen war. Die Funde des Kownoer Museums sind ihrem Werte nach, d. h. nicht dem wissenschaftlichen nach, recht ärmlich. Die Fibeln Litauens verschwinden geradezu neben dem Reichtum Ostpreußens. Genau so ist es heute. Die Stadt Kowno mit ihren mehr als 80000 Einwohnern ist armselig gegenüber dem reichen und prächtig ausgebauten Tilsit. Die Straßen von Kowno sind geradezu vorsintflutlich, die modernen Häuser erbärmlich. Nur wenige Reste älterer Zeit sind schön, aber leider vielfach verhunzt. Gegenüber dieser vollständigen Armseligkeit fallen die prunkvollen Kirchen, die man selbst in den jämmerlichsten Dörfern findet, aus dem Rahmen. Der Russe hat keinen Wirklichkeitssinn, keinen Sinn für feinere Ausgestaltung des Lebens. In seiner Seele steht das Wörtchen Nitschewò eingegraben, Gleichgültigkeit gegen alles ist sein Lebensinhalt. Das Menschenleben gilt hier nichts, weil man gar nicht imstande ist, Lebenswerte zu sehen. Stirbt ein Mensch, so wird er eingescharrt. Man betrinkt sich dabei und vergißt den Toten gründlich. Kein gepflegtes Grab, keine in Stand erhaltene Kirchhofsmauer ist mir auf meinen russischen Fahrten aufgefallen. Sogar der deutsche Kirchhof in Kowno zeugt davon, daß die Seele der hiesigen Deutschen vom russischen Nitschewò angekränkelt ist. Selbst in Libau ist mir eine gewisse Rückständigkeit gegenüber den ostpreußischen Verhältnissen aufgefallen, trotzdem Libau ein Juwel ist. Im Hafen sah ich

Digitized by Google

z. B. nur 2, und zwar recht altertümliche Ladekräne, während Königsberg, das eine nicht besonders günstige Lage hat, diesen Mangel durch den Seekanal ausgeglichen hat und seinen Hafen durch Anlage eines riesigen Silospeichers, des größten in ganz Deutschland, eines Kühlhauses, zahlreicher Elevatoren, Exhaustoren und modernster Ladekräne zu bedeutender Höhe hinaufgeschraubt hat. Es ist sicher kein Zufall, daß die Königsberger Festungsbootsabteilung, nachdem die Festung nicht mehr bedroht war, in weiter Ferne Stationen anlegte und selbständig arbeitete. In Libau und Windau sind unsere Dampfer zu finden und den Memelstrom hinauf bis Kowno. Wir haben über 2 Millionen Mark durch Organisierung der Flößerei geborgen. Die russischen Dampfer, die Sie in Tilsit gesehen haben [bei meiner ostpreußischen Reise im August 1915, unmittelbar nach der Eroberung Kownos, G. K.], konnten nur mit unserer Hilfe so rasch in Betrieb genommen werden, wie es geschehen ist. Wir haben alle entbehrlichen Mannschaften und alles entbehrliche Schiffspersonal hergegeben, damit sie den Verkehr aufnehmen konnten, ehe die Eisenbahnbrücke bei Kowno wiederhergestellt worden war." Über den Kownoer Museumsleiter schreibt Prof. Bork noch: „Er will nüchtern das, was er findet, beschreibend festhalten und sich von Theorien freihalten. Wissenschaftlich ist er ein Eingänger, der den Anschluß an die deutsche Wissenschaft verpassen mußte, weil er ausländischen Gesellschaften nicht beitreten durfte. Aber trotz seines Alters hat er den glühenden Wunsch, nach dem Kriege mitzumachen. Meines Erachtens kommt es jetzt darauf an, in dem eroberten Lande, das wir sicher nicht mehr aus unserer Hand lassen werden, in aller Stille friedliche Eroberungen zu machen."

Ende des Jahres 1915 erhielt ich mehrfache Schreiben von unserem neuen Mitgliede Oberleutnant d. R. Karl Lüdemann, der an der Ostfront im Eisenbahnbau tätig ist; schon vor mehr als einem Jahrzehnt hatte er in der Altmark Ausgrabungen gemacht und veröffentlicht, war dann aber durch seine Berufspflichten auf lange Jahre hin der Vorgeschichte völlig entfremdet worden. Und nun hat ihn während des Krieges der zufällige Fund von vorgeschichtlichen Resten in der Erde und dann besonders die dadurch angeregte Lektüre meiner „Deutschen Vorgeschichte" von neuem zum begeisterten Jünger unserer Wissenschaft gemacht.

Um dieselbe Zeit erhielt ich von unserem alten Mitgliede Oberapotheker Kade (Römhild) einen begeisterten Brief, worin er schildert, wie er im Felde (Westen) in den Heften des Mannus und in der Mannusbibliothek immer wieder Stärkung und Erholung findet; auch er fand vorgeschichtliche Reste, so bei Skierniewice in Polen eine Ringburg; wie andere (so Leutnant Dräger aus Serbien) betont auch er, daß das Tongeschirr in Osteuropa, besonders in Polen, nach Form und Verzierung (Fingertupfen u. dgl.) außerordentlich an vorgeschichtliche Gefäße erinnere. Bemerkenswert zu hören ist es, wie oft unsere Truppen 1914/15 den Standort gewechselt haben; Kade schreibt: im August (1914) waren wir mit in Belgien, kamen dann nach Ostpreußen während der ersten Schlacht an den masurischen Seen. Hierauf fuhren wir nach Krakau, überschritten die russische Grenze und machten Hindenburgs Zug über Kielce und Opatow an die Weichsel mit. Von da ging es zurück über Petrikau, dann durch Posen hindurch; am 15. November (1914) wieder nach Polen hinein über Dombi, Kolo nach Lodz zu, von da an die Rawka, dann nach Skierniewice, wieder südlich zwischen Rawa und Tomaszow. Anfang Juli (1915) wurden wir wieder verladen und kamen bei Mlawa wiederum nach Polen. Bei der großen Offensive durchbrach unsere Division bei Gruduſk die Russenstellung; wir rückten mit ihr bis Pultusk, dann über Rozau an die Warschau-Petersburger Bahn, nach Bialystok und Grodno. Hier sagten wir dem russischen „Dreck"lande Lebewohl und sind seit Anfang Oktober (1915) in Frankreich.

Digitized by Google

Zum Schlusse habe ich noch die schmerzliche Pflicht, unseren Mitgliedern wiederum die traurige Mitteilung von dem Heldentode zweier meiner Schüler zu machen.

Kunstmaler Paul Quente, vor einer Reihe von Jahren Schöpfer des reichhaltigen Heimatmuseums der Prignitz zu Heiligengrabe, das er kraftvoll und unermüdlich bereicherte und durch Begründung und sichere Leitung eines Museumsvereins sicherte, dessen Mitgliederschaft nach Tausenden zählt, verdient um unsere Wissenschaft auch durch sorgfältige Ausgrabungen und fleißige sachgemäße Veröffentlichungen, zielbewußt in seinem Streben, unserer Wissenschaft in vollem Maße Herr zu werden, drei Semester lang bis zu seiner Einreihung in unsere Kriegerscharen Teilnehmer meiner Übungen und Vorlesungen, im Juli 1915, wie im vorigen Hefte gemeldet worden ist, als Vizefeldwebel und Führer eines Mannschaftszuges nach dem Wasgau gesandt, wurde dort nach wenigen Monaten am 15. Oktober 1915 ein Opfer seines vorwärtsstürmenden, todesverachtenden Heldenmutes. Große Hoffnungen einer erfolgreichen wissenschaftlichen Zukunft sanken mit ihm in das Grab.

Der andere dahingeraffte liebe Schüler ist Hans Hansen aus Kiel, von Geburt Däne, von Herzen und Sinnen aber Volldeutscher, Alldeutscher, ein echter Germane in seiner blühenden Erscheinung und seinem hinreißend frischem Wesen, in seinem Denken, Wollen und Arbeiten. Wie bewunderten wir seine unvergleichlich geschickte Ausgräberhand am Tage unseres Sommerausfluges (Mannus VI, 392 f.), jenem verhängnisvollen letzten Sonntage im Juni 1914, da bei der nächtlichen Heimkehr vom Ausfluge die entsetzliche Kunde vom Morde des österreichischen Thronfolgerpaares zugleich die Überzeugung vom nahen Ausbruche des Weltkrieges uns aufdrängte! Das Kieler Museum hatte gehofft, in Hansen später eine willkommene Kraft gewinnen zu können. Nun hat sein Tod in den fernen Gebirgen Serbiens auch diese Hoffnung zerstört.

Endlich ist mir noch die Kunde zugegangen von dem Tode des Dr. Anastas Tschilingirow, Museumsassistenten in Sofia in Bulgarien. Von der bulgarischen Regierung zu vorgeschichtlichen Studien nach Berlin entsandt, ist er, abgesehen von der Unterbrechung durch den bulgarisch-türkischen und den anschließenden Balkankrieg, während dessen er sich der Krankenpflege in der Heimat widmete, vom Winter 1911/12 bis zum Eingreifen Bulgariens in den Weltkrieg mein Schüler gewesen. Leider setzte seine schwache Gesundheit seinem großen Fleiße zu starke Schranken entgegen, als daß er über den ihn erdrückenden Stoff der europäischen Vorgeschichte so bald hätte Herr werden können. Die großen Erfolge seines Vaterlandes hat er noch erleben dürfen; nun deckt auch ihn die heimatliche Erde.

Paul Quente †,

Mit Bildnis (Taf. XLVI).

geboren 29. Mai 1887 zu Weißenfels a. S., gefallen am 15. Oktober 1915 am Hartmannsweilerkopf als Vizefeldwebel im Garde-Schützen-Bataillon.

„Kehre ich nicht zurück, heil und Sieg dem Vaterlande!"

In dieser Gesinnung hat sich Paul Quente losgerissen von seiner ihm sehr lieben Arbeit, der Erforschung der Vergangenheit seiner Wahlheimat, der Prignitz. In dieser Gesinnung hat er sein Leben vollendet in echt germanischem Geiste, dem seine Forschung galt. Mit Wonne faßte er das Germanenschwert (Rhone-Typus), das die Gunst des Geschicks Weihnachten 1913 in seine Hand legte. Er lebte der Überzeugung, daß es bald gelten werde, den Geist, der dieses Schwert geschweißt, im Kampfe zu bewähren, wie der Artikel „Die Prignitz (Dahlhausen)" in seinem Museumsheft Nr. 5, 1914 zeigt.

Digitized by Google

Paul Quente
gefallen am 15. Oktober 1915 auf dem Hartmannsweilerkopf im Ober-Elsaß.

Digitized by Google

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Beim Ausbruch des Krieges stellte er sich sofort im Wunsche, als Kriegsfreiwilliger einzutreten. Ein Herzfehler, der ihn zum Landsturm ohne Waffe verschlagen hatte, wurde Ursache seiner Verwerfung. Immer aufs neue bat er um einen Posten im Heere, bis er endlich im Februar 1915 bei den Garde-Schützen ankam. Noch in der Zeit seiner militärischen Ausbildung besuchte er die Universität, sonderlich die Vorträge des Herrn Professor Kossinna. Die Vorgeschichte der Germanen, das Graben nach den Wurzeln des Stammes, dem er angehörte, war ihm wichtig wie sein Wachsen und Gedeihen in den Stürmen der Gegenwart.

Er war Thüringer von Geburt, in Berlin aufgewachsen. Von einer Wanderung durch die Insel Rügen zurückkehrend, kam der junge, hochbegabte Maler in seinem 20. Lebensjahre nach der Prignitz, nach dem Kloster zum Heiligengrabe, wo er seine dort angestellte Mutter, eine geborene Spiegel, besuchte. Heiligengrabe sprach ihn als Heimat an und hielt ihn fest. In der Äbtissin des Klosters fand seine erwachende Seele volles Verständnis nach jeder Richtung, in der sie nach Entfaltung strebte. Der Maler hatte schon früher einen väterlichen Freund und Mäzen gefunden in Herrn Edmund Schmalfuß-Falkenstein, Voigtland. Wir finden Paul Quentes Arbeiten, Studien und Bilder vielfach mit Sp. F. gezeichnet in Dankbarkeit gegen die Mutter und den Falkensteiner Fabrikherrn. 1907/08 studierte er ein halbes Jahr bei Geheimrat Bracht-Dresden und schloß sich im Frühjahr 1908 mit einer größeren Anzahl Schüler Brachts Studienreise nach der Rhön und Eifel an (Rhein). Bracht war es, der den schlummernden Archäologen in ihm weckte, welcher, als innere Kämpfe seine junge Seele erschütterten und dem Sonnen- und Lichtmaler den Pinsel für eine Zeitlang aus der Hand nahm, die Oberhand in ihm gewann. Heiligengrabe, die Prignitz wurde der Ankergrund für Paul Quente. Unter dem Schutze der Äbtissin, der er Sohn wurde, entwickelte er sich zu dem Manne, von dem der Landesdirektor von Winterfeld in seinem Beileidstelegramm an die Äbtissin in bezug auf seine Museumstätigkeit sagt: „Die Provinz trauert mit Ihnen um den zielbewußten, hochbegabten Leiter. . . .“ Er durchforschte den Boden seiner Wahlheimat, er gründete und pflegte das Heimatmuseum der Prignitz zu Heiligengrabe, er gewann sich Mitarbeiter aus allen Schichten des Volkes und weckte den Gemeinsinn in den geschlossensten Kreisen. „Geschenkt von Arbeiter so und so“, von „Lehrer, Bauer, Büdner, Rittergutsbesitzer, Pastor, Stiftsdame“, so sind die Schaustücke in seinem Museum ausgezeichnet und sprechen ihre eigene Sprache. Bauern haben auf ihren Grundstücken selbst mit Hand angelegt beim Graben. Der Geist hat mehr gewirkt als das Geld, gewiß eine bemerkenswerte Erscheinung in dieser Zeit. Die Sachschrift hatte dem jungen Archäologen, der aus Geistes Vollmacht das Werk angriff, ihre Spalten geöffnet, er war als Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft und bald darauf der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte aufgenommen worden und hielt verschiedentlich Vorträge in deren Versammlungen. Die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte gab ihm sogar Gelegenheit, bei fernen Hauptversammlungen als Redner mitzuwirken. Je tiefer er aber eindrang in seine Wissenschaften, um so mehr wurde er sich der Lücken bewußt, die er auszufüllen hatte, desto klarer wurde ihm, daß der geordnete Weg zu einem bekannten Ziel Ersparnis sei. Er errang sich das Recht, an der Universität zu hören, und tat Fleiß in Kunst und Wissenschaft mit germanischer Gründlichkeit dem Germanengeiste, bis er das Schwert ergreifen durfte im Germanengeiste: „Wenn ich nicht wiederkehre, Heil und Sieg dem Vaterlande!“

„In utrumque paratus Arte et Marte.“

A. v. Rohr.

Digitized by Google

„Von deutscher Art und Kunst."

In meinem Buche „Die deutsche Vorgeschichte usw."[2] sprach ich in der Einleitung von der bedauerlichen Tatsache, daß die zünftige Kunstwissenschaft und natürlich ebenso die Kreise unserer Gebildeten noch vollkommen unberührt seien von der Erkenntnis einzelner weniger, tiefer blickender Forscher, daß unsere mittelalterliche Kunst großenteils eine Weiterführung wichtiger Bestandteile des von der zünftigen Wissenschaft als „barbarisch" verschrieenen merowingischen Stils sei, daß insbesondere der gotische Kunstgeschmack nur verstanden werden könne, wenn man ihn als kräftige Äußerung der noch ungebrochenen altgermanischen Art mit den Schöpfungen der Vorzeit in enge rassenmäßige Verbindung bringe.

Diese Verbindungen im einzelnen genau aufzudecken und im Zusammenhange nachzuweisen, dünkt mich eine Aufgabe, die des Schweißes einer völkisch gerichteten Wissenschaft in hohem Maße wert sei. Vorbedingung dafür ist natürlich die Beherrschung der Formensprache der germanischen Frühgeschichte und zugleich des Mittelalters. Einen Anfang in dieser Richtung macht unser Mitglied Dr. Franz Bock, Professor der Kunstgeschichte an der kgl. Akademie zu Posen, der sich seit Jahren schon in recht bemerkenswerter Weise über diese Dinge geäußert hat. Ich hebe hervor seine Anschauungen über das Wesen deutscher Kunst, die tief in unserer Art begründet liegt; über die Höhepunkte der deutschen Kunst, die er in der Zeit der deutschen Spätgotik (Plastik und Grünwald, der bedeutendste aller deutschen Maler überhaupt) und in der großen deutsch-holländischen Blüte des Nordischen Barock sieht, der Rembrandt angehört; sowie über den durchaus germanischen Charakter der gesamten Gotik.

Trefflich und lehrreich war nach dieser Richtung sein Buch „Die Neuordnung der Kasseler Gallerie" (Marburg 1912), ebenso seine Abhandlung „Die Gotik und die deutsche Kunstwissenschaft", ein Beitrag zum Kampfe um die deutsche Kunst (1915; Sonderdruck aus der Zeitschrift „Heimdall", 16 S.).

Ganz neuerdings hat sich Bock wiederum über diese großen, für unser Volk unzweifelhaft größten, Fragen der Kunstgeschichte des Altertums und Mittelalters in vortrefflicher Weise ausgelassen, als er die Ausstellung „Kunst im Kriege" im Kaiser-Friedrich-Museum zu Posen einer eingehenden Würdigung unterzog (Posener Tagblatt vom 8. und 9. Juli 1916). Die hier ausgesprochenen Gedanken sind für unsere Wissenschaft wichtig genug, um, teilweise wenigstens, hier wiedergegeben zu werden. Bock schreibt über die Abteilung „Grabmäler und Denkmäler":

Die in prächtigen Photographien ausgestellten Grabdenkmäler und Graburnen von Hermann Obrist in München sind, abgesehen von Metzner und einigen wenigen anderen, das Beste in der umfangreichen Abteilung Grabmäler und Denkmäler, obwohl das entwicklungsgeschichtlich schon die Kunst von gestern ist. Auf das Problem, das hier liegt, werden wir gleich kommen. Obrist hat sich dadurch einen dauernden Namen in der Geschichte der deutschen Kunst gesichert, daß er in der großen, schöpferisch-modernen und nationaldeutschen Aufschwungsbewegung der neunziger Jahre als Erster die völlig verkommene Grabmalskunst mit schöpferischer Kraft und Eigenart wieder erneuert hat. Angesichts des heute um sich greifenden, geradezu kulturschädlichen Wahnes, daß mit „Organisation" allein alles getan und gemacht sei, muß man daran erinnern, daß wohl zunächst einmal Künstler neue, künstlerisch gute Grabmalskunst schaffen mußten, ehe andere Leute eine Grabmalskunstbewegung organisieren konnten. Was wir in Obrists Werken vor uns sehen, hat den eigenen, neuen Stil, den die bildende Kunst, zumal die Baukunst und die Plastik, durch das ganze 19. Jahrhundert, von 1750—1890, nicht besessen haben. Und ganz von selbst ist diese schöpferische, ursprüngliche Kunst auch nach Wesen und Stil eine deutsche Kunst. Diese freie, nicht schroff von der Natur sich sondernde,

Digitized by Google

sondern oft allmählich in sie überfließende Formensprache, diese Linien, dieses Malerische und Bewegte und leise Phantastische und Schmuckfrohe — das alles ist ein echter und ursprünglicher Ausdruck unserer künstlerischen Phantasie und Begabung. Nichts ist darin, etwa in der Art der akademischen Romantiker oder der „gotischen" Denkmäler Schinkels, aus gelehrtenhafter Reflexion nachgeahmte Gotik, aber diese Kunst ist voll von innerer Wesensverwandtschaft mit der Gotik, wie ja auch die beste Baukunst der Bahnhofshallen und Brücken und Warenhäuser und Wassertürme in der aufsteigenden Periode (1890 bis 1905) diese heimliche Gotik in sich hat. Das ist der beste Geist und die beste Ahnenschaft, die wir unserer wahrhaft zeitgenössischen Kunst nur wünschen können. Denn die Gotik (die nicht „französisch" ist, wie eine enge und veraltete Kunstphilosophie lange behauptet hat) ist, außer Rembrandt, das Größte und Eigenartigste, was unsere germanische Rasse bisher in der bildenden Kunst überhaupt geschaffen hat. Man erkennt es ja deutlich aus dem Hasse der Italiener, die diese unsere große Kunst im 16. Jahrhundert mit dem Schimpfnamen „Barbarenkunst" — denn das sollte das Wort „gotisch" ursprünglich heißen — belegt haben, wie in diesem Kriege Franzosen, Italiener, Portugiesen, verwelschte Belgier und Schweizer und ihr Blut schändende, verkrämerte Engländer uns und unsere Art „barbarisch" schimpfen.

Auch in der Liniensprache von Metzners hervorragender großer Kriegerfigur steckt die innere Wesensverwandschaft mit der Gotik, wie in seiner ganzen Kunst. Wohl ist der Individualstil Metzners ein ganz anderer als der Obrists, wohl ist der ganze Stil vom Naturalismus zur Stilisierung übergegangen und tektonischer geworden, aber geblieben ist ihm die schöpferische Kraft und Ursprünglichkeit, und damit von selbst der deutsche Stil. Diese Liniensprache, diese schwere, im Gegensatz zu französischer Eleganz derbe, wuchtige, kraftvolle Formensprache und dieses mächtige, verhaltene seelische Leben sind echt deutsch. So deutsch wie die anderen Wesenszüge in Obrists Kunst, denn unsere größte Blütezeit, unsere (Spät-)Gotik, zeigt uns alle diese Dinge vereint und beisammen; genau wie Rembrandts Stil. Metzner ist sicher einer der größten Bildhauer, die Deutschland-Österreich je besessen hat. Und wo sind die großen Aufträge an diesen Künstler und die öffentlichen Denkmäler von seiner Hand im denkmalreichen Deutschland? Gott sei Dank, daß wenigstens im Leipziger Völkerschlacht-Denkmal von Schmitz und Metzner endlich einmal ein wirkliches deutsches Nationaldenkmal zur Tat geworden ist.

Leider ist nun aber heute der Gesamtzustand der Baukunst, des Kunstgewerbes (Goldschmiedekunst z. B.), der Plastik und eines Teiles der Malerei und Graphik (Buchschmuck z. B.) von der Art, daß ein Metzner nicht nur durch seine individuelle Eigenart und Größe einsam fast herausragt, sondern durch seinen Stil, seine schöpferisch-nationale Richtung an sich. Unter dem, was man hier sieht, gehen nur einige Grabdenkmäler von Hellmer, Hoseus, Bernouilli, de Jonge und Fritz Schumachers ausgezeichnetes Dresdener Krematorium auf einer Straße mit Metzners Kunst.

Die große Masse der übrigen Grabdenkmäler dagegen bewegt sich grundsätzlich, nach Wesen und Wert, auf einem ganz anderen Wege, nämlich auf derselben Verfallsbahn eines schlimmen neuen Akademismus, der sich schon seit etwa zehn Jahren in steigendem Maße wieder überall breit macht, unter der durchaus falschen und irreführenden Behauptung, „modern" zu sein. In Wahrheit hat es durch das ganze 19. Jahrhundert, ja schon seit dem Ende der italienischen Renaissance, in Europa keinen schlimmeren Todfeind jeder lebendigen zeitgenössischen und nationalen Kunst gegeben, als eben diesen Klassizismus. Es ist wahrhaftig ein Jammer, sehen zu müssen, wie alle diese Künstler

Digitized by Google

vom Geist von 1914 so rein gar nichts verspüren. Vielmehr wiederholt sich genau das künstlerische Elend von vor 100 Jahren, wo auch, trotz der Freiheitskriege, nach 1815, statt der eigenen, deutschen und zeitgenössischen Form, die schlimmste künstlerische Reaktion des akademischen Klassizismus erst recht Trumpf wurde. Was wir hier sehen, diese Säulen (u. a. einen glatt nachgeahmten hellenistischen Tempelbau!) und Pilaster und flachen Giebel, Obelisken und Römerhelme — fortwährend begegnet dieses Motiv, selbst bei einem Högg — dieser Reliefstil, diese Körperauffassung, dieser Rhythmus der Dekoration, mit einem Wort diese ganze Formensprache ist das völlige Gegenteil der neuen, starken, ursprünglichen und wesensechten deutschen Kunst, die wir, unter Ausschaltung aller fremden Einflüsse, auch derer des toten Griechentums, durch und nach diesem Kriege erhoffen. Mit dieser Kunst bildet man sich ein, dem Auslande Achtung abzugewinnen und kulturelle Welteroberungen zu machen?! Das Meiste ist ja glatte Wiederholung bekannter hellenistisch-römischer und klassizistischer Typen, ein unfruchtbarer, charakterloser Akademismus aus zweiter und sogar dritter Hand. Es ist traurig, wie auch ein Albin Müller, ein Endell gesunken sind. Man vergleiche das so stark an deutsche Brunnentypen des 16. Jahrhunderts angelehnte Kriegerdenkmal von Müller mit Obrists Werken daneben und man hat den ganzen Verfall vor Augen. Woher kommt wohl die Frische und Wärme in Obrists Werken und diese leichenhafte, öde Eiseskälte an der ganzen Wand der Klassizisten? Muß sich denn immer in Deutschland das alte Elend wiederholen, daß unsere Künstler, auch große, an der Klippe der Stilisierung und Tektonisierung scheitern? Diese Künstler selbst freilich und ihre literarisch-journalistischen Parteigänger sind überzeugt, mit diesem kläglichen Griechennachahmertum auf dem einzig wahren Heilswege zu sein und die vorhergehende Phase der Kunst, wie sie hier Obrist vertritt, „überwunden" zu haben. Zeitlich ja, aber sachlich-künstlerisch und im Werte mit nichten! Von jeher war die Verblendung über den eigenen Niedergang ein bezeichnendes Merkmal für die Künstler ausgesprochener Verfallsperioden. Der niederländische Maler Mander ließ im 16. Jahrhundert den schönen Satz drucken, daß er und seine Genossen „den rohen und plumpen barbarischen" Stil durch „den rechten und schönen antiken" ersetzt hätten. Mit dem ersten ist die große, herrliche gotische Blütekunst des 15. Jahrhunderts, z. B. der Genter Altar, gemeint, mit dem zweiten die Kunst eines Gossaert und Orley, Scorel und Heemskerck und Cornelius van Haarlem, in der heute die internationale Kunstwissenschaft einstimmig einen bösen, minderwertigen Verfall erkennt. Es ist auch heute leider nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß am Anfang des 19. Jahrhunderts die theoretischen Apostel des Klassizismus, ein Winckelmann und Lessing, einen Rembrandt und Hals als „Affen der gemeinen Natur" und ihre Kunst als „Kotmalerei" geschmäht und verdammt haben. Unsere Neuklassizisten von heute und ihre journalistischen Helfer nennen die deutsche Kunst von 1860—1905 „wild" und wähnen, sie damit abgetan zu haben. Genau so fand schon die echt akademische Ästhetik eines Sandart im 17. Jahrhundert einen Rubens „zu extravagant und liberal" und seine Formensprache nicht „korrekt" genug. Und mit denselben soziologischen und ethischen Schlagworten und im selben Zirkeltanz wie in Winckelmanns Tagen nennen diese heutigen Klassizisten ihre Kunst „vornehm" und „edel"; und das große, selbst urteilslose Publikum läßt sich nur zu sehr damit einfangen, besonders wenn dazu noch die üblen Zeitphrasen „großzügig" und „monumental" nicht fehlen. Als wenn es auf alle diese Kriterien ankäme! Der entscheidende Punkt ist vielmehr dieser. Auf die erste Entwickelungsphase der neuen deutschen Kunst, seit 1890, die noch unter der Führung der Malerei stand und außerdem naturalistisch war, weil jeder wirkliche neue Anfang in der Kunstentwickelung naturalistisch sein muß, und dekorativ, weil das tief in unserer künstlerischen Veranlagung steckt, folgte um 1905 eine zweite Phase, in der die Baukunst allmählich die Oberhand bekam und alles zur Tektonisierung und Stilisierung drängte.

Digitized by Google

Aber nun versagte die Hauptsache, nämlich die schöpferische Kraft, eine eigene und neue stilisierte und architektonisierte Formensprache zu schaffen. Aus künstlerischer Schwäche fiel man vielmehr wieder ab in die schlimmste künstlerische Reaktion, den Klassizismus. Das ist nicht „Fortschritt", nicht lebendige, organische Weiterentwickelung, sondern Stillstand und Rückschritt. Durch gedankenlose Überspannung der Forderungen: materialgerecht und zweckmäßig — kam man dazu, innerste Wesens- und Grundzüge unserer deutschen Kunst zu erwürgen. Die Schmuckfeindschaft und der echt keltische Rationalismus in dieser Kunst sind durchaus undeutsch, und die Gotik beweist uns ja, daß Materialgerechtigkeit, auch im Steinbau, kein absolutes und entscheidendes Kriterium für Wert und Gesundheit der Kunst ist. Aber immerhin, mögen diese Künstler von einem gewandelten Sehen und Empfinden aus auf unbedingte Einfachheit und Schlichtheit ausgehen — gut; aber wenn sie dann, wie hier, nicht fähig sind, eine eigene neue Form für ihr Empfinden zu schaffen, so ist ihre Kunst schlecht und charakterlos, mag sie noch so „großzügig" und anspruchsvoll auftreten und sich mit theoretischer Begriffsverwirrung umgürten.

Daß das Streben nach schlichter Einfachheit nicht zum akademischen Klassizismus führen muß, wenn eben die nötige Gestaltungskraft vorhanden ist, beweisen hier namentlich die in der Mehrzahl selbständigen Entwürfe, die das Wiener Museum für Kunst und Industrie ausstellt. Besonders die Verwendung der mit Unrecht in der Allgemeinheit verachteten und fast vergessenen Materialien des Holzes und Eisens erweist sich auch hier als segensreich, weil das älteste und eigenste Material unserer deutschen Plastik, das Holz, und das modernste, das Eisen, gleichermaßen einen gewissen Schutz bieten gegen das Abgleiten in den Akademismus. Daß auch bekannte und berühmte Namen nichts für die Qualität beweisen, zeigen hier die frühgriechischer Plastik nachgeahmten Denkmäler von Elkan, oder Behrens' auch schon klassizistisches Hagener Krematorium oder die Arbeiten von Kreis. Sein minderwertiger, charakterloser Entwurf zum Bismarckdenkmal am Rhein — halb Pantheon, halb Theoderichsgrabmal — wird hoffentlich nach diesem Kriege nicht zur Ausführung kommen, denn das wäre wahrlich keine Bismarck-Ehrung und kein „Nationaldenkmal", sondern eine Verewigung künstlerischen Niederganges. An einer „Walhalla" und einem Niederwalddenkmal haben wir wahrlich genug. Auch hier kann man sehen, wie Kreis aus Schwäche, nachdem seine künstlerische Zeugungskraft erschöpt war, zur Griechennachahmung gekommen ist. Und daneben durften die beiden Veteranen des Akademismus, Seidl, der immer noch seinen süddeutschen Barock nachahmt, und Hildebrand, der kalte, reflektierende Nachahmer von Antike und Michelangelo und Quattrocento, einer der Väter des ganzen neuklassizistischen Übels, natürlich nicht fehlen. Es ist zu bedauern, daß nicht zum Vergleich einige Hauptwerke aus dem herrlichen Reichtum spätgotischer deutscher Grabdenkmäler aus dem 15. Jahrhundert, z. B. von Riemenschneider oder dem jungen Vischer, ausgestellt sind, wie sie damals durch ganz Deutschland hin geschaffen wurden. Dann würde jeder Laie sehen können, daß diese Kunst hier nach Wesen und Stil ganz undeutsch ist. Soviel haben wir in den letzten 25 Jahren durch klare Unterscheidung der Blütezeiten und der Verfallzeiten unserer Kunst, und überhaupt durch die Fortschritte der kunstwissenschaftlichen Methode doch allmählich gelernt, daß wir wissen, wie die bei allem Wechsel der Zeitstile dauernden Wesenszüge unserer Kunst aussehen. Genau entgegengesetzt als das hier! Nur auf den tiefsten Punkten der ganzen Entwickelungsbahn der deutschen Kunst, um 1550 und um 1800, sah die entartete Kunst in Deutschland so aus, wie diese Pseudomoderne. Andererseits lehrt uns aber die höchste Blütezeit unserer deutschen Kunst, daß der Einwand hinfällig ist, den heutigen Steinmetzen, fern von den Kunstmittelpunkten, dürfe man nur solche ganz einfachen schematischen Vorbilder geben, wie diese neuklassizistischen; in der künstlerischen

Digitized by Google

Richtung der Obrist und Metzner könnten sie nichts leisten. Als wenn nicht früher, solange die europäischen Länder überhaupt einen Stil hatten, noch im Rokokko und erst recht in unserer Spätgotik, eine Einheit der Formensprache alle Kunst in den Grundzügen verbunden hätte, von Nürnberg oder Köln oder Lübeck bis in die kleinsten Nester! Große Künstler, wie Riemenschneider, arbeiteten für ganz kleine Orte, und der Einfluß der führenden Künstler reichte bis in den letzten Winkel. Auch hier muß man sich doch endlich freimachen von der falschen Auffassung des 19. Jahrhunderts, die zwischen angeblicher „hoher" Kunst und angeblichem „Handwerk" unterscheiden wollte. Es wäre wahrhaftig nur ein Glück für Deutschland, wenn Denkmalsentwürfe von Metzner und Obrist hundertmal im Lande ausgeführt würden, aber traurig und schlimm ist die Perspektive, daß man diese undeutsche und minderwertige Kunst nun in vielen Ausführungen über Deutschland verbreiten will.

Auch die Gesamtentwürfe von Kriegerfriedhöfen bewegen sich auf einer Verfallslinie, die von unserer eigenen Art wegführt. Auch hier bringt die Herrschaft der Baukunst (was an sich gar nicht notwendig wäre) im Zusammenhang mit den klassizistischen Tendenzen eine so starke Stilisierung und Schematisierung des Gartens mit sich, daß man dem Gartenstil des Louis XIV. bedenklich nahe ist. Als die holländische Kunst der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch zu Lebzeiten von Rembrandt, Hals, Vermeer und Ruisdael, wieder verfiel, predigte Laireſſe, ein Gesinnungsgenosse der heutigen Klassizisten, die „rohe" und „ungebildete" holländische Kunst könne nur durch den Anschluß an die akademisch-klassizistische Hofkunst Ludwig XIV. das Heil erlangen. Damit steht es auf einer Linie, wenn heute der vielschreibende, durch seinen literarischen Stil blendende Journalist Scheffler, der im Bunde mit einem Meier-Gräfe an der planmäßigen Verkleinerung Menzels arbeitet, das hochbedeutende Leipziger Völkerschlachtdenkmal ein „formloses Ungeheuer" nennt, ohne so elementare Dinge zu sehen und zu wissen, daß es nicht nur die eine Form der Griechen gibt, sondern daneben, mit demselben Rechte und Werte, auch noch die anderen der Germanen, Chinesen, Ägypter, Araber usw. Dem Gartenstil der romanischen Völker, der Italiener und Franzosen, setzte das germanische England am Anfang des 19. Jahrhunderts unseren, den nordischen Gartenstil entgegen, der mit einer nur wenig stilisierten, freieren Natur und mit krummen Linien, im Grunde mit malerischen Bildern arbeitet, ganz in Harmonie mit unserem Städtebaustil, von dem unsere Neuklassizisten, unter großen Worten, auch mit aller Macht fortstreben. Nur die Friedhofsentwürfe von Maaß (Lübecker Anlage) nähern sich hier diesem unserem eigenen Ideal.

Eine besondere Bemerkung verdient noch der Haigersche Entwurf, der einen Baum in einem Steinring zeigt. Dieses neue und echt nordische Motiv hat Bestelmeyer in dem preisgekrönten Entwurf zum rheinischen Bismarck (der aber nicht ausgeführt werden soll!) geschaffen. Haiger entlehnt das nun nicht nur, sondern er vergriechelt es noch in bezeichnender Weise, indem er aus Bestelmeyers Steinpfeilerkreis halb dorische, halb toskanische Säulen macht. Dieser Säulenschwindel an allen Ecken und Enden allein kennzeichnet die Entartung dieser Kunst (siehe Gotik und wirklich moderner Eisenbau), und ebenso die bezeichnende Einzelheit, daß fast durchweg an diesen Denkmälern deutscher Krieger und noch mitten in diesem Kriege um Deutschlands Dasein die Inschriften und die Taten in lateinischen Buchstaben und Zahlzeichen zu sehen sind! Auch dieses aus der Unfähigkeit, aus der wahren deutschen Überlieferung, aus der guten Tradition der spätgotischen deutschen Schrift — das ist unsere Fraktur — eine eigene neue und zugleich wieder deutsche Schrift zu schaffen. Diese armselige, planmäßige Nachahmung des Fremden beweist auch hier, daß das ganze Gerede von Tradition eine Selbsttäuschung und Irreführung ist. Das Biedermeier, das die Künstler heute nachahmen und mit dem die unwissende Oberflächlichkeit bis in die Frisur hinein einen Kultus treibt,

Digitized by Google

ist eine schlechte Überlieferung, denn es ist ja in der Hauptsache selbst nur eine Periode des akademischen Klassizismus vor hundert Jahren. Um 1890 schrieen die akademischen Renaissancisten Zeter über den angeblichen „Bruch mit allen Traditionen", als unsere neue Kunst endlich in Rasse und Natur die Urquellen wiedergefunden hatte, und heute behaupten die Neuklassizisten dasselbe, die gar keine Ahnung haben, wo die wahren nationalen Überlieferungen in der deutschen Kunst zu finden sind. Ein Volk, das seine Sprache aufgibt, gibt sich selbst auf, und ein Volk, das seine Schrift aufgibt, ist auf dem Wege dahin. Es war wahrhaftig ein trauriges Erlebnis, daß in diesem Kriege gewisse Gelehrte und Künstler mit allen Mitteln (und leider mit Erfolg, denn die Behrenssche Unziale wird ja doch auch eine fremde Form sein) dagegen gearbeitet haben, daß die in deutscher Sprache verfaßte Inschrift am Deutschen Reichstagsgebäude in deutscher Schrift gemeißelt würde. Es ist schlimm, daß noch mitten im Kriege, während unsere Heerführer und Truppen so Großes tun, hinten im Lande eine solche Deutschtumsverleugnung, wie diese Kriegsgrabmalskunst, entstehen und im Lande herumreisen kann.

Johannes Ranke †.

Unmittelbar vor Druckabschluß dieses Bandes erreicht mich die Kunde, daß der Münchener Anthropologe Geh. Hofrat Univ.-Professor Dr. med. et phil. h. c. Joh. Ranke am 26. Juli 1916 kurz vor Vollendung seines 80. Lebensjahres in Solln gestorben ist.

Er war am 23. August 1836 zu Thurnau bei Kulmbach in Oberfranken als Sohn des späteren Münchener Oberkonsistorialrats Fr. Heinrich Ranke, der ein Bruder des Berliner Geschichtsforschers Leopold v. Ranke war, geboren; studierte in München, Berlin, Paris, promovierte 1861, habilitierte sich 1863 an der Universität München, wurde 1869 außerordentlicher, 1886 ordentlicher Professor, und als solcher Inhaber des ersten und bis vor kurzem einzigen ordentlichen Lehrstuhls für Anthropologie in Deutschland, 1889 zugleich Direktor der neubegründeten prähistorisch-anthropologischen Staatssammlung und des anthropologischen Instituts. 1882 wurde er Ehrendoktor der Münchener philosophischen Fakultät, war ordentliches Mitglied der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften, Vorsitzender der Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte und Herausgeber ihrer Zeitschrift, der „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns" (seit 1877), jahrzehntelang Generalsekretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft und als solcher Herausgeber des „Korrespondenzblattes" dieser Gesellschaft, Mitherausgeber des „Archivs für Anthropologie".

Von seinen zahlreichen Schriften nenne ich nur die hauptsächlichsten auf dem Gebiete der Stammes-Anthropologie:

„Die Schädel der altbayerischen Bevölkerung" 1—3 (Beiträge z. Anth. u. Urg. Bayerns I. 1877; II. 1879; III. 1880; X. 1892).

„Zur Statistik und Physiologie der Körpergröße der bayerischen Militärpflichtigen" (ebd. III. 1850).

„Beiträge z. phys. Anthropologie der Bayern. Die Körperproportionen" (ebd. VIII. 1889).

Zusammengefaßt wurden seine kleineren Schriften neu herausgegeben u. d. T.: „Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern". 2 Bde. München 1892.

„Schädel der bayerischen Stadtbevölkerungen. I. Frühmittelalterliche Schädel und Gebeine aus Lindau" (ebd. XII. 1898 und Sitzungsber. math. phys. Kl. kgl. bayer. Akad. d. Wiss. XXVII, S. 1—192).

„Anthropologisch-vorgeschichtliche Beobachtungen im Gebiete der deutschen und österreichischen Alpen". Beilage zur Zeitschr. d. Deutsch. u. Österr. Alpenvereins. 1881 (207 S.).

Digitized by Google

„Somatisch-anthropologische Beobachtungen". 1889 (in A. Kirchhoffs Anleitung z. deutsch. Landes- und Volksforschung S. 329—380).

„Erinnerung an die vorgeschichtlichen Bewohner der Ostalpen" (Zeitschr. d. Deutsch. u. Österr. Alpenvereins 1899, S. 1—17).

Ins Gebiet der vorgeschichtlichen Archäologie schlagen die beiden Schriften:

„Die vorgeschichtliche Steinzeit im rechtsrheinischen Bayern" (Beitr. z. Anthr. u. Urg. Bay. III. 1880);

„Die akadem. Kommission f. Erforschung d. Urgeschichte und die Organisation der urgeschichtlichen Forschung in Bayern durch König Ludwig I. Festrede 28. März 1900". München 1900.

Am bekanntesten wurde Ranke durch seine zweibändige Anthropologie „Der Mensch" (Lpz. 1886—87; 2. Aufl. 1894), die allerdings in dem für uns wichtigsten Abschnitt, der vor- und frühgeschichtlichen Anthropologie, Jahrzehnte lang auf vollkommen veralteten Standpunkte zurückgeblieben war, ein Mangel, der auch in der neuesten, 3. Auflage (1911 bis 12) des Werkes nicht ausreichend beseitigt worden ist. Noch rückständiger erscheinen Rankes Anschauungen in seinem Anteile an Helmolts „Weltgeschichte".

Digitized by Google

Sachregister.

Aar (Fluß) bei Berken (Kt. Bern), eiserne Spitzbarren 124.
Aasa, im Oseberg-Schiff bestattet 358.
Abbau Karthaus (Kr. Karthaus, Westpreußen), ostgermanischer Depotfund, vierkantige Armringe 95.
— — achtkantige Halsringe 111.
Abbeville a. d. Somme, eiserne Spitzbarren 124, 340.
Åberg, Nils, Habilitation 363.
— Schriften 363.
Abri Mège (Dordogne), Zeichnungen von Tiermasken 11.
Absatzbeil von Rosko, gefunden mit Lappenbeilen 155.
Achenheim (Ltr. Straßburg i. Elsaß) diluviale Schichtlage 321, 322.
Acheul s. St. A.
Acheuléen 191—194, 197, 198, 317—322, 324.
Acheul-Mensch von Le Moustier 192, 193.
— Art der Bestattung 197, 198.
Acvinen 74.
Adamowitz (Kr. Großstrehlitz), bronzene Harfenfibel 93.
Addenstorf (Kr. Ülzen), Hügelgrab der Bronzezeit mit eigenartiger Skelettlagerung 172.
Adelnau (Kr. Adelnau, Posen), getriebene hohle Halsringe der frühesten Eisenzeit 107, 152.
Agni 222, 271, 272, 274, 276—279.
Ägypten, Zauberknoten 28.
— Symbol des göttlichen Lebens 291.
Aigis 279.
Aino 137, 140.
Albrecht, über das Seddiner Königsgrab 244.
Alcis, Deutung des Namens 65.
Alcispriester, Frauentracht 65, 66, 69—73.
Algermissen (Kr. Hildesheim), swebischer Friedhof 351.
Almgren, über Armut an Funden in Jütland im 2. Jahrhundert nach Chr. 353.
Alpine Rasse 188.
Altamira (Spanien), Figuren mit schnauzenförmigen Gesichtern 13.
Altamira, Stierfiguren mit kammartigem Zeichen 22.
Altbelz (Kr. Köslin), ostgermanische achtkantige Halsringe 111.
Altbukowitz (Kr. Berent), quergerippte Fußwulste 112.
Altenrath (Siegkreis), hohler Bronzehalsring 94.
Altmark (ohne Ortsangabe), bronzener Halskragen der IV. Bronzeperiode 92.
Altslawen 135 ff.
Ammon, Otto, † Nachruf 364.
— Schriften 365.
Amphorenförmige Tongefäße aus Steinzeitgräbern der Uckermark von Melzow 49.
— — von Schmiedeberg 53.
— — andere Fundorte 50.
Amrun, Steinkreise 244.
Amsiwaren 349.
Anderlingen (Kr. Bremervörde), Funde aus 300 bis 700 nach Chr. 171.
Andullen (Kr. Memeln), frühmittelalterliche Funde, Einsteckadeln mit Ketten 378.
Angeln 349.
— Überwanderung nach England 351, 352.
Angelsachsen, Ursprung und Ausbreitung 347 ff.
Angriwaren 349, 351.
Ankermann, über Schädelveränderung bei den Germanen 143.
Ansgar 298, 309.
Anthes, über Augenfibeln 212.
Antiquusfauna 320, 373.
Antennenschwert, von Hökendorf 101.
— von Kuggen 92.
Apām Napāt 276.
Apollon 267, 268, 277.
Apollotempel im Hyperboreerlande 237.
Arklitter See (Kr. Gerdauen), ostgermanischer achtkantiger Halsring 111.
Armbänder, längsgerippte der Periode I der Bronzezeit 96 Anm. 4.
— — der frühesten Eisenzeit, Verbreitung und Entstehung des Typus 95 f.
— längsgerippte mit Oberschleife 97.

Digitized by Google

Armbänder, längsgerippte, Weiterentwicklung 98 ff.
— mit liegenden Kreuzen verziert 95, 108, 109.
— manschettenartige, getriebene, keltischer Art 89.
— — gegossene, germanische Nachahmungen 89.
Armringe, mit der Verzierung des liegenden Kreuzes 103.
— von Eisen, aus Grab der Hallstattzeit von Mayen 332.
— der frührömischen Eisenzeit in Brandenburg 345.
Armspiralen aus Doppeldraht der Bronzeperiode V, Verbreitung 97.
— bandförmige, spitzzulaufende der frühesten Eisenzeit 108.
— mit Tannenzweigmuster 111.
Arva (Komitat in Ungarn), gedrehte Halsringe mit breiten Ösenenden 104.
— spiralige Fußringe 106.
Asdingen 65.
Asiatische Nomaden, Rassenmischung mit Europäern 141.
Asklepios 7.
Aspeberget (Tanum, Bohuslän), Felsenzeichnungen 76, 77, 266, 268.
Assyrien, Eisenbarren 341.
— s. auch Korsobad, Niniveh.
Astier 77.
Athene 271, 272, 277, 278, 279.
Atlakvida 273.
Auerswald, A. v., Kriegsnachricht 210.
Augenfibeln, aus frührömischer Zeit in Brandenburg 345, 346.
— falsche Bezeichnung 212.
Aunjetitzer Rasse, Skelett von Wellendorf-Nateln 173.
Aurignac (Haute-Garonne) 191.
Aurignacien 191, 192, 194, 315, 320—324, 373.
Aurignac-Rasse 190—192, 194, 197, 208, 371, 373, 374.
Aurich, Hohlwulst 89.
Australier-Rasse 371—373.
Australisch-tasmanische Steinkultur 371, 372.
Auvergne, Eolithen 191.
Avaren 145.
Avebury (England), Steinkreise 238.
Avranches (Manche), eiserner Spitzbarren 341.
Axt, Wilhelm, † im Kriege 211.
Axt, geschliffene, aus Serpentin, von Melzow 59, 60.
— aus Sandstein von Flieth 58.
— aus Stein, durchlochte, aus der Ilmenau bei Lüneburg 177.
— — mit dachförmiger Brechung der Bahn von Owinsk und anderen Fundorten in Posen, Sondertyp 152.
— s. auch Beil.
Axtgott 64, 265, 268—270, 275, 277.
Axthämmer aus Steinzeitgräbern der Uckermark von Heinrichshof 57.
— — von Melzow 37, 45, 47, 50.
— — von Sudow 54.
— — von Trampe 56.
— — von Wollschow 55.
Azilien 321, 323.
Azteken, Kalender 224, 238.

Bacharach a. Rhein, Bronzering mit Stützen (zinnenartigen Verzierungen) 89.
Backa (Brastad, Bohuslän), Felsenzeichnungen 25, 265.
Baden (Ght.), eiserne Spitzbarren 122.
Bahnitz (Kr. Jerichow II), eiserne Sicheln, slawische 132.
Bahrendorf (Kr. Dannenberg), Depotfund der Bronzeperiode IV b 92.
— Urnenfriedhof der römischen Kaiserzeit 170, 171.
Baiwaren 144.
Bandkeramik, Schädelbau der Bevölkerung 138.
Bardal bei Stenkjär (Norwegen), Felsenzeichnungen 67, 77.
Bardengau 170, 171, 347.
Barrès, Moritz, Angriff gegen Otto Hauser 189.
Basaltgeräte, Ausfuhr aus dem Rheinland 356.
Basternen, aufgegangen in den Altslawen 145.
Baumkult 272, 274, 277, 279.
Bayer, Joseph, Kriegsnachricht 315.
Bayern (Kgr.), eiserne Spitzbarren 123.
Baxenrah (Hamipur-Distr., Indien), Siegel mit Fußfigur 4 Abb. 2.
— Siegel mit kamm- oder handförmigen Figuren 24.
Bechtheim (Kr. Worms), eiserne Spitzbarren 121.
Beck, Ludwig, über Roheisenerzeugung 117, 124.
Beda, Bericht über die Jüten 353.
Bedfordshire (England), gleicharmige Fibeln 352.
Behla, lausitzer Forscher 376.
Beile, aus Stein von Glienitz 178.
— der Kjökkenmöddinger 79, 81.
— eisernes, der römischen Kaiserzeit von Koblenz 120.
— Bilder am Kividenkmal 62.
— als Zaubermittel 3.
— s. auch Absatzb., dicknackige B., Flachb., Lappenb.
Beinringe, hohle, der Periode IV von Bahrendorf 92.
Belenos, gallischer Gott 231.
Belgard (Pommern), ostgermanische sechskantige Halsringe aus Zinn 111.
Belgien, Grenelle-Rasse 140.

Digitized by Google

Belmund bei Nidau (Kt. Bern), eiserne Spitzbarren 123.
Belno (Kr. Schwetz), Steinkreis 231.
Bendargau (Kr. Neustadt i. Wpr.) Halskragen der frühesten Eisenzeit mit Tremolierstich 100, 102, 125, 126.
Bentschen (Kr. Meseritz), illyrische Gräberfelder 153.
— westgermanisches zweiösiges Gefäß 158.
— slawisches Tongefäß 164.
Bergenhorst (Kr. Kolmar), Stein einer Handmühle 167.
Berken s. Aar.
Bernouilli, Entwürfe zu Grabdenkmälern 383.
Bernstein, Scheibe aus Steinzeitgrab von Schmiedeberg 39.
— Anhänger aus wendischer Zeit 129.
Berserker, bestrittene Deutung einer Felsenzeichnung 275.
Bestattungen innerhalb von Steinkreisen 248.
Bestattungsarten, verschiedene, auf Gotland 204.
— — nördlich und südlich der Themse zu angelsächsischer Zeit 352.
Bevensen (Kr. Ülzen), bronzener Halskragen der Periode IV b 92.
Bezzenberger, über Nachahmung der Drahtspiralen in Guß in Bronzeperiode V 96, 97.
Biel (Kt. Bern), eiserner Spitzbarren 124.
Biereye, über die Zeitbestimmung für Stonehenge 234.
Bilderſteine mit Kreisen 246.
Biltheim (Rbz. Wiesbaden), Steinkreis 244.
Bilierbeck (Kr. Pyritz), Eisenschwerter der frühen Eisenzeit 104.
Bing, über Deutung einer Felsenzeichnung als Pferdegott, von Wilke bestritten 25.
— über die germanische Götterdreiheit 225.
Birka s. Björkö.
Birkenhof bei Gächingen (O.-A. Urach), eiserne Spitzbarren 122.
Birnbaum (Prov. Posen), längsgerippte Armbänder 95 Anm. 1.
— illyrisches Gräberfeld aus der IV. Bronzeperiode 153.
Björkö (Schweden), Silberkreuz, Filigran 313.
Björneröd (Tanum, Bohuslän), Felsenzeichnung 68.
Blandau (Kr. Kulm), Steinkreis 229, 243, 248.
Bnin (Kr. Schrimm), Scherben eines illyrischen Siedelungsplatzes 154.
Bock, Franz, über deutsche Kunst 382 ff.
Bockenheim (Bez.-A. Frankenthal), eiserner Spitzbarren 121, 340.
Bockgott 68.
Bodenseegebiet, Rassenmerkmale 141.
Bogengott 265, 268, 275—277, 279, 280.
Böhmen, körperliche Merkmale der jetzigen Bevölkerung 138.
Bohrer aus Feuerstein, der Kjökkenmöddingerzeit 79, 80.
— aus Knochen, slawische 129.
Bohuslän, Deutung der Felsenzeichnungen 25, 62 ff., 265 ff.
Boltersen (Lkr. Lüneburg), Urnenfriedhof der römischen Kaiserzeit 170, 171.
Bombenwürfe auf das Museum zu Karlsruhe 212.
— — zu Metz 376.
— — zu Peronne 376.
Bordesholm, Friedhof der frührömischen Kaiserzeit 349.
Bordesholm-Nottfelder Stil 348, 349.
Borgstedt (Kr. Eckernförde), Urne mit Ebern 77.
Bork, Ferdinand, Kriegsnachricht 378.
Bordzichow (Kr. Pr. Stargard), Steinkreis mit Bestattung 248.
Bösenfleisch (Kr. Konitz), Steinkreis 223, 229, 231.
Böttcher, lausitzer Forscher 376.
Boule, über Diluvial-Chronologie 316, 317.
Brachykephalie s. Rassefragen.
Brahnau (Kr. Bromberg), quergerippte Fußwulste 112.
Brandbestattung, nördlich der Themse zu angelsächsischer Zeit 352.
Brandenburg (Mark), quergerippte Fußwulste 112 Anm. 1.
— frührömische Funde 342 ff.
— wendische Funde 127 ff.
— Vorkommen des Sudetentypus (Rassenfragen) 141.
Brandenburg a. d. Havel, slawische Tongefäße 128.
Braſtad (Bohuslän), Felsenzeichnung 25, 265.
Bräuhäuser, über das Diluvialprofil des Neckartales 320.
Bremer, über Auswanderung der Langobarden aus dem Lauenburgischen 349.
— über die sächsischen Mundarten 351.
Brenner, Eduard, † im Kriege, Nachruf 211.
Brenno (Kr. Fraustadt), längsgerippter Armband der frühesten Eisenzeit 96.
Breuil, H., über Markkleeberg 317.
— Deutung paläolithischer Fußbilder 5.
Brielow (Kr. Westhavelland), slawisches Tongefäß 128.
Brietzig (Kr. Pyritz), Eisenfund mit Fußring und Flachbeil 105.
Brillenfibel 95.
Brillenspiralen von Obluſch 102.
Britisches Museum, Elfenbeinrelief, Kreuzigung 305, 307.
Brögger, A. W., über das Oseberg-Schiff 358.
Bröllin (Kr. Prenzlau), einhenkliger Topf aus einer Plattenkiſte 43.
Bronzezeit, Funde im Rbz. Lüneburg 169 f.
— Funde in der Provinz Posen 148 ff.

Digitized by Google

Bronzezeit, Verzierungsweise des liegenden langgezogenen Kreuzes 91 ff.
— Armspirale aus Doppeldraht in Bronzeperiode V 97 ff.
— germanische Götter 61 ff., 263 ff.
Bruggerhalde (A. Donaueschingen), eiserner Spitzbarren 122.
Brünn, diluviales Skelett 372.
Brüssow (Kr. Prenzlau), steinzeitliche Flachgräber 57.
Bruyn, Berthel, Malerei, Kreuzigung 309.
Buchheim (Kr. Konstanz), Bronzearmbänder der III. Hallstattstufe 108.
Buckelurnen, illyrischer Typ, Fund von Garlstorf, einzige in der Provinz Hannover 174.
— altsächsische des 5. Jahrhunderts nach Chr. 350.
— — in England 352.
Buddha, Kult seiner Fußspuren 3.
Burg (Kr. Jerichow I), Halskragen der IV. Bronzeperiode 92.
Burgwall, wendischer, in Wahren bei Leipzig 84.
Buschborn (Kr. Bolchen), eiserner Spitzbarren 123.
Buschen (Kr. Wohlau), getriebener hohler Halsring 107.
— Armring mit glatten Wulsten 112.
Büschfeld (Kr. Merzig), eiserner Spitzbarren 120.
Busse, Hermann, 70. Geburtstag 363.
— Schriften 363.
Byciskala-Höhle (Mähren), Eisenbarren 341.

Cambridgeshire, gleicharmige Fibeln 352.
Campbell, über Zaubermittel 1.
Carnac (Bretagne), Steinreihen 242.
Cäsar, Bericht über die Götter der Germanen 63, 75.
Cavillon s. Grotte du C.
Chadwick, über alte Gebräuche in England 272—274.
Chalon, eiserner Spitzbarren 341.
Chalousos, Grenzfluß zwischen Herminonen und Ingwäonen 348.
Chasuaren 349.
Chauken 349, 350.
Chelles (Dep. Seine et Marne) 191.
Chelléen 191, 317, 319.
Cherusker 351.
Chojno (Kr. Rawitsch), drahtförmiger Armring mit liegenden Kreuzen 103.
Christus, Darstellung der Kreuzigung 292 ff.
Christusmonogramm 291, 292.
Chwarznau (Kr. Berent), längsgerippte Armbänder mit oberer Schleife 98, 101.
Combe Capelle-Montferrand du Périgord Moustérienschicht 190.
— Skelett des Aurignac-Menschen (Homo Aurignacensis) 190, 194, 208, 372.
Commont, V., über Markkleeberg 317, 318.
Corrèze, Neanderthalrasse 372.
Cro-Magnon, Diluviale Skelette 188.
Cro-Magnon-Rasse 188, 194, 208, 373.
Cromlechs s. Steinkreise.

Dahlen (Kgr. Sachsen), gedrehter Halsring mit breiten Ösenenden 104.
Dahlenburg (Kr. Bleckede), Haus und Funde auf dem Kneterberge aus dem 12. und 13. Jahrhundert nach Chr. 178 ff.
Dahlhausen, swebisches Gräberfeld 350.
Dalby (Ksp. Kastlösa auf Öland), längsgerippte Armbänder 98.
Dalki (Kr. Gnesen), ostgermanisches Steinkistengrab 161.
Dänemark, Bronzehalsringe ähnlich dem eisernen von Wahren 88.
— bronzene Beinringe mit liegenden Kreuzen 91.
— Grabsteine mit Kreuzen 284, 285.
— Grenelle-Rasse 140.
Darmesteter, über Agni 276.
Darzau (Kr. Dannenberg), Urnenfriedhof der römischen Kaiserzeit 171.
Dautenheim (Kr. Alzey), eiserner Spitzbarren 121.
Dedelow (Kr. Prenzlau), Steinkammergrab 35.
— steinzeitliches Flachgrab 49.
Deiningen-Klosterzimmern (Bez.-A. Nördlingen), eiserner Spitzbarren 340.
Deidesheim (Bez.-A. Frankenthal), eiserne Spitzbarren 121, 340.
Dembsen (Kr. Posen-West), Feuersteinschaber 147.
— westgermanische Urnengräber 158.
— Abfallgrube aus der römischen Kaiserzeit 161.
— slawische Herdstelle und Scherben 164.
Demeter 271.
Despeter, Deutung seiner Wolfshaut 11.
Dessau, Kugelamphore 39.
Deutsch-Evern (Lkr. Lüneburg), steinzeitliche Werkstatt 173.
Deutsche Kunst 382 ff.
Dicknackige Steinbeile aus Gräben der Uckermark 37, 38, 39, 48, 54, 58.
— von Rybojadel 151.
Diensdorf (Kr. Beeskow-Storkow), bronzezeitliches Gräberfeld 363.
Diluvium 190 ff., 315 ff., 370 ff.
Dionysos, Deutung des Stierfußes 7.
— — des Fuchsgewandes 11.
Dioskuren 64 ff., 77.
Dipylonfigur mit Kamm 20.
Diwitz (Kr. Stranzburg), Mörserkeule 356.
Dodona, Eiche 277.
Dolichokephalie s. Rassefragen.
Dolmen, Fußbilder 5.
Donaueschingen (Baden), eiserner Spitzbarren 122.

Digitized by Google

Doncourt bei Gravelotte (Französisch-Lothringen), eiserner Spitzbarren 123.
Doppelaxt als göttliches Symbol 289, 290.
Doppelkonisches Tongefäß von Lassek-Luban 154.
— von Lissowski 154.
— von Rosko 154.
Doppelspiral-Scheibenkopfnadeln, Abarten und Verbreitung 94, 95.
Dorchester (England), Fund des 5. Jahrhunderts nach Chr. 352.
Dordogne, Grabungen Otto Hausers 189 ff.
Dorr, Robert, 80. Geburtstag 360.
— Schriften 361.
Dräger, Paul, Kriegsnachrichten 210, 377, 379.
Drehscheibe, bei slawischen Gefäßen 130.
Dresden, dreifacher Halsringschmuck mit Kreuzbändern 104.
Dürrenberg a. d. Saale (Kr. Merseburg), keltische Skelettgräber 114, 115.

Eber, am Kivikdenkmal und anderen Altertümern 77.
Ebernburg (Kr. Kreuzburg), eiserner Spitzbarren 120, 124.
Eder, Untersuchungen an Reihengräberschädeln 136.
Edda 265, 273.
Eichede (Kr. Stormarn), Halskragen der IV. Bronzeperiode 92.
Eider = Chalousos 348.
Eisen, Depotfund von Wahren 84 ff., 87 ff.
— Arm- und Halsringe von Mayen 332, 334.
— Schmuckringe von Eitelfelde 158.
— Luppen und Barren 84, 117 ff., 338 ff.
— Fibeln, Messer, Nähnadeln, Ringe, Schere aus frührömischen Gräbern in Brandenburg 344, 345, 346.
— Beil, Lampe, Meißel, Messer aus frührömischen Gräbern in Koblenz 120.
— Hufeisen, Messer, Pflugschar, Sägen, Sicheln aus wendischen Gräbern in Brandenburg 131, 132.
— Wortstamm 125.
Eisenberg (Bez.-A. Kirchheimbolanden) eiserner Spitzbarren 122, 340.
Eisenzeit, früheste, illyrische, germanische und keltische Kultur 87 ff.
— Urnenfelder von Harmstorf und Katemin 173.
Eisleben, schnurkeramisches Gefäß mit netzartigem Schulterornament 31.
Eiszeiten 191 ff., 315 ff.
Eitelfelde (Kr. Obornik), westgermanische eiserne Schmuckringe 158.
— westgermanische Gräber 159.
Eitrem, über Opferriten 77, 279.
Elch, Knochen in steinzeitlichem Grab von Schmiedeberg 51.
— Geweihstange mit Einschnitten von Wahren 84.
Elsaß, eiserne Spitzbarren 123.
— heutige Rassenmerkmale 141.
Elster, Grenzfluß der Kelten 114.
— von keltischem Einflusse frei 117.
England, Einwanderung der Angeln, Sachsen und Jüten 351 ff.
Engle 348.
Eolithen 191, 371.
Eos 276.
Ermanarik 145.
Euten 353.
Eyendorf (Kr. Winsen a. d. Luhe), Funde aus 300 bis 700 nach Chr. 171.

Faden, Eduard, Kriegsnachricht 210.
Faustkeile 191, 198, 318.
Feldimoos bei Hedingen (Kt. Zürich), eiserne Spitzbarren 123.
Felix, Joh., Berger des Wahrener Eisenfundes 84.
Felsenzeichnungen, skandinavische, Deutungen 5, 62 ff., 264 ff.
Fennen 140.
Fetialen 270, 271.
Feuer, erste Verwendung durch den Menschen 197.
— s. auch Notfeuer.
Feuergott 271 ff.
Feuersteingeräte, der Kjökkenmöddinger 79 ff.
— aus der Provinz Posen 147 ff.
— aus dem Rgbz. Lüneburg 173, 177, 178.
— aus der Uckermark 34 ff.
Fibel mit zweilappiger Rollenkappe von Nauheim 212.
— — von Selchowhammer 163.
Fibeln als Zeitmesser der Einwanderung germanischer Stämme in England 352.
— s. auch Augenf., Brillenf., gleicharmige F., Hannöversche F., Harfenf., Hufeisenf., Kahnf., kreuzförmige F., Latènef., Plattenf., Scheibenf.
Fingernageleindrücke an steinzeitlichem Gefäß von Posen 151, Nr. 16.
— am Gefäß von Zerkwitz 158.
— an slawischen Gefäßen 131.
Fingerringe, eiserne, von Wahren 85.
— aus Knochen, slawischer 129.
Fingertupfen, an jetzigen polnischen und serbischen Gefäßen, ähnlich den an vorgeschichtlichen 379.
Finnen, Rassenmerkmale 136 ff.
— Religion 273.
Flachbeil, eisernes, illyrische Sonderform 89, 105.
— — von der Wölmisse 89.
— — von Brietzig 105.
Flachgräber, steinzeitliche in der Uckermark, mit Skelettbestattung 44 ff., 255 ff.
— — mit Leichenbrand 57.
Flatow (Westpreußen), quergerippte Fußwulste 112.

Digitized by Google

Flieth (Kr. Templin), steinzeitliche Flachgräber 57.
Flonheim (Kr. Alzey), eiserne Spitzbarren 121.
Flurstedt (Kr. Apolda), keltische Skelettgräber 116.
Fohrde (Kr. Westhavelland), wendische Niederlassung 128 ff.
— s. auch Gallberg.
Forrer, R., über Koheisenerzeugung 117..
Forst (Bez.-A. Frankenthal), eiserne Spitzbarren 121, 340.
Föschen (Kr. Saarburg), eiserner Spitzbarren 123.
Fossum (Tanum, Bohuslän), Felsenzeichnung 265, 268.
Fra Angelico da Fiesole, Malerei, Kreuzigung 309.
Frazer, über Opferriten 72, 272.
Frey 264, 269, 270, 275, 279.
Friedrichshof (Kr. Plön), Wendelring, allerspätester Typus 109.
Friesische Sprache, Beziehungen zum Kentischen 353.
Fruchtbarkeitsgötter 263, 265, 268—271, 274—279.
Fuhlsbüttel (bei Hamburg), Friedhof der frührömischen Kaiserzeit 348, 349.
Fuhlsbütteler Stil 348.
Fuhse, Franz, Kriegsnachrichten 210, 377.
Fünen, Oberjersdaler Stil und ostgermanischer Mäander 349.
Fürst, Herausgeber der Anthropologica suecica 365.
Fußbänder, längsgerippte der frühesten Eisenzeit 95.
Fußbilder, als Zaubermittel 1, 5 ff.
— bei den Australiern 372.
Fußring, spiralig übergreifend der frühen Eisenzeit 105.
— — Verbreitung 106.
— mit Stöpselende und Tannenzweigmuster 111.

Gäbert, C., über Marktleeberg 316, 317, 318.
Gagel, C., über Marktleeberg 316—318, 320, 323—325.
Galgenberg s. Melzow 44 ff., 255 ff., 261.
Gallberg bei Fohrde (Kr. Westhavelland), Gräberfelder der Bronze-, Eisen-, Kaiser-, Völkerwanderungszeit 342, 343.
Galley Hill, diluviales Skelett 372.
Ganggräber, Fußbilder 5.
Garlstorf (Kr. Winsen a. d. Luhe), Funde der Bronzezeit 174.
Gärte, W., Kriegsnachrichten 210, 377.
Gebel-Hetemar (Ägypten), Felsenzeichnung, Fußsohle und Kamm 4 Abb. 4.
Gefion 273, 278.
Geisbecke s. Wiesbaden.
Geminus, Bericht über achtjährige Perioden bei den Griechen 241.
Georgendorf (Kr. Steinau), spätkaiserzeitliches Pferdegebiß 203 Anm. 2.
Gepiden, aufgegangen in den Altslawen 145.
Gering (Kr. Mayen), Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit 326.
Germanen, Beziehungen zu den Illyriern und Kelten 113 ff., 125.
— Verhältnis zur Aurignacrasse 374.
— Unterscheidungsmerkmale gegen die Altslawen 142.
— Übergang von der Dolicho- zur Brachykephalie 143.
— aufgegangen in den Altslawen 145.
Gesichtsmasken, als Zaubermittel 11.
Gesichtsurnen, Zeitbestimmung 102 Anm. 2.
— von Studsin 164.
Geweihstücke, Baggerfund aus der Ilmenau bei Lüneburg 177.
— vom Elch, mit Einschnitten von Wahren 84.
Giebichenstein (Stadtkr. Halle a. S.), keltische Skelettgräber 114, 115.
Giotto, Malerei, Kreuzigung 309.
Girke, Georg, Doktorprüfung 363.
— Kriegsnachricht 210.
Gleicharmige Fibeln 352.
Gleicharmiges Kreuz 281 ff.
Glienitz a. d. Elbe (Kr. Dannenberg), Funde aus einer Steinkammer der Steinzeit 178.
— der vorrömischen Eisenzeit 174.
Gnewin (Kr. Lauenburg, Pommern), Hohlwulst mit Tannenzweigmuster 110.
Gockstadt-Schiff 358, 359.
Gold, Fund von Kommerau 359.
— Halsring von Peterfitz, 376.
Golencin (Kr. Posen-Ost), Feuersteingeräte 148.
— durchlochte Axt mit dachförmiger Brechung der Bahn 152 Nr. 22.
— slawische Scherben 165.
Gonzerath (Kr. Bernkastel), eiserne Spitzbarren 120.
Gora (Kr. Jarotschin), Funde, illyrische 154.
— — westgermanische 159.
— — ostgermanische 161.
— — slawische 166.
Gora (Kr. Schrimm), Funde, illyrische 154.
— — westgermanische 159.
Gorm 311.
Goten, aufgegangen in den Altslawen 145.
Gotik 383 ff.
Gotland (Insel), Armring der frühesten Eisenzeit mit liegenden Kreuzen 109.
— ältere Eisenzeit 201.
— Grabkreuze 285.
Göttweiger Verlehmungszone 322, 323.
Grabowiec (Kr. Samter), getriebener hohler Halsring 107.
Granowko (Kr. Kosten), durchlochte Steinaxt mit dachförmiger Brechung 152 Nr. 22.

Digitized by Google

Granowko (Kr. Kosten), längsgerippter Armband der früheſten Eiſenzeit 96, 103.
Greiffenberg (Kr. Angermünde), Nadel mit Doppel- und Vierſcheibenſpiralen 94 Anm. 2.
Grenelle-Raſſe 140.
Griechen, Urſprung ihrer Zeitrechnung 241.
Griechiſches Kreuz 281 ff.
Griesheim (bei Darmſtadt), eiſerne Spitzbarren 121.
Grodtken (Oſtpreußen), Steinkreis 244.
Großdorf (Kr. Birnbaum), ſlawiſche Scherben 166.
Großendorf (Kr. Putzig), längsgerippte Armbänder mit oberer Schleife 97, 98, 101.
Großengottern (Kr. Langenſalza), Pfingſtfeierſitte 70, 77.
Groß Jena (Kr. Naumburg), keltiſches Grab 115.
Groß Kieſow (Kr. Demmin), Mörſerſtempel 356.
Groß Lenst (Kr. Neidenburg), Steinkreis 244.
Groß Linichen (Kr. Dramburg), Steinkreiſe 229.
Groß Rakow (Kr. Grimmen), Mörſer 356.
Groß Tſchanſch (Kr. Breslau), drahtförmiger Armring mit liegenden Kreuzen 103.
Groß Tſchernoſeck (Nordböhmen), vaſenförmiges Gefäß der Steinzeit 50.
Groß Wuſterwitz (Kr. Jerichow II), frührömiſche Urnen 342.
— ſlawiſche Funde 127, 128, 132.
Grotnik (Kr. Fraustadt), Lappenbeil 155 Nr. 34.
Grotte du Cavillon bei Mentone, haubenartiger Schmuck aus Muſcheln und Zähnen bei einem paläolithiſchen Skelett 15.
Gruben, auf ſkandinaviſchen Felſenzeichnungen, Deutung 268.
Gruppe, über den Schild der Athene 279.
Grünberg-Kroſſen a. Oder, Kahnfibel 93.
Grunziger Heidemühle (Kr. Meſeritz), ſlawiſcher Wall und Scherben 166.
Guben-Chöne, illyriſches Gräberfeld der früheſten Eiſenzeit mit rundſtabigem Halsring mit liegenden Kreuzen 104.
Gubernatis, über Beziehungen zwiſchen Hand und Hund 25.
Gulbien (Kr. Roſenberg), oſtgermaniſcher achtkantiger Halsring 111.
Gullinbyrſtir 269.
Gullrum (Schweden), Knochenkamm 21.
Gundeſtrup (Jütland), Keſſel 77.
Günther, A., Berichte über Eiſenrohluppen 119.
Gürtelringe der Latènezeit in Gotland 202.
— Vorſtufe in Schleswig 202.
Guſtaſſon, Gabriel, † Nachruf 205.
— Ausgräber des Oſeberg-Schiffes 357.
Haake, Karl, † Nachruf 204.
Halerau = Chalouſos 348.
Halle a. d. Saale, keltiſche Skelettgräber 114, 115.
— Dreivölkereck, Germanen, Kelten, Illyrier 117.
Hals, Franz 383, 386.
Halskragen der jüngeren Bronzezeit, aus zuſammengegoſſenen Ringen mit liegenden Kreuzen verziert, Aufzählung der Funde 92.
— längsgeſtreifte, weſtgermaniſche 99 f.
— — Aufzählung der Funde 102 Anm. 1.
Halsringe, mit liegenden Kreuzen verziert 85, 91 ff.
— mit Endknöpfen 88 ff.
— gedrehte, mit breiten Öſenenden 104 ff.
— getriebene, hohle 107.
— germaniſche mit breitgeklopften Enden 109.
— oſtgermaniſche achtkantige 111.
— Wendelringe 96 Anm. 3, 109, 114 ff., 160, 334 f.
Halsring, eiſerner, verzierter von Wahren 85, 87 ff.
— eiſerner unverzierter von Mayen 334.
— goldener, verzierter aus frühmerowingiſcher Zeit von Peterfitz 376.
Hallſtattzeit, Gräberfeld bei Gering 326 ff.
— — bei Mayen 331 ff.
— Roheiſenluppen 87, 124.
— Zeitbeſtimmungen 89, 90, 102 Anm. 2.
Hammelſtall (Kr. Prenzlau), ſteinzeitliche Tongefäße 44, 45, 46.
Hammer, über genaue Abſteckung der engliſchen Steinkreiſe 231, 233, 235.
Hammergott 63.
Handbilder, als Zaubermittel 24.
— bei den Auſtraliern 372.
Händegott 269—272, 275, 276, 279.
Handmühlen, obere Steine, in der Provinz Poſen 167 Nr. 88 u. 89.
Hannover, Provinz, Friedhöfe der römiſchen Kaiſerzeit, Stil der Keramik und Dauer 349, 350.
— — Vergleich mit England 352.
Hannöverſche Fibel von Bahrendorf 92.
— von Garlstorf 174.
— von Stelle 171.
Hanſen, Hans, † im Kriege, Nachruf 380.
Hanshagen (Kr. Kolberg), Armband der früheſten Eiſenzeit mit liegenden Kreuzen 109.
Harald Blauzahn, Runenſtein 311.
Harfenfibel, von Adamowitz 93.
Harmſtorf (Kr. Bleckede), früheiſenzeitliches Urnenfeld 173.
Hartfeld (Kr. Mogilno), oſtgermaniſche Urne und Schwanenhalsnadel 161.
Harz, in Gotland und nordweſtdeutſchen Urnenfelden 203.
— in frührömiſchen Funden in Brandenburg 346.

Digitized by Google

Hauben, in paläolithischer Zeit, als Zaubermittel 14.
Haus, niedersächsische Typen 351.
— Pfostenhaus von Latkowo 162.
— Schwellenhaus von Dahlenburg 178, 180.
Hauser, Otto, Doktorprüfung 364.
— Vortrag in der Zweiggesellschaft Berlin 190.
Hecklingen (Kr. Aschersleben), keltisches Skelettgrab 114.
Heidelberg, eiserner Spitzbarren 122, 340.
Heiligenthal, Urnenfriedhof der römischen Kaiserzeit 170, 171, 172.
Heinrichshof bei Stramehl (Kr. Prenzlau) steinzeitliche Flachgräber 57.
Hekatäus von Abdera, Bericht über den Apollotempel im Hyperboreerlande 237.
Hel 73, 272.
Hellmer, Entwurf von Grabdenkmälern 383.
Helmstedt, Steinkreis 244.
Hemmerich, Bericht über Roheisenfunde 119.
Hennig, Alfred, Kriegsnachrichten 210, 377.
Hephaistos 277.
Herakles, Deutung seiner Löwenhaut 11.
Hermen, deutscher Name für Ziege 222.
Hermes 222, 277.
Herminonen 347.
Herodes, Münze 291.
Herrnstadt (Kr. Guhrau), germanisches Bronzeschwert mit Nierenknauf 92.
Hesiod 277.
Heß von Wichdorff, Vortrag in der Zweiggesellschaft Berlin 183.
Hessen (Großherzogtum), eiserne Spitzbarren 121.
Hestia 276.
Hetiter, Blitzgott Teschub 276.
— Doppelaxt 289.
Hirschfeld, v., über Steinkreise 215, 227, 244.
Höcherberg bei Höchen (Bez.-A. Homburg, Rheinpfalz), eiserner Spitzbarren 122, 340.
Hocker, in Steinzeitgräbern der Uckermark 33, 40 ff., 252, 255.
Höfler, Deutung des Stierfußes des Dionysos 7.
— — der Frau mit dem Rentier von Laugerie Basse 9.
— — von Fischen als Milchzehrern 27.
Hoghem (Tanum, Bohuslän), Felsenzeichnung 68, 265.
Hohenferchesar (Kr. Westhavelland), slawisches Tongefäß 128.
— s. auch Gallberg.
Hohensalza (Kreis), gedrehte Halsringe mit breiten Ösenenden 104.
Hohlwulst von westgermanischem Typus, Verbreitung 89.
Hohlwulst von westgermanischem Typus, von der Wölmisse, Köstritz und Schroda 89.
— — von Mossin und Zarnowitz 102.
— — mit Tannenzweigmuster von Gnewin und Zurawia 110, 111.
— quergerippter von Zurawia 111.
— quergerippte, Aufzählung der weiteren Fundorte 112.
Holstein, Sitze der Langobarden und Sachsen 348, 349, 350.
— Verbreitung der Mäanderurnen 348.
Hökendorf (Kr. Greifenhagen), Depotfund der V. Bronzeperiode, darunter längsgeripptes Armband mit oberer Schleife 98, 101.
Holland, altsächsische Friedhöfe 351.
Holmberg, Deutung von Felsenzeichnung 275.
Holz, aus paläolithischer Zeit 193.
Homo Aurignacensis 194, 371.
Homo Heidelbergensis 369, 371.
Homo Mousteriensis 193, 371.
Hoops, über Angelsachsen 353.
Hörner, als Zaubermittel 15.
Horton Mor, Stein mit Zeichnung einer Trojaburg 246.
Hoseus, Entwurf von Grabdenkmälern 383.
Hufeisen, slawisches 132.
— als Zaubermittel 5.
Hufeisenfibel im Museum zu Kowno 378.
Hund, als Zaubertier, Beziehung zur Hand 25.
— Deutung Wilkes auf Felsenzeichnung von Backa 25.
Hundisburg (Kr. Neuhaldensleben), vasenförmiges spätneolithisches Gefäß 50.
Hunnen 145.
Husiatyn (Galizien), gedrehter Halsring mit breiten Ösenenden 104.
Hvitlyde (Tanum, Bohuslän), Felsenzeichnung 265.

Illyrier, Beziehungen zu den Germanen und Kelten 113 ff., 125.
Illyrische Kultur 87 ff., 153 ff.
Ilmenau (Fluß), Baggerfund der Steinzeit bei Lüneburg 177.
Indogermanen, Ausbreitung 142, 188.
— Götterglaube 268, 280.
Indogermanische Kultur, Funde in der Provinz Posen 148.
Ingwäonen 347, 348.
Irmin 222.
Isis 77.
Island, Thorsbilder 273.
Israeliten, Speerzauber 271.
Isterbies (Kr. Jerichow I), Fund der IV. Bronzeperiode, darin Halskragen mit Tannenzweigmuster 92.
Istwäonen 347.

Digitized by Google

Jacob, K. H., über Markkleeberg 316—319.
Jaffé, S., † 204.
Jahr, Beziehung der Anzahl der Steine in den Steinkreisen zur Jahresberechnung nach Monaten und Tagen 223 ff., 229, 232, 233, 236 ff., 241.
Jankowice (Kr. Posen-West), durchlochte Steinaxt mit dachförmiger Brechung der Bahn 152 Nr. 22.
Jellinge (Jütland), Runenstein mit gekreuzigtem Christus 313.
Jentsch, Hugo, † Nachruf 375.
— Schriften 375.
Jeremias, über Knotenzauber 29.
Jerka (Kr. Kosten), Scherben mit hängenden Eindrücken 149.
— Scherben der Steinkistenzeit 160.
Johannisdorf (Kr. Hohensalza), Feuersteingeräte 148, 149.
Johannisfeuer 274.
Jonge, de, Entwurf zu Grabdenkmälern 383.
Jordan, über die Euten 353.
Jotnen 268.
Julfest 270.
Jupiter 271.
Jüten, Überwanderung nach England 351, 353.
— = Euten 353.
Jütland, bronzene Knopfhalsringe 90.
— Nadeln mit Doppel- und Dierscheibenspiralköpfen 94 Anm. 2.
— Ober-Jersdaler Stil und ostgermanischer Mäander 349.
— Abwanderung der Jüten 353.

Kade, Kriegsnachricht 379.
Kahnfibel, von Grünberg-Krossen a. d. Oder 93.
Kalender, Beziehung zu den Steinkreisen 223 ff.
Kalevala 273.
Kallies (Kr. Dramburg), bronzener Halskragen 93 unter Kl. Drebnau.
Kamm, als Zaubermittel 17, 20.
— aus Knochen, slawischer 129.
Kaphahn, † 205.
Karlsruh (Kr. Steinau), längsgerippte Armbänder 95 Anm. 1.
— quergerippte Halsringe 112 Anm. 1.
Karlsruhe (Baden) Bombenattentat 212.
Karthago, Tonmasken 13.
— Münze mit Kreuz 290.
Karthaus s. Abbau K.
Katemin a. d. Elbe (Kr. Bleckede), frühseisenzeitliches Urnenfeld 173.
Keile der Kjökkenmöddinger 79, 81.
Kelten, Beziehungen zu den Germanen und Illyriern 113 ff., 125.
Keltische Kultur der frühesten Eisenzeit 87 ff.
Kemke, über Zeitbestimmung der Merowingerzeit 211.
Kempen in Posen, Bernsteinperlen 161.
Keune, J. B., über Roheisenerzeugung 117.
Keune, Bericht über den Bombenwurf auf das Metzer Museum 376.
Kielce (Polen), gedrehter Halsring mit breiten Ösenenden 104.
Kieler Förde, Kjökkenmöddinger Flintgeräte 80.
Kimbern, Opferkult 73.
Kinnekulle (Östergötland), Felsenzeichnung 264, 270.
Kirche, christliche, in wendischem Burgwall 84.
Kirgisen, Schädelform 140.
Kivik (Schonen), Grabdenkmal der Bronzezeit 61 ff.
Kjökkenmöddinger Flintgeräte 79 ff.
Klaatsch, Hermann, † Nachruf 366.
— Untersuchung über die Abstammung des Menschen 190, 193, 194, 367 ff.
Klapperbleche der Hallstattzeit von Mayen 334, 335.
Kleckerwalde bei Harburg, Wiederherstellung des Hünenbettes 176.
Klein Drebnau (Kr. Fischhausen), Depotfund der V. Bronzeperiode, darin längsgeripptes Armband mit oberer Schleife 98, 101.
— — Halskragen der Periode IV b der Bronzezeit mit durchbrochenem Rande 93, 102 unter Zimitz.
Klein Koluda (Kr. Hohensalza), Nadel mit Dierscheibenspiralenkopf 94 Anm. 2.
Klein Korbetha a. d. Saale (Kr. Merseburg), keltische Skelettgräber 114, 115.
Klein Kreuz (Kr. Westhavelland), frührömisches Gräberfeld auf dem Kruseberg 342.
Klein Wangen (Kr. Querfurt), spätkaiserzeitliches Pferdegebiß 203 Anm. 1.
Klingholz, Kriegsnachricht 210.
Klosterzimmern s. Deiningen.
Knochen, Nadeln aus frührömischen Gräbern in Brandenburg 344, 346.
— Fingerring, Bohrer oder Pfriemen, Nähnadeln aus slawischen Funden bei Fohrde 128, 129.
Knopp (Bez.-A. Zweibrücken), eiserne Spitzbarren 122.
Knotenzauber 28.
Koban (Kaukasus), Bronzehand mit Hunden 25.
Koblenz (Stadt), Gräberfeld der römischen Kaiserzeit, darin eiserne Spitzbarren, Beil, Meißel, Lampe 119, 124.
Kodram (Kr. Usedom-Wollin), Halskragen der IV. Bronzeperiode 93.
Koken, über die Tierwelt des Diluviums 320, 323, 324.
Kolberg (Stadt), bandförmige Armspirale der frühesten Eisenzeit 108.

Digitized by Google

Kolberg (Stadt), ostgermanischer achtkantiger Halsring 111.
Kolberg-Körlin (Kreis), frühe Eisenfunde 125.
Kolkhagen (Lkr. Lüneburg), Grabhügel der Bronzezeit 169.
Kolmar (Elsaß), eiserne Spitzbarren 123.
Kölpin (Kr. Kolberg-Körlin), Depotfund der frühesten Eisenzeit, darin längsgerippte Armbänder 99, 100, 101, 125.
Kommandostäbe, neuer Fund 193.
Kommerau (Kr. Schwetz), Goldfund des 4. Jahrhunderts nach Chr. 359.
Königsruh (Kr. Obornik), artartiges Steingerät 149.
— ostgermanische Gräber 162.
Konraden (Kr. Arnswalde), Halskragen der IV. Bronzeperiode 93.
Konstantin der Große, Münzen mit Kreuz 290, 291.
Korsobad, eiserne Spitzbarren 339, 341.
Korvey, Miniaturmalerei, Kreuzigung 309.
Kosel (Oberschlesien), bandförmige, spitzzulaufende Armspirale 108.
Kossinna, Ansprache in der 3. Kriegssitzung 187.
— über die Buckelurne von Garlstorf 174.
— über germanische Götter 270.
— über Felsenzeichnung von Backa 25.
— über das Kivikdenkmal 76.
— über Rädchentechnik der Westgermanen 348.
— über die Ostgermanen 145.
— über die Urfinnen 140.
Köstritz a. d. Elster, Hohlwulst 89.
Kowno (Litauen), Museum 378.
Krapina (Kroatien), diluviale Menschenknochen 370, 372, 373.
Krautergersheim (Kr. Erstein), eiserne Spitzbarren 123.
Krehlau (Kr. Wohlau), längsgerippte Armbänder 95 Anm. 1.
Kreise auf Steinen in England 246.
— s. auch Steinkreise.
Kremerbruch (Kr. Rummelsburg, Pommern), Steinkreis 231.
Kreuz, liegendes, langgezogenes als Ziermuster 91 ff.
— lateinisches 281 ff.
— gleicharmiges, sog. griechisches 281 ff.
— Malteserkreuz auf einer Urne von Ramelsloh 176.
Kreuzförmige Fibeln 352.
Kreuzglorie 288 Anm. 2, 292.
Kreuzigung, Darstellungen 300 ff.
Kriegsnachrichten 210, 376.
Krim, Gotenreste 145.
Krone a. d. Brahe (Lkr. Bromberg), slawische Scherben 164.
Kröte, als Zaubermittel 3.
Krüger, Lausitzer Forscher 376.
Kruseberg s. Klein Kreutz.
Krzywagura (Kr. Wreschen), slawische Keramik 166.
Kugelamphoren von Dessau 39.
— von Schmiedeberg 38, 39, 50, 52.
Kuggen (Kr. Königsberg i. Pr.), Antennenschwert 92.
Kujundschik (Südrußland), Goldmaske 13.
Kundratitz (Böhmen), Depotfund 360.
Kurzköpfe, bei den verschiedenen Rassen Europas 135 ff.
Kupfer, Oberarmringe von Paulstal 150.
Kustendsche (Dobrudscha), geschnittener Stein, Kreuzigung 302.
Kuttlau (Kr. Glogau), bandförmige Armspirale der frühesten Eisenzeit 108.

Laaland, Armringe der frühesten Eisenzeit 95.
— Knopfhalsringe der frühesten Eisenzeit 90.
Laibacher Moor, spätneolithische Schädel 139.
La Madeleine an der Dézère (Dordogne), erste Funde des Magdalénien 192.
La Micoque (Dordogne), paläolithische Funde, danach die Benennung Micoquien 192, 364.
Lampe, eiserne, der römischen Kaiserzeit von Koblenz 120.
Landstuhl (Bez.-A. Homburg, Rheinpfalz), eiserner Spitzbarren 122.
Langköpfe, Aurignacienrasse 373.
— bei den verschiedenen Rassen Europas 135 ff.
— in den Steinzeitgräbern der Uckermark 250, 256, 258, 261, 262.
Langobarden 170—172, 347—349.
Langwieden (Bez.-A. Homburg, Rheinpfalz), eiserner Spitzbarren 122.
Lanzenberg (Kr. Löbau in Westpreußen), Halskragen mit Kreuzband 109.
Lanzenspitze, aus Feuerstein von Schmiedeberg 52.
— ostgermanische verzierte von Ober-Jersdal 349.
Lappen, Götter und Kulte 73, 263, 269, 273, 275.
— Rassenmerkmale 137, 139, 140, 141.
Lappenbeile von Rosko, gefunden mit Absatzbeil 155.
Lassek-Luban (Kr. Posen-West), steinzeitliche Funde 148, 149.
— doppelkonisches Tongefäß 154.
Latdorf-Bernburger Stil, Malteserkreuz 176.
Lateinisches Kreuz 281 ff.
Latènefibeln von Selchowhammer und Grotnik 163.
— späteste in frührömischen Gräbern in Brandenburg 345, 346.
Latènezeit, Gräberfunde bei Leipzig 83.
— Roheisenluppen 84, 118, 124.
— Déchelettes Buch 200.

Digitized by Google

Latkowo (Kr. Hohensalza), Feuersteingeräte 148.
— ostgermanische Scherben und Hausüberreste 162.
Lauenburg (Landschaft), Langobarden 349.
Laugerie basse, Zeichnung der Frau mit dem Rentier 8, 17.
— haute, paläolithische Ansiedlung 194.
— intermédiaire, paläolithische Ansiedlung 194.
Laussel, Frauengestalten in Stein mit Gesichtshauben und Horn 14, 17.
Lechler, Georg, Kriegsnachrichten 210, 377.
Leichenbrand in Steinzeitgräbern der Uckermark 33, 57 ff.
— in älterer slawischer Zeit 127.
Leine (Kr. Pyritz), Fund der frühen Eisenzeit mit gedrehtem Halsring mit breiten Ösenenden und spiraligem Fußring 105.
Leipzig (Umgegend), vorgeschichtliche Funde 83.
Leiter, als Zaubermittel 3, 9.
Leitmeritz (Böhmen), Einsturz des Museums 359.
Lemcke, Jubiläum 204.
Lemminge 322—324.
Le Moustier (Dordogne), erste Funde des Moustérien 191.
— Fund des Acheulmenschen, Homo Mousteriensis 190, 193, 372.
Lengen (Kr. Pleschen), westgermanische Funde 160.
Lerchenberg (Kr. Glogau), bandförmige Armspirale der frühen Eisenzeit 108.
Lersch, über Jahreseinteilung bei den Germanen 224.
Les Eyzies 192.
Lessing, über Rembrandt und Hals 384.
Letten bei Wiptingen (Kt. Zürich), eiserner Spitzbarren 123.
Liebusch (Kr. Schwerin a. W.) slawische Scherben 166.
Limburg bei Dürkheim (Bez.-A. Frankenthal), eiserne Spitzbarren 121.
Limmer bei Hannover, swebischer Friedhof 351.
Lindroth, über Ull und Skadi 63 Anm. 1.
Lissauer, über Steinkreise in Westpreußen 215, 217, 226, 227, 246.
— Diagraph 370.
Lissauer, Fritz, Kriegsnachrichten 210, 376.
Lissowki (Kr. Posen-West), illyrische Gräber der IV. Bronzeperiode 154.
Literaturnachweise der Schriften von Åberg 363.
— von Ammon 365.
— von Bock 382.
— von Brenner 211.
— von Busse 363.
— von Dorr 361.
— von Gustaffson 206.
— von Jentsch 375.
— von Klaatsch 366 ff.
Literaturnachweise der Schriften von J. Ranke 387.
— von Schliz 207.
— von Stimming 210.
— von Willers 209.
— über Funde von Roheisenluppen 117, 339 ff.
— über Anlage der Steinkreise nach astronomischen Gesichtspunkten 231, 234, 236, 237, 243.
— über die zeitliche Stellung der diluvialen Funde von Markkleeberg 316 ff.
Löbsch (Kr. Putzig), Depotfunde der V. Bronzeperiode, darin längsgerippte Armbänder mit oberer Schleife und Dornverschluß 98, 101.
Lockyer, über englische Steinkreise 220—222, 231 ff.
Loitz (Kr. Grimmen), Mörser nebst wendischen Scherben 356.
Lökeberg (Bohuslän), Felsenzeichnung, Fußdarstellungen 4.
Lommiswil (Kr. Solothurn), eiserne Spitzbarren 123.
Lorthet, Rentierknochen mit Rentieren und Fischen 28.
Lorzendorf (Kr. Namslau), getriebener hohler Halsring 107, 112 Anm. 1.
Los Millares (Spanien), Miniaturkämme 21.
Löz 321—324.
Lothringen, eiserne Spitzbarren 123.
Löwentinsee bei Lötzen, ostgermanische sechskantige Halsringe 111.
Lübbesee (Kr. Soldin), Doppelspiral-Scheibenkopfnadel 94 Anm. 2.
Lübeck, Wendelring, allerspätester Typus 109.
Lüdemann, Karl, Kriegsnachricht 379.
Lüneburg (Regierungsbezirk), Grabungen 169 ff.
— Zeitbestimmung des Einzugs der Sachsen 172.
Lüneburg (Stadt), Baggerfund der Steinzeit 177.
Lurenbläser, am Kivikdenkmal 62, 69, 74.
Luschan, v., über Schädelveränderung der Germanen 144.
Lüttich, Pfingstgebräuche 71.
Luttom (Kr. Konitz), Steinkreis 230.
Lützschena bei Leipzig, Brandgräber der frühen Eisenzeit 83.

Mäanderurnen, westgermanische in der Mark Brandenburg 334, 346.
— — Verbreitung 348.
— ostgermanische in Jütland und Fünen 349.
Magdalénien 192, 194, 315, 320, 321, 324.
Mähren (ohne Ortsangabe), Stiefelgefäß 4 Abb. 8.
Maigraf 67, 268.

Digitized by Google

Malente (Fürstentum Lübeck), nördliche Grenze der Mäanderurnen 348.
Malschwitz (Kr. Freistadt), längsgerippte Armbänder 95 Anm. 1.
Malteserkreuz an Urne von Ramelsloh 176.
Mamlitz-Hauland (Kr. Schubin), bronzenes Randbeil 150.
Mammutfauna 373.
Mandelkow (Kr. Soldin), Halskragen der jüngeren Bronzezeit 93, 102.
Mannhardt, über Opfer und Kulte 70, 72, 75, 273, 274.
Markkleeberg bei Leipzig, diluviale Funde 315 ff.
Mars 270, 271, 272, 279.
Marsdorf (Kr. Sorau), längsgerippte Armbänder 95 Anm. 1.
Masken, als Zaubermittel 13.
— aus Gold von Kertsch, Kujundschik, Mykenä 13.
— aus anderen Stoffen 13.
Masuren, Land und Leute, Vortrag 183.
Matarisvan 277.
Matiegka, über Altslawen 137.
— Messungen an Schädeln in Böhmen 143.
Mauer bei Heidelberg, Unterkiefer des Homo Heidelbergensis 371, 373.
Mauringerland 348.
Mayen (Stadt), Gräber der jüngsten Hallstattzeit 331 ff.
Mecklenburg, Grenelle-Rasse 140.
— Wotenitz-Jameler Stil 348.
Meerdorf (Braunschweig), swebischer Friedhof 351.
Megalithgräber, Fußbilder 5.
Mehlis, über Roheisenfunde 117, 119, 338.
Melchers, über Menschen und Menschenaffen 373.
Melzow (Kr. Angermünde), Gräber der Steinzeit 35, 36, 37, 40 f., 44, 47, 59, 252 ff., 261.
Menhirs 222, 246.
Menkin (Kr. Prenzlau), steinzeitliche Steinplattenkiste 44.
Mennewitz (Kr. Kalbe a. S.), Halskragen der IV. Bronzeperiode 92.
Menschenaffen 190, 373.
Menschenopfer 271.
Mentone, Statuette mit Gesichtshaube 14.
— haubenartiger Schmuck bei paläolithischem Skelett 15.
Menzel 386.
Meringer, R., über Hauben als Zaubermittel 13.
— über die Frau mit dem Renntier von Laugerie basse 9.
Merowingerzeit, Goldhalsring von Peterfitz 376.
— Friedhof zu St. Etienne 377.
— Zeitbestimmung 211.
— Stil, Beziehungen zur Gotik 382.
Merseburg, keltische Skelettgräber 115.
Mersina (Kleinasien), Bronzeflachbeil mit Fußabdruck 4 Abb. 3.
Messer, aus Feuerstein, der Kjökkenmöddinger 79, 80.
— — von Schmiedeberg 39.
— — von Lassek-Luban 148.
— aus Bronze, mit liegenden Kreuzen verziert 91, 92, 93.
— aus Eisen der römischen Kaiserzeit von Koblenz 120.
— — — aus der Umgebung von Brandenburg a. d. Havel 346.
— — slawische von Fohrde 131.
Metz, Bombenwurf auf das Museum 376.
Metzner, das Wesen und die Richtung seiner Kunst 382 ff.
Michalowo (Kr. Gostyn), durchlochte Steinaxt mit dachförmiger Brechung der Bahn 152 Nr. 22.
Michelsberg, Schädel der Pfahlbau-Rasse 139.
Micoquien 192.
Midgardwurm 73.
Miechow (Polen), gedrehter Halsring mit breiten Ösenenden 104.
Mittelländische Rasse 188, 374.
Mogilno (Kreis), gedrehte Halsringe mit breiten Ösenenden 104.
Möller, über Pharodeinoi und Chalousos 347, 348.
— über die Euten 353.
Mond, Darstellungen am Kivikdenkmal 62, 64.
— auf Kreuzigungsbildern 302, 314.
Mondgottheiten 27, 63, 64.
Mongolenfalte 137, 141.
Mongolische Beimischung in der europäischen Bevölkerung 137.
Montelius, über Zeitstellung längsgerippter Armbänder 96 Anm. 4.
— über Grubenbilder als Zeichen für Opferhandlung 266.
— über Schilde zum religiösen Gebrauch 273.
Monza, Sachen mit Kreuzen 297, 301.
Monzernheim (Kr. Worms), eiserne Spitzbarren 121.
Möriger Typ, Schwert von Löbsch 101.
Mortillet, Einteilung des Diluviums 191.
Mossin (Kr. Neustettin), Depotfund der frühesten Eisenzeit, darin Halskragen und Hohlwulst 99, 102.
Moustérien 194, 315 ff., 373.
Much, R., über Chalousos 348.
— über die Euten 353.
Müllenhoff, über die Alcis 65.
— über Chalousos 348.
— über die Urheimat der Slawen 142.
Müller, Sophus, über Zeitstellung der dänischen Halsringe mit Endknöpfen 89, 90.
— über Altslawen 135.
Münsterwalde, Bestattung im Steinkreis 248.
Münzen mit Kreuzen 289, 291.

Digitized by Google

Muschelhaufen, Flintgeräte 79 ff.
Muschelschmuck des Aurignac-Menschen 198.
— bei paläolithischen Skeletten 15, 198.
Museum in Genthin 133.
— in Karlsruhe 212.
— in Kowno 378.
— in Leitmeritz 359.
— in Lüneburg 169.
— in Metz 376.
— in Peronne 376.
— in Posen 147.
— in Stettin 204.
Muspilligedicht 73.
Mykenä, goldene Totenmaske 13.
— Miniaturkamm aus Ton 21.
Myrgingen 348.

Näbe, Max, Kriegsnachricht 210.
Nadeln aus Bronze, mit liegenden Kreuzen verziert 94, 95.
— aus Knochen von frührömischen Gräbern in Brandenburg 344.
— s. auch Doppelspiralscheibenkopfn., Nähnad., Schwanenhalsn., Spiralscheibenn.
Nahanarvalen 65.
Nähnadeln aus Eisen, von frührömischen Gräbern in Brandenburg 346.
— aus Knochen, slawische 129.
Nahrendorf (Kr. Bleckede), Urnenfriedhof der römischen Kaiserzeit 170, 171, 172.
Namslau (Schlesien), Armring der frühesten Eisenzeit mit glatten Wulsten 112.
Nassau (Provinz), eiserne Spitzbarren 120.
Nassenheide (Kr. Randow), Halskragen der IV. Bronzeperiode 92.
Nateln s. Wellendorf.
Nauheim, Fibel mit zweilappiger Rollenkappe 212.
Neandertal, paläolithischer Skelettfund 370, 372.
Neandertalrasse 190, 194, 197, 367, 370 bis 372, 374.
Neckartal, Diluvialprofil 320.
Nedre Solberg (Stjeberg, Smaalenene, Norwegen), Felsenzeichnung 63 Anm. 1.
Nehring, über die Tierwelt des Diluviums 322.
Nerthus 265, 268, 347.
Netolitzky, Kriegsnachricht 377.
Netz, als Zaubermittel 30.
Neuenburg (Westpreußen), Absatzbeil 155 Anm. 1.
Neuenburg (Schweiz), Tonringe 330.
Neuendorf (Kr. Westhavelland), Halskragen der IV. Bronzeperiode 93.
— slawische Funde 127, 128, 132.
Neuenfeld (Kr. Prenzlau), Trichterrandbecher 41.
Neustadt a. H. (Rheinpfalz), eiserner Spitzbarren 122.
Niedau am Bieler See (Kt. Bern), eiserner Spitzbarren 124, 340.
Niederkleen (Kr. Wetzlar), eiserner Spitzbarren 120, 341.
Niedermendiger Basaltgeräte in Vorpommern 356.
Niederolm (Kr. Mainz), eiserner Spitzbarren 121.
Nienbüttel, Urnenfriedhof der römischen Kaiserzeit 170, 171.
Nierenring von Chwarznau 101.
— von Obluschk 102.
— von Zarnowitz 102.
Nilsson, über das Kivikdenkmal 62.
Nineveh, eiserne Spitzbarren 338 Anm. 1, 339.
Njörd 265, 267, 268, 275.
Nördlingen, eiserne Spitzbarren 123, 341.
Noskow-Buden (Kr. Jarotschin), slawische Scherben 166.
Notfeuer 74, 274.
Nüesch, † 364.

Oberbergheim (Kr. Rappoltsweiler), eiserne Spitzbarren 123.
Ober-Jersdal (Kr. Hadersleben), Friedhof der römischen Kaiserzeit 349.
Ober-Jersdaler Stil 349.
Obermaier, H., über Markkleeberg 317, 318, 319.
Oberpritschen (Kr. Fraustadt), Schläfenring 166.
Obluschk (Kr. Putzig), Depotfund der V. Bronzeperiode, darin längsrippige Halskragen 99 Anm. 1, 100, 102, 126.
Obrist, Hermann, das Wesen und die Richtung seiner Kunst 382 ff.
Ochodza (Kr. Wongrowitz), Armspirale mit Tannenzweigmuster 111.
Ocker, Bestreuung der Toten 10.
Odilienberg, Steinkreis 244.
Odin 63, 269, 271, 272, 279.
Odry (Kr. Konitz), Steinkreise 213 ff., 230, 231, 242, 243, 246, 247.
— Zeitbestimmung 221.
Odsherred (Seeland), Felsenzeichnung 66, 77.
Offa 348.
Offenburg (Baden), eiserne Spitzbarren 122.
Ofnethöhle, haubenartiger Schmuck um paläolithischen Schädel 15.
Öland, dünndrahtige glatte Halsringe 95.
Oldenberg, über die Götter der Veda 266, 267, 271, 274, 276.
Oldenburg (Großherzogtum), Süden, Delmenhorster Stil 351.
Oldendorf bei Amelinghausen (Lkr. Lüneburg), Grabhügel der Bronzezeit 176.
Oldesloe (Kr. Stormarn), Depotfund der IV. Bronzeperiode, darin Halskragen und Fußringe mit liegenden Kreuzen 92.

Digitized by Google

Oll 63 Anm. 3, 273.
Ollerus 63 Anm. 3, 273.
Olrik, Axel, über die Religion der Lappen 263, 268, 272.
Olshausen, über Nachahmung der Drahtspiralen in Guß 97 Anm. 1.
Olympiaden 236, 241.
Orchowo (Kr. Mogilno), längsgeripptes Armband 96, 103.
— bandförmige, spitzzulaufende Armspiralen 108.
— Doppelspiralscheibenkopfnadel 94 Anm. 2.
Oschersleben (Stadt), keltische Skelettgräber 114.
Oseberg-Schiff 206, 357.
Oskorei 269, 272.
Osterstetten (O.-A. Ulm), eiserne Spitzbarren 122.
Ostfalen 351.
Ostfriesland, altsächsische Friedhöfe 351.
Ostgermanen, vereinzelte Funde von Armspiralen aus Doppeldraht 97.
— bandförmige, spitzzulaufende Armspiralen 108.
— achtkantige Halsringe 110, 111.
— Funde in der Provinz Posen 161.
— Zeitbestimmung ihres Auftretens in Deutschland 101, 102.
— Grenze gegen die Westgermanen in der frühesten Eisenzeit 108.
— aufgegangen in den Altslawen 145.
Ostrowek (Kr. Strelno), spätkaiserzeitliches Pferdegebiß 203 Anm. 1.
Ostrowo am Goplosee, Bronzemesser der III. Bronzeperiode mit liegenden Kreuzen 91.
Ottersberg (Kr. Achim), manschettenartiges, gegossenes Bronzearmband 89.
Owinsk (Kr. Posen-Ost), in der Warthe, durchlochte Steinaxt mit dachförmiger Brechung der Bahn 152 Nr. 22.

Paape, Kriegsnachrichten 210, 377.
Patosch (Kr. Mogilno), steinzeitliches Tongefäß 150.
Paläolithische Zeit 191 ff., 315 ff., 372 ff.
— Zaubermittel 5 ff.
— Zeichenschrift 192.
— neuentdeckte Heiligtumsstätte 192 f.
Palladion 272, 273.
Pannonien, Langobarden 350.
Panu 273, 274.
Papendorf (Kr. Prenzlau), Steinplattenkiste 43.
Parpart (Kr. Schlawe), Halskragen mit Tremolierstich 100, 102, 125.
Pasewalk (Kr. Ückermünde), bandförmige, spitzzulaufende Armspirale der frühesten Eisenzeit 108.
Pasiegahöhle (Nordspanien), Fußbilder 5.
Paulstal (Kr. Schubin), Kupferringe 150.
Paulus Diakonus, Bericht über die Langobarden 348.
Pawlowke (Lkr. Bromberg), slawisches Tongefäß und Schlittknochen 166.
Penaten 272.
Penck, über Zeitbestimmungen des Diluviums 319, 324.
Peßler, über sächsische Haustypen 351.
Peterfitz (Kr. Kolberg), Gesichtsurne mit Kammbild 21.
— Goldhalsring aus frühmerowingischer Zeit 376.
Petit-Mont bei Arzon (Frankreich), Fußbild in Megalithgrab 5.
Pfahlbau-Rasse 138—141.
Pfeifhof (Gem. Aubausen, Bez.-A. Nördlingen), eiserne Spitzbarren 123.
Pfeilspitzen, aus Feuerstein von Melzow 45, 46.
Pferde, Bilder am Kivikdenkmal 61 ff.
— auf skandinavischen Felsenzeichnungen 269 ff.
— — von Wilke bestrittene Deutung 25.
Pferdegebisse, der späteren Kaiserzeit 203 Anm. 1.
Pferdegott 63 ff., 75, 77, 269, 271, 272, 279.
Pfingsthügel (Northumberland), Figurenstein mit Trojaburgen 245.
Pfriemen, aus Knochen, slawische 129.
Pharodeinoi 347.
Pinneberg (Holstein), nördliche Grenze der Mäanderurnen 348.
Piontkowo (Kr. Posen-Ost), durchlochte Steinaxt mit dachförmiger Brechung der Bahn 152 Nr. 22.
Pithecanthropus 373.
Plattenfibel von Bahrendorf 92.
— von Hökendorf 101.
— von Zimitz 102.
Plau (Mecklenburg), Skelett der Ancyluszeit 208.
Plutarch, Bericht über den Stierfuß des Dionysos 7.
Pohl, Heinrich, † Nachruf 205.
Poseidon 271, 272, 277, 278, 279.
Posen (Provinz), vorgeschichtliche Funde 147 ff.
Posen (Stadtkreis), steinerne Pflugschar und Scherben mit Fingernägeleindrücken 151.
— Depotfund, darin längsgeripptes Armband und Wendelring 96.
Potszanowo s. Eitelfelde.
Preußisch Börnecke (Kr. Aschersleben), keltisches Skelettgrab 114.
Priment (Kr. Bomst), Cisten-Depotfund, darin bandförmige, spitzzulaufende Armspirale 108.
Prittag (Kr. Grünberg), längsgerippte Armbänder 95.
— bandförmige, spitzzulaufende Armspirale 108.

Digitized by Google

Prometheus 277.
Prott, v., über den Stierfuß des Dionyſos 7.
Ptolemäus, Bericht über germaniſche Stämme 347, 348.
Puy Boudieu bei Aurillac, Colithen 191.
Pyritz (Kreis), Funde der früheſten Eiſenzeit 104, 105, 125.

Quasnitz bei Leipzig, Gräberfeld der Latènezeit 83.
— — der römiſchen Kaiſerzeit 83.
Quente, Paul, Kriegsnachricht 211.
— † im Kriege, Nachruf 380.

Rad, religiöſes Symbol 64, 282, 290.
Rädchentechnik 344, 346, 348.
Radkreuz, am Kivikdenkmal 24.
Radlow (Kr. Beeskow-Storkow), bronzezeitliches Gräberfeld 363.
Ramelsloh (Kr. Winſen a. d. Luhe), Urnen von 600—400 vor Chr., darunter eine mit Malteſerkreuz 176.
Ramsberg (Kr. Kammin), Depotfund der V. Bronzeperiode, darin längsgerippte Armbänder 98, 99, 101.
Ramſtein bei Landſtuhl (Bez.-A. Homburg, Rheinpfalz), eiſerner Spitzbarren 122.
Randbeil von Mamlitz 150.
Ranke, Johannes, † Nachruf 387.
— Schriften 387.
Raſſefragen 135 ff., 188, 190 ff., 208, 367 ff.
Räſunda (Uppland), Dolch der V. Bronzeperiode 151 Anm. 1.
Rataj (Kr. Poſen-Oſt), längsgeripptes Armband 96 Anm. 3.
Ravenna, Kreuzbilder 283, 287.
Rebenstorf (Kr. Lüchow), Friedhof der römiſchen Kaiſerzeit 170, 171.
Reche, über neolithiſche Raſſen in Böhmen 138, 140.
Rega (Fluß in Pommern), Grenze zwiſchen Oſt- und Weſtgermanen 108.
Reibſteine, ſlawiſche 129.
Reinecke, Einteilung der Hallſtattzeit 89, 90, 102, Anm. 2.
Reiske, über Notfeuer 75.
Rembrandt 383, 384, 386.
Renchen (A. Achern), eiſerne Spitzbarren 122.
Rentier 8, 192.
Retzius, Herausgeber der Anthropologia suecica 365.
Reudigner 347.
Rheinpfalz, eiſerne Spitzbarren 121.
Rheinprovinz, eiſerne Spitzbarren 119, 120.
Ribenz (Kr. Kulm), bandförmige, ſpitzzulaufende Armſpirale 108.
— oſtgermaniſche achtkantige Halsringe 111.
Richter, Joh., Kriegsnachricht 210.
Riemenzungen, Entwicklung auf Gotland 202.
Rieſte (Kr. Ülzen), Urnenfriedhof der römiſchen Kaiſerzeit 170, 171.
Rietz (Kr. Zauch-Belzig), ſlawiſches Skelettgrab 127.
Rimbeck (Kr. Warburg), Ganggrab, darin Oberarmknochen mit Lochbildung 260.
Rixdorf bei Berlin, Diluvium 320—323, 325.
Rogaſen (Kr. Obornik), durchlochte Steinaxt mit dachförmiger Brechung der Bahn 152 Nr. 22.
Rokutow (Kr. Pleſchen), oſtgermaniſche Funde 162.
Rom, Kreuzdarſtellungen 296, 297.
Römiſche Kaiſerzeit, Funde in der Mark Brandenburg 342 ff.
— in der Umgegend von Leipzig 83.
— im Regierungsbezirk Lüneburg 169 ff.
— in der Provinz Poſen 161 ff.
— die germaniſchen Stämme in Nordweſtdeutſchland 347 ff.
— Roheiſenluppen 118, 119, 120, 124.
Rosdorf (Lkreis Göttingen), Reihen-Skelettgräber 171.
Rosko (Kr. Filehne), Schaber aus Feuerſtein 148.
— Sicherheitsnadel der III. Bronzeperiode mit liegendem Kreuz 91, 94.
— Dolch der V. Bronzeperiode 151.
— Bronzedepotfund mit Abſatzbeil, Lappenbeilen, Knopfſicheln 155.
— kleines Tonnäpfchen 157.
— ſlawiſche Scherben 167.
Roßdorf (Kr. Jerichow II), ſlawiſches Gefäß 129.
Rote Farbe, als Zaubermittel 10.
— Bemalen der Leichen in paläolithiſcher und ſpäterer Zeit 10.
— — bei den Auſtraliern 372.
Rubens 384.
Rüdersdorf (Kr. Niederbarnim), Gräberfeld 363.
Rudra 266—268, 277, 279.
Runenſteine, ſchwediſche, mit griechiſchem Kreuz 298.
— von Jellinge mit Darſtellung des gekreuzigten Chriſtus 311, 313.
Ruſſen, verſchiedenartige Raſſen 135, 137, 140 ff.
Ruthen bei Lübz (Mecklenburg), Manſchettenarmband der jüngeren Bronzeperiode mit liegenden Kreuzen 91.
Rybojadel (Kr. Meſeritz), dicknackige Steinbeile 151.
— illyriſches Gräberfeld 157.
Rynkeby (Fünen), Keſſel 77.
Rzadkowo (Kr. Kolmar in Poſen), weſtgermaniſche Scherben 160.

Saale, Grenzfluß der Kelten 114, 117.
Saalfeld (Thüringen), keltiſche Funde 116.
Sachſen (germaniſcher Volksſtamm), Erſte Sitze und Ausbreitung 172, 347 ff.

Digitized by Google

Säge, aus Eisen, slawische von Zohrde 131, 132.
Salier, römische Priesterschaft 275, 278.
Salz, als Zaubermittel 2.
Samland (ohne Ortsangabe), ostgermanischer achtkantiger Halsring 111.
Samter (Kreis), gedrehte Halsringe mit breiten Ösenenden 104.
— Nordgrenze einer illyrischen Form des eisernen Flachbeils 105.
Saône (Flußbett) bei Châlon, eiserner Spitzbarren 341.
Saxo, Bericht über Ollerus 273.
Scef 272, 278.
Schaber aus Feuerstein, erstmaliges Vorkommen im Acheuléen 191.
— Beigabe des Acheul-Menschen 198.
— der Kjökkenmöddinger 79, 80.
— Funde in der Provinz Posen 147, 148.
Schädel, als Seelensitzorgan 23.
— Meßweisen 370.
— s. auch Langköpfe, Kurzköpfe, Rassefragen.
Scharley (Kr. Hohensalza), Nadel mit Vierscheibenspiralenkopf 94 Anm. 2.
Scheibenfibeln, altsächsische 352.
— fränkische in England 352.
Scheren, eiserne, aus frührömischen Funden in Brandenburg 344, 346.
— Auftreten bei den Germanen 203 Anm. 2.
Schermen bei Burg (Kr. Jerichow I), slawisches Tongefäß 128.
Schetelig, über das Oseberg-Schiff 358.
Schieringen (Kr. Bleckede), Hünenbett 177.
Schiff, Friedrich, über die Bevölkerung Böhmens 138, 140.
Schiff, Bilder auf skandinavischen Felsenzeichnungen 67, 265.
— am Kivikdenkmal 61, 64.
Schifferstadt (Bez.-A. Speier), eiserner Spitzbarren 122.
Schild, als Götterzeichen 272, 278.
Schildgott 273, 275, 278, 280.
Schipenitz (Ger.-Bez. Kolzmann, Bukowina) Stiefelgefäß 4.
Schläfenringe, Kennzeichen für slawische Gräber 135.
— von Oberpritschen 166.
— fehlen in wendischen Gräbern der Umgegend von Brandenburg 133.
Schlagenthin (Kr. Konitz), ostgermanischer achtkantiger Halsring 111.
Schlagsteine, der Kjökkenmöddinger 79.
Schlangenkopfarmband von Kommerau 358.
Schlehen (Kr. Posen-West), illyrisches Gräberfeld 157.
Schleifstein, frührömische Zeit 344.
Schleswig, Gürtelringe, Vorstufe der gotländischen 202.
— Fehlen der Mäanderurnen 348.
— Sitze der Angeln und Warnen 349, 350.
— Ober-Jersdaler Stil 349.
Schlittknochen, slawischer von Pawlowke 166.
Schliz, Alfred, † Nachruf 207, 364.
— Schriften 207.
— über Rassefragen 136, 137, 139, 140, 371.
Schlöben (altenburgischer Westkreis), in der Wölmisse, Depotfund der frühesten Eisenzeit 87 ff.
Schmähkruzifix vom Palatin in Rom 298, 310.
Schmetzdorf (Kr. Jerichow II), latènezeitliches Gräberfeld 363.
Schmiedeberg (Kr. Angermünde), steinzeitliche Gräber 37, 39, 50, 52.
— der vorrömischen Eisenzeit 39.
Schmidt, R. R., Zeitbestimmung der steinzeitlichen Werkstatt von Deutsch Evern 173.
— über Markkleeberg 317, 319, 323, 324.
Schnurkeramik, Funde von Wahren bei Leipzig 83.
— von Schönrode 151.
— von steinzeitlichen Gräbern der Uckermark 48, 50, 53, 55.
— netzartiges Ornament am Gefäß von Eisleben 31.
Schönebeck, bronzener Halskragen 93 unter Kl. Drebnau.
Schönrode (Kr. Wirsitz), steinzeitliche Skelettgräber mit schnurverzierten Gefäßen 151.
Schönwiese (Kr. Marienburg), bandförmige, spitzzulaufende Armspirale 108.
Schötensack, über das Steigklettern der Menschen 369.
Schottland (ohne Ortsangabe), Grabsteine mit Kreuzen 285.
Schroda (Provinz Posen), Hohlwulst 89.
Schuhe, als Zaubermittel 1, 3.
Schuhmacher, Fritz, Architekt 383.
Schulz-Minden (Walter), Kriegsnachrichten 210, 377.
— über die Angrivarier 351.
Schwachenwalde (Kr. Arnswalde), Messer mit liegendem Kreuz 92.
— längsrippiger Halskragen 93 unter Kl. Drebnau, 102 unter Zimitz.
Schwadernau bei Biel (Kt. Bern), eiserner Spitzbarren 124.
Schwalbe, über Schädelmessung 370.
Schwan, Tier Njörds 267.
Schwanenhalsnadel von Gora 154.
— von Hartfeld 161.
Schwanow (Kr. Ruppin), Manschettenarmband der IV. bis V. Bronzeperiode mit liegenden Kreuzen 91, 94.
Schweinsberg, Berg bei Heilbronn, Hügelgräber der II. Bronzeperiode 364.
Schweiz, eiserne Spitzbarren 123.
Schweizersbild bei Schaffhausen, Magdalénien 364.
— — Schädelbau der Skelette, Rassenzugehörigkeit 138, 141.

Digitized by Google

Schwerin a. d. Warthe, falsche Fundangabe eines Absatzbeiles 155 Anm. 1.
Schwert mit Nierenknauf, mit liegendem Kreuz verziert von Herrnstadt 92.
Scoringerland 348.
Scyld 272, 278.
Seddin (Kr. Westprignitz), Königsgrab, Anlage auf Grund astronomischer Kenntnisse 244.
Seefeld (Kr. Karthaus), Steinkreis 229.
Seelmann, über Chalousos 348.
Segeberg (Holstein), Friedhof der römischen Kaiserzeit 349.
— nördliche Grenze der Mäanderurnen 348.
Selchowhammer (Kr. Filehne), Latènefibeln 163.
— Fibel mit zweilappiger Rollenkappe und andere ostgermanische Funde 163.
Seligmann, über Zaubermittel 1.
Semnonen 347.
Sense, eiserne, slawische, von Fohrde 132.
Sergi, über die Rassen Italiens 188.
Sicheln aus Bronze, von Rosko (Knopff.) 155, 157.
— — von Großendorf 101.
— aus Eisen, von der Wölmisse 89.
— — slawische von Bahnitz 132.
Siedlemin (Kr. Jarotschin), slawischer Siedelungsplatz 167.
Siehe, lausitzer Forscher 376.
Silstedt (Kr. Wernigerode), keltische Skelettgräber 114.
Sirgenstein, Diluvium 321, 323.
Situla, von Glienitz, Entwicklung aus heimischen germanischen Formen 176.
Skadi 63 Anm. 3, 267—268.
Skandinavien, Grenelle-Rasse 140.
Skelettbestattungen, Untersuchung der steinzeitlichen in der Uckermark 249 ff.
— — darin Lochbildung am Oberarm 259, 260.
— als Mittel, die Ostgrenze der Kelten zu bestimmen 114.
— in Kent zu angelsächsischer Zeit 352.
— bei den Slawen 127.
Skierniewice (Polen), Ringburg 379.
Skjeberg s. Nedre Solberg.
Skjold 272, 273, 278.
Slawen, Funde aus der Provinz Posen 164 ff.
— — aus der Mark Brandenburg 127 ff.
— Ursprung und Verbreitung 135 ff.
Sleipnir 269.
Slupia Nowa bei Sandomir (Polen), bandförmige, spitzzulaufende Armspirale 108.
Smardow (Kr. Ostrowo), ostgermanische Keramik 163.
Solacz (Kr. Posen-Ost), Geräte aus Feuerstein 151, 152.
— Siedelungsplatz der IV. Bronzeperiode 157.
Solacz, ostgermanische Siedelung 164.
Solutré bei Macon (Frankreich), Erste Funde des Solutréen 191.
Solutréen 191, 194, 315, 320, 321, 324.
Sommerfeld (Kr. Crossen), längsgerippte Armbänder 95.
— bandförmige, spitzzulaufende Armspirale 108.
Sonne, auf Darstellungen der Kreuzigung Christi 302, 314.
— am Kivikdenkmal 62, 64.
Sonnengott 63, 64, 282, 290.
Sorau (Stadt), längsgeripptes Armband 95 Anm. 1.
Speergott 64, 269.
Speerspitzen, Bilder am Kivikdenkmal 62.
Speerzauber 271.
Speier, eiserner Spitzbarren 122.
Spinnwirtel, slawische 129.
Spirale, als Götterzeichen 64.
Spiralmänderkeramik, Funde bei Leipzig 83.
— Knotenornament 28.
Spiralscheibennadeln, mit liegenden Kreuzen verziert 95.
Spitzbarren, eiserne 84, 117 ff., 338 ff.
Sprater, über Roheisenfunde 119.
Spy, Neandertalrasse 370, 372.
St. Acheul a. d. Somme, erste Funde des Acheuléen 191.
St. Etienne (Champagne), merowingischer Friedhof 377.
St. Molf bei Guérande (Loire Inférieure), eiserne Spitzbarren 341.
Stade (Regierungsbezirk), altsächsische Friedhöfe 350.
— Sonderart der sächsischen Scheibenfibeln 352.
Stahr, über schaukelnde Unterkiefer 138.
Standing Stones of Stennes (England), Steinkreis 233.
Stanomin (Kr. Hohensalza), großer illyrischer Depotfund der frühesten Eisenzeit 104, 105; darin mit liegenden Kreuzen verziert:
— Doppelspiralscheibenkopfnadel 94.
— gedrehte Halsringe 104.
— bandförmige spitzzulaufende Armspirale 108.
Stanton Drew (England), Steinkreise 232, 243.
Stargard (Kr. Saatzig), Halskragen der IV. Bronzeperiode 93.
Starkenburg (Provinz im Großherzogtum Hessen), eiserne Spitzbarren 121.
Starkowo (Kr. Bomst), Doppelspiral-Scheibenkopfnadel 94 Anm. 2.
Stedten (Mansfelder Seekreis), Wendelring 114.
Steigbügelarmringe 114 ff.
Steinhammer, mit nachgeahmter Gußnaht aus Litauen 378.
Steinkreise 213 ff.

Digitized by Google

Steinzeit (neolithische), Funde der Kjökkenmöddinger 79 ff.
— im Regierungsbezirk Lüneburg 172, 173, 176, 177.
— in der Provinz Posen 147 ff.
— in der Uckermark 33 ff., 249 ff.
Stelle (Kr. Winsen a. d. Luhe), Funde der Bronzezeit 171.
— aus dem 5. oder 6. Jahrhundert nach Chr. 171.
Stempelurnen, altsächsische, in England 352.
Stendsitz (Kr. Karthaus), längsgeripptes Armband mit oberer Schleife und Dornverschluß der V. Bronzeperiode 98, 101.
Stimming, Gustav, † Nachruf 209.
— Schriften 210.
Stolzenau a. d. Weser, südlichster altsächsischer Friedhof 351.
Stolzenhagen (Kr. Angermünde), Steinplattenkiste mit Skeletten 40, 249, 250, 261.
Stonehenge (Südengland), Steinkreise 220, 221, 226, 233 f., 242, 243, 357.
Stora Hoghem (Tanum, Bohuslän), Felsenzeichnung 68, 265.
Stöwen (Kr. Kolmar, Westpreußen), Stein einer Handmühle 167.
Strabon, Bericht über Opferkult bei den Kimbern 73.
Strehlau (Ltr. Bromberg), im Netzekanal, Hirschgeweihhacke 148.
Striglakreuze 313.
Stripple Stones (England), Steinkreis 233.
Studernheim (Bez.-A. Frankenthal), eiserner Spitzbarren 121, 338, 340.
Studsin (Kr. Kolmar, Westpreußen), Gesichtsurnen 164.
Sucow (Kr. Templin), Gräber der Steinzeit 34 f., 43, 53.
Sudeten-Rasse 141, 142.
Sulza (Kr. Apolda), keltisches Skelettgrab 116.
Sviar, ihre Götter 264, 269, 270.
Swaefe 348.
Sweben 347—351.
Schweden, Runensteine mit Kreuz 298.
Sylt, Steinkreise 244.

Tacitus, Bericht über germanische Volksstämme 347, 348, 349.
— über die Astier 77.
— über die Fennen 140.
— über die Götter aller Germanen 63.
— über die Alcis 65.
— über Nerthus 265.
— über göttliche Eber 77.
Taman (Insel am Asowschen Meer), Gotenreste 145.
Tanagra (Böotien), Tonfigur mit symbolischen Zeichnungen 20.
Tannenzweigmuster an Sachen der frühesten Eisenzeit 110 ff.
Tarnopol (Galizien), gedrehter Halsring mit breiten Ösenenden 104.
Tarthun bei Egeln a. d. Bode (Kr. Wanzleben), keltische Skelettgräber 114.
Tataren 138, 139, 140.
Taubach (Sachsen-Weimar), paläolithische Fundstellen 320—322.
Tegel (Kr. Niederbarnim), bronzezeitliches Gräberfeld 363.
Ten Brink, über die Euten 353.
Tensfeld (Holstein), Steinkreise 244.
Teplitz-Schönau (Böhmen), vasenförmiges spätneolithisches Gefäß 50.
Teschub 276.
Teutoburgerwald, Südgrenze des Veltheimer Stils und der Angrivarier 351.
The Hurlers (England), Steinkreise 232, 243.
Theißen (Kr. Weißenfels), Wendel- und Steigbügelarmring 115, 117.
Themse, Grenzen germanischer Stämme und Kultur 352.
Theodebert, Erwähnung der Euten 353.
Theodolinda 302, 303.
The Tregaseal Circles (England), Steinkreis 233.
Thiede, Diluvium 321—325.
Thierschneck (Grafsch. Camburg), keltische Skelettgräber 116.
Thonar 63.
Thor 68, 273.
Tierdarstellungen, in einem neuentdeckten paläolithischen Heiligtum 193.
— bei den Australiern 372.
Tierköpfe an einem Goldhalsring frühmerowingischer Zeit von Peterfitz 376.
Tierwelt der Diluvialzeit 318, 320—322.
Tirol, Schädel der deutschen Bevölkerung 144.
Tiryns, Dipylonfiguren 28.
Tius 63.
Toldt, über altslawische Schädel 136, 137, 139, 143.
Torstorp (Ksp. Söderåkra, Län Kalmar), Depotfund der IV. Bronzeperiode, darin Halskragen mit liegenden Kreuzen verziert 92.
Trampe (Kr. Prenzlau) steinzeitliche Flachgräber mit Skelettbestattung 55.
Trave = Chalousos 348.
Tremolierstich 100, 102, 104, 126.
Treten, als Zaubermittel 6.
Trichterrandbecher, von Melzow und Neuenfeld 41.
Trier, eiserner Spitzbarren 120.
Trilithen 226, 234, 247.
Triton 278.
Trojaburgen 246.
Trzebcz (Kr. Kulm), Steinkreise 227, 229, 232, 243.
Tschepourkovsky, über die Bevölkerung Rußlands 138.
Tschilingirow, Anastas, † Nachruf 380.

Digitized by Google

Tuchheim (Kr. Jerichow II), slawisches Tongefäß 128.
Tüllenbeil, eisernes, von der Wölmisse 89.
— — von Guben-Chöne 104.
Tummeley, Kriegsnachricht 377.
Tupadly (Kr. Hohensalza), massiver, spiraliger Fußring der frühen Eisenzeit 104 Abb. 19, 105.
Turkvölker 137, 141.
Tyr 27, 63.
Tyra 311.

Überschreiten, als Zaubermittel 6.
Übigau bei Dresden, Armspirale aus Doppeldraht der V. Bronzeperiode 97.
Uckermark, Steinzeitgräber 33 ff., 249 ff.
Ull 63 Anm. 1, 265, 266, 268, 273, 275, 278, 279, 280.
Ulm, eiserner Spitzbarren 122.
Unterlenningen (Ob.-A. Kirchheim u. T.), eiserner Spitzbarren 340.
Urmitz (Lkr. Koblenz), steinzeitliches Erdwerk 331.

Vannecourt (Kr. Chateau-Salins, Elsaß), eiserner Spitzbarren 123.
Varlös (Tanum, Bohuslän), Felsenzeichnung 68, 69 Abb. 8.
Veda 77, 266, 268, 271, 274, 276, 279.
Veltheimer Stil 351.
Vendel (Uppland), Helm mit Kampfebern 77.
Veraldar goð 263, 269, 270.
Vesta 276.
Vestalinnen 270, 274.
Vézèretal (Dordogne), diluviale Funde 190 ff.
Vierzehnheiligen (Kr. Saalfeld, Thüringen), keltisches Skelettgrab 116, 117.
Virchow, Rudolf, über germanische und altslawische Schädel 136.
— über Neandertalrasse 367 Anm. 1, 370.
Vogelköpfige Menschenfiguren 13.
Völlerdingen (Kr. Zabern), eiserner Spitzbarren 123.

Wachenheim bei Dürkheim (Bez.-A. Frankenthal), eiserner Spitzbarren 121, 340.
Wagner, Ernst, über das Bombenattentat in Karlsruhe 212.
Wahle, Ernst, Kriegsnachrichten 210, 377.
Wahlstadt (Lkr. Bromberg), Wendelringe 160.
Wahren bei Leipzig, Funde aus verschiedenen Zeiten 83.
— Depotfund der frühen Eisenzeit 83 ff., 87 ff.
— — darin eiserner reichverzierter Halsring mit Knopfenden 85, 89, 91, 93, 103, 108, 110, 112, 113, 114.
Wahren bei Leipzig, Depotfund, darin Roheisenluppe 84, 124, 125, 341.
— — Zeitbestimmung 86, 112, 113.
— — illyrisch 112, 114, 117.
Waldai-Rasse 135, 140.
Walternienburg (Kr. Jerichow I), Elbmegalithamphore mit kammartigen Verzierungen 22.
Waräger 146.
Waralden Olmay 263—265, 269, 270, 275.
Warnen 349, 350.
Warnow = Chalousos 348.
Watenstedt (Braunschweig), swebischer Friedhof 351.
Waul 273, 275, 278.
Webesteine aus Ton, slawische 129.
Webrutz (Böhmen), Riesenurnen 360.
Weckersweiler (Kr. Saarburg), eiserne Spitzbarren 84, 123.
Weiland, über Chalousos 348.
Weineck, lausitzer Forscher 376.
Welbsleben (Mansfelder Gebirgskreis), keltisches Skelettgrab 115.
Wellendorf-Nateln (Kr. Ülzen), Funde der Stein- und Bronzezeit, eigenartige Skelettlagerung 172.
Wendelringe 96 Anm. 3, 102, 109, 114 ff., 160, 334 ff.
Wenden, in der Mark Brandenburg 127 ff.
Westdorf (Kr. Aschersleben), Skelett- und Urnengräber der früheften Eisenzeit 114.
Westersunderberg (Kr. Ülzen), Urnenfriedhof der römischen Kaiserzeit 170, 171.
Westgermanen, Sondertypen der früheften Eisenzeit, längsgerippte Armbänder, Vorstufe und Weiterentwicklung 97 ff., 103.
— — bandförmige, spitzzulaufende Armspiralen 108.
— Funde in der Provinz Posen 158 ff.
— in der frührömischen Zeit in der Mark Brandenburg 346.
— Stämme und Stammverbände 347 ff.
Wetzlar, eiserne Spitzbarren 120, 341.
Weule, über paläolithische Zeichen 5.
Widsidlied 348, 353.
Wiegers, über La Micoque 192.
— über Markkleeberg 317, 319, 325.
Wiesbaden, Steinkreis in der Geisheckе 244.
— eiserne Spitzbarren 120.
— wahrscheinlich falsche Fundangabe eines eisernen Knopfhalsringes 90.
Wikingerzeit, Oseberg-Schiff 206, 357.
— Darstellung des Midgardwurmes 73.
— Götter 268.
Wil (Kt. St. Gallen), eiserner Spitzbarren 123.
Wildberg (Kr. Greifswald), Mörser 356.
Wilhelmsau (Kr. Niederbarnim), spätkaiserzeitliches Gräberfeld 363.
Wilhelmshöhe bei Usch (Kr. Kolmar, Posen), Buckelurne 175.

Digitized by Google

Wilkau (Kr. Fischhausen), längsgerippte Armbänder 96.
Wilke, Georg, Kriegsnachrichten 210, 378.
— über die Dioskuren 65.
— über die Axt als Fruchtbarkeitszeichen 265.
— über den Steinkreis von Avebury 232, 242, 243.
Willendorf (Österreich), die Gesichtshaube der sog. Venus von W. 14.
— paläolithische Steinwerkzeuge 322.
Willers, Heinrich, † Nachruf 209.
Wilmersdorf (Kr. Beeskow-Storkow), bronzezeitliches Gräberfeld 363.
Winckelmann, über Rembrandt und Hals 384.
Windecken (Lkr. Hanau), Wendelring 336.
Windgott 63, 271, 272, 279.
Winiary (Kr. Posen-Ost), westgermanische Keramik 160.
Wintergott 265, 268.
Wintergraf 67, 268.
Wirsitz (Stadt), slawische Scherben 167.
Wittstock (Kr. Prenzlau), steinzeitliches Flachgrab mit Skelett 54.
Witzen (Kr. Sorau), längsgerippte Armbänder 95, 103.
Wocel, über altslawische Gräber 135.
Woche 223, 236.
Wodan 63.
Wodl 269, 273.
Wöhlsdorf (Kr. Ziegenrück), keltisches Skelettgrab 116.
Wojtostwo (Kr. Schrimm), steinzeitliche Scherben 152.
— illyrisches Gräberfeld 158.
Wolf, Tier Apollons und Skadis 267, 268.
Wolff, Karl Felix, Kriegsnachrichten 210, 377.
Wollishofen, am Züricher See, bronzener Miniaturkamm 20.
Wollschow (Kr. Prenzlau), einhenkliger Topf aus steinzeitlicher Quarzitplattenkiste 43.
— steinzeitliche Flachgräber mit Skeletten 55.
Wölmisse bei Schlöben (Sachsen-Altenburg), Depotfund der Hallstattzeit 87 ff.
— — illyrisch 114, 117.
Wolt 273.
Woltersdorf (Kr. Niederbarnim), bronzezeitliches Gräberfeld 363.
Wonsheim (Kr. Alzey), eiserner Spitzbarren 121.
Woogtal bei Weisenheim a. L. (Bez.-A. Frankenthal), eiserne Spitzbarren 122.
Wörnitzstein (Bez.-A. Donauwörth), eiserner Spitzbarren 123.
Wotenitz-Jameler Stil 348.
Woynowo s. Wahlstadt.
Wszedzin (Kr. Mogilno), bandförmige, spitzzulaufende Armspirale 108.
Württemberg, eiserne Spitzbarren 122.
Wusseken (Kr. Schlawe), Depotfund der frühesten Eisenzeit, darin gestreifter Halskragen 100, 102, 126.
Wzionchow (Kr. Koschmin), slawische Scherben 167.

Ynglingersage 76.
Ystadt (Schweden), Pferdeschädel mit Feuersteindolch 72.

Zalesie (Kr. Jarotschin), Querbeil aus Feuerstein 152.
Zapfenbecher von Melzow 48.
— von Trampe 56.
— von Wollschow 55.
Zarnowitz (Kr. Neustadt i. Wpr.), Depotfund der frühesten Eisenzeit, darin gestreifter Halskragen 100, 102, 126.
Zauchel (Kr. Sorau), bandförmige, spitzzulaufende Armspirale 108.
Zeblin (Kr. Bublitz), Fibel mit Schälchenfuß und liegendem Kreuzband 109.
Zeichenschrift, neue paläolithische Funde im Dézèretal 192, 193, 194.
Zeltberg bei Lüneburg, Urnenfriedhof der römischen Kaiserzeit 169—172.
Zerkow (Kr. Jarotschin), illyrischer Siedlungsplatz 158.
— slawische Scherben 167.
Zerkwitz (Kr. Jarotschin), Steingerät 152.
— Funde illyrischer Kultur 158.
Zeus 277, 278.
Zeuß, Kaspar, über Chalousos 348.
Zgierzynka (Kr. Neutomischel), westgermanische Keramik 161.
Ziege, als Opfertier und Stern 222.
Zilmsdorf (Kr. Sorau), quergerippte Arm- und Fußbänder mit liegenden Kreuzen 94, 95, 103.
Zimitz (Kr. Usedom-Wollin), Depotfund der V. Bronzeperiode, darin gestreifte Halskragen 99, 100, 102, 126.
Zinn, ostgermanische sechskantige Halsringe von Belgard 111.
Zirkel, Joh., Kriegsnachricht 377.
Zurawia (Kr. Schubin), Depotfund der frühesten Eisenzeit, darin Armspiralen, Hohlwulste, Fußringe 111.
Zweiggesellschaft Berlin, Sitzungsberichte 183 ff.
Zypern, Doppelaxt aus Bronze 289.
— Gefäß mit Haustieren und kammartigen Zeichen 22.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Seite

Almgren, Oscar: Die ältere Eisenzeit Gotlands. Heft 1. Stockholm 1914 (M. Jahn) 201

Déchelette, Joseph: La collection Millon. Antiquités préhistoriques et gallo-romaines (Hugo Mötefindt) 198

Déchelette, Joseph: Manuel d'archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine II. Archéologie celtique ou protohistorique. Troisième partie: Second âge du fer ou époque de la Tène. Paris 1914 (Hugo Mötefindt) 200

Mötefindt, Hugo: Das Diptychon consulare im Domschatz zu Halberstadt. Magdeburg 1915 (Georg Girke) 354

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07029 0898

Digitized by Google

Digitized by Google